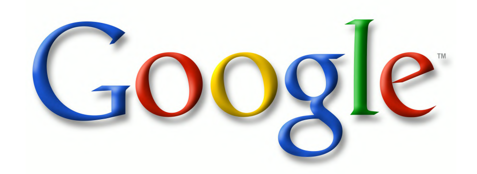
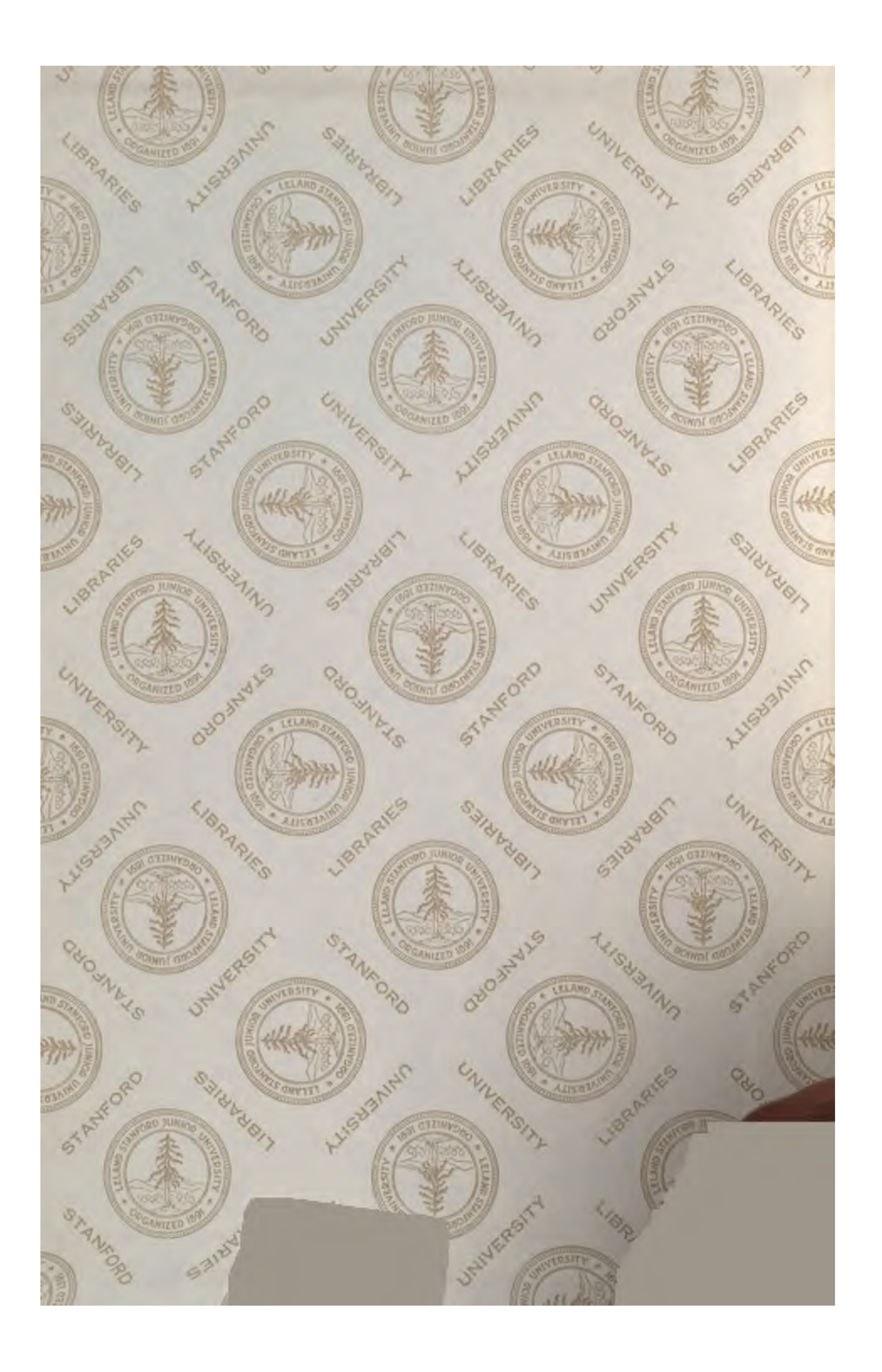
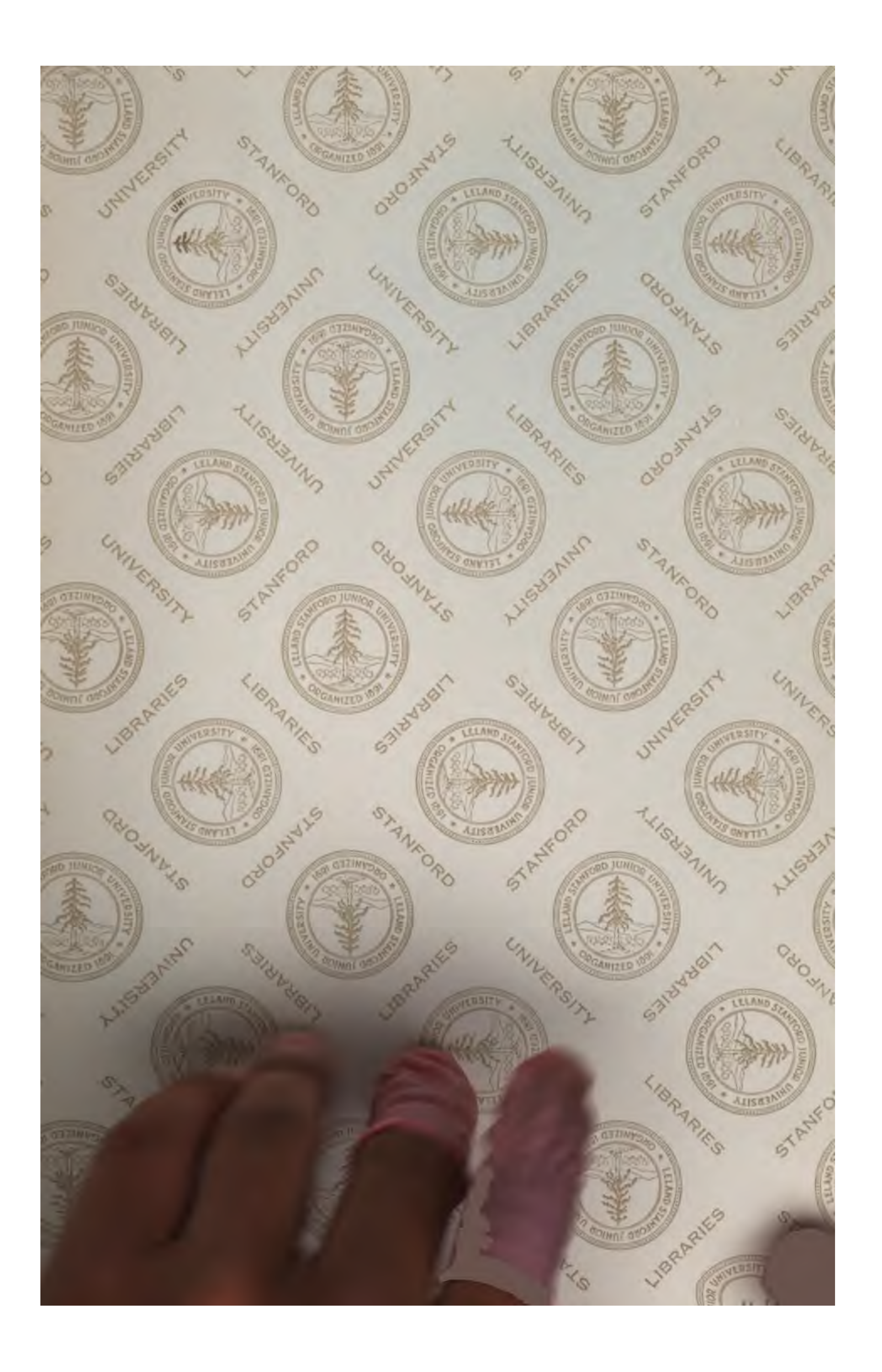


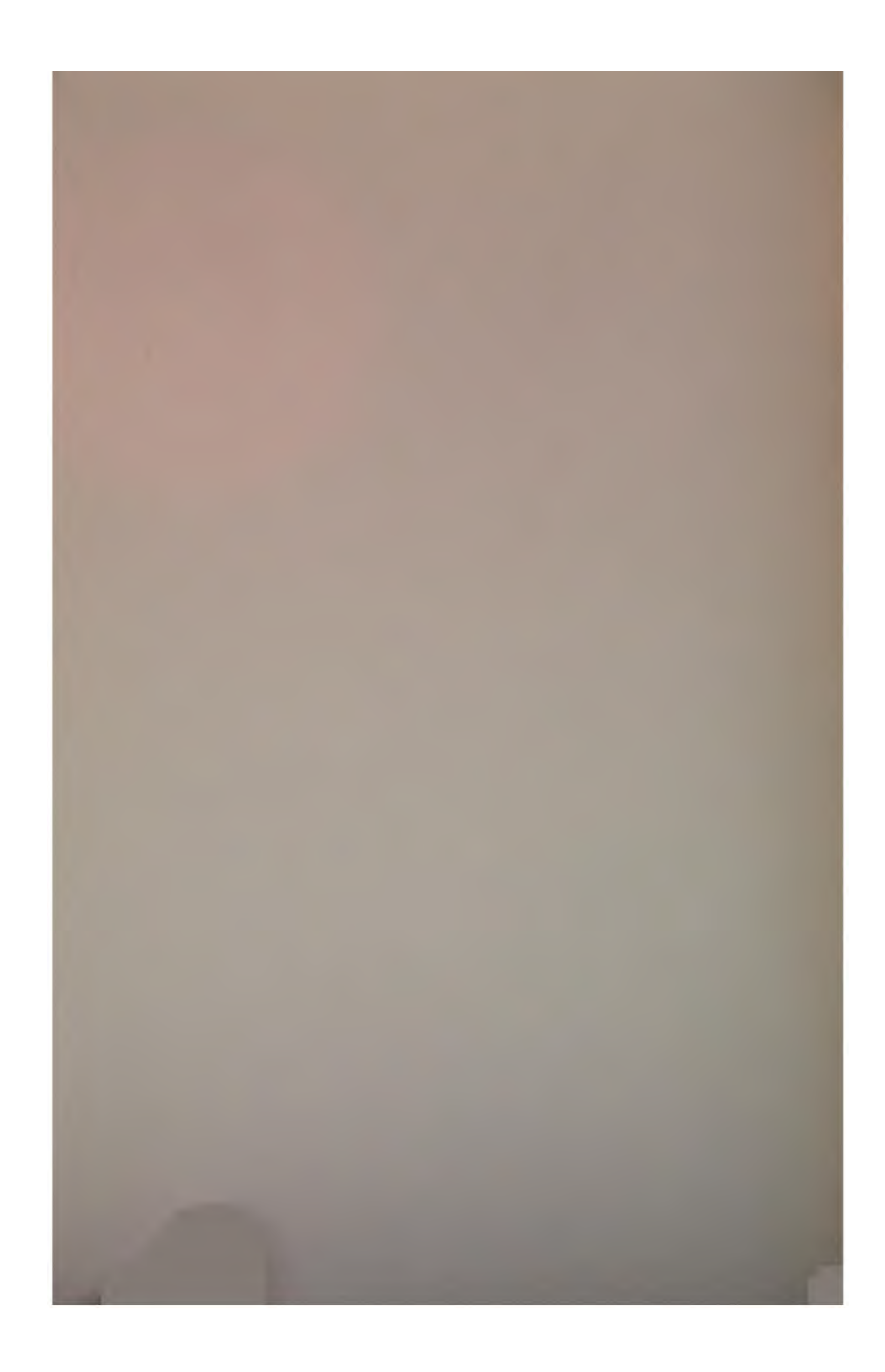





STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891







JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIV.

MIT 6 TAFELN UND 18 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1893.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

Professor Dr. Hermann Schaaffhausen

Geheimer Medicinalrath in Bonn

ist den 25. Januar 1893 ganz unerwartet in Folge einer Herzlähmung im 77. Lebensjahre sanft verschieden.

Am 30. Januar hat man den Edlen zu Grabe getragen mit einem Leichenbegängniss, wie Bonn nur wenige gesehen hat. An der Spitze des fast endlos erscheinenden Trauerzuges schritten die studentischen Corporationen mit ihren Chargirten und Fahnen mit einem Musikcorps. Hinter dem offenen Leichenwagen trug ein Mitglied des Corps Borussia den vom Kaiser, welcher im Hause des Verewigten während seiner Bonner Studienzeit viel persönlich verkehrt hat, gesendeten, aus Lorbeer, Orchideen und mächtigen Palmzweigen zusammengesetzten prachtvollen Trauerkranz. Oberstlieutenant von Winterfeld, Commandeur des Bonner Königs-Husaren-Regiments, war vom Kaiser beauftragt worden, den Kranz persönlich am Sarge niederzulegen. Diesem folgten im Leichenzuge die Spitzen der Stadt, Curator, Rektor und Senat und fast sämmtliche Professoren der Universität, viele Offiziere, darunter auch solche vom Deutzer Kürassier-Regiment, ein Abgeordneter des Cardinal-Erzbischofs von Köln u. v. a. Die Bürgerschaft bildete auf dem Wege vom Trauerhause bis zum Friedhofe Spalier. Am Grabe hielt der Professor der katholischen Theologie Dr. Schroers die Leichenrede. Die Studentenschaft vereinigte sich nach Schluss der Leichenfeier zu einer Trauerversammlung in der Beethovenhalle, wo Herr stud. med. Dieckerhoff eine Gedächtnissrede auf den geliebten Lehrer sprach. Aus allen Kreisen kamen die Beweise der trauernden Theilnahme. Die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich und die Königin von Schweden sendeten herzliche Beileidsbriefe und Depeschen, ebenso Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin und die Fürstin-Mutter zu Wied, der Kultusminister Dr. Bosse, der Oberpräsident und der Landesdirektor der Rheinprovinz. Unter den überaus zahlreichen kostbaren Blumenspenden be-

fanden sich Kränze vom Prinzen Friedrich Leopold von Preussen, vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland, vom rheinisch-westphälischen Naturhistorischen Verein, vom Verschönerungsverein für das Siebengebirge, von dem Alterthumsverein in Nassau, von der Deutschen und der Berliner anthropologischen Gesellschaft, vom Alterthumsverein in Osnabrück, vom Kirchenvorstand der Remigius-Gemeinde in Bonn, von den Córps und den Burschenschaften der Universität, dem Offizierkorps des Deutzer Kürassier-Regiments u. v. a.

Mit soviel Ehren ist noch selten die Leiche eines deutschen Gelehrten zu Grabe geleitet worden. Was ihren Werth noch erhöht, diese grossartige Leichenfeier galt nicht einer besonders hervorragenden äusseren Lebensstellung, sie war ein rein spontaner, freier Ausfluss hoher allgemeiner Verehrung und Liebe zu der Person des Verstorbenen. Und der Mann, dem diese erwiesen wurden, hat sie wahrhaftig, wenn irgend ein Anderer, verdient. Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, Gelehrte und Ungelehrte sahen in dem Geschiedenen einen treuen Freund und Berather. Herr Professor Schroers hat das in warmen Worten herzlich und zu Herzen gehend an dem Grabe ausgesprochen: „Hermann Schaaffhausen war einer von jenen Menschen, deren stillen Zauber sich Niemand entziehen kann, der das Glück hat, sich ihnen nähern zu dürfen. Andere mögen fesseln durch die geniale Grösse ihres Geistes oder durch den blendenden Glanz ihrer Phantasie oder durch die gewaltig schaffende Thatkraft. Dieser war eine einheitlich geschlossene und harmonisch durchgebildete Persönlichkeit, beherrscht von einem tiefen Gemüthe und umwoben von einer Atmosphäre des Friedens und des Wohlwollens.“

Sein offenes Herz war es, was Ihm alle Herzen öffnete, und was jetzt so viele an seinem Grabe mit denen trauern lässt, die in ihm den Vater verloren haben.

In Coblenz am 19. Juli 1816 geboren, hat Hermann Schaaffhausen, mit Ausnahme zweier in Berlin verlebter Studienjahre ununterbrochen seiner rheinischen Heimat angehört, für welche sein Herz so tief und warm schlug. Wie leuchteten seine Augen, wenn

er von ihrer ruhmvollen Vergangenheit, von ihrer mehrtausendjährigen Kultur sprach. Mit freudigem Stolze pflegte er es auszusprechen, dass sein ganzes Leben dem Rheinlande und seiner Hochschule gewidmet blieb, dessen Bestes zu fördern sein beständiges Bestreben war.

Die ersten Unterweisungen erhielt er im elterlichen Hause durch Privatunterricht; dann besuchte er, neun Jahre lang, das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine Tagebücher gestatten uns schon in diese frühe Zeit seiner geistigen Entwickelung manche Einblicke. Von dem 7jährigen Knaben ist ein Gedicht erhalten auf „Gelehrsamkeit und Reichthum," das zu dem Schluss kommt: „ich wünscht ich wär gelehrt." Zehn Jahre später beginnen die regelmässigen Aufzeichnungen mit den ersten Erinnerungen an die glücklichen Jahre der Kindheit, an die ersten Jugendfreundschaften, kleinen Reisen u. a. mit eingestreuten, mit grosser Fertigkeit ausgeführten Federzeichnungen, und zwar letztere auch schon von Alterthümern und alten Inschriften. Auch zahlreiche geist- und gemüthvolle Gedichte finden sich darunter, die zum Theil noch auf das 11. und 14. Lebensjahr zurückgehen.

Er war 18 Jahre alt, als er seinen Geburtsort und seine Familie verliess, um als Studiosus medicinae die Bonner Hochschule zu beziehen. Es war ein trüber, regnerischer Oktobertag 1834 an welchem wir ihn zu diesem Zweck auf dem Dampfer den Rhein hinabfahrend finden. Wehmüthige Erinnerungen an das ungetrübte Glück der Kindheit im stillen Frieden des Vaterhauses durchklangen die Seele des Jünglings, aber er fühlt daneben schon die in ihm sich regende Kraft, welche einen Wirkungskreis sucht: Das Unbekannte, das Fremde, das Entfernte zieht ihn an, schaukelnde Wellen tragen ihn, sind das Anzeichen eines Sturmes. „Aber ein fester Charakter gebietet auch dem Sturm und steuert vorbei an den Stellen der Gefahr."

Er studirte drei Jahre in Bonn und hörte bei v. Calker Logik, Dialectik und Psychologie, bei Münchow Physik, bei Nöggerath Mineralogie, bei Bischof Chemie, bei Treviranus und

Nees von Esenbeck Botanik, bei Goldfuss Zoologie, bei Mayer und Weber Anatomie, bei Naumann Encyclopaedie der Medicin, bei Harless Materia medica, bei Wutzer Chirurgie und chirurgische Anatomie, bei Kilian Geburtshülfe und bei Nasse Geisteskrankheiten und Anthropologie, welch letztere Wissenschaft ihm in der Folge so viel verdanken sollte.

Es waren anregende, dauernd fruchtbringende Jahre, welche Schaaffhausen in Bonn verlebte, das damals wie heute eines der wichtigsten Centren geistiger Bewegung Deutschlands war. Seine Jugend fiel in die Jugendzeit der neuerwachten Nation, die alle jene Blüthen trieb, welche unsere Tage reifen sehen; in jene Zeit frischer poetischer Begeisterung für klassisches und vaterländisches Alterthum, durchweht von dem Geiste der Romantik, welcher doch jene Blüthen hervorgezaubert hat. Eine Vereinigung von Philosophie und empirischer Forschung, von Kunst und Wissenschaft strebt der feurige Geist des Jünglings an, der sich aber auch der hohen Pflichten bewusst ist, welche das gewählte Studium, der Beruf des Arztes, seinen Jüngern auferlegt. „So sind, schreibt er am 28. August 1837 in sein Tagebuch, drei Jahre verlebt in Bonn am Rhein und sie sind hinabgeschwommen mit dem alten Strome, der die Tage alle sah und ihre Morgensonne in seinen Fluthen spiegelte und ihr Abendroth. Wie verwebt sich mit uns die Umgebung, in der wir leben, wie wird uns Alles werth und theuer, ob Wahl oder Zufall es uns nahe gestellt hat. Wie die Eiche den Boden, in dem sie wurzelt, mit Recht für den ihrigen hält, weil sie ohne ihn nicht leben kann, so sind auch wir innig verwachsen mit der kleinen Welt, die sich um uns dreht und alle Lagen und Verhältnisse, in denen unser Leben erscheint, sind uns unentbehrlich geworden, ohne unser Wissen. Wenn aber nicht nur Zeit und Gewohnheit das Alles geheiligt hat, was das Unsere war für eine Zeitlang, wenn auch Neigung und Liebe uns an die Stelle schloss, die wir erfüllten, dann wird die Trennung schwer und wir scheiden arm und verlassen von dort, wo wir so reich uns fühlten.“ — —

„Es ist eine zuversichtliche Gewährleistung unserer geistigen

Würde, dass wir in der Fülle der Begeisterung für Wissenschaft und Kunst es geloben können, ihrem hohen Dienste uns ganz zu widmen, und in ihrer Nähe die Welt zu vergessen und zu entbehren. Die stille Grösse der Wissenschaft und der verschwisterten Kunst erfüllt mit hoher Verehrung die ahnende Seele und der Genius prüft die goldenen Schwingen und sie tragen ihn höher, näher den ewigen Sonnen, die am Himmel kreisen und ihr reineres Licht niederstrahlen durch die Nacht der Erde.“ — —

„Ich habe mich dem Studium der Medicin gewidmet. Es ist diejenige Wissenschaft, welche in den vielseitigsten Beziehungen und im innigsten Zusammenhange mit der Philosophie steht und als Naturforschung mit dem Leben stets befreundet bleibt, dessen wunderbare Gestaltungen sie zu enträthseln hat nach ewigen Gesetzen, zugleich ist ihr Beruf eine Tugend,“ — und so hat er ihn bis an seinen Tod geübt.

Mit freudiger Begeisterung sehen wir ihn im November 1837 die Universität Berlin beziehen und dort in die neuen grösseren Verhältnisse mit ihren neuen und starken wissenschaftlichen Anregungen eintreten. „Kühn und freudig will ich der Zukunft entgegengehen, wenn es sich bewährt, dass Wünsche und Hoffnungen die Vorgefühle dessen sind, was wir einst zu leisten im Stande sein werden: Der Wille reicht weit, — ob er gedeiht, — beweise die Zeit.“

In den ersten Studienjahren in Bonn hatten, neben den medicinischen Fachstudien, welche mit grossem Eifer gepflegt wurden, namentlich Philosophie und Anthropologie tiefere Anregungen gegeben, welch letztere der damalige Haupt-Vertreter dieses Faches in Bonn, der berühmte Naturphilosoph Nasse, auch zum Theil im Sinne einer philosophischen Disciplin vortrug. In Berlin trat Schaaffhausen in die geistige Atmosphäre seines Coblenzer Landsmannes Johannes Müller ein, des berühmtesten deutschen Physiologen, der, obwohl selbst fast noch ein Jüngling, doch wie Wenige neben und mit ihm der Berliner medicinischen Schule den Geist exaktester Forschung aufzuprägen verstanden hatte. Bei Johannes Müller

hörte Schaaffhausen nicht nur Physiologie, sondern auch vergleichende Anatomie und Pathologie. Dieser Genius war es, welcher zunächst auch die Richtung Schaaffhausens bestimmte: er entschloss sich, selbst Physiologe zu werden. Er studirte in Berlin zwei Jahre und hörte ausser Johannes Müller, bei Froriep Akiurgie, bei Wagner Forensische Medicin und Medicinische Polizei, bei Schultz Pathologie und frequentirte die Kliniken von Wolff, Rust, Busch, Wagner, Jüngken, Barez und Truestedt.

Am 31. August 1839 doctorirte er in Berlin mit einer Dissertation, welche den für seine wissenschaftliche Richtung charakteristischen Titel trägt: De vitae viribus, Ueber Lebenskraft, — ein Grenzgebiet zwischen Philosophie und Physiologie. Im Jahre 1840 bestand er, auch in Berlin, die medicinische Staatsprüfung mit der Note „sehr gut" und dem Titel „Operateur."

Nun war auch die Zeit in Berlin abgeschlossen und er doch, trotz all der neuen Eindrücke und geistigen Errungenschaften, im Wesentlichen derselbe geblieben.

„Wir leben in einem neuen Boden, suchen aber stets dieselbe Nahrung. Unter anderen Einflüssen glauben wir uns zu verändern und bleiben, wie wir waren. Wir sind ja nicht Steine, die in jedem Feuer glühen, in jedem Frost erkalten, wir sind Blumen, die ihre Sonne suchen und sich nach ihr wenden und in dem Schatten und in der Nacht ihre Kelche schliessen. Nur wachsen, blühen können wir — oder welken und verdorren, und ob die Farben wechseln und die Blätter — die Rose blüht als Rose unter jedem Himmel — und wo das Korn den Boden findet, treibt es Aehren."

Ueberblicken wir zunächst seinen äusseren Lebensgang.

Im Spätherbst 1840 machte er eine Reise nach Dresden, Prag, Wien und München, absolvirte dann in seiner Vaterstadt Coblenz den Militärdienst als Compagnie-Arzt im 25. Inf.-Regiment. Im März 1842 ging er 6 Monate zu Studienzwecken nach Paris, im Frühling 1843 auf drei Monate nach London.

Am 28. September 1843 verheirathete er sich in Coblenz mit

Anna, Tochter des Kriegsraths Lorenz und verlebte den darauf folgenden Winter und Frühling in Italien — eine sonnige glückliche Zeit, voll reichen gemeinsamen Genusses der herrlichen Natur und der Kunstschätze.

Am 29. Oktober 1844 habilitirte er sich an der Bonner Universität für Physiologie. Im Beginne seiner akademischen Laufbahn las er über specielle Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie und mikroscopische Anatomie. Eine lange Reihe von Jahren las er dann über Encyclopaedie der Medicin, gerichtliche Medicin, allgemeine und vergleichende Physiologie. Dazu kommen schon seit dem Jahre 1845 Collegien über das Gesammtgebiet der Anthropologie und Urgeschichte des Menschen. Im Jahre 1855 wurde er Professor extraordinarius, 1868 Geheimer Medicinalrath und 1889 ordentlicher Honorarprofessor in der medicinischen Fakultät. In dem gleichen Jahre feierte er unter lebhafter Betheiligung der weitesten Kreise sein 50jähriges Doctor-Jubiläum. In dem erneuerten Diplom der Berliner Universität heisst es:

„Viro quum de anatomia et de physiologia tum de antiquissima notitia gentium tantopere merito ut optimo jure inter primos nominatur, qui indefesso et sagacissimo studio atque labore anthropologiae excolendae et promovendae viam aperuerunt."

In diesen Worten reicher Anerkennung ist auch die Vielseitigkeit Schaaffhausen's als Forscher und der weiteren Fundirung Ausdruck gegeben, auf welcher seine akademische und schriftstellerische Thätigkeit sich gründete.

Die letztere umfasst 356 Einzelpublikationen [1]). Der Hauptzahl nach gehören letztere der Anthropologie und Urgeschichte an, einschliesslich Ethnologie und Zoologie des Diluviums und der Anthropoiden sowie Entwickelungslehre, nämlich 273; 32 sind physiologischen und vergleichend biologischen Inhalts, 7 behandeln Fragen der Philosophie und Psychologie, 27 beschäftigen sich mit römischer und griechischer Archäologie, erstere namentlich bezüglich rheini-

---

1) s. unten die vollständige Liste.

scher Funde. Es bleiben noch 17 Abhandlungen übrig, über Gegenstände allgemein-archäologischer Fragen, darunter 6, welche speziell sich mit kirchlichen Alterthümern beschäftigen.

Diese Aufsätze und Mittheilungen sind ursprünglich in verschiedenen Zeitschriften erschienen: im Archiv für Anthropologie, den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins in Bonn, den Sitzungsberichten der niederrheinischen Gesellschaft, in der Cotta'schen deutschen Vierteljahrsschrift (1848, 50, 53), in den Berichten der Naturforscherversammlungen und der Congresse der deutschen anthropologischen Gesellschaft, sowie in deren Correspondenzblatt, in den Comptes rendus der internationalen Congresse in Paris, Kopenhagen, Brüssel, Stockholm, Pest, Lissabon, in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, in den Akten der Leopoldina u. s. w. Im Jahre 1885 erschien in Bonn bei Marcus ein stattlicher Oktavband, in welchem unter dem Titel: „Anthropologische Studien“ eine Sammlung von besonders wichtigen jener Einzelpublikationen zusammengefasst ist.

Neben diesen grossartigen schriftstellerischen Leistungen, welche den Namen Hermann Schaaffhausen in alle Welt hinaustrugen, geht jene oben erwähnte intensive Lehrthätigkeit einher. Schaaffhausen war ein geborener Lehrer, sein ausgezeichnetes Rednertalent, durch unablässige Uebung geschult, seine eigene warme Begeisterung für den Gegenstand, welche die Hörer zu ähnlicher Begeisterung hinreissen musste, der hohe sittliche Ernst fester Ueberzeugung, der aus allen seinen Worten sprach, der reiche Hintergrund philosophischen, historischen und ästhetischen Wissens und Könnens, der auch seinen naturkundlichen Darstellungen eine specifische Färbung lieh, die philosophische Einheitlichkeit seiner Naturauffassung, der liebenswerthe Charakter, welcher seine ganze Erscheinung und jedes seiner Worte adelte — Alles das musste die Schüler anziehen und fesseln. Eine grosse Menge Zuhörer aller Fakultäten sammelte sich um seinen Katheder und seine Vorlesungen über Anthropologie und namentlich jene über Urgeschichte gehörten zu den besuchtesten der Bonner Universität.

Obwohl Physiologe, so ging doch sein vorwiegendes Interesse auf die specielle Anwendung dieser seiner Grunddisciplin auf das gesammte Leben des Menschen, darauf gründete sich im Wesentlichen sein wissenschaftlicher Erfolg in der Anthropologie.

Der letzte Brief, welchen ich von seiner Hand besitze, vom 4. Januar d. J., also wenige Tage vor seinem Tode, mit der gleichen festen und flüssigen Handschrift wie sonst geschrieben, handelt, als Antwort auf von mir gestellte Fragen, von seiner Lehrthätigkeit in der Anthropologie an der Bonner Universität:

„Ich lese in Bonn über Anthropologie unausgesetzt seit dem Jahre 1845. Vor mir hat in Bonn Ennemoser über Anthropologie gelesen, der Hauptvertreter des Faches war aber der klinische Lehrer für innere Medicin hierselbst, Nasse, einer der letzten Anhänger der naturphilosophischen Schule, der bald nach meinem Auftreten in Bonn (1843) starb.“

„Ich illustrire meine Vorträge fast in jeder Stunde durch Gegenstände meiner Privatsammlung, selten durch solche der Universitätssammlungen und durch Bildwerke der Universitätsbibliothek. Die von mir schon vor vielen Jahren beantragte Gründung eines anthropologischen Museums wurde abgelehnt. Den Neanderthaler Fund musste ich ankaufen für das Provinzialmuseum, weil er sonst für Deutschland verloren war, da Huxley ein hohes Gebot für das Kensington-Museum gemacht hatte.“

„Neben den Vorlesungen werden keine Kurse gehalten, eine Einrichtung dafür ist nicht vorhanden. Wohl las ich oft über mikroscopische Uebungen zur allgemeinen Physiologie, wobei auch anthropologisch Wichtiges zur Beobachtung kam. Privatissime wurden auch einzelne Studirende von mir in der Schädelmessung gratis unterrichtet.“

„Die Vorlesungen werden in den Hörsälen der Universität abgehalten. Demonstrationen habe ich in früheren Jahren auch zuweilen im Amphitheater der Anatomie hierselbst und in meiner Privatwohnung abgehalten.“

„Die durchschnittliche Zahl meiner Zuhörer in der Anthropo-

logie in den letzten 10 Jahren ist 70—80 im Semester. Ich lese seit 1870, nach Semestern abwechselnd mit der Anthropologie auch Urgeschichte des Menschen, die Zahl meiner Zuhörer in den letzten Jahren ist 80 bis 120 per Semester."

Aus jedem Worte klingt die berechtigte Freude an diesem grossartigen Lehrerfolg heraus. Schaaffhausen hatte es verstanden, das Interesse an der Anthropologie, welche so mächtig in ganz Deutschland unter Blumenbach's Anregung und Leitung erwacht war, auch durch jene für die Anthropologie wüste Zeit an der Bonner Hochschule aufrecht zu erhalten, welche, von dem Todestage Blumenbach's (1840) beginnend und fast bis gegen das Ende der 60er Jahre herein andauernd, an allen deutschen Universitäten (mit Ausnahme von Bonn und München) die wissenschaftliche Anthropologie als eigentliches Lehrfach verschwinden machte.

Nasse's anthropologische Vorlesungen hatten in hohem Masse anregend gewirkt, sie gehörten zu den gesuchtesten philosophischen Kollegien allgemein bildenden Charakters und es war Sitte der Bonner Studirenden aller Fakultäten, sie zu besuchen. Daran hat Schaaffhausen angeknüpft, das hat er erhalten und damit den unanfechtbaren Beweis geliefert, dass auch heute noch die wissenschaftliche Anthropologie, welche unter Blumenbach unbestritten als die erste aller naturgeschichtlichen Disciplinen erschienen war, ein wichtiges Glied in der Kette der akademischen Studien und Bildungsmittel sein kann. Das ist das hohe Verdienst, welches sich Schaaffhausen um die Anthropologie als akademisches Lehrfach erworben hat.

Von vorn herein mit einer Neigung zu philosophisch-ästhetischer Betrachtung des Stoffes, — war er ja selbst noch Zeuge der Wirksamkeit der älteren Naturphilosophie durch Nasse u. A. gewesen, — hat Schaaffhausen den Beginn der neuen naturphilosophischen Epoche unter dem überwältigenden Eindruck der ersten Darwin'schen Publikationen mit voller Begeisterung begrüsst. Er stellte sich auch für die Anthropologie voll und ganz auf den Bo-

den der neuerstandenen Entwickelungslehre und ist diesem Standpunkt ohne Wanken treu geblieben. Die grosse Zahl seiner anthropologischen Schriften und Reden athmeten alle diesen Geist, und wir sehen ihn auch dann noch an der allgemeinen Giltigkeit dieser Lehren für den Menschen festhalten, als so manche in der ersten freudigen Begeisterung für das neue Forschungsgebiet zum Theil ohne genügende Kritik gesammelte Einzelangaben sich nach und nach in manchen Richtungen als hinfällig erwiesen hatten. Ihm war und blieb seine wissenschaftliche Anschauung: von der Entwicklung der Menschengeschlechter zu immer höheren Stufen der Gesittung eine Herzensangelegenheit, für welche er mit seiner ganzen Person, mit der ganzen Fülle seiner Ueberzeugung eintrat. Wie oft haben wir diesen seinen begeisterten und hinreissenden Ausführungen die Beifallsrufe grosser Versammlungen folgen hören.

„Die Alterthumswissenschaft", so sagte er in seiner Abschiedsrede am 25. Oktober des vorletzten Jahres, in welcher er noch einmal sein wissenschaftliches Programm vor den Mitgliedern der Festversammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande so jugendfreudig entwickelte, „hat mit ihrem Lichte auch das Dunkel der ältesten Vorzeit erhellt. Nur mit Rücksicht auf die heutigen Wilden sagte Schiller schon 1789 in seiner Antrittsrede zu Jena: Eine weise Hand scheint uns die rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nutzbare Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig ist aber das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben? und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Die Urgeschichte wurde nur deshalb eine Errungenschaft der Neuzeit, weil diese von dem fruchtbaren Gedanken der Entwickelung erfasst, in den unscheinbaren Stein- und Knochenwerkzeugen der Vorzeit den Anfang der menschlichen Kultur erkannte. Es sind nicht schöne Statuen und Bauwerke, es

ist nicht goldener Schmuck und mit Edelsteinen besetztes Kunstgeräth, das sie uns vorführt, es sind roh zugehauene Steine, aus Knochen gefertigte Werkzeuge und grobe Thonscherben, die uns zu den bedeutsamsten Schlüssen geführt haben. Wie bei der Betrachtung einer Landschaft die Aussicht sich erweitert, je höher man steigt, so entdeckt die Wissenschaft neue Wahrheit, je weiter das Feld ihrer Forschung reicht. Nun wissen wir, dass alle Kunst und Bildung einen kleinen Anfang gehabt hat und dass die herrlichsten Werke der Menschenhand aus rohen Versuchen erst nach und nach entstanden sind. Durch die Auffindung der zierlichen Statuetten von Tanagra liegt die Entwicklung der keramischen Kunst von den rohen Idolen von Troja bis zu jenen hochkünstlerischen Darstellungen vollständig vor unseren Augen. Die bemalten Schalen und Vasen, auf denen die ganze griechische Mythologie dargestellt ist, lassen sich zurückverfolgen bis zu den aus der Hand geformten Bechern und Töpfen, die mit Eindrücken der Fingernägel geziert sind. Das thönerne Gefäss ist aber aus dem Korbe entstanden, den man, um ihn zu dichten, mit Thon bestrich, der über dem Feuer erhärtete. Aber wer lehrte dem Menschen das Flechten des Korbes? Wie so Vieles, was der Mensch erfunden zu haben glaubt, ein Vorbild in der Natur hat, so wird er auch das Flechten von der Spinne abgesehen haben, deren ausgespanntes Netz dem Boden eines geflochtenen Korbes gleicht."

„Nur die Kulturgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. In der politischen Geschichte entscheiden die Zerstörungswaffen, in der Culturgeschichte ist es die stille friedliche Arbeit des Denkers, welche unserem Geiste neue Welten öffnet und zu Entdeckungen führt, die das ganze Leben des Menschen umgestalten. Die grossen Weltreiche, welche die Ruhmsucht der Eroberer gegründet, sind zusammengestürzt, die Errungenschaften der Kultur aber gingen niemals verloren, die neuen Völker treten die Erbschaft der alten an und was unter dem Schutt der Ruinen begraben liegt, das bringt unsere Wissenschaft wieder an den Tag."

„Die Freunde der Menschheit haben es oft ausgesprochen,

dass die friedliche Entwickelung der Völker ihr wahrer Beruf sei, der allein zu Glück und Wohlfahrt führe, Andere halten das für eine Schwärmerei und sehen im Kriege jenen wohlthätigen Kampf ums Dasein, der als ein nothwendiges Naturgesetz erkannt sei. ‚Der Krieg, sagt Emil Zola, ist das Leben selbst. Nichts in der Natur besteht, nichts wird geboren, wächst und vermehrt sich anders als durch den Kampf. Essen und gegessen werden, heisst die Losung, wenn das Leben in der Welt bestehen soll. Der Krieg ist die Schule der Mannszucht, der Aufopferung, des Muthes, er stärkt Leib und Seele, erzeugt die Kameradschaft in der Gefahr, giebt Gesundheit und Kraft.' So kann nur der reden, welcher die Entwickelung der Menschheit nicht kennt. Diese zeigt uns vielmehr, wie nur allmählig das Thier im Menschen gebändigt wurde durch die Kultur. So gewiss diese den Canibalismus, das Menschenopfer und die Vielweiberei unter den gesitteten Völkern beseitigt hat, so sicher wird sie auch dem Zweikampf und dem Kriege ein Ende machen, wenn auch erst nach Jahrhunderten. Der Zweikampf ist in seinem Ursprung nichts anderes als ein Aberglaube, der in seiner ältesten Form noch mit dem Canibalismus verbunden war, denn der Sieger verzehrte den niedergeschlagenen Feind, um seine Tapferkeit sich anzueignen. Was Schiller von der Geschichte der Menschheit vor 100 Jahren gesagt hat, sie begleite ihn durch alle Zustände, die er erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredelung, das gilt noch mehr von der Alterthumsforschung, die nicht wie jene nur aus den überlieferten schriftlichen Berichten schöpft, sondern, diese ergänzend, uns die Hinterlassenschaften aller Zeiten und Völker in Bauwerken, Geräthen, Waffen, Münzen, Kunstwerken vorführt und damit uns das vollständige Bild von der Entwicklung der Menschheit aufrollt, wie sie nach dem Plane des Weltschöpfers sich vollzieht. Wir sehen den Bildungsgang des Menschengeschlechts von seinem Anfang bis zu der Höhe, die er heute erreicht hat. Das bewahrt uns vor der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und vor der kindischen Sehnsucht nach vergangenen

Zeiten! Wir danken es aber der Alterthumsforschung, dass sie uns das Schönste und Beste, was alle Völker für die Kultur einmal geleistet haben, immer wieder vor Augen stellt, damit es uns nicht verloren gehe. Das goldene Zeitalter, welches die Dichtung an den Anfang der Geschichte gesetzt hat, ist für die Wissenschaft das ferne Ziel, dem die Menschheit allmählig entgegen reift."

So vereinigten sich ihm Wissenschaft, Philosophie und Religion in einheitlicher Weltanschauung.

In Schaaffhausens Reden bei Congressen und in Gesellschaftssitzungen ist ein wesentlicher Theil seiner wissenschaftlichen Leistungen enthalten, hier hat er nicht weniger anregend gewirkt, wie als akademischer Lehrer, wesentlich unterstützt durch seine Beherrschung der europäischen Kultursprachen, welche er schon durch den Studien-Aufenthalt in Italien, in Paris und London weiter ausgebildet hatte.

Wenn wir im Einzelnen einen Blick auf die wissenschaftlichen litterarischen Leistungen Schaaffhausen's werfen, so steht seine Betheiligung an den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande und an dem Archiv für Anthropologie oben an. Er gehörte mit zu den Gründern des Archivs. Im Frühjahr 1865 erliessen Alexander Ecker und Heinrich Welcker eine Einladung an hervorragende deutsche Anthropologen zum Zweck der Gründung eines eigenen Organs für die damals so rasch sich wieder aufschwingende Wissenschaft der Anthropologie. Schon bei der Anthropologen-Zusammenkunft in Göttingen, wohin an das Grab Blumenbach's C. E. von Baer im August 1861 eine Anzahl von Vertretern der anthropologischen Forschung eingeladen hatte, war im Princip die Gründung einer solchen Zeitschrift beschlossen worden, aber erst vier Jahre später kam die Idee zur Realisirung. Auf die Einladung der beiden Obengenannten waren im Juni 1865 in Frankfurt a. M. Desor, His, Lindenschmit, Lucae, Schaaffhausen und Carl Vogt sowie der verdiente Verlagsbuchhändler Ed. Vieweg erschienen, das Archiv für Anthropologie wurde gegründet und die Redaktion den Herren Ecker und Lindenschmit

übergeben, die Namen der übrigen Mitgründer erschienen, mit einer Anzahl anderer, auf dem Titel als Mitarbeiter. Schaaffhausen hat auch diese übernommene Pflicht mit ununterbrochenem Interesse und gleichbleibender Treue bis an sein Lebensende gepflegt. Vom II. Bande an finden wir Schaaffhausen regelmässig mit Beiträgen betheiligt, zuerst: „Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart“ eine Programmrede (bei der 41. Naturforscherversammlung 1867 in Frankfurt a. M. gehalten), welche in dem Wesentlichen der Anschauungen vollkommen jener letzten Programmrede vom 25. Oktober 1891 entspricht, aus der wir oben einige besonders charakteristische Stellen ausgehoben haben. Dann folgt im Bd. III: „Ueber das Zweckmässige in der Natur“, in Bd. IV: „Die Menschenfresserei und das Menschenopfer.“ Vom Jahre 1878 an erschienen dann im Archiv f. A. unter Schaaffhausens spezieller Redaktion die von der deutschen anthropologischen Gesellschft veranlassten Kataloge der „anthropologischen Sammlungen Deutschlands, ein Verzeichniss des in Deutschland vorhandenen anthropologischen Materials.“ Schaaffhausen hat sich ein bleibendes Verdienst mit diesen Veröffentlichungen des Studienmaterials um die wissenschaftliche Anthropologie erworben und alle, welche diesen Reichthum von Messungsergebnissen in den geschickt und übersichtlich angelegten Tabellen noch nach langen Jahren vergleichen und durcharbeiten werden, müssen dem unermüdlichen Manne danken, diese Schätze anthropologisch wichtiger Daten zusammengebracht und zugänglich gemacht zu haben. Bereits ist die zehnte Sammlung inventarisirt: Bonn, Frankfurt a. M. (Senckenbergische Gesellschaft), Darmstadt (Naturalienkabinett und Museum) alle drei von Schaaffhausen selbst bearbeitet; Göttingen von J. W. Spengel, Freiburg i. B. von A. Ecker, Königsberg i. Pr. von Kupffer und Bessel-Hagen mit Anhang von Otto Tischler und Dr. Bujack, Berlin I. Theil von Brösike, II. von Rabl-Rückhardt, Breslau von Wilger, Leipzig von E. Schmidt, München von Rüdinger. Die letzte Arbeit Schaaffhausen's an seinem Todestag galt diesen Katalogen. Auf seine Veranlassung hat sich Herr Dr. med.

Mies, einer seiner eifrigsten Schüler an die Arbeit gemacht, die anthropologischen Sammlungen in Heidelberg für diesen Zweck durchzumessen und aufzunehmen. Eben waren die ersten Mittheilungen von dort an ihn gelangt und wie ein Blatt auf seinem Arbeitstisch bewies, hatte er noch am Abend des Tages, in dessen Nacht er ganz unerwartet verschied, an Heidelberger Schädeln katalogisirt!

Die Zusammenstellung der Einzelpublikationen Schaaffhausen's in verschiedene Gruppen je nach ihrem Thema hat uns einen Anhalt dafür gegeben, wie vielseitig seine wissenschaftlichen Strebungen waren. Besonders bedeutsam sind für die Anthropologie die zahlreichen Untersuchungen über Funde diluvialer Thier- und Menschenreste in den Rheinlanden. Sehr wichtig für die Entwicklung der Lehre vom Diluvial-Menschen und immer von neuem besprochen ist der Neanderthaler Fund, der ganz besonders dazu beitrug, Schaaffhausen's Namen in der ganzen Welt populär zu machen, und nicht zum wenigsten gerade im Kampfe der Meinungen über diesen Fund haben sich die anfänglichen Urtheile über die Verwerthung angeblich diluvialer Menschenknochen für die Entwicklungslehre im Hinblick auf die hypothetische Abstammung des Menschen geklärt. Auch hier gebührt sonach Schaaffhausen ein Dank der Wissenschaft.

Schaaffhausen selbst hat zweifellos den grössten Werth gelegt nicht auf seine Einzeluntersuchungen, sondern auf seine Abhandlungen über allgemeine Fragen, in welchen er den Gedankenreichthum und die erstaunliche Vielseitigkeit des Wissens, die ihn auszeichnete, voll zur Geltung bringen konnte. In jener oben erwähnten Sammlung von 28 Vorträgen und Abhandlungen unter dem Titel: Anthropologische Studien von Hermann Schaaffhausen, Bonn, bei Adolph Marcus 1885 gross 8° 677 S. — ein Werk, welches nach der Lektüre kein Anthropologe und kein Liebhaber der von dieser Wissenschaft gestellten Fragen ohne reiche Anregung und Belehrung und ohne inniges Interesse an der Person des Autors aus der Hand legen wird — sind nur solche umfassende Publika-

tionen von ihm ausgewählt und wieder publizirt worden. Die Titel sind: 1. Ueber die Lebenskraft, Uebersetzung der Doctor-Dissertation aus dem Jahre 1839. 2. Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften insbesondere der Physiologie. Habilitationsrede 1844. 3. Die Fortschritte der menschlichen Bildung, 1848. 4. Die Natur und Gesittung der Völker, 1850. 5. Die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde, 1853. 6. Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten, 1853. 7. Die Hautfarbe des Negers und die Annäherung der menschlichen Gestalt an die Thierform, 1860. 8. Ueber Schlaf und Traum, 1855. 9. Die Beziehung der Natur zur bildenden Kunst, 1855. 10. Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen, 1858. 11. Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen, 1865. 12. Ueber den Tod, 1859. 13. Ueber die Kunst gesund zu leben, 1860. 14. Die Gesetze der organischen Bildung, 1860. 15. Der Kampf der Menschen mit der Natur, 1865. 16. Ueber den Zustand wilder Völker, 1866. 17. Ueber die Krafterzeugung im thierischen Körper, 1867. 18. Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart, 1867. 19. Ueber das Zweckmässige in der Natur, 1868. 20. Die Lehre Darwin's und die Anthropologie, 1867. 21. Ueber das geistige Wesen des Menschen, 1869. 22. Der Aberglauben und die Naturwissenschaft, 1870. 23. Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer, 1870. 24. Ueber Menschenbildung, 1872. 25. Die menschliche Sprache, 1872. 26. Die Einheit des Menschengeschlechts, 1873. 27. Ueber den Zusammenhang der Anthropologie mit der Ethnologie und Urgeschichte, 1873. 28. Die beiden menschlichen Geschlechter, 1881.

In der Vorrede hebt Schaaffhausen hervor; „Alle wichtigeren Fragen der Anthropologie, auch solche, die heute noch die Forscher beschäftigen, haben nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens ihre Besprechung und Beantwortung gefunden."

„Zwei in neuerer Zeit erst gewonnene Anschauungen sind in allen diesen Arbeiten niedergelegt und, so verschieden ihr Inhalt sein mag, sie haben sich alle die Aufgabe gestellt, die Wahrheit

derselben zu erweisen. Die eine fasst die ganze Natur als ein zusammenhängendes Ganze auf, nicht nur in dem Sinne, dass in der bestehenden Welt Pflanze und Thier auf einander angewiesen sind und beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, dass in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich aus einander hervorgegangen sind. Die andere sieht im Thier wie im Menschen die Seelenthätigkeiten in der innigsten Verknüpfung mit materiellen Vorgängen, so dass die Entwicklung das Seelenvermögen bis zum menschlichen Geiste immer mit der Stufe der Organisation in nothwendiger Uebereinstimmung steht. Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihre höchsten Ziele erreicht; die fortschreitende Entwicklung ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, dass auch er noch nach höherer Vervollkommnung strebt.“ 18. Juli 1885.

Wer die grosse Zeit des Neuaufschwungs der Anthropologie in der Mitte unseres Jahrhunderts kennen und würdigen lernen will, wird immer auch auf Schaaffhausen zurückgehen müssen und noch nach Generationen wird sein Name unter den Begründern der anthropologischen Disciplin mit Ehren genannt werden.

Wir vermissen ungern in den gesammelten Abhandlungen jene, welche sich speciell mit philosophischen Gegenständen oder mit solchen der Alterthumskunde späterer Epochen befassen. Sie wären wohl werth in ähnlicher Weise von einer pietätvollen Hand gesammelt zu werden wie die mehr oder weniger speciell anthropologischen, deren Sammlung wir seiner eigenen Hand verdanken. Ich erinnere hier speziell an: Ueber Baustoffe, ihre Herkunft und Dauer, 1859. Ueber Steinmetzzeichen, 1886. Ueber Wissen und Glauben, 1862. Ueber die Blutampullen der römischen Katakomben, 1871. Ueber die Todtenmaske Shakespeare's, 1875. Die Thiere des römischen Circus in Trier, 1880. Ueber anthropologische Alterthümer in Kirchen, 1879. Die Kölner Thorburgen, 1882. Der Sarg des heiligen Paulinus in Trier, 1884. Sollen wir unsere Statuen bemalen? 1884. Ueber den Onyx von St. Castor in Coblenz, 1885. Das Ideal der griechichen Kunst, 1885. Ueber die Entwicklung des

Ornaments in der alten Kunst, 1889. Hülfsmittel der neueren Alterthumsforschung u. a.

Die ununterbrochene Einheitlichkeit der Weltanschauungen tritt in all diesen Publikationen hervor: er hatte bis zum Tode recht: „Unter anderen Einflüssen glauben wir uns zu verändern und bleiben, wie wir waren.“

Aber in dieser gelehrten Thätigkeit, so gross ihre Ausdehnung erscheinen mag, beschliesst sich nicht die Wirksamkeit des Verewigten. Es drängte ihn, seine Kraft auch, so viel an ihm lag, in den Dienst gemeinnützziger Bestrebungen zu stellen. Und so sehen wir ihn als Mitglied und vielfach an der Spitze nicht nur zahlreicher wissenschaftlicher, sondern auch gemeinnützlicher Gesellschaften und Vereine sowie gemeindlicher Corporationen, überall bestrebt, an den Zielen auf das theilnehmendste mitzuwirken, vielfach die Seele jener Vereinigungen: Schaaffhausen war seit 1883 Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, des naturhistorischen Vereins der Preussischen Rheinlande und Westphalens, mehrere Male erster Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1884 Interimistischer Vorsitzender der Commission für die Provinzialmuseen; er war Präsident des Vereins der Rettung zur See, des akademischen Dombauvereins und 30 Jahre lang des Kirchenvorstandes seiner Pfarrgemeinde St. Remigius in Bonn.

Er war ausserdem Ehrenmitglied von folgenden Gesellschaften: Der anthropologischen Gesellschaft von Berlin, München, Wien, London, Paris, Florenz, Brüssel und Washington, des nassauischen Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung, des historischen Vereins für den Niederrhein; ausserdem wirkliches oder korrespondirendes Mitglied: Der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, der Wetterau'schen Gesellschaft für Naturkunde, der Senckenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft, der Gesellschaft nordischer Alterthumsforscher in Kopenhagen, der Kaiserl. Leopold. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher, der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau, des naturhistorischen Ver-

eins für Anhalt, der k. Gesellschaft der Architekten und Archäologen Portugals, der Gesellschaft für Erdkunde in Metz, der Gesellschaft der Journalisten und Schriftsteller Portugals, des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, des Alterthums-Vereins in Worms, der Société d'Archéologie von Brüssel, und endlich Vorstandsmitglied des Römisch-Germanischen Museums in Mainz.

Und wie gesagt, das sind nicht nur Titel, soweit es ihm möglich war, hat er überall nicht nur mitgearbeitet, sondern die Arbeiten der betreffenden Vereinigungen angeregt und geleitet. Wie rege war sein Interesse, wie lebhaft und energisch sein Wunsch und Bemühen, die Gesellschaftszwecke zu fördern. Da war es, als hätte der so viel beschäftigte Mann sonst gar nichts weiter zu thun. Die Gesellschaften, welche an ihm den Führer und das Haupt verlieren, das die Hauptarbeit freudig übernahm und exakt und pünktlich leistete, werden ihn schwer vermissen. Wie viel verdanken sie ihm, voran der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bei der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens dieses Vereins im letztvergangenen Jahre war Schaaffhausen schon seit 10 Jahren Präsident desselben und aus den Worten der Festredner klingt eine Fülle wohlverdienter ächter Verehrung und Anerkennung für den Führer, in dessen Person sich so lange Jahre das Streben der Vereinigung verkörperte. Wer hätte am 25. Oktober 1891 — als der Verewigte mit alter, scheinbar nicht zu bewältigender Frische das Präsidium jener Feier führte und in begeisternder Weise in seiner Festrede, die oben seine Abschiedsrede genannt wurde, ein Programm der Vergangenheit und der Zukunft des Vereins entwickelte — denken können, dass dieser beredte Mund so bald für immer verstummen sollte. Der Rektor der Universität Geheimrath Strasburger, welcher das Wort ergriff, um im Namen der Universität „den Verein von Rheinischen Alterthumsfreunden zu ehren“, gestaltete seine Rede ganz naturgemäss zu einer Ehrung des Präsidenten. Auf das frische Leben, welches dem Studium der Alterthumskunde entsprosst, hatte Herr Strasburger das alte

Wortspiel in Weber's Democrit angewendet: „Die Alten sind die einzigen Alten, die nie alt werden." „Diesen Ausspruch, so fuhr der Redner fort, hätte ich hier aber die Neigung, auch auf den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Schaaffhausen anzuwenden, wenn ich sehe, mit welcher Jugendfrische und Begeisterung er noch immer alle menschlichen Ideale pflegt, welche Arbeitskraft und Ausdauer ihm immer noch zur Verfügung steht. Er wird älter, ohne zu altern, ja man sollte meinen, dass er nur älter wird, weil dies das einzige Mittel ist, um lange zu leben."

Der Verein der Alterthumsfreunde hatte in Folge innerer Gegensätze eine schwere Krise durchzumachen, als im Juli 1877 Schaaffhausen die Wahl zum Mitglied der Vorstandschaft annahm; sein Eintritt in die Vorstandschaft gerade in diesem Augenblicke war von hohem Werthe und half, den Verein über die bestehenden Schwierigkeiten hinwegzuführen. Noch wichtiger für das Vereinsinteresse war es, dass er Anfang 1883 das Vereinspräsidium übernahm, als sich der frühere Vorsitzende veranlasst sah, unter dem 20. März 1883 aus diesem Amte zu scheiden. Schaaffhausen hat in diesen beiden Krisen den Verein gerettet und es verstanden, die Mitgliederzahl auf ihrer Höhe zu erhalten. Während seiner ganzen Vorstandszeit ist er unermüdlich im Vereinsinteresse thätig gewesen, Arbeiten, Referate, kurze Notizen zu liefern, neue Mitglieder anzuwerben, die alten zu erhalten, Beiträge zu beschaffen, die Provinzialverwaltung für den Verein zu interessiren, durch Eingaben an die Staatsregierung und sonstige Behörden auf die Nothwendigkeit der Erhaltung bestimmter antiker und mittelalterlicher Bauwerke hinzuweisen, deren Erhaltung im Allgemeinen zu befürworten. War er doch schon 1872 vom Ministerium berufen worden, für die Erhaltung der Kunstdenkmäler thätig zu sein. Wo er nur immer nach dieser Richtung hin etwas thun konnte, war er immer zur Hand und hat auch nie sich davor gescheut, sich dadurch event. persönlichen Unannehmlichkeiten zu unterziehen. Wo er etwas für wichtig erkannte, hat er es immer eifrig verfochten ohne Ansehen der Person. Der Alterthumsverein hat an Schaaffhausen viel

verloren, gerade seine Vielseitigkeit war für die Vereinsthätigkeit von besonderem Werthe wie seine grosse persönliche Liebenswürdigkeit, die er auch im Vereinsleben niemals verleugnet hat und auch bei allen ärgerlichen Anlässen, die auch ihm nicht erspart geblieben sind, zu bewahren wusste.

Auch die deutsche anthropologische Gesellschaft hat in ihrer XIX. allgemeinen Versammlung im August 1888 in Bonn unter seinem bewährten Präsidium einen Congress gefeiert, welcher an wissenschaftlichem Erfolge keinem früheren oder späteren nachsteht und der in seinem äusseren liebenswürdigen Verlauf, eingefügt in die herrlichen Landschaften des Rheinlands, jedem Theilnehmer unvergesslich lieb bleibt. Auch der anthropologischen Gesellschaft kam es da zu Gute, womit Schaaffhausen für die von ihm geleiteten Vereine Bonn's und der Rheinlande so erfolgreich gewirkt hat: sein eigenes lebhaftes Interesse für die Sache, seine grosse Geschicklichkeit bei der Verwaltung, seine ausgedehnten Verbindungen mit den ersten Kreisen der Rheinlande. Der Congress fand sich überall getragen durch das persönliche Wohlwollen der Bevölkerung gegen den Präsidenten, dem zu Liebe so manches freiwillig und freudig gethan wurde, was Niemand hätte befehlen können. Als, nur auf die leichte Anregung Schaaffhausen's hin, die beiden Ufer des Rheins bei der Dampferfahrt zwischen Rolandseck und Bonn in bengalischen Flammen weithin leuchteten, war das im Wesentlichen eine freie Opfergabe herzlicher Verehrung und Liebe gegen den Mann, in welchem sich so viele ideale Bestrebungen der Rheinlande verkörperten.

Aber diese idealen Ziele verdunkelten ihm niemals den praktisch tüchtigen Blick. Sein Verwaltungstalent, welches in seinen Vereinsleitungen überall zur Geltung kam, hat wohl nirgends wohlthätiger und erfolgreicher eingegriffen als in seiner Stellung als Präsident des Kirchenvorstandes St. Remigius in Bonn, seiner Pfarrgemeinde. Dreissig Jahre hindurch hat er unter Opfern und Mühen die äusseren Angelegenheiten der Gemeinde geleitet. Als vor einigen Jahren die furchtbare Katastrophe über die Kirche hereinbrach, in der

die sämmtlichen Pfarrgebäude durch Brand zerstört und die Kirche selbst ihres Daches beraubt und im Innern verwüstet wurde, da war es seiner Umsicht und seiner Thatkraft zu danken, dass in verhältnissmässig kurzer Zeit sich aus den Trümmern ein neuer Bau erhob, schöner und würdiger noch als die alten Klostergebäude. Noch in der letzten Woche seines Lebens ist er thätig gewesen, seit dem Anfang des Jahrhunderts streitige und verworrene rechtliche Verhältnisse der Gemeinde in friedlicher Weise zu ordnen.

Aber wo soll man anfangen, wo aufhören über seine umfassende Thätigkeit zu berichten. Und doch haben wir auch in diesen reichen Combinationen noch nicht den Mann ganz kennen gelernt. Mit einer seltenen jugendlichen Geistesfrische hat er nicht nur für die Wissenschaft, sondern für Alles Gute und Edle geschafft und gearbeitet, immer nur an das allgemeine Wohl, an das Beste Anderer denkend, nie Anerkennung und Dank für die eigene Person begehrend. Er fand reichen Lebensgenuss in der treuesten Pflichterfüllung und unermüdlichen Arbeit. Ein Ausruhen kannte er ja selbst an dem letzten Tage seines Lebens nicht. Fast jede seiner zahlreichen Reisen hatte einen wissenschaftlichen Zweck und wie er die vorgeschichtlichen Fundstätten seiner geliebten rheinischen Heimat aufdeckte, so finden wir ihn in fast allen Ländern Europas mit dem Grabspaten oder dem Schädelmesser in der Hand.

In dem letzten Sommer noch kletterte der 76jährige über den Steinring auf der Spitze des Rheinischen Petersberges, um ihn genauer auszumessen und freute sich der herrlichen Aussicht von der Steinpyramide auf der Kuppe der Löwenburg, die er im Interesse der Besucher des Siebengebirges hatte errichten lassen. Gewiss war diese einzige Frische des Geistes und diese Jugendlichkeit des Empfindens in der Vielseitigkeit seines Charakters und seiner Interessen mitbegründet.

In Bonn, während des Semesters, gab es bei so vielerlei Arbeit und Verantwortung ja kaum eine Mussestunde. Aber mit dem Semester schloss seine Arbeit keineswegs. In die Ferien fallen

seine Studienreisen und auch der Aufenthalt auf seinem schönen Landgut bei Honnef am Rhein, wo so Viele, theilnehmend an der edlen Gastfreiheit des Hauses, frohe und glückliche Stunden verleben durften, war nicht nur der Ruhe gewidmet. Fand man ihn aber auch auf seinem Landgute nicht an seinem Arbeitstische, so hatte die rastlos fleissige Hand die Feder mit dem Pinsel vertauscht und eine grosse Anzahl ansprechender Aquarellmalereien beweist, wie geschickt er auch diesen zu führen vermochte, wie weit er die frühe Jugendliebhaberei und Geschicklichkeit auszubilden verstanden hatte. Und zahlreiche Gedichte, vollendet in der Form, voll tiefen Empfindens und hohen Gehaltes, erzählen, wie er die Dämmerstunde des Herbstabends benutzt hat. Und wenn dann die Seinen ihn ans trauliche Kaminfeuer riefen, dann war es seine grösste Freude mit einer der Töchter zu musiciren und sein Violon Cello war ihm immer ein lieber treuer Freund geblieben. Musik war ihm überhaupt eine der reinsten und schönsten Genüsse und manches Bonner Musikfest, zuletzt noch das Schumannfest 1880, verdankte seiner vorzüglichen Leitung das glänzende Gelingen.

So glücklich dieses Leben war, so ist ihm doch der tiefste Schmerz nicht erspart geblieben. Im Sommer 1871 verlor er ganz plötzlich am Herzschlag die heissgeliebte Gattin, und zwei Söhne sind ihm im Tode vorangegangen. Nach dem frühen Tode der Gattin, der er bis zuletzt mit stillem Weh nachtrauerte, wusste er den Kindern neben der ernsten Fürsorge des Vaters auch die milde Liebe der Mutter zu ersetzen; dieser Vater und die voll zärtlicher Liebe an ihm hängenden Kinder — es war ein Bild echt deutschen innigen Familienlebens, dessen Zauber kein Herz sich entziehen konnte, dem es vergönnt war, in diesen gemüthvollen Kreis hineinzublicken.

Wie vielen hat er Freundschaft erwiesen; wenn Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit die Freundschaft ausmachen, dann besass Schaaffhausen sie im vollendeten Sinne des Wortes. Bei ihm fand der Freund nicht nur liebenswürdige Theilnahme, sondern auch opfervolle Unterstützung. Und Allen, jeden Standes, war

dieses Herz offen. Wenn er zur Erholung die ländliche Ruhe aufgesucht hatte, dann lenkte er seine Schritte in die Hütten des Elends, um als Arzt und als Wohlthäter den Schmerz zu lindern und der Noth zu steuern, mit den Almosen brachte er Trost und schon durch sein eigenes freudiges, liebevolles Wesen Vertrauen und Hoffnung. Im Jahre 1870 vertraute ihm ein in Bonn gebildeter Verein die Gründung und ärztliche Leitung eines Vereinslazarethes mit 68 Kranken an, dem er bis zu dessen Aufhebung im November mit selten glücklichem Erfolge vorstand. Es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe und Verehrung die verwundeten Soldaten an ihm hingen und mit welcher Hingebung und Aufopferung er für sie Sorge trug.

Dieses reiche, ideale, poetische Empfindungsleben basirte auf tiefer, herzlicher Religiösität. Nur wenn man auch diese Seite seines Wesens berücksichtigt, kann man den Mann ganz verstehen. So ernst es ihm um seine Wissenschaft war, in der er seine Anschauungen und Resultate unverhohlen und scharf zum Ausdruck brachte, — er hat sich doch weder äusserlich noch innerlich jemals von seiner Kirche getrennt. Er war bis an sein Lebensende ein frommer römisch-katholischer Christ — und hat nie Bedenken getragen, mit dem vollen Muthe der Ueberzeugung sich offen und unumwunden als solchen zu bekennen. Schon im Jahre 1839 sagt er am Schlusse seiner Doctordissertation: „Dass wir nach dem Dasein Gottes suchen und forschen, dass dieser Begriff, wo wir immer das Wesen der Dinge ergründen, beständig unserer Vernunft begegnet und unvermeidlich ist und um so fester gehalten wird, je edler von Gemüth wir selber sind, das ist ein Beweis, der für uns hinreicht. Was unserer innersten Natur angemessen ist, was sie verlangt, das muss wahr sein. Wie soll der Geist, welcher den Tod verachtet, ihm unterliegen können! Wohin er entflieht, von welcher Gestalt er sein mag, wenn der Leib von ihm gefahren ist, wie er fortan leben wird, dass wissen wir nicht und es wird uns stets versagt sein, dies zu wissen. Alles was uns Noth thut, hat uns die Natur gegeben, wir sollen es erkennen, geniessen und weise

nützen. Das aber ist die Tugend, die Alles Strebens Ziel sein soll, dass der Geist des Leibes Kräfte stets vollkommener gebrauchen lerne und ihnen gebiete, dass er in allem Thun und Denken der Natur heilige Spur verfolge und auf dieser Bahn die Weisheit suche."

Und als Siebziger, bei der Feier des 50jährigen Priesterjubiläums des Pfarrers seiner Kirchengemeinde hat er in begeisterter Rede die erhabene Aufgabe des Priesterthums entwickelt und es laut und offen ausgesprochen, dass „die Religion das höchste Gut der Menschheit" sei.

Aber Schaaffhausen war trotzdem, dass ihm der Gedanke der Einheit des Menschengeschlechts als Ausdruck fortschreitender Gesittung so warm am Herzen lag, wodurch er keine Grenzen zwischen den Völkern anerkannte, und trotz, oder besser in seiner liebenden Anhänglichkeit an seine rheinische Heimath ein begeisterter deutscher Patriot, er war es in guten und schlimmen Tagen, stets hielt er den grossen Gedanken des Vaterlandes hoch. „Oeffentlich ist er, so hiess es in seiner Grabrede, wenig hervorgetreten, aber Sinn und Herz folgten mit reger Theilnahme den Geschicken des Vaterlandes, und seine feurige Liebe galt dem erhabenen Herrscherhause, unter dessen Scepter er mit inniger Freude Deutschland gross werden sah und dessen Häuptern er persönlich so nahe treten durfte. Stets aber wusste er seine Vaterlandsliebe mit der Unabhängigkeit der Gesinnung und der Würde des freien Mannes zu paaren. Nie hat er sich vor den wandelbaren Götzen der Zeit gebeugt."

Wir kehren schliesslich zum Ausgang unserer Betrachtungen zurück.

Wer kann sich auch nach dieser, der Natur der Verhältnisse nach nur sehr ungenügenden Schilderung dieses Charakters nun darüber noch verwundern, dass die Theilnahme an dem Hinscheiden Schaaffhausen's eine so allgemeine, so wahre gewesen ist. Nicht nur die deutsche Anthropologie und Alterthumswissenschaft haben einen ihrer berühmtesten Vorkämpfer, Deutschland einen sei-

ner allwärts genannten Gelehrten verloren, der Verlust trifft in gleich hohem Masse das bürgerliche, wie das gelehrte Leben nicht nur Bonn's, sondern des gesammten Rheinlandes, vor allem jene zahlreichen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, deren verständnissvoller und allseitig verehrter Leiter er so viele Jahre lang gewesen. Dass die geistig so rege Rheinprovinz auch in der Pflege der Anthropologie und der Alterthumskunde nach wie vor einen so vornehmen Rang behaupten konnte, ist, wie bei seinem Hinscheiden allseitig und einstimmig zum Ausdruck kam, zum grossen Theile seiner anregenden, fördernden und nicht am wenigsten auch seiner vermittelnden Thätigkeit zu verdanken. An seinem Grabe wurde freudig hervorgehoben, dass er bei allem Scharfsinn auch als Gelehrter niemals das warme rheinische Gemüth verleugnet habe, dass er nicht nur Naturforscher, sondern vor allem auch Naturfreund war. Wie er sein Streben überall dem Wohl der ihn umgebenden Kreise widmete, so hat er es auch verstanden, seiner Naturfreude eine praktische hilfreiche Bethätigung zu geben, in reger Theilnahme an jener stillen Arbeit, welche der Erhaltung und Verschönerung der rheinischen Landschaft, seiner geliebten Heimath, gewidmet ist.

Hermann Schaaffhausen war im wahren Sinne des Wortes ein Lebenskünstler.

„Ja, sie haben einen guten Mann begraben — und uns war er mehr."

J. Ranke.

Verzeichniss

kleiner Mittheilungen und grösserer Aufsätze und Abhandlungen zur Physiologie, Anthropologie, Urgeschichte und Archäologie

von

Professor Dr. **H. Schaaffhausen.**

Verh. d. n. V. = Verhandl. des naturhist. Vereins für Rheinl. und Westf. — S. B. = Sitzungsb. d. niederrh. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. — Jahrb. d. V. v. A. = Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinland.

1) De vitae viribus. Dissertatio inauguralis. Berolini MDCCCXXXIX.
2) Ueber Nerventheilung in den Muskeln und über das Verhältniss der Elektrizität zur Nervenkraft. A. Bericht über d. Naturf.-Vers. zu Aachen 1847. S. 163.
3) Der Fortschritt der menschlichen Bildung. Deutsche Vierteljahrsschr. Stuttg. u. Tüb. 1848. I. S. 1.
4) Die Natur und die Gesittung der Völker. Ebendas. 1850. I. S. 179.
5) Ueber die Phrenologie. S. B. 29. Juli 1852, Köln. Zeit. 2. Aug. 1852.
6) Ueber das Tischrücken. Köln. Zeit. 17. April 1853.
7) Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten. Verh. d. n. V. 1853. S. 420.
8) Die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde. Deutsche Vierteljahrsschrift 1854. I. S. 188.
9) Ueber Hirn und Seele. Verh. d. n. V. 1854, S. B. II.
10) Die Hautfarbe des Negers und die Annäherungen der menschlichen Gestalt an die Thierform. Naturforscher-Versammlung zu Göttingen 1854. A. Bericht 1860. S. 103.
11) Ueber die Grenzen des Thier- und Pflanzenreichs. Verh. d. n. V. 1855, S. B. XXIV.
12) Ueber das Vorkommen fossiler Menschenknochen. Verh. d. n. V. 1855. S. 303.
13) Ueber Schlaf und Traum. Morgenblatt 1855. Nr. 35 u. 36.
14) Die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst. Ebendas., Nr. 52 und Kölner Domblatt 1855. Nr. 120.
15) Ueber künstliche Entwicklung der Froschlarven und über einen rothen Pilz auf Kleister. Verh. d. n. V. 1856, S. B. S. XLIX.
16) Auffindung des Monas Okenii bei Bonn. Ebendas., S. B. S. LXVII.
17) Ueber Algenpapier. A. Ber. üb. d. Naturf.-Vers. in Wien 1856. S. 13.
18) Ueber die in einer Kalkhöhle des Neanderthals gefundenen menschlichen Gebeine. Verh. d. n. V. 1857, Correspdzbl. S. 50.
19) Ueber den Schädel dieses Skelets und über primitive und künstlich entstellte Schädel. Ebendas., S. B. S. XXXVIII.
20) Ueber den Bau des Rückenmarkes. Ebendas., S. B. S. X.
21) Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen. A. Bericht über die Naturf.-Vers. in Bonn 1857. S. 73.
22) Die Nervenendigungen auf den Muskeln. Ebendas. S. 193.

23) Ueber den Bau der Muskelfaser. Verh. d. n. V. 1858, S. B. S. CXLIII.
24) Ueber den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen. A. Bericht über die Naturforscher-Versammlung zu Carlsruhe 1858. S. 31.
25) Johannes Müller, ein Nekrolog. Köln. Zeit. 2. Juni 1858.
26) Ueber alte Schädel Norddeutschlands und über geschwänzte Menschen. Verh. d. n. V. 1858, S. B. S. XLI.
27) Zur Kenntniss der ältesten Rassenschädel. Müller's Archiv 1858, abgedruckt in den Jahrb. d. V. für mecklenb. Gesch. u. Alterthumsk. 1859, übers. in der Nat. Hist. Rev. London 1861.
28) Ueber einen fossilen Menschenschädel von Bamberg und eine eigenthümliche Metamorphose von Menschenknochen. Verh. d. n. V. 1859, S. B. S. 68 u. 69.
29) Ueber Monas Okenii. A. Bericht d. Naturf.-Versamml. in Karlsruhe 1859. S. 210.
30) Ueber Baustoffe, ihre Herkunft und Dauer. Kölner Domblatt 1. Sept. 1859.
31) Knochen aus dem Löss von Mastricht und über die Urzeugung. Verh. d. n. V. 1859, Correspdzbl. S. 50.
32) Ueber einen Schädel aus einem Hünengrabe bei Uelde. Ebendas. S. 103.
33) Ueber einen Römerschädel aus Köln, über Menschenreste aus dem Löss von Mastricht und alte Funde bei Bamberg. Verh. d. n. V. 1860, S. B. S. 32.
34) Die mikroskopische Struktur fossiler Knochen und die Kieselgeräthe von Abbeville. Ebendas. S. 34.
35) Ueber die Knochen von Mastricht und über v. Baer's Schriften über die Papuas und die Macrocephalen der Krim und über Hirnwindungen. Ebendas. S. 122.
36) Ueber Arndt's Todtenmaske. Verh. d. n. V. 1860, S. B. S. 69.
37) Ueber Darwin's Schrift: über den Ursprung der Arten und über Verwandlung einer Alge in ein Moos. Verh. d. n. V. 1861, S. B. S. 3.
38) Ein fossiler Affenknochen aus dem Rheinthal in Darmstadt. Ebendas. S. 5.
39) Ueber Urzeugung. Ebendas. S. 106.
40) Ueber Wissen und Glauben. Kölner Domblatt 4. Mai 1862.
41) Ueber die Pulsfrequenz und einen kranken Römerschädel. Verh. d. n. V. 1862, S. B. S. 24.
42) Ueber Cretinismus und die Anstalt des Dr. Guggenbühl. Ebendas. S. 75.
43) Die Anthropologen-Versammlung in Göttingen. S. B. Köln. Zeitung 28. März 1862, II.
44) Sur l'origine et sur les métamorphoses des monades. Comptes rendus de l'acad. d. sc. Paris 12. Mai 1862.
45) Ueber den Gorillaschädel. Verh. d. n. V. 1862, S. B. S. 160.
46) Ueber alte Steinbilder von Roggendorf bei Commern. Ebendas. S. B. S. 201.
47) Ueber den Affen des Rheinthals, einen Zahn von Rhinoceros tichorrh. und Knochen des röm. Castrum bei Engers. Verh. d. n. V. 1863, S. B. S. 29.
48) Resumé des recherches sur la génération spontanée. Cosmos, revue encyclop. Paris 1863 XII 22. p. 629.

49) Zur Generatio aequivoca. Verh. d. n. V. 1863, S. B. S. 113.
50) Ueber den Neanderthaler Schädel, Lyell's und Huxley's Ansicht darüber. Ebendas. S. 130; mitgeth. in d. Bull. de la Soc. d'Anthrop. 1863. p. 314—17.
51) Fossile Knochen von Wülferath. Ebendas. S. 147.
52) Funde römischer Schädel in Köln und Erhaltung der Blutscheiben in fossilen Knochen. S. B. Köln. Zeit. 2. Sept. 1863. II.
53) Ueber fossile Knochen von Grevenbrück. Verh. d. n. V. 1864, S. B. S. 30.
54) Die Eingeborenen von van Diemensland. Ebendas. S. 56.
55) Mammuthknochen aus der Lippe. Ebendas. S. 91.
56) Ueber Urzeugung und über die Neanderthaler Knochen. A. Bericht über die Naturf.-Versamml. in Giessen 1864. S. 183 u. 194.
57) Ueber den Gorilla. Verh. d. n. V. 1864, Correspdzbl. S. 95.
58) Ueber einen Germanenschädel von Ingelheim. Ebendas., S. B. S. 113.
59) Ueber verwitterte Feuersteine, ein seltenes Fischgebiss und einen bei Olmütz gefundenen Schädel aus der Bronzezeit. Ebendas. 1865, S. B. S. 62.
60) Fossile Schädel aus belgischen Höhlen und Fuhlrott's Schrift: Der fossile Mensch aus dem Neanderthale. Ebendas., S. B. S. 75.
61) Der Kampf des Menschen mit der Natur. Bonn 1865, übersetzt im Anthropological Review V. 1867. p. 276.
62) Das Wachsthumsgesetz des menschlichen Schädels. A. Bericht d. Naturf.-Versamml. in Hannover 1865. S. 242.
63) Ueber den Zustand der wilden Völker. Arch. f. Anthropol. I. 1866. S. 161.
64) Fossile Knochen aus der Teufelskammer und ein Fall von Trichinen-Erkrankung. Verh. d. n. V. 1866, S. B. S. 14.
65) Ueber Säugethierreste aus den westfälischen Höhlen. Ebendas., Correspdzbl. S. 46.
66) Ueber das Alter des Menschengeschlechtes, über makrocephale Schädel und die Schädel von Uelde. Ebendas., S. B. S. 76.
67) Sur la forme primitive du crâne humain. Congrès de Paris 1867. p. 409; übers. im Anthropol. Review VI. 1868. p. 412.
68) Die neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie. Verh. d. n. V. 1867, S. B. S. 58.
69) Ueber die Darstellung von Thierbildern. Ebendas. S. 84.
70) Ueber die Krafterzeugung im thierischen Körper. Ebendas., Correspdzbl. S. 74.
71) Ueber die Organisation der Infusorien. Ebendas. 1868, Correspdzbl. S. 52.
72) Ueber die Bildung des Eiters. Tageblatt der Naturforscher-Versamml. in Frankfurt a. M. 1867. S. 56.
73) Ueber germanische Grabstätten am Rhein. Jahrb. d. V. v. A. 1868. XLIV u. XLV. S. 85.
74) Ueber einen Zwerg von 61 Jahren. Verh. d. n. V. 1868, S. B. S. 26.
75) Ueber die Urform des menschlichen Schädels. Festschrift der niederrh. Ges. zur 50jähr. Jubelfeier der Universität Bonn 1868. S. 59, im Auszuge Archiv f. A. III. 1868. S. 321.
76) Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart. Naturforscher-Versamml. in Frankfurt a. M. 1867. Archiv für Anthropologie II. 1868. S. 327 und Revue d. cours scientif. 1868. Nr. 48.

77) Ueber das Zweckmässige in der Natur. Ebendas. III. 1868. S. 87.
78) Die Lehre Darwin's und die Anthropologie. Journal of the Anthrop. Soc. VI. London 1868. p. CVIII und Archiv für Anthrop. III. 1868. S. 259.
79) Bericht über die Schriften von Bleek: Ursprung der Sprache, Wechniakoff: Die geistige Produktion, und von Maack: Urgeschichte Schleswig-Holsteins. Archiv f. Anthrop. III. 1868. S. 308—314.
80) Die Verhandlungen der anthrop. Sektion auf der Naturf.-Versamml. in Dresden. Ebendas. S. 327.
81) Bericht über den internationalen Congress in Bonn. Ebendas. S. 332.
82) Bericht über den Pariser Congress für vorg. Anthropologie von 1867. Ebendas. S. 339.
83) Das Archiv für Anthropologie. Allg. Zeit. 17. Mai 1868, Beil.
84) Ueber die Erforschung der Höhlen und über Funde bei Grevenbrück. Verh. d. n. V. 1869, Correspdzbl. S. 133.
85) Ueber Aschenurnen von Saarow, über Geräthe aus einem Pfahlbau im Warnitzsee, eine vorgeschichtliche Ansiedlung im Laacher See und römische Funde bei Kretz. Verh. d. n. V. 1869, S. B. S. 114—118.
86) Ueber anthropomorphe Missbildungen. Verh. d. n. V. 1870, S. B. S. 18.
87) Ueber Höhlenfunde im Hönnethal. Ebendas. S. 111.
88) Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer. Archiv für Anthropologie IV. 1870. S. 245.
89) Bericht über den internationalen Congress in Kopenhagen von 1869. Archiv f. Anthropol. IV. 1871. S. 341.
90) Ueber Fr. X. Kraus: Die Blutampullen der röm. Katakomben, Grabfunde in Andernach, Ober-Ingelheim und Honnef. Jahrb. d. V. v. A. L. 1871. S. 275 u. 287.
91) Ueber die Methode der vorgeschichtlichen Forschung. Archiv für Anthropol. V. 1871. S. 113.
92) Ueber Steindenkmäler in Hannover und Westfalen. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Schwerin 1871. Correspdzbl. d. Deutsch. anthropol. Gesellschaft Nr. 6—10. S. 55.
93) Vergleich des Menschen mit den Anthropoiden. Ebendas. S. 66.
94) Ueber den Werth der Craniologie und über den Schädel des Wittekind. Verh. d. n. V. 1871, Correspdzbl. S. 76.
95) Ueber das Chloromelanitbeil von Wesseling. Jahrb. d. V. v. A. L. 1871. S. 290.
96) Die Anthropologen-Versammlung in Schwerin. Köln. Zeit. 4. Oct. 1871.
97) Ueber Menschenbildung. A. Bericht über die Naturforscher-Versamml. in Leipzig. 1872. S. 96 u. Revue scientif. Paris 1873. Nr. 30.
98) Ueber Messung von Blutscheibchen. A. Bericht der Naturforscher-Versamml. in Leipzig 1872. S. 153.
99) Zwei ältere Funde aus der Balver Höhle, der Schädel einer Australierin und der von Camburg. Verh. d. n. V. 1872, S. B. S. 18.
100) Ueber die Urzeugung des Eozoon canadense und den Weinhefepilz. Verh. d. n. V. 1872, Correspdzbl. S. 89.
101) Ueber die Balverhöhle und über den Ursprung der Fermente. Ebendas., S. B. S. 96.

102) Ueber das Skelet von Mentone und über Funde bei Themar und Vlotho. Ebendas. S. 115.
103) Ueber prähistorische Anthropologie. Congrès internat. d'Anthrop. etc. de Bruxelles 1872. p. 535.
104) Ueber den Fund in Mentone, über roh gebildete Schädel, Bronzecelte und Steinbeile, sowie über Microcephalie. Bericht über die Anthrop.-Vers. in Stuttgart 1872. S. 42.
105) Ueber Hügelgräber am Niederrhein. Ebendas. S. 62.
106) Reihengräber bei Oberholtdorf, Hügelgräber bei Siegburg, Altenrath und Dünnwald, der Hollstein bei Troisdorf. Jahrb. d. V. v. A. LII. 1872. S. 176.
107) Ueber Quetelet's Anthropométrie und über Weisbach's Messungen. Archiv f. Anthropol. V. 1872. S. 457 u. 468.
108) Ueber Grewingk's Schrift: Heidnische Gräber in Lithauen. Ebendas. S. 227.
109) Ueber den Zusammenhang der Anthropologie mit der Ethnologie und Urgeschichte. A. Bericht über die Anthropologen-Versamml. in Wiesbaden 1873. S. 1 und Revue scientif. 1873. Nr. 45.
110) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Wiesbaden. Köln. Zeit. 8. October 1873.
111) Ueber Bilder des Mammuth, rohe Schädel, den Fund von Coblenz. A. Ber. d. Vers. d. Naturf. u. Aerzte in Wiesbaden 1873. S. 192.
112) Ein römischer Fund in Bandorf. Jahrb. d. V. v. A. LIII. 1873. S. 100.
113) Die Brunnengräber der Nordseewatten. Arch. f. Anthrop. VI. 1873. S. 308.
114) Ueber vorgesch. Funde in Westfalen, frühere Verbreitung der Lappen und die Schädelmessung. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Dresden 1874. S. 44, 58 u. 64.
115) Ueber Ausgrabungen in Wörbzig. Verhandl. d. naturhist. Vereins für Anhalt in Dessau 1874. S. 33.
116) Verwandlung der Hirnsubstanz in Adipocire. Verh. d. n. V. 1874, S. B. S. 80.
117) Ein Einbaum aus dem Laacher See, ein Lappenschädel aus dem alten Bett der Lippe, ein Eisen in einem Krotzenstein von Plaidt und die Zeit der letzten vulkanischen Ausbrüche am Rhein. Verh. d. n. V. 1874, Correspdzbl. S. 72.
118) Zusätze zu Spengel's Katalog der Blumenbach'schen Schädelsammlung in Göttingen. Braunschweig 1874.
119) Bericht über den internationalen Congress in Stockholm. Archiv f. Anthropol. VII. 1874. S. 274.
120) Fossile Knochen aus dem Neanderthal, die Trinkschale von München-Gladbach und über peruanische Alterthümer. Verh. d. n. V. 1875, S. B. S. 136.
121) Die Untersuchung westfälischer Höhlen. Ebendas. S. 273.
122) Fränkische Gräber in Obercassel und über Kepholona. Ebendas. S. 169.
123) Ueber die Martinshöhle. Ebendas., Correspdzbl. S. 109.
124) Ueber die Todtenmaske Shakespeare's. Jahrb. der deutschen Shakespeare-Gesellschaft X. 1875.

125) Die Literatur der Urgeschichte vom Oct. 1874—75. Archiv für Anthrop. VIII. 1875.
126) Ueber Schädelmessung, westfälische Höhlenfunde und den germanischen Typus, Ursprung der Franken. Ber. über die Anthrop.-Vers. in München, 1875. S. 56, 63 und 80.
127) Ueber das Rothwerden alter Haare. Ebendas. S. 198.
128) Ueber Lubbock's Werk: Die vorgeschichtliche Zeit. Archiv für Anthropol. VIII. 1875. S. 249 und von Sybel, hist. Ztschr. 1876. 1. L.
129) Ein fränkischer Goldring mit Runen, die Mongolen im Alterthum, rohe Schädelformen und der Thorhammer. C. r. du Congrès de Stockholm. 1876. p. 646, 816, 841 u. 845.
130) Ueber Häckel's Anthropogenie und über Schriften von de Meester de Ravestein und Ouvaroff. Archiv f. Anthropol. IX. 1876. S. 109.
131) F. Zuckerkandl's Bericht über die Novara-Schädel. Ebendas. S. 116.
132) Der internationale Congress für vorg. Anthropologie in Pesth. Ursprung des Menschen, Entwicklung der Cultur, Bild des Neanderthalers. Ebendas. S. 277.
133) Bronzecelte von der Weser, Gewicht der Bronzen und ein Götzenbild von Nymwegen. Verh. d. n. V. 1876, S. B. S. 28.
134) Ein röm. Pinienzapfen, bei Dormagen gefunden und der pliocene Mensch in Toscana. Ebendas. S. 46.
135) Ueber H. Fischer's Werk: Nephrit und Jadeit. Ebendas. S. 246.
136) Ueber den Stillstand des Lebens und über einen Battaschädel. Ebendas., Correspdzbl. S. 62.
137) Ueber die dunkle Farbe der Augen, den Schädel von Camburg, Schädelmessung und Nephritbeile. Bericht. d. Anthrop.-Vers. in Jena 1876, S. 114.
138) Die anthropologische Sammlung des anatomischen Instituts zu Bonn. Braunschweig 1877.
139) Funde am Oberwerth bei Coblenz. Verh. d. n. V. 1877, S. B. S. 32.
140) Ueber prähistorische Schädel in Westphalen und das Fehlen der Crista naso-facialis. Ebendas., Correspdzbl. S. 60 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 109.
141) Ueber Funde in der Höhle von Warstein, ein Steinbeil von Dorsheim und Gräber in Hersel. Verh. d. n. V. 1877, S. B. S. 115.
142) Die Schäftung der Steinbeile und die Grabhügel von Langel. Ebendas. S. 149 u. 150.
143) Ueber die Gräber, Schädel und die Herkunft der Peruaner und über hockende Bestattung. Ebendas. S. 151.
144) Ueber ein Jadeitbeil von Grimmlinghausen, über Microcephalie, die mikrocephale Helene Becker und den Microcephalen von München-Gladbach, sowie über die Azteken. Ebendas. S. 169.
145) Bericht über die Anthropol.-Versamml. in Constanz, Geschlechtsunterschiede des Schädels, Funde von Steeten, die Martinshöhle, von Oberwörth, Beil von Grimmlinghausen. Jahrb. d. V. v. A. LXI. 1877. S. 159.
146) Die Ausstellung friesischer Alterthümer in Leeuwarden. Köln. Zeit. v. 10. Sept 1877, II. Archiv f. Anthropol. X. 1878. S. 420.

147) Die Anatomie niederer Rassen und rohe Schädel von Erbenheim. A. Ber. d. Versamml. d. Aerzte u. Naturf. in Cassel 1878. S. 102 u. 284.
148) Carl Fuhlrott, ein Nekrolog. Correspdzbl. d. deutsch. anthrop. Ges. April 1878.
149) Ueber den Aufschwung der anthropologischen Forschung, die Horizontale des Schädels, Ausstellung lebender Rassen, den Neanderthaler Fund, den Steinring von Otzenhausen u. A. Bericht über die Anthropol.-Vers. in Kiel 1878. S. 84, 111, 116 u. 152.
150) Bericht über die Anthropol.-Versammlung in Kiel. Köln. Zeit. 1878. Nr. 241 und Archiv f. Anthrop. XI. 1879. S. 395.
151) Erhaltung von Menschenhaar in Gräbern. Jahrb. d. V. v. A. LVII. 1876. S. 189.
152) Ueber Schalensteine. Jahrb. d. V. v. A. LXII. 1878. S. 171 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 105.
153) Die Thiere des römischen Circus in Trier. Verh. d. n. V. 1878, S. B. S. 90 und Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 107.
154) Ueber die Farbe der Menschenrassen. Verh. d. n. V. 1878, Correspdzbl. S. 106.
155) Ein Steinbeil aus Diabas von Oberlahnstein und der Steinring auf dem Hohenseelbachkopfe. Ebendas., S. B. S. 37.
156) Ueber die Horizontale des Schädels. Ebendas. S. 109. u. Archiv f. Anthrop. XII. 1880. S. 108.
157) Ueber prähistorische Kunst. Jahrb. d. V. v. A. LXII. 1878. S. 140.
158) Ueber alte Kirchhöfe in Bonn. Jahrb. d. V. v. A. LXIII. 1878. S. 164.
159) Ueber die Ausgrabung der Martinshöhle und über Hügelgräber im Sponheimer Walde. Ebendas. S. 202.
160) Die anthropol. Sammlungen in Darmstadt. Braunschweig 1879.
161) Unser Wissen von der Pflanze, sonst und jetzt. Monatsschr. d. Gartenbau-Ver. in Bonn 1879. 3. H.
162) Ueber den Schädel einer Nubierin, die Beckenneigung und die Entwicklung der menschlichen Sprache. Tageblatt der Vers. d. Aerzte u. Naturf. in Baden-Baden 1879. S. 201 u. 204.
163) Ueber die Menschenrassen. Verh. d. n. V. 1879, Correspdzbl. S. 87.
164) Eine alte Erdwohnung bei Heddesdorf. Ebendas. S. 96.
165) Ueber die Lappländer in Düsseldorf. Ebendas., S. B. S. 133 u. Archiv f. Anthrop. XII. 1879. S. 79.
166) Ueber den Ovibos moschatus von Moselweiss. Verh. d. n. V. 1879, S. B. S. 178.
167) Ueber ägyptische Mumien. Ebendas. S. 290.
168) Zur Messung und Horizontalstellung des Schädels. Archiv f. Anthrop. XI. 1879. S. 178.
169) Die prähistorische Forschung. Ebendas. S. 154.
170) Scheinbare Spuren des Menschen. Ebendas. S. 285.
171) Ueber Desor's Schrift: Essay sur le nez, Locle 1878. Archiv für Anthropol. XII. 1879. S. 94.
172) Die Höhlenfunde bei Steeten an der Lahn. Annalen des Ver. für nassauische Alterthumsk. u. Gesch. XV. 1879. S. 305.

173) Ueber die Schädelhorizontale Broca's, Entwurf zu Erhebungen über die körperliche Beschaffenheit der deutschen Bevölkerung, der Moschusochs von Moselweiss, das megalith. Denkmal von Trarbach, die Gräber von Meckenheim. Bericht über die Anthrop.-Vers. in Strassburg 1879. S. 98, 101, 124.
174) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Strassburg 1879. Jahrb. d. V. v. A. LXVIII. 1880. S. 174.
175) Der internationale anthrop. Congress in Paris 1878. Archiv für Anthrop. XII. 1880. S. 111.
176) Die anthropologische Sektion der Associat. franc. pour l'avanc. d. sc. Ebendas. S. 118.
177) Die Anthropologie auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878. Ebendas. S. 121.
178) Ueber die Bevölkerung des alten Aegyptens, die Höhlenfunde von Gerolstein und über die Erhaltung organischer Structur. Verh. d. n. V. 1880, Correspdzbl. 107.
179) Der Schädel von Seligenstadt und ein Fund grosser Saurier bei Bernisau. Ebendas., S. B. S. 25.
180) Der Schädel aus dem Neckargeröll bei Mannheim. Ebendas. S. 83.
181) Mammuthreste bei Wittlich, gebrannter Thon in der Lava bei Mayen und ein altgermanisches Grab bei Schmerleke. Ebendas. S. 111.
182) Die Räuberhöhle von Letmathe und die Cacushöhle bei Eiserfey. Ebendas. S. 157.
183) Funde in der Shipkahöhle in Mähren. Ebendas. S. 260.
184) Die Anthropologen-Versammlung in Berlin. Köln. Zeit. 6. Sept. 1880.
185) Ueber den anthropologischen Katalog, die Horizontale des Schädels, die Geschlechtsunterschiede desselben, die Oberkieferlänge, den Nasenindex, die Crista nasofacialis, die Beckenneigung und Messung des Schädelvolums; über den Steinwall der Loreley, über Steinringe auf dem Hummelsberg bei Linz, dem Asberg, dem Petersberg, der Löwenburg und über Höhlen am Rhein, das Grab von Schmerleke, die Schädel von Seligenstadt und Mannheim, den Steinmeissel von Andernach. Bericht über d. Anthrop.-Vers. in Berlin 1880. S. 33, 121 u. 128.
186) Die Anthropologie auf der British Association in Swansea 1880. Archiv f. Anthropol. XIII. 1881. S. 512.
187) L'homme préhistorique et les indices d'Anthropophagie dans quelques grottes du Portugal. Congrès internat. de Lisbonne 1880. C. r. 1884. p. 140 et 273.
188) Ueber die Ebene des Hinterhauptloches, den Schlackenwall von Kirn-Sulzbach und über einen Schädel von Spandau. Ber. d. Anthropol.-Versamml. in Regensburg 1881. S 101 u. 143.
189) Die Anthropologen-Versammlungen in Regensburg und Salzburg 1881. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 172.
190) Ein pithekoider Unterkiefer aus der Shipka-Höhle. Correspdzbl. d. Anthrop. Gesellschaft 1881. Nr. 1.
191) Ueber den Schlackenwall von Kirn-Sulzbach und ein verziertes altchristliches Bronzeblech aus Graubündten. Correspdzbl. d. Gesammt-Vereins deutscher Geschichts- u. Alterthums-Vereine. 1881.

192) Das naturhist. Museum in New-York, Römergräber in Metz. Verh. d. n. V. 1881, S. B. S. 93.
193) Die Funde in der Shipkahöhle und Schriften von Chapman über den Orangutan und die Geburt eines Elephanten in New-York. Ebendas. S. 105.
194) Der Schädel von Kirchheim. Ebendas. S. 154 und Correspdzbl. d. anthrop. G. 1881. Nr. 8.
195) Equus fossilis von Höhr, quaternäre Funde von Bedburg, die Verbreitung des Rennthiers und der tertiäre Mensch in Californien. Verh. d. n. V. 1881, S. B. S. 167—70.
196) Ueber Zawisza's neue Funde in der Mammuthhöhle bei Krakau und über den Cannibalism. der Höhlenbewohner von Portugal. Ebendas. S. 190.
197) Diluviale Thierreste im Rheinthal, zu Königswinter und Honnef, die Funde bei Sayn und Moselweiss. Ebendas. S. 230.
198) Drei Schädel von Metz. III. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Metz 1881.
199) Der Shipkakiefer und die Mammuthzeit. Mitth. d. anthropol. Ges. in Wien. XII. 1882. Ber. S. 39 u. 61.
200) Ueber Ringwälle auf dem Hochthürmen, dem Asberg und Petersberg, die Hügelgräber von Ludwigsburg und die Trojanersage am Niederrhein. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 200 u. 204.
201) Ueber anthropol. Alterthümer in den Kirchen, ein Vortrag v. 28. Oct. 1879. Annal. d. hist. V. f. d. Niederrhein XXXVIII. 1882. S. 135.
202) Der Schlackenwall von Kirn-Sulzbach. Verh. d. n. V. 1882, S. B. S. 7.
203) Das Skelet des Zwerges Lehnen. Ebendas. S. 10.
204) Funde in der Balver Höhle und neuer Höhlenfund von Steeten. Ebendas. S. 50.
205) Ausführliche Mittheilung über den Fund von Steeten. Annalen f. nass. Alterthumsk. XVII. 1882. S. 80.
206) Der internationale Congress in Lissabon von 1880. Archiv f. Anthrop. XIII. Suppl. 1882. S. 100.
207) Die Bildung der Nasenöffnung, eine Berichtigung. Correspdzbl. der anthropol. Gesellschaft 1882. Nr. 3.
208) Die Cölner Thorburgen. Jahrb. d. V. v. A. LXXII. 1882. S. 132.
209) Bericht über die Salzburger Anthropologen-Versamml. Correspdzbl. d. anthrop. Gesellsch. 1882. Nr. 5.
210) Ueber die Charruas-Indianer, Funde im Löss bei Metternich und einen Durchschnitt der Rheinanschwemmung zu Cöln. Verh. d. n. V. 1882, S. B. S. 140.
211) Charles Darwin, ein Nachruf. Archiv f. Anthrop. XIV. 1882. S. 251.
212) Die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a. M. Köln. Z. 25. u. 26. Sept. 1882 und Jahrb. d. V. v. A. LXXIII. 1882. S. 175.
213) Ueber die prähistorische Forschung in Italien. Verh. d. n. V. 1882, Correspdzbl. S. 119 u. Correspdzbl. d. d. anthrop. Gesellsch. 1883. Nr. 2.
214) Die anthropol. Sammlung des Senckenbergischen Instituts in Frankfurt a. Main. Braunschweig 1883.

215) Ueber den Schädelkatalog, das Schädelvolum, den Schädel Raphael's und über anthropologische Zeichnungen von Leonardo da Vinci; über germanische Steinwälle am Rhein, die Platyknemie und den Fund im Löss zu Metternich. Bericht über die Anthropol.-Versammlung in Frankfurt a. M. 1882. S. 127 u. 167.
216) Ueber einen Schädel von Metternich, über prähistorische Anhängsel, über Virchow's Abhandlung über den Shipkakiefer. Verh. d. n. V. 1883. S. B. S. 10.
217) Ueber einen angeblich versteinerten Affenkopf, über Funde in Urmitz, Weissenthurm und Andernach. Ebendas. S. 37, 39, 63.
218) Kleine Mammuthzähne aus der Shipkahöhle und Bericht über weitere Ausgrabungen in Andernach. Ebendas. S. 60.
219) Ueber den römischen Isisdienst am Rhein. Jahrb. d. V. v. A. LXXVI. 1883. S. 31.
220) Ueber einen geschnitzten Rennthierknochen von Andernach, eine römische Statuette von Eisen, kyprische Alterthümer u. A. Ebendas. S. 248.
221) Der Schädel Raphaels. Festschrift. Bonn 1883.
222) Der Kiefer aus der Shipkahöhle. Verh. d. n. V. 1883. S. 279.
223) Ueber die Schrift von Gross: Protohelvètes. Jahrb. d. V. v. A. LXXVI. 1883. S. 201.
224) Die prähistorische Ansiedelung in Andernach. Eine Berichtigung. Kölnische Zeitung 17. Juni 1883.
225) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier. Köln. Zeit. 15. Sept. 1883 und Jahrb. d. V. v. A. LXXVII. 1884. S. 173.
226) Ueber das menschliche Gebiss, die Grösse der Schneidezähne und über eine vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach unter dem Bimsstein. A. Ber. über die Anthrop.-Vers. in Trier 1883. S. 112 u. 121.
227) Ueber de Mortillet's Schrift: Le préhistorique. Archiv f. Anthropol. XV. 1884. S. 184.
228) Ueber H. Welcker's Schrift: Schiller's Schädel und Todtenmaske. Verh. d. n. V. 1884. S. 34.
229) Ein fossiler Schädel des Moschusochsen von Vallendar und über durchbohrte Feuersteingeschiebe. Ebendas., S. B. S. 79.
230) Ueber Furtwängler's: Goldfund von Vettersfelde. Jahrb. d. V. v. A. LXXVII. 1884. S. 166.
231) Ueber Bergbau-Alterthümer. Ebendas. S. 210.
232) Römische Funde in Bonn und römisches Maass. Ebendas. S. 214.
233) Das Flachbeil aus Jadeit von Martha's Hof in Bonn. Ebendas. S. 216 und Verh. d. n. V. 1884. S. 87.
234) Römische Funde in Remagen. Ebendas. LXXVII. S. 232.
235) Der Sarg des h. Paulinus in Trier. Ebendas. S. 238.
236) Ueber den Schädel von Podbaba in Böhmen und die Singhalesen in Düsseldorf. Verh. d. n. V. 1884, S. B. S. 88 und Correspdzbl. S. 77.
237) Ueber Nord-Australier in Cöln und ein Steinbeil von Röttgen. Ebendas., S. B. S. 135.

238) Ueber die Entwicklung des menschlichen Schädels, über die Merkmale niederer Rassen, die Stellung des Ohrs, die Spannweite der Arme, die breiteren Schneidezähne im weiblichen Oberkiefer; über die Eiszeit, das tertiäre Alter des Menschen, über Schlagmarken auf Hipparionknochen, und über den Schädel von Podbaba. Bericht d. Anthrop.-Vers. in Breslau 1884. S. 93 u. S. 143.
239) Die Anthropologen-Versammlung in Breslau. Leopoldina XX. Halle 1884. S. 162 u. Jahrb. d. V. v. A. LXXVIII. 1884. S. 215.
240) Ueber den Schädel von Winaric. Verh. d. n. V. 1884, Correspdzbl. S. 92.
241) Der Höhlenfund am Bockstein bei Ulm. Ebendas., S. B. S. 224.
242) Ueber v. Tröltsch's Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit. Jahrb. d. V. v. A. LXXVIII. 1884. S. 204.
243) Ueber Treu's Aufsatz: Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ebendas. S. 212.
244) Ueber Rund- und Wetzmarken. Ebendas. S. 243.
245) Die Schädel von Podbaba und Winaric in Böhmen. Verh. d. n. V. 1884. S. 364.
246) Der Schädel Schiller's, eine Besprechung der Schrift Welcker's. Archiv f. Anthropol. XV. Suppl. 1885. S. 170.
247) Ueber den Onyx von St. Castor in Coblenz. Jahrb. d. V. v. A. LXXIX. 1885. S. 197.
248) Ueber Penck's Abhandlung: Mensch und Eiszeit. Ebendas. S. 273.
249) Das Jadeitbeil von Martha's Hof in Bonn. Ebendas. S. 280.
250) Ueber das Hufeisen in einem Lavabruch von Ochtendung. Köln. Zeit. 1885. Nr. 172.
251) Ueber römischen Bergbau bei Kruft und ein Hufeisen in der Lava von Ochtendung. Ebendas. S. 281.
252) Das Ideal der griechischen Kunst. Ebendas. S. 289.
253) Ueber Steingeräthe und ein Steinbeil von Reuver. Verh. d. n. V. 1885, Correspdzbl. S. 61.
254) Die Zulu-Kaffern in Köln. Köln. Zeit. 31. Juli 1885, I.
255) Zur Abwehr. Das Ausland 1885. Nr. 39.
256) Anthropologische Studien, eine Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Bonn 1885.
257) Die Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe. Leopoldina XXI. Nr. 19—22, Halle 1885. S. 175.
258) Die Aufgaben und die Erfolge der Anthropologie, ein Vorschlag zur Beckenmessung, über die mikrocephale M. Becker, den Schädel Beethoven's, das Gehirn und Gehörorgan R. Schumann's. Bericht d. Anthropol.-Vers. in Karlsruhe 1885, Correspdzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellsch. S. 64, 127, 137 u. 147.
259) Die Entwicklung des menschlichen Werkzeugs und der Einfluss des Stoffes auf die Kunstform. Etudes archéol. déd. à C. Leemans. Leyden 1885. p. 306.
260) Ueber die Messung der menschlichen Becken. Verh. d. n. V. Bonn 1885. Correspdzbl. S. 74.
261) Röm. Funde in Bassenheim. Jahrb. d. V. v. A. LXXX, 1885, S. 232.

262) Eine römische Statuette von Eisen. Jahrb. d. V. v. A. LXXXI, 1886, S. 128.

263) Römische Funde in Bonn. Ebendas. S. 196.

264) Eine alte Grabstätte in Coblenz. Ebendas. S. 198.

265) Zur Geschichte von Plittersdorf. Ebendas. S. 228.

266) Ueber A. B. Meyer's Gurina. Ebendas. S. 169.

267) Ueber J. Naue's Prähistorische Schwerter. Ebendas. S. 172.

268) Ueber O. Richter's Antike Steinmetzzeichen. Ebendas. S. 176.

269) Ueber E. Sommerbrodt, Afrika auf der Ebstorfer Weltkarte. Ebendas. S. 182.

270) Der Vegetarianismus. Verh. d. n. V. Bonn 1886. S. 67.

271) Ueber das menschliche Gebiss. Ebendas. S. 75.

272) Ueber den Schädel aus der Einhornhöhle und den von Tilbury, über Topfscherben aus der Höhle von Nabrigas, den Elephant Mound in Wisconsin und das neolithische Grabfeld von Merseburg. Ebendas. S. B. S. 11.

273) Ueber die in Köln ausgestellten Bella-Coola-Indianer aus Britisch-Columbien. Ebendas. S. 211.

274) Ueber eine in Bonn gezeigte Buschmannfamilie und eine Hottentottin. Ebendas. S. 271.

275) Ueber ein Steinbeil vom Korretsberg bei Kruft und ein Serpentinstück von einer Moräne im Canton Wallis. Ebendas. S. B. S. 289.

276) Ueber Rhinocerosreste bei Ramersdorf und menschliche Unterkiefer von Hespeke und von Predmost in Mähren. Ebendas. S. 291.

277) Ueber die Eintheilung der Schädel-Indices, über Aufnahme der Bevölkerung Bengalens, über die grosse Zehe des Menschen. Amtl. Bericht der Anthropologen-Vers. in Stettin. 1886. S. 116.

278) Ueber die Auffindung ägypt. Königsmumien, fossile Menschenreste von Peñnon bei Mexico, den Schädel von Brünn und den Unterkiefer von Predmost. Ebendas. S. 146.

279) Ueber Lindenschmit's Handbuch der Deutschen Alterthumskunde I, 2. Jahrb. d. V. v. A. LXXXII. 1886. S. 157.

280) Ueber röm. Gräber in Bonn, Biwer und Coblenz, eine römische Villa bei Brohl, den Fund bei Hamm, eine eiserne Amorstatuette in Karlsruhe, römische Funde bei Plittersdorf, die Entdeckungen in Susa, einen Isistempel in der Schweiz, die Mosaikperlen fränkischer Gräber. Ebendas. S. 185 u. ff.

281) Ueber die Herstellung römischer Terra sigillata und den Fund römischer Hufeisen in Bonn. Ebendas. S. 227.

282) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Stettin. Leopoldina XXIII. 1887. No. 4, 5 u. 6.

283) Ueber A. B. Meyer's Alte Strassenzüge im Obergailthale und von Cohausen: Wehrbauten in Rüdesheim. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIII. 1887. S. 217 u. 219.

284) Ueber den Beethovenschädel. Mittheil. der Anthropol. Gesellschaft in Wien. 1887. S. B. S. 35.

285) Ueber Baumsärge, ein fossiles Rhinozeroshorn, die Erhaltung von Haaren an Leichen, den Fund von Spy und über Steingeräthe von Haan. Verh. d. n. V. 1887, Correspdzbl. S. 70 u. ff.
286) Ueber Steinhämmer von Euskirchen und Lützermiel, den Heilbrunn und die Tönnissteiner Quelle im Brohlthal, über zwei Wallfischwirbel aus dem Rhein bei Rees. Verh. d. n. V. 1887. S. 269.
287) Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? Jahrb. d. V. v. A. LXXXIV. 1887. S. 28.
288) Römische und fränkische Funde in Gondorf. Ebendas. S. 238.
289) Waren die Bronzekelte Geld? Ueber den Unterschied des männlichen und weiblichen Beckens, über Anthropometrie der Alten, das Rhinoceroshorn von Glogau, die Schädel von Spy, den Schädel Beethoven's und die Shakespeare-Maske. Amtl. Bericht der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg 1887, S. 113, 117 und 160.
290) Ueber ein Steinbeil vom Suistbach, Reste des Cervus Megaceros bei Bonn und ein hockendes Skelet im Trass von Burgbrohl. Verh. d. n. V. 1888, Correspdzbl. S. 86 und S. B. S. 4.
291) Die Anthropologen-Versammlung in Nürnberg. Köln. Zeit. 30. Aug. 1887 und Leopoldina XXIV. 1888. Nr. 3 u. 4.
292) Die Physiognomik. Archiv f. Anthrop. XVII. 1888. S. 309.
293) Eine in Cöln gefundene Terracotta-Büste. Jahrb. d. V. v. A. LXXXV. 1888. S. 55.
294) Ueber die Schrift von W. Joest: Tättowiren. Ebendas. S. 116.
295) Ueber J. Naue's Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Ebendas. S. 130.
296) Der Neanderthaler Fund. Festschrift. Bonn 1888.
297) Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVI. Bonn 1888. S. 1.
298) Ueber Regenbogenschüsselchen am Rhein. Ebendas. S. 64.
299) Die hockende Bestattung und das Grab im Tuff zu Burgbrohl. Ebendas. S. 278.
300) Die Erhaltung organischer Gewebe. Ebendas. S. 281.
301) Die eiserne Statuette von Plittersdorf. Ebendas. S. 285.
302) Die Entwicklung der menschlichen Kultur, die Urgeschichte des Rheinlandes und über die Zahl der organischen Elemente. Bericht der Anthropologen-Versamml. in Bonn. Correspdzbl. d. d. anthrop. Ges. 1888. S. 71 u. 114.
303) Die Anthropologen-Versammlung in Bonn vom 6. bis 9. August 1888. Leopoldina XXV. 1889. Nr. 3—10 und Jahrb. d. V. v. A. 1889. LXXXVII. S. 160.
304) Das römische Lager in Bonn. Vorwort der Festschrift zu Winckelmann's Geburtstage. Bonn 1888.
305) Menschenreste aus der Höhle am Wildpütz und vom Hasenbackofen bei Steeten. Annalen d. Ver. für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 20. B. Wiesbaden 1888. S. 369.
306) Ueber einen angesägten Braunkohlenstamm aus der Grube bei Zieselsmaar. Verh. d. n. V. S. B. v. 10. Dez. 1888. S. 70.

307) Ueber den Fund griechischer Bronzeeimer bei Mehrum, über die Bildnisse der Grabtafeln von Fayum. Winckelmannsfest 1888. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVII. 1889. S. 216.
308) Die alten Völker Europa's. Zeitschrift Gaea. 1889. 1. Heft. S. 65.
309) Die älteste Rasse am Niederrhein. Generalvers. d. hist. Vereins für den Niederrhein in Düsseldorf 1888, Annalen d. Ver. 1889. S. 219.
310) Ueber das Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVII. 1889. S. 144.
311) Ueber Lindenschmit's Handbuch der deutschen Alterthumskunde I. 3. Ebendas. S. 150.
312) Ueber alte Schmuckstücke aus Gagatkohle. Ebendas. S. 202.
313) Aus der Vorzeit Westfalens. Verh. d. n. V. 1889. S. 36.
314) Ueber einen Schädel der bairischen Reihengräber. Ebendas. S. B. S. 21.
315) Funde verkohlter Baumstämme im Tuff bei Kruft. Hirschgeweih im Weinberg Himstein. Alte Wasserleitung unter dem Boden bei Nickenich.
316) Ueber Messung rheinischer Recruten. Wiener Anthrop. Bericht 1889. S. 229.
317) Ueber die heutige Craniologie. Ebendas. S. 165.
318) Ueber alte und neue Mammuthfunde. Verh. d. n. V. 1889. S. 61.
319) Ueber den Schädel des Paracelsus in C. Aberle Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Th. Paracelsus. Mitth. d. G. für Salzb. Landeskunde. XXXI. 1890—91. S. 515.
320) Die Entwicklung des Ornamentes in der alten Kunst. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVIII. 1889 W. S. 258.
321) Ueber westfälische Todtenbäume von Landois und Vormann. Ebendas. S. 231.
322) Ueber zwei römische Lampen aus Cöln. Jahrb. d. V. v. A. LXXXVIII. 1889. S. 136.
323) Anthropologen-Versamml. in Wien 1889. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIX. 1890. S. 270.
324) Ueber Harroy's Schrift: Die Eburonen. Rh. Jahrb. LXXXIX. 1890. S. 205.
325) Ueber den Rhein in vorgeschichtlicher und römischer Zeit. Verh. d. n. V. 1890. Correspdzbl. S. 37.
326) Ueber Lappen und Samoaner. Ebendas. S. 62.
327) Ueber zwei römische Bronzen. Jahrb. d. V. v. A. LXXXIX. 1890. S. 60.
328) Eine römische Aedicula aus Carden a. Mosel. Ebendas S. 135.
329) Gallische Streitwagen am Rhein. Ebendas. S. 241.
330) Ueber die Dahomey-Neger in Cöln. Verh. d. n. V. S. B. 1890. S. 100.
331) Ueber das Alter der Menschenrassen. Anthropol. Vers. Münster 1890 und Naturwissenschaftl. Wochenschrift 1891. Nr. 7.
332) Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Münster 1890. Leopoldina 1891. XXVII. Nr. 3—8. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 233—247.
333) Anthropometrische Untersuchungen in Cambridge.
334) Hülfsmittel der neueren Alterthumsforschung und neue Funde im Rheinland. Jahrb. d. V. v. A. XC. 1891. S. 222.

München 1861. 2. Abth. Taf. 2, Fig. 16, 17, 18. Sie stammen vom pagus Vindiolensis in der Diözese Beauvais.

3) Eine Biga mit dem Auriga (vgl. Zeichnung). Auch dies Pferd — vielmehr dies Gespann, wie die doppelten Pferdefüsse andeuten — sprengt von links nach rechts. Maasse: Länge = 40 cm, Höhe = 37 cm. Am Hals trägt dasselbe einen Gegenstand mit kreisförmigem Durchschnitt. Durch ihn laufen die zwei Zügel zur deutlich gezeichneten Trense.

Hinter dem lang herabhängenden Schweife wird das vierspeichige Rad der Biga und das abwärts geneigte Gestell derselben deutlich sichtbar. Auf demselben steht der Auriga. Auf dem Haupte trägt derselbe eine nach vorn spitz zulaufende Kappe oder einen Lederhelm. Das eng anschliessende Gewand schlägt über der Brust Falten. Mit den beiden Händen hält er, stark nach vorwärts geneigt, die Zügel. Hinter seinem Rücken wird eine breite Kornähre sichtbar. Ueber dem Pferdehaupt ist ein Halbmond sichtbar; links davon bemerkt man mehrere Kugeln, eine grosse, zwei kleine; sie stellen wohl Sonne und Sterne vor.

Sämmtliche Figuren sind mit einem eisernen Werkzeuge (Pickel) nicht kunstlos, sondern mit Verständniss für Thier- und Menschenformen eingespitzt. Im Ganzen sind diese 3 Figuren wohl erhalten, da der Verfasser erst vor mehreren Jahren die Wand von Schutt und Erde frei räumen liess.

Und nach welchen Mustern arbeiteten diese Künstler? Wohl kaum nach der Natur, da Pferde in den Felsenklüften auch vor zwei Jahrtausenden nicht frei herumlaufen konnten und auch vor und hinter einer wirklichen Biga: Aehre, Sonne, Mond und Sterne nicht sichtbar waren.

Eine überraschende Analogie dagegen bieten die in der Nähe gefundenen gallischen Münzen dar.

Von Ungstein ($^1/_2$ Stunde Entfernung nach Osten) stammt eine mit dem Pferde geschmückte gallische Silbermünze (vgl. Mehlis: „Studien" III. Abtheilung, 2. Tafel, Nr. 12).

Von Weissenheim a. S. ($1^1/_2$ Stunden Entfernung nach Osten) rührt gleichfalls eine gallische Silbermünze her mit dem Doppelpferde. Unterhalb desselben ist ein Rad, vor demselben ein Halbmond angebracht.

Am Fusse der Rietburg endlich bei Edenkoben (ca. 4 Stunden Entfernung nach Süden) wurde vor einem Menschenalter ein Kollektiv-

fund gallischer Goldmünzen gemacht. Eine derselben liegt dem Verfasser im Original vor (Eigenthümerin: Frau Rath Keller in Landau).

Auf dem Avers: Apollokopf mit Lockenhaupt.

Auf dem Revers: Biga mit Auriga. Das Gespann sprengt genau wie auf dem Brunholdisstuhl von links nach rechts. Der Auriga hat dieselbe Kappe, die nämliche Haltung, die Biga dieselbe Zeichnung. Vor dem Haupte des Pferdes steht eine konische Achre; es kann auch ein Spinnrocken sein. Unterhalb des Pferdes ist ein Donnerkeil angebracht; darunter eine Verstümmelung griechischer Buchstaben: ΠΠΠΠ (Verstümmelung von ΦΙΛΙΠΠΟΣ). Diese Goldmünze ist eine Nachahmung der im 4.—3. Jahrh. weit verbreiteten Goldstateren des Königs Philipp von Macedonien, der 336 ermordet wurde. Den Donnerkeil auf dieser Münze erklärt der Numismatiker Chr. Lenormont als Monogramm der Münzen der Arverner[1]).

Die Aehre dagegen (gallisch edh) ist nach de Gauley[2]) das Symbol der Eduer, Aeduer, Haeduer[3]).

Eine analog gestaltete gallische Goldmünze mit der Aehre bildet Dr. H. Meyer: „Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen", Zürich 1863, II. Tafel, Nr. 99 ab. Dort sind noch mehr Pendants dieser Art dargestellt; vgl. Nr. 94 bis 100, 103 bis 107.

Auch zu Sausenheim (2 Stunden Entfernung nach Norden) wurde ein gallischer Goldstater mit Auriga und Biga aufgefunden; vgl. Mehlis: „Studien", III. Abth. Tafel 2, Fig. 18.

Nach diesen Nachweisungen, wonach gallische Münzen im N., O. und S. des Brunholdisstuhles vorkommen, kann es keinem Zweifel unterliegen: der Künstler arbeitete am Brunholdisstuhl seine Darstellung des Wagenlenkers, des Wagens und des Gespannes, der Aehre und des Mondes nach einem auf gallischem Boden gut imitirten Goldstater Königs Philipp. Dieser Goldstater gehörte wahrscheinlich einer Münzstätte der Aeduer an, die später nach Caesar de bello

---

1) Vgl. Revue numismatique 1858. p. 115.

2) Vgl. Revue numismatique 1861. p. 80. Sollten beide Symbole vereint vor ihre Gegnerschaft zeitlich fallen?

3) R. Forrer „Antiqua" 1891. S. 12 bestreitet dies. Nach seinen Quellen erscheinen „Donnerkeil" und „Aehre" auf Philipper-Stateren. — Dr. Riggauer schreibt diese Münzen den Aeduern oder den Arvernern zu. Schriftliche Mittheilung an den Verfasser.

gallico I, 31 mit den Arvernern um die Hegemonie stritten. Ihre Handelsmünzen und ihre politischen Verbindungen reichten lange Zeit vor Caesar schon bis an den Mittelrhein, bis zu den Mediomatricern und Treverern. Das gallische Original des Goldstaters, nach welchem der Künstler den Fels bearbeitete, war zudem ein altes und gutes. Forrer schliesst daraus (vgl. „Antiqua" 1891, S. 13), dass diese guten Kopien kurze Zeit nach dem Original entstanden und in ihren besten Exemplaren bis ins 4. Jahrh. zurückreichen.

Demnach muss wohl auch die Felszeichnung entstanden sein, als noch gute, alte Kopieen der philippischen Goldstateren am Mittelrhein kursirten, d. h. spätestens im 3. Jahrh. vor Christus in der mittleren la-Tène-Zeit.

Dass durch diesen numismatischen Nachweis auch Licht über die Benützungszeit der mit dem Brunholdisstuhl in direkter Verbindung stehenden „Heidenmauer" fällt, ist selbstverständlich.

Aus technischen Gründen bewies der Verfasser („Studien", X. Abth. S. 23—27), dass ihre Hauptbenützung in die la-Tène-Zeit fallen musste.

Beide Beweise ergänzen sich. Unsere neueste Darlegung aber bringt noch Indicien dafür, dass gallische Gauvölker, Vasallen der Aeduer, diese Ringwälle am Mittelrhein errichtet und vertheidigt haben. Caesar nennt sie oppida; ihre Mauertechnik beschreibt dieser Feldherr in seinen Kommentaren de bello gallico VII, 23.

II.

Sorgfältige Ausgrabungen am Brunholdisstuhl oberhalb Dürkheim veranstaltete der dortige Alterthumsverein Ende November, um die früher gefundenen Felsenbilder weiter zu verfolgen. Rechts vom „Zweigespann" stiess man hierbei auf ein weiteres, etwas tiefer eingegrabenes Pferd, welches jedoch die gleichen Dimensionen wie die Rosse am Wagen (30 cm Länge auf 23 cm Höhe) aufweist; diesem Ross folgt nach rechts die Zeichnung einer 75 cm langen, 17 cm hohen Schildkröte. Der kleine Kopf mit dem halb offenenen Maule ist lebensvoll nach einem, in südlichen Regionen gediehenem Originale oder einer guten Vorlage aus den Rippen des harten Buntsandsteinfelsens herausgearbeitet. Eine etwas grössere Kopie dieser Chersine sitzt 1 m tiefer unten; doch ist die Erhaltung letzterer eine weniger gute. Dicht neben der ersten Schildkröte

wird in dieser, von parallelen Furchen durchzogenen Zone eine viereckige Vertiefung sichtbar, welche — 20 cm lang, 15 cm breit, 4 und 8 cm tief — für einen Sperrbalken bestimmt war, dessen Ein- und Ausführung oberhalb und unterhalb des Balkenloches deutlich sichtbar ist. Diese Vertiefung, sowie ein 70 cm unterhalb derselben vorstehender Rand nebst einem, weitere 50 cm unterhalb des letzteren, vorstehender Absatz von 25 cm Breite deuten darauf hin, dass die ganze, auf eine Länge von 3,40 m mit Thierbildern verzierte Wand die Rückseite eines *Wohnraumes* oder einer *Halle* vor Zeiten gebildet hat, welche in der Höhe des Balkenloches mit einer Barrière geschlossen war. Gleich modernen *Tapetenbildern* wirkten in diesem Falle die alten *Felsbilder* auf den Bewohner.

Von dem oben erwähnten Absatze an wurde noch auf weitere 2 m in die Tiefe gearbeitet, so dass die Gesammthöhe der Felswand jetzt 6,50 m Höhe besitzt. Auf dieser letzteren Zone ward nun ein mit Seitenzacken versehenes Kreuz entdeckt, ein Steinmetzzeichen des späteren Mittelalters, das in derselben Gestalt auf der Limburg vorkommt. Bohrversuche beweisen, dass diese Wand noch mindestens $1^1/_2$ m weiter in die Tiefe geht.

In späterer Zeit beutete man darnach, nachdem Jahrhunderte lang die Felsenbilder vom nachrutschenden Schutt bedeckt waren, die Wand zu *baulichen Zwecken* weiter aus. Einen rechten Winkel zu dieser Wand bildet eine zweite, nach Norden sich erstreckende Wand. Sie hat 3,28 m Länge. Eine dritte, wiederum wie die erste 3,40 m lange Wand bildet mit der zweiten einen rechten Winkel, so dass ein vorspringendes und ein einspringendes Eck entsteht. Auch diese zwei Wände sind sauber mit Furchen von Seiten geschickter Steinmetzen bearbeitet. An der zweiten Wand sind in gleicher Höhe, wie Ross und Biga an der ersten, die Konturen eines Cerviden (20 : 15 cm) eingehauen. Nach den Schaufeln beabsichtigte der Künstler den Kopf eines Elennthieres wiederzugeben. An der dritten Wand ist unter einem grossen R von altrömischer Form die Gestalt eines *Delphins* eingehauen (34 cm Länge). Capride und Delphin blicken nach rechts, wie alle Thiergestalten ausser zweien, dem Adler und der Eule.

Inschrift am Brunholdisstuhl.

An der dritten Wand, auf welcher Delphin und ein Mohnstengel eingehauen sind, steht zwischen beiden die auf Taf. I dargestellte In-

schrift. Sie ist 2 m unterhalb der Oberkante der Wand deutlich eingehauen und zwar von links nach rechts, wie die Doppelpunkte am Ende u. A. beweisen. Dieselbe besteht bis jetzt aus drei Zeilen, die jedoch nach des Referenten Ansicht verschiedenen Schrifttypus aufweisen. Die erste Zeile hat den Charakter einer Cursivschrift mit stark ausgeprägten Apices, die zweite und dritte den der gewöhnlichen römischen Capitalschrift. Die Technik ist bei den drei Zeilen die nämliche: Die Züge wurden durch Pickelhiebe eingespitzt, nur das M der zweiten Zeile ist mit dem Meissel eingehauen. Die erste Zeile hat ferner am Ende der Buchstaben, so bei den beiden N, bei U gewisse, als Ornamente aufzufassende Fortsätze und Verschlingungen, die an den Typus der irischen Schrift erinnern. Die Länge der ersten Zeile = 1,34 m; die Höhe der Buchstaben in erster Zeile beträgt 10—17 cm, in zweiter Zeile 10 cm, in dritter Zeile 8—10 cm.

Zur Lesung ist folgendes zu bemerken:

I. Zeile:

Buchstabe 1 ein nach rechts in eine Art Blume endendes N.

Buchstabe 2 ein A mit starken Grundstrichen, der Querstrich ist nur angedeutet.

Nach diesem A folgen drei Zeichen, die wie ZOV aussehen, doch halte ich sie nach öfterer Untersuchung für ornamentative Zuthaten.

Buchstabe 3 und 4 ein im Querstrich etwas undeutliches N (= 1. Buchstabe); zwischen die beiden Hasten ist ein kleines T eingeschrieben; also = NT.

Buchstabe 5 ein U. Am rechten Apex eine nach oben laufende Verschlingung.

Buchstabe 6 ein kleines A mit schwach angedeutetem Querstrich.

Buchstabe 7 ein S oder G; der obere Theil ist stark ausgeführt; die untere Halbschleife schwächer angedeutet.

Nach Buchstabe 7 folgt ein unklares Zeichen: ein umgekehrtes V, daneben zwei Punkte, darunter zwei kleine Halbbögen. Diesem Trennungszeichen (?) folgt der 1 m lange Mohnstengel mit Samenkapsel und angedeuteten Blättern der Blüthe.

Buchstabe 8 ein nach oben sich verstärkendes J.

Buchstabe 9 ein U = Buchstabe 5. An Stelle der Verschlingung hier ein Halbbogen.

Das letzte Zeichen, vor dem Doppelpunkte stehend, gleicht der Samenkapsel des Mohnstengels.

Je nachdem man die beiden, rechts vom Mohnstengel stehenden Buchstaben zum Worte links desselben hinzuzieht oder nicht, dürfte diese Zeile zu lesen sein:

1. Nantuas.
2. Nantuas(g)io(u = o).

II. Zeile:

Diese enthält die bekannte Widmungsformel

I · O · M ·

Buchstabe 1. I stark liegend eingehauen.

Buchstabe 2. O kreisrund und kleiner als I und M.

Nach O steht ein Punkt, ebenso nach M, vor I ein gezogener Halbbogen.

Buchstabe 3. M mit stark divergirenden Hasten.

Der 2 Querstrich ist doppelt gesetzt; der Steinmetz hat sich das erste Mal verhauen. Nach dem Schrifttypus gehört Zeile 2 dem 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr., der Constantinischen Zeit an, wohin auch die Inschriften auf der Nordostwand am Brunholdisstuhl gehören (vgl. „Berliner philolog. Wochenschr.“ 1889, Nr. 13, 14, 15, 1892, Nr. 9).

III. Zeile.

Dieselbe fand Referent erst einige Wochen, nachdem Zeile I und II von ihm festgestellt waren. Der Duktus zeigte sich noch flüchtiger als bei Zeile II; auch zehrte die Zeit an diesen Zeichen.

Der 1. Buchstabe ist ein F, dem, wie häufig, der mittlere Querstrich fehlt.

Im 2. Buchstaben ist ein L mit kleinem Querstrich zu erkennen. Nach ihm folgt zur Rechten ein Punkt. AVI als 3., 4., 5. Buchstabe sind ohne grosse Mühe festzustellen. I ist schief nach rechts gestellt; A und V sperrig gestaltet. Vom 6. Buchstaben ist oberer Apex, sowie einzelne Theile des 2. Striches ausgeführt, der Rest nur angedeutet.

Im 7. Buchstaben ist ein deutliches S erhalten. Der untere Halbkreis erscheint am Ende gespalten.

Dem S folgen zwei flüchtige Punkte; diesen schliesst sich der von oben her ziehende Mohnstengel an.

Länge dieser Zeile = 85 cm.

Höhe der Buchstaben = 8—10 cm.

Jenseits des Mohnstengels folgt ein noch einsames O. Ob dies der Anfangsbuchstabe des noch fehlenden Cognomens ist, kann Referent bis jetzt nicht entscheiden.

Was die Lesung der Zeile III betrifft, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden. Entweder ist FL. als Pränomen und Avius als nomen gentile zu erklären, wobei zu beachten ist, dass nach Prof. Klein's Mittheilung die gens Avia inschriftlich selten vorkommt (vgl. Wilmanns, Ex. inscript. Latin. N. 2021, ein Avius von Capua aus dem Jahre 113 vor Christus). Oder man liest die 7 Buchstaben zusammen als

Flavius. —

Nach genauer Prüfung der 3 Zeilen (leider ist es unmöglich, ein Photogramm aufzunehmen) gehören Zeile II und III als Name des Gottes und des Dedicators zusammen. Zeile I hingegen ist von diesen folgenden Zeilen durch den Schrifttypus völlig geschieden. Auch die Technik ist bei Zeile I different; die einzelnen Züge sind sorgsam und genau, Punkt für Punkt eingehauen, während Zeile II und III die Flüchtigkeit der Decadence auf der Stirne tragen.

Referent ist geneigt, Zeile I mit Delphin und Mohnstengel chronologisch zusammenzustellen.

Vielleicht hat, wie Prof. Klein vermuthet, ein gallischer Besucher, heisst er nun Nantuas oder Nantuas(g)io, hierin seinen Namen verewigt.

Rechts von dieser Inschrift wird der schon erwähnte Mohnstengel in Originalgrösse sichtbar. Er besteht aus der Wurzel, dem Stengel und dem Blüthenknopf. — Delphin, Elennthier, Mohnstengel sind so gut getroffen, dass selbst gewöhnliche Leute diese Bilder als das, was sie vorstellen sollen, erkannt haben. — Was die Technik betrifft, so ist sie bei allen diesen Felsbildern die gleiche: die Umrisse wurden auf Grund einer Vorlage (Kreideskizze!) mit einem Pickel eingespitzt, nicht, wie später, mit dem Meissel eingehauen. — Jeder Hieb ist noch deutlich sichtbar! —

Zwischen den Felsbildern und der Inschrift (Zeile II und III) waltet in der Technik und der Gestaltungskunst ein grosser Unterschied ob. Nach unserer Ansicht sind ihre Entstehungszeiten durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten getrennt. Dass die römische Votivinschrift nach Delphin und Mohnblumen entstand, das beweist die Rücksicht, welche der Meissler dieser Votivzeilen

auf den Raum zwischen beiden Bildern nahm. Er traf sie sicherlich schon an.

Wahrscheinlich ist es, dass zweite und dritte Wand die Seitenflächen eines weiteren Wohnraumes gebildet haben, dessen Eingang am Ende der ersten Wand lag. — Auf die chronologische Stellung dieser Felsbilder weist vor Allem die schon besprochene Biga hin, die ohne Zweifel nach einem gallischen Goldstater getreu gearbeitet ist. — Schildkröte und Delphin kommen als Münzbilder auf griechischen Münzen vor; jene auf den Drachmen von Aegina, dieser auf dem Prägegeld von Argos und Tarent. Ob jedoch analog obigem Schluss auch für diese beiden Thiergestalten als Original ein scharfes Münzbild anzunehmen ist, oder ob dem Künstler nicht vielmehr ein Naturbild vorlag — diese für unsere Felsbilder wichtige Frage muss noch in Schwebe bleiben. — Auch auf der Südwestseite des Brunholdisstuhles[1]) wurde eine ca. 12 cm lange, mit Blumenstengel, Rad, Pferdekopf gezierte und mit Streifen durchfurchte, aus weissem Sandstein bestehende Felswand aus etwa $1^1/_2$ m Tiefe freigelegt. Im Eck fand sich in $^1/_2$ m Tiefe ein Dutzend Leistenziegeln mit Gefässtrümmern aus dem 14. Jahrh. An der Felswand selbst wurden die Konturen von mehreren Blumen mit langen Stengeln sowie die Inschrift: MA sichtbar. Der Schutt bestand aus Hausteinen von rother Farbe, die sicherlich zu baulichen Zwecken hierher in alter Zeit geschafft worden sind und erst in einer Viertelstunde Entfernung lagerhaft vorkommen. Das oben befindliche Rad und die darunter stehenden Buchstaben MA erinnern auffallend an die massiliotischen Münzen (Obolen) und deren gallische Nachahmungen. Beide tragen als Revers Rad und MA (= Massalia). Vgl. Näheres bei Forrer: „Antiqua" 1891 S. 27 bis 28. — Die Ausgrabungen sollen im nächsten Frühjahre fortgesetzt werden. — Eine Photographie der Felsbilder hat der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande für die „Bonner Jahrbücher" herstellen lassen. Dieselbe lag für Tafel I vor.

---

1) Urkundlich 1360 Brinholdestuhl.

2. Archäologisches vom Donnersberg.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes auf dem Donnersberg im September 1892 machte der Verfasser eine Reihe von archäologischen Beobachtungen, die wohl weitere Kreise interessiren dürften.

A. Der Schlackenwall.

Seit den Untersuchungen von Virchow, Cohausen, Schaaffhausen, Schneider, Behla u. a., welche diese Forscher den sog. verschlackten Wällen gewidmet haben, ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner darauf hingelenkt. Während solche Verschanzungen der Vorzeit mit künstlich verschlackter Oberfläche in der Lausitz und in Böhmen zahlreich vorkamen, sind sie im Rheinlande sehr selten. Bisher war meines Wissens nur der Wall auf dem Montreal oberhalb Meisenheim am Glan[1]) und bei Kirnsulzbach a. d. Nahe bekannt. Am Donnersberg wurde ein solcher bisher vermuthet, jedoch nicht erwiesen.

Die Nordseite des gewaltig aus der Rheinebene emporragenden „mons Jovis" umzieht ein 6000 m langer, aus Stein und Erde errichteter Ringwall, dessen Lauf C. E. Gross und A. Schilling von Cannstadt (1878) beschrieben haben. Doch kannten sie den Schlackenwall noch nicht in ihrer Beschreibung. Das NO. gelegene Vorwerk umzieht die Ostseite der nach N. eingerissenen Eschdell und bietet auf ihrem höchsten Punkte eine hübsche Aussicht nach Ruppertsecken, Bastenhaus, Kriegsfeld u. s. w. Fast am nördlichsten Punkte desselben beginnt in sanfter Neigung der Schlackenwall und umzieht in einer Ellipse auf ca. 300 m das Plateau nach Osten und Süden, während nach Norden an steilen Felshängen der Schlackenwall nur an einzelnen Stellen sichtbar wird. Die Gesammtlänge (a—b—c—d—e) betrug demnach ursprünglich ca. 400 m. Der Schlackenwall steigt nach Süden allmählich bis zu 1,50 m Höhe und verflacht sich nach Nordwesten bis zu $^1/_2$ m. Seine Sohlenbreite beträgt 8 m, seine Kronenbreite 1 m. Im Südosten ist er von einem 3 m breiten Graben umzogen. Die Verschlackung findet sich auf dem ganzen Wallrücken[2]) und reicht nach von dem Ver-

1) Diesen „Schlackenwall" besuchte der Verfasser vor mehreren Jahren und besichtigte ihn genau.

2) Am südlichen Wegdurchgang sind die Schlacken in den Graben geworfen worden, als man den Weg anlegte.

fasser gemachten zahlreichen Stichproben bis in $^1/_3$ m Tiefe. Als Material diente der hier lagerhafte Feldsteinporphyr. Derselbe findet sich auf dem Walle in allen Graden der Verschlackung, vom Ueberzuge mit glänzender Fritte bis zum leichten Bimsstein. An vielen Exemplaren ist die Einlagerung, ja die Struktur der Holzkohle, welche den Brandprocess verursacht hat, deutlich und mehrfach erkennbar. Es sind Stücke von 2—3 cm Länge und 1—$1^1/_2$ cm Breite. Die Ränder der Abdrücke sind scharf, ebenso die einzelnen Rippen. Mit Schaaffhausen vermuthet der Verfasser Eichenholzkohlen als Brennmaterial. Es muss ein hoher Hitzegrad gewesen sein, welchem die Oberfläche des Walles ausgesetzt war. Holzfeuer gewöhnlicher Art schwärzen zwar den Porphyr, bringen aber keine Spur von Schmelze hervor. Auch ausserhalb dieses Schlackenwalles von ca. 200 m Längen- und 80 m Breitendurchmesser finden sich einzelne, wohl hierher später verschleppte Schlacken.

Einem metallurgischen Zwecke, wie man beim Donnersberg, der Kobalt, Kupfer, Silber lieferte, vermuthen könnte, diente der Schlackenwall nicht; dazu hätte man diesen regelmässig angelegten Wall nicht nöthig gehabt. Von Feuersignalen rühren diese Schlacken auch nicht her; dazu hätte eine Stelle genügt. Es ist nach der Sachlage an ein umwalltes Templum oder an ein fortifikatorisches Annäherungshindernis zu denken, welches durch diesen glatten Wall verstärkt werden sollte. Man könnte sich wohl an die „Glasburg" des deutschen Märchens erinnern. Einen zufälligen Brand von Gebälk anzunehmen, das nach Art der gallischen, von Caesar beschriebenen Stadtmauern im ursprünglichen Steinwall vorhanden gewesen wäre, verbietet wohl die gleichmässige Dicke der Schlackenschicht und das Fehlen derselben im Inneren des Walles.

Ob rohe Steinwerkzeuge aus Porphyr, welche sich innerhalb des Hauptwalles vorfinden — eines derselben, im Besitze des Verfassers, hat die Gestalt eines Beiles von 12 cm Länge, 6,5 cm Schneidenbreite, 1,7 cm Dicke — der Periode des Schlackenwalles angehören, bleibt im Zweifel. Jedenfalls aber entstammt der Schlackenwall der ältesten Epoche, in welcher man den „mons Jovis" zu umwallen bemüht war.

B. Der Südwall und der Königsstuhl.

Lehne, „Die röm. Alterthümer der Gauen der Donnersberger“, 1. Th. S. 92 gibt die Länge der prähistorischen Umwallung auf 4108 m an, Gross und Schilling v. Cannstadt, „Donnersberg-Führer“, S. 33, auf 6000 m. In Wahrheit stellt sich die Länge der prähistorischen Umwallungen auf ca. 7000 m.

Ausser dem Schlackenwall fand der Verfasser im Süden des Hochplateaus einen zweiten, bisher unbekannten Wall auf.

Derselbe beginnt an der Felsgruppe „Langfels“ oberhalb dem „Gehauen Stein“ und zieht in der Richtung nach Nordwest in einer Länge von 450 m, bis er an einem Fichtenwäldchen verschwindet. Nach SO. ist er deutlich erhalten, erreicht eine Höhe von 2 m bei 7—10 m Breite an der Sohle. Er besteht aus Porphyrbrocken. Nach NW. zu wird er flacher und breiter, da ihn die Forstverwaltung vor etwa 40 Jahren auseinanderwerfen liess und ihn „riefen“ wollte (!!).

Im letzten, nach dem „Langfels“ zu gelegenen Drittel wird er von einem alten Fahrweg durchschnitten, dem „Kutschweg“. Hier hat er 12 m Breite. Dieser Kutschweg führt steil hinab zum „Gehauen Stein“ nach SWS., biegt vor demselben oben im Buchenschlage nach SO. ab, bleibt ca. 20 m unterhalb des jetzigen, am „Gehauen Stein“ vorbeiführenden Fuhrweges und führt als 3 m breite, nach SO. tiefer werdende Höhle durch die Lindendelle in der Richtung auf Jakobsweiler weiter. Dieser alte Strassenzug steht in Verbindung mit dem bei Jakobsweiler angenommenen Römerkastell (vgl. Gross a. O. S. 48 Anm.). Jakobsweiler ist auch Fundplatz römischer Sarkophage etc. Dieser Strassenzug zog dann weiter nach Osten über Weitersweiler einerseits nach Alzey, andrerseits längst der Pfrimm nach Worms. Diesen von Südosten kommenden Strassenzug deckte der vom Ref. aufgefundene Wall, der in seinem Aussehen dem Hauptwalle völlig gleicht. Am „Langsfels“ übersieht man denselben bis zu den hohen Thürmen des Wormser Domes.

Der Königsstuhl bildet den höchstgelegenen Punkt des „mons Jovis“. Seine 6 m hohe Porphyrkuppe dient im Südwesten der Umwallung den hier von NO. und OSO. zusammentreffenden Wallsträngen zum Vereinigungspunkte. Unmittelbar südöstlich von dieser alten Specula, links des vom Ludwigsthurme hierher ziehenden Fusspfades liegt, an den Südzug des Hauptwalles angegliedert,

eine bisher unbekannte, vierseitige Schanze. Ihre dem Königsstuhle zuziehenden zwei Längsseiten sind je 24 m, ihre zwei Schmalseiten 10 m lang. Die Höhe beträgt noch $^1/_2$ m. Der Wall besteht aus Stein und Erde und trug wahrscheinlich früher Pallisaden. Wenige Meter von der Südostecke dieser Schanze entfernt (15 m) liegt der zweite, alte Eingang in den Hauptwall. Er ist 3 m breit. Die einwärts gelegenen Wallenden sind auf 10 m Länge nach Innen zurückgezogen, so dass der stürmende Feind von drei Seiten beschossen werden konnte, von links, rechts und von vorn. Nach unserer Vermuthung war dieser Gang früher gedeckt und zwar mit Balken, ferner befanden sich wohl vorn und hinten starke Bohlenthore, so dass es dem Feinde möglichst schwer ward, den doppelt und dreifach vertheidigten Eingang zu nehmen. In der Schanze lag eine Abtheilung von Bewaffneten — die Thorwache, etwa 30—40 Mann stark. Die gleichen Vertheidigungsmaassregeln waren am Nordeingange, wie an diesem Südeingange getroffen. In der Schatzgrube, wo ein 3 m breiter, von Nordosten — Kirchheimbolanden-Alzey — her zur Höhe führender alter Weg in die Verschanzung eintritt, sind gleichfalls die Wallenden zurückgezogen und zwar auf je 20 m Länge. So entstanden hier zur Linken, nach Westen zu und zur Rechten, nach Osten zu, zwei bastionartige, auf drei Seiten im Westen und auf zwei im Osten geschlossene Reduits, welche den Angreifer aufhielten. Am Ende der östlichen Einziehung sind zudem noch Fundamente eines Thurmes sichtbar. Dieselben bilden einen erhöhten Kreis von 18 m Umfang; in der Mitte befindet sich eine Höhlung. — Dass Schanze und diese zwei Poternen römische Anlagen sind, steht für den Verfasser fest, ebenso wohl für Herrn Oberst und Konservator von Cohausen, der vor mehreren Jahren mit Sr. Excellenz General von Seidlitz den Wall auf dem Donnersberge besucht, jedoch den Eingang am Königsstuhl unseres Wissens nicht bemerkt hat.

Ueber Römerfunde auf dem Donnersberg wird ein dritter Artikel kurzen Bericht erstatten.

C. Römische Funde.

Sicher beglaubigte Funde aus der Römerzeit vom Innern des Ringwalles sind es wenige; ausgiebigere Grabungen fehlen bisher; Versuche hat der Verfasser mehrfach gemacht.

Lehne: „Die röm. Alterth. der Gauen des Donnersberges" I. Th. S. 92 berichtet von Münzen, Urnen und einem römischen Mahlstein, den er selbst sah. Auf einem Felsen des Donnersberges fand er die Inschrift:

I·O·M·

Der Rest derselben war zerstört.

Zu Imsbach bei Falkenstein südwestlich vom Donnersberg fand man 1820 ca. 30 Bronzemünzen der konstantinischen Zeit („Intelligenzblätter des Rheinkreises" 1820, S. 412). Anno 1846 fand sich ebendaselbst eine Urne mit über 1000 Stück römischer Kupfermünzen. Nach J. G. Lehmann (Bavaria, Rheinpfalz, S. 596) reichen sie von Diocletianus bis Constantinus II.

In demselben Jahre fand ein Taglöhner auf dem Donnersberge folgende Römeraltsachen: 1. einen numus recusus. Der herzförmige Stempel trägt folgende Buchstaben IMPÑ CN. Ich lese Imperator Constanti(n)us. Die ursprüngliche Münze scheint dem Gegenkaiser von Constantius II. dem Magnentius angehört zu haben und zwar nach den älteren Buchstaben MEFAVG, von denen Nr. 2 und 3 offenbar falsch gelesen sind.

Die übrigen Funde bestanden in mehreren Fibeln und einer Bulla. Auch diese letztere weist auf römische Spätzeit hin. (vgl. 2. Jahresbericht des hist. Vereins der Pfalz S. 20 u. S. 23, sowie Tafel VII, N. 3).

Dieser Fund ist der wichtigste, weil genau bestimmbar.—

Als im Jahre 1852/53 das Innere des Walles aufgeforstet wurde, grub man in der „Tränke" nördlich des Paulinerklosters zahlreiche römische Mahlsteine, Gefässe, Münzen u. s. w. aus. Nach dem Bericht eines alten Waldarbeiters, Braunfels, den der Verfasser darüber sprach, machten diese Befunde nicht den Eindruck eines Grabfeldes, sondern den einer römischen Niederlassung. Mehrere dieser römischen Mahlsteine befinden sich im Museum zu Speyer, einen derselben erwarb der Verfasser im September 1892. Derselbe bildet ein Oval von 37 und 31 cm Durchmesser und 8 cm Höhe, ist in der Mitte gelocht und auf der unteren Fläche rauh gearbeitet. Er besteht aus verschlacktem Niedermendiger Basalt. Er gehört wohl nach seiner nachlässigen Bearbeitung der Spätrömerzeit an. In dieselbe Zeit fällt nach dem früher vom Verfasser geführten Beweis (vgl. „Berl. philolog. Wochenschr." 1890 „Funde von der Limburg") eine von ihm in der Schlangendelle vorgefundene halbe Reib-

steinplatte. Dieselbe hat 17 cm Länge (Rest abgebrochen), 20 cm Breite, 5 cm Höhe und besteht aus Porphyr.

Die auf der Limburg a. d. Hart gefundene Reibplatte ist vollständig und hat dieselbe Breite und Höhe.

Auch diese letzteren Funde gehören demnach der Spätrömerzeit an.

Der Verfasser stimmt nach diesen Indicien vollständig der Ansicht von E. C. Gross: „Wegweiser auf den Donnersberg“ S. 48 zu, wonach der dauernde Aufenthalt der Römer innerhalb des Walles in das sturmbewegte 4. Jahrhundert n. Chr. fiel. Die Ansiedlung halten wir für eine aus den Bewohnern der Umgegend bestehende; die Bewachung der Umwallung bildete die Lokalmiliz der romanisirten Vangionen (vgl. darüber Julius Jung in Sybel's hist. Zeitschrift n. F. 31. Bd., S. 29 Anmerk. 7). —

Die von Lehne oben angegebene römische Inschrift

IOM

offenbar von einer Ara herrührend, hat der Verfasser lange Zeit vergebens gesucht. Auch Gross a. O. S. 8 führt sie an. Der Verfasser zweifelte zuletzt an ihrer Existenz, bis er ihre Reste im September 1892 unter Dornen und Disteln entdeckte. Am Ostfusse des Königsstuhles erstrecken sich drei Felsengrate nach Osten. Zwischen dem 2. u. 3. steht im Gestrüpp zur Linken eine künstlich aus dem Fels herausgearbeitete Ara mit ovalem Abschluss. Höhe = 1,30 m, Breite = 1 m, Dicke = 0,40 m; Gestein Porphyr.

Mitten auf ihrer Vorderseite sind 4,20—25 cm hohe Hohlräume sichtbar. Man bemerkt an ihren Rändern deutlich die Spuren von Hieben, mit denen hier früher gestandene Buchstaben entfernt wurden. Die 1. Höhlung bildete früher ein I; die 2. und 3. ein breites O, die vierte ein weitspuriges M. Die verschollene Widmung

I·O·M

ist endlich, wenigstens in Trümmern gefunden. Ob eine rechts unten in der Ara befindliche Lücke den Namen des Dedicators enthielt, ist möglich. Doch vermuthen wir, dass die Ara gleich der vom Schlammberge nahe an Dürkheim herrührenden, nur die Weiheinschrift an

„Jupiter optimus maximus“

enthielt. Die Inschrift zerstörten wahrscheinlich die Paulinermönche als heidnisches Teufelswerk.

Nach ihrer Form, dem ovalen Abschluss, mag dieser Altar, der nach Nordosten blickte, am Ende des 3. oder Beginn des 4. Jahrh. entstanden sein. Er erhob sich dicht zwischen der Specula auf dem 6 m hohen Königsstuhl und der Schanze, wo die Bedeckung des Haupteinganges lag. Letzterer offenbar verdankt die Ara ihre Entstehung und ihre Verehrung.

Ob von dieser Arainschrift der Name des Berges „mons Jovis" herstammt, der übrigens erst i. J. 828 in einem Schreiben Frothars' von Toul erscheint „a monte Jovis usque Palatium Aquis" (vgl. Lehne a. O. I. Th. S. 91 Anmerk.), oder, wie J. Grimm vermuthet, von der Uebersetzung seines altgermanischen Namens: „Thonersberg" (so anno 869) = „Berg des Thonar", bleibt vorläufig dahingestellt. Sicher jedoch ist, dass in einem klassischen Schriftsteller der Name „mons Jovis" für unseren Donnersberg, wie vielfach noch geglaubt und geschrieben wird, nicht erscheint, wenn es auch nach unserem Befunde nicht unmöglich ist, dass schon zur Spätrömerzeit obige Gleichung mons Jovis = „Berg des Thonar" im Munde des romanisirten Vangionen vorhanden war.

D. Gallische Münzen.

Bezeichnend für die Zeit der Entstehung und der ersten Benützung des Ringwalles auf dem Donnersberg ist der Fund gallischer Münzen, sowohl innerhalb der Verschanzung als auch in dem an seinem Südostfuss gelegenen Oertchen Jakobsweiler.

Innerhalb der Umwallung wurden fünf Stück gallischer Münzen aufgefunden (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" III. Abth. S. 21 und Taf. II. Fig. 16). Drei derselben sind bekannt. Die 1. ist eine sogenannte scutella Iridis oder Regenbogenschüsselchen aus Gold. Sie hat nur einseitige Prägung. In der Mitte eines Kranzes von kleinen Kreisen ist nach rechts blickend eine in den Konturen vogelähnliche Figur mit langen Stelzbeinen, ein Reiher oder Kranich dargestellt. R. Forrer in seiner Arbeit über „Die keltischen Münzen" (Antiqua Jahrgang IX, 1891) rechnet diese Münzen zu denen des „nationalen Typus" und glaubt, dass sie neben den Nachbildungen der macedonischen Goldstatere zeitlich und räumlich herliefen (4.—3. Jahrhundert vor Christus). Regenbogenschüsselchen mit ähnlichen Münzzeichen werden oberhalb Jakobsweiler, welches an der Südseite der oben erwähnten, zum Plateau

hinaufziehenden Römerstrasse liegt, nach Regengüssen von Zeit zu Zeit gefunden.

Einem anderen Typus gehören die übrigen zwei gallischen Münzen an. Beide sind von Silber und in der Grösse eines silbernen Zwanzig-Pfennigstückes. Beide sind doppelseitig geprägt und tragen auf dem Avers das Bild der Pallas-Minerva oder der Roma, auf dem Revers das bekannte gallische Pferd. Sämmtliche Figuren blicken nach links. Die eine dieser Münzen jedoch ist sehr stark erhaben, die andere sehr flach geprägt. Auf letzterer sind über dem Rücken des Pferdes 4 Buchstaben eingeprägt. Ich lese dieselben VYLᚴ d. h. Vau, Ypsilon, Lambda, Gamma oder Ce, also = Vulc. Ob diese Signatur auf die etrurische Stadt Vulci zu beziehen ist, welche im Handel mit Gallien eine grosse Rolle spielte — bekanntlich stammt das vornehmste Fundstück Etruriens auf deutschem Boden, der Dürkheimer Dreifuss, aus den Fabriken dieser Stadt; vgl. Genthe: „über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“ S. 159—160 u. S. 16 —, oder ob diese Inschrift in schlechter Wiedergabe auf den gallischen Stamm der Volcae sich beziehen soll, dessen Münzen sich zahlreich am Mittelrhein vorfinden (vgl. R. Forrer a. O. S. 28), ist schwer zu entscheiden. So verlockend die obige Münzschrift sein mag, so wollen wir uns doch nicht bei der Unzuverlässigkeit der gallischen Münzmeister auf ihre Deutung stützen. Eine eigenthümliche Illustration erhält durch diese Mischung griechischer und italischer Buchstaben die Nachricht Caesar's (de bell. gall. I, 29; V, 48; VI, 14), dass sich die Gallier „graecis litteris“ bedienen. Prof. Harster in Speyer, dessen Güte der Verf. genaue Abdrücke dieser zwei Münzen verdankt, hält sie für Imitationen römischer Silberdenare aus der republikanischen Zeit. Eine sehr ähnliche Silbermünze bildet Forrer a. O. unter Fig. 112 u. 113 ab. — Hält man an der Ansicht dieses bewährten Münzkenners fest, so wären diese zwei gallischen Silbermünzen als schlechte Nachahmungen römischer Denare aus der letzten Zeit der Republik anzusehen. Nach Genthe's Nachweisungen ist vor Caesar's Zeit von römischem Courant in der Schweiz nicht die Rede, noch weniger also am Mittelrhein (vgl. Genthe a. O. S. 87).

Dagegen blühte der römische Handel nach den Kämpfen mit den Cimbern und Teutonen im Narbonensischen Gallien (vgl. Cicero pro Fonteio c. 1 § 11). In diese Zeit, also zwischen 100—50 v. Chr., d. h. in die jüngste Periode der la-Tène-Zeit, ist wohl die Entstehung

des obigen Münztypus zu setzen. Damit stimmen auch die Resultate von R. Forrer überein (vgl. a. O. S. 29—31).

Ein Licht fällt damit auch auf die Benützungszeit der Ringmauer auf dem Donnersberg. Vor den in derselben Zeit über den Mittelrhein drängenden Germanen, den Vangionen, Nemetern, Tribocchern zogen sich die gallischen Ansiedler in den Schutz ihrer Oppida, wie sie Caesar nennt, zurück. Ein solches Oppidum war die Centralfeste auf dem Donnersberg, die wohl ein Gaustamm der Mediomatricer zu Schutz und Trutz für sich und seine Angehörigen errichtet hatte. Während der Besetzungszeit gingen obige Münzen verloren.

Es stimmt dieser archäologische Beweis in Betreff der Benützungszeit dieser mittelrheinischen Oppida mit den vom Verfasser in seinen „Studien“ (I. Abth. S. 39 ff., VI. Abth. S. 71 ff., X. Abth. a. m. St.) gelieferten historischen überein, wornach sie im Kampfe zwischen Galliern (Mediomatricern) und suebischen Gauvölkern in der Zeit von 70—45 v. Chr. eine Rolle gespielt haben. So geben uns diese Münzen einen terminus ad quem an, während die scutellae Iridis, deren Prägezeit ins 4. bis 3. Saeculum vor Christus fällt, die Benützungszeit durch einen bestimmten terminus a quo limitirt. Bestimmter und gesicherter ist dieser Anfangspunkt durch diese altgallische Münze, als durch die oben erwähnten Steinwerkzeuge. Letztere gehen in die Zeit der ersten arischen Einwanderung in die Rheinlande zurück, als Stämme sich hier niederliessen, deren Name — Vasconen? — wir kaum verwerthen können. Die Gallier dagegen gehören den geschichtlichen Völkern an, deren erste Anfänge am Mittelrhein durch Müllenhoff's und anderer Germanisten Forschungen erhellt, deren letzte Entwicklungsstadien durch Caesar's Tagebücher und Strabo's statistische Nachrichten festgestellt sind.

Einen Fingerzeig aber für manche noch halbdunkle Partien der Geschichte der mittelrheinischen Gallier im 3.—4. Jahrhundert und im 1. Jahrh. vor Christus, oder archäologisch ausgedrückt, zu Anfang und zu Ende der la-Tène-Zeit, gewähren uns die oben kurz besprochenen drei gallischen Münzen vom

„mons Jovis“.

---

3. Eine römische Militärstrasse in der Westpfalz.

Die Verbindung zwischen Augusta Treverorum und Argentoratum zur Römerzeit, d. h. zwischen dem Sitze der Centralgewalt und der Hauptfestung am Oberrhein zur Zeit der sinkenden Herrschaft der Römer ist ein Postulat der Vernunft.

In Wirklichkeit haben die Forschungen von Oberstlieutnant Schmidt (Bonner Jahrbücher Heft 31, S. 210—215) und Director Dr. Schröder („Ueber die römischen Niederlassungen und die Römerstrassen in den Saargegenden" III. Abth. S. 10—14) einen Theil dieser Militärstrasse, soweit sie durch preussisches Gebiet zieht, festgestellt. Allein die Fortsetzung dieser Strasse durch die Pfalz ist bisher nicht einmal vermuthungsweise festgestellt worden. Der Verfasser ist nun in der glücklichen Lage, die obige Linie für die Pfalz so zu erweitern, dass der Weiterführung derselben durch das Elsass bis Strassburg keine besonderen Schwierigkeiten mehr im Wege stehen. Von Trier geht es nach Schmidt's Forschungen über Niederzerf, Weisskirchen, Wadern nach dem Schauernberg bei Tholey. Von hier durch den Varuswald als Rennstrasse nach Stennweiler bis Neunkirchen. Nach den weiteren Untersuchungen von Schröder und dem Verfasser zieht sie von Neunkirchen nach Neuhäusel oder der uralten Veste Kirkel, wo nach gemachten Römerfunden ohne Zweifel ein Strassencastell sich befand. Von Kirkel zieht sie gen Süden am Hutschuck vorüber (hier römisches Steinrelief) nach Lautskirchen und Blieskastell. Letzteres war nach den hier gefundenen römischen Inschriften zu schliessen (vgl. Brambach corpus inscriptorum Rhenanarum Nr. 1782 und 1783) gleichfalls eine römische Niederlassung. Schon im Jahre 960 wird es als castrum Blesiacum erwähnt. Von hier gingen zwei Strassenzüge aus; der eine südwestlich über Biesingen an die Saar, der andere zog — bisher unbekannt — in südöstlicher Richtung an den Rhein nach Strassburg. Jenseits der Blies liegt Webenheim, wo ein römisches Denkmal sich fand (vgl. Mehlis „Studien" 8. Abth. Seite 57). Zwischen beiden Orten stellte wohl eine Furth die Verbindung her. Von Webenheim aus steigt die Strasse direct nach Südosten und gelangt über den „Rothen Bühl" bis zu einer Meereshöhe von circa 380 m. Sie zieht hier über eine Hochfläche von 4 km Breite, um schnurgerade in Mittelbach an die Bickenalbe zu gelangen. Auf dieser Höhe ist die Strasse

auf einer Länge von 3 Kilometer wohlerhalten; sie hat eine Breite von durchschnittlich 7 Meter (das von Oberstlieutnant Schmidt aufgestellte Normalmaass = 20 rheinische Fuss) und ist mit auf der Kante gestellten festen, meist viereckigen Kalksteinbrocken gestückt. In der Mitte zeigt sie eine sanfte Anschwellung.

Gegen Webenheim zu wird sie als Feldweg gebraucht und ist hier deshalb ausgefahren und holperig. In der Mitte jedoch und nach Südosten zu ist sie ausgezeichnet erhalten; hier bildet sie die Grenze zwischen den Gemeinden Hengstbach und Mittelbach, führt durch Wald und wird wenig oder gar nicht befahren. Der ganze Strassenzug von Webenheim bis Mittelbach heisst jetzt noch „die Römerstrasse". In der Mitte wird sie von einem zweiten alten Strassenzug geschnitten, der von Altheim her über den Welschberg gegen Norden direkt nach Zweibrücken zieht. Voraussichtlich ist dieselbe mit der frühmittelalterlichen Königsstrasse identisch. Dort, wo sich beide Strassenzüge schneiden, liegt nördlich vom erstgenannten, in der Wolfsacht eine Grabhügelgruppe von 7 Tumulis. Ein Tumulus erhebt sich unmittelbar im Osten des Schnittpunktes der beiden Strassen. Von diesen Tumulis, die im Hochwald liegen, sind 3 durchschnitten. Es fanden sich in ihnen Armringe aus Bronze.

Von Mittelbach zog die Strasse über den Scheiderücken zwischen Bickenalbe und Hornbach nach dem alten Orte Hornbach und zog sich oberhalb dieser alten Burgstelle, über den Teufelsberg und den Scheidwald auf die Höhe zwischen der Schwalbach und den Zuflüssen der Trualb. Stets auf der wasserscheidenden Höhe bleibend, gelangte die Strasse von hier aus nach Süden direkt über Schorrebach nach Bitsch. Dies war im Mittelalter der gewöhnliche Weg von Zweibrücken nach Bitsch. Von Bitsch aus konnte diese wichtige Militärstrasse verschiedene Linien in der Richtung nach Strassburg einschlagen. Dem Verfasser scheint die richtige Trace durch die Orte Egelshard, Niederbronn, Pfaffenhofen, Brumath bezeichnet werden zu müssen. Die letzteren 3 Stätten sind bekannt als Fundorte römischer Alterthümer (vgl. Brambach: corp. inscript. Rhenan. N. 1840—1844, N. 1876, N. 1897—1901 und Fr. Xaver Kraus: „Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen" I. Bd. 1. u. 2. Abth.). Von Brocomagus nach Argentoratum führte die grosse Rheinstrasse: Mainz-Windisch.

---

4. Burgruine Schlosseck in der Pfalz.

Die Burgruine Schlosseck liegt am linken Ufer der Isenach, wo in dasselbe von Norden her das Pfaffenthal einmündet, ca. 5 km westlich von Dürkheim.

Vom Ranfels, Peterskopf, Hartenburg und Limburg aus sind die Zinnen des Portales, sowie die drei alten Lindenbäume, welche südöstlich desselben stehen, sichtbar. Die Ruine liegt 107 R = ca. 320 m hoch über dem Meeresspiegel.

Dass an dieser Stelle ein „Schloss" gestanden habe, vermeldete bis 1879 nur die Sage. Jedoch selbst den Namen dieses Schlosses wusste Niemand mehr. Nach der Mittheilung eines alten, längst verstorbenen Försters soll die Burg „Ewaldsburg" geheissen haben[1]).

Da glückte es dem Verfasser vom Jahre 1879—1885 Bering, Schildmauer, die Trümmer des Portales u. s. w. blosszulegen und zwar mit Unterstützung des historischen Vereines der Pfalz, des Alterthumsvereins und des Verschönerungsvereins zu Dürkheim.

Vom Portal wurde bei den Ausgrabungeu der Sockel bis etwa in Meterhöhe noch vorgefunden; die dazu gehörigen Hausteine fanden sich wenige Meter davon entfernt auf einem Platze im Graben.

Aus ihnen wurde auf Grund eines von Sachverständigen aufgenommenen Aufrisses im Jahre 1883 das jetzt stehende Portal in einer Höhe von 6 m reconstruirt.

Es wird dies hier ausdrücklich vermerkt, da Essenwein bezweifelt, dass das jetzt stehende Portal hier überhaupt gestanden hat (vgl. Essenwein: „Die Kriegsbaukunst", Darmstadt 1889, S. 68).

Von grösseren nicht im Bau untergebrachten Fundstücken ist die eine zum Portal gehörige Kämpferplatte zu erwähnen, deren Mitteltheil von einer gnomenartigen Figur getragen wird, sowie ein mit Palmettenverzierung geschmücktes Rundbogenstück. Beide fanden sich nach dem Aufbau des Portales unter einer Buche. Erwähnenswerth ist ferner eine grosse Anzahl von Steinkugeln von 30—40 cm Durchmesser. Eine Anzahl kleinerer Funde, wie Mahlstein von Quarzit, Sporen, Speerspitze, Schüssel u. s. w. aus Eisen, sowie mehrere geriefte Thonbecher, welche dem 12.—13. Jahrhundert angehören, befinden sich im Museum zu Dürkheim.

Der von einem fortlaufenden aus Buckelquadern bestehende Bering umschliesst eine bügeleisenförmige Felsnase, deren Fläche

1) Vgl. Ottmar Schönhuth: „Burgen, Klöster u. s. w. Badens und der Pfalz" 2. Bd. S. 358.

sich 160 m über der Soole des Isenachthales erhebt. Die Hänge dachen sich nach drei Seiten, nach Süden, Osten und Westen steil ab. Die vierte, nördliche Seite, die Angriffseite ist dreifach geschützt:

1. Durch einen äusseren, $12^1/_2$ m breiten, $1^1/_2$ m tiefen Graben, der auf der Ostseite durch einen 9 m breiten Landstreifen die Brücke zwischen Aussen- und Innenseite herstellt. Vor diesem Aussengraben liegt eine Cisterne, deren vier Seiten je 4 m Länge haben.

2. Durch den inneren Graben, der wie der erste aus dem Felsen geschrotet ist und bei 10 m Breite 2 m Tiefe hat.

3. Durch die Schildmauer von 35 m Länge und wohl ursprünglich 6 m Höhe.

Die an den Ecken abgerundete Schildmauer besteht wie der ganze Bering aus zwei Lagen Quadern, von denen die äussere Reihe gebosst, die innere glatt behauen ist.

Dicht neben dem Portal erhebt sich der noch 4 m hohe, mit der Spitze in die Schildmauer hineinragende fünfseitige Bergfried. Auch dieser besteht aus Bossenquadern.

Wie die verschiedenen Maasse der drei rechtwinkligen Seiten sowie die des viereckigen Innenraumes beweisen, hatte der Baumeister in der genauen Konstruction solcher Bergfriede noch keine rechte Uebung. Die schützende Stellung des Bergfriedes neben dem Portal gleicht, wie Näher ganz richtig bemerkt, der Situation auf Landeck und Wachtenburg. Dem Verfasser scheint dieser Umstand darauf hinzudeuten, dass die Erbauung dieser drei Bergfriede in dieselbe Zeit, Mitte bis Ende des zwölften Jahrhunderts fällt.

Der hochgelegene Eingang zur Burg befand sich, wie ein dort vorhandener Podest aufweist, auf der Ostseite des Berges. Südwestlich des Thurmes liegen hart an der Beringmauer die $1—1^1/_2$ m hohen Fundamente eines viereckigen Gebäudes. Dieselben sind aus Hausteinen kleineren Formates erbaut. Der Innenraum misst 10 m Länge auf 7,5 m Breite.

Südöstlich vom Thurm befinden sich die Reste eines Ziehbrunnens oder einer Cisterne und noch weiter nach Süden vor den drei Linden, die den Burghof beschatten, fanden sich Spuren von einem weiteren, aus Fachwerk bestehenden kleinen Gebäude. Auf dieser Ostseite des Beringes, 3—4 m von der Innenseite desselben entfernt, wurde ein aus gewaltigen Steinblöcken bestehender Mauerzug aufgedeckt. Er gehört einer älteren Periode, wahrscheinlich dem Ende der Römerzeit an, aus der auch das Bruchstück eines Terra-sigillata-Gefässes von gelbrother Farbe herrührt.

Dass die Ringmauer ursprünglich so ziemlich die gleiche Höhe wie das Portal hatte, ist nicht zu bezweifeln, wenn man der Tradition Beachtung schenkt, wonach die unten stehende Papierfabrik aus den Quadern der Ruine Schlosseck erbaut wurde. An inschriftlichen Funden sind folgende vier zu verzeichnen:

1) Auf einem Quader der Nordostecke des Thurmes steht der Name Hirgari eingehauen.

2) Auf der Innenseite des westlichen Kämpfers am Portal steht die Jahreszahl **1202**.

3) Auf der Aussenseite desselben Kämpfers stehen drei Kreuze in gleicher Linie und der Name Padhuo mit nachfolgendem Kreuze.

4) Auf einem Eckquader der Ostseite des Thurmes ist ein 8 cm hohes und breites, mit Schlusslinien versehenes Kreuz angebracht.

Den Namen Hirgari stellte Prof. Harry-Breslau fest, die Jahreszahl **1202** entdeckte Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, das Uebrige der Verfasser.

Besondere Beachtung verdienen die zwei fast freigearbeiteten Adler am Kämpferportal, der aus Palmetten und Lotosblumen bestehende Rundbogenfries, der Schlussstein des Thorbogens, auf dem ein bebarteter Kopf dargestellt ist, der von Bandverschlingungen umgeben wird, sowie der unter der Zinne laufende, von acht kleinen Halbbögen getragene Palmettenfries. Alle diese Verzierungsmotive deuten auf die Berührung kirchlicher und weltlicher Bauthätigkeit zu Ende des 12. Jahrhunderts. Auch das Südportal des Domes zu Worms wird von Adlern getragen.

Ueber die Geschichte dieser Burg vermelden weder Urkunden noch sonstige Schriftstücke eine Nachricht. Auch die Leiningen'schen Theilungen, weder die vom Jahre 1237, noch die vom Jahre 1848, bringen den Namen einer Burg, der sich auf Ruine Schlosseck deuten liesse. Dass die Burg durch Brand zu Grunde ging, geht aus den zahlreichen verbrannten Holztheilen hervor, die sich sowohl im Portal, als im Thurme vorfanden. Da sich jedoch kein Fundstück vorfand, das über das 15. Jahrhundert hinausging, so ist es nicht unmöglich, dass Ruine Schlosseck im Leiningen'schen Erbfolgekrieg 1471 zu Grunde ging. Bezüglich der Erbaungsgeschichte der Burg sind wir demnach nur auf archäologische Schlüsse angewiesen.

Die Namen Hirgari und Padhuo oder besser Hergari und Paticho sind als die Eigennamen der Steinmetzen oder Baumeister anzusehen, welche Thurm und Portal errichteten. Beide Namensformen gehören dem Altfränkischen an, und waren darnach diese

Architekten Eingeborene. Schon der Umstand, dass wir zwei Baumeister haben, weiter aber auch der, dass Beringmauer und Thurm einerseits, das Portal andererseits nicht verkennbare Unterschiede in der Technik aufweisen, führen zum Schlusse, Beringmauer und Thurm um circa ein halbes Jahrhundert höher anzusetzen, als das Portal, dessen Herstellung dem Jahre 1202 mit Sicherheit angehört. Eine weitere Thatsache der Geschichte ist die, dass der Grund und Boden, auf welchem Schlosseck steht, schon im 12. Jahrh. dem Hause Leiningen angehört hat. Von Schlosseck führt ferner ein alter Fahrweg nach Norden ins Pfaffenthal, der in einem tiefen Hohlwege den Gebirgskamm zwischen Heidenfels und Ranfels erreicht, von dem aus durch die „rothe Hohl" die directe Verbindung nach Höningen und Altleiningen besteht. Auch dieser Umstand deutet auf alte Verbindung von der Ruine Schlosseck mit dem Leininger Thale, wo der Stammsitz der Grafen von Leiningen, Altleiningen, gelegen ist. Es ist ferner zu beachten, dass Ruine Schlosseck seiner ganzen Lage nach nur den Zweck haben konnte, die Abtei Limburg und die nach Frankenstein führende Strasse zu beobachten und zu sichern. Mit Erbauung der Feste Hartenburg verlor Schlosseck seine militärische Bedeutung.

Aus diesem Grunde geht die fast nothwendige Folgerung hervor, dass Schlosseck als Schutzcastell für die Abtei Limburg Mitte des 12. Jahrh. von dem damaligen Schirmvogt des Klosters Limburg, Emich III. Graf von Leiningen erbaut wurde[1]).

Sein kunstsinniger Sohn, der Landvogt im Speyergau, Graf Friedrich I. liess das Portal 1202 erbauen. Mit der Erbauung von Hartenburg, die ein Jahrzehnt später stattfand, sank Schlosseck zu einer Nebenburg herab und ward spätestens im 15. Jahrh. durch Brand zerstört.

Litteratur.

Mehlis, in der Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands, V., VI. und VII. Band und in dem dazu gehörigen Correspondenzblatt 1882. Nr. 6,
Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 10. Abtheilung, Seite 81—90.
Harry Breslau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. 2. Band, Seite 385.
Näher, Die Burgen der rheinischen Pfalz, Seite 23—24 und Blatt 7.
Essenwein, Die Kriegsbaukunst, Seite 68.

1) Vergl. Manchot, Kloster Limburg, Seite 17—18.

2. Neue Funde aus Asberg (Asciburgium).

Von

Dr. Siebourg.

Hierzu Tafel III.

Im Folgenden soll über mehrere Asberger Funde berichtet werden, die im Laufe des vorigen Jahres zu meiner Kenntniss gekommen sind; ich gedenke dabei gerne der fördernden Antheilnahme meiner Freunde Dr. Oxé in Crefeld und Dr. Nordmeyer in Mörs.

I. Am 29. Juli rief mich die Meldung des Grundarbeiters Jansen aus Crefeld nach Asciburgium. Er war beim Auswerfen eines Kellers für das zu erbauende (jetzt fertige) Haus des Zimmermann aus Asberg, westlich von der Römerstrasse, auf römische Reste gestossen. Leider war bei meiner Ankunft die Fundstätte wieder zugeworfen. Seine Beschreibung war unklar. Er sprach von einer runden, $1^1/_2$ Fuss grossen Kuppel, rings im Viereck mit Ziegeln umsetzt, von einem Graben parallel der Strasse, in dem solche Ziegel an einander standen. Später sei er hart an der Strasse auf Branderde und ein stehendes Skelett gestossen. (?) Ausser einem beschädigten Lämpchen, 2 verschmolzenen Eisenstücken, die an der Kuppel gesessen hätten, dem abgebrochenen spitzen Fuss eines grossen, grauweissen Thonkruges, einer Silbermünze, die mir leider abhanden gekommen ist, und einem Dachziegelstück erhielt ich vor allem 3 Stücke eines reich verzierten Gefässes aus terra sigillata. Diese Gegenstände sind ausser dem Lämpchen Eigenthum des Crefelder Museums geworden. Die 3[1]) zuletzt erwähnten Stücke sind, wie eine schöne Rekonstruktion von der kunstgeübten Hand des Herrn Oberlehrers Ferdinand Müller in Crefeld zeigt (Taf. III) Fragmente einer Vase (Trinkbecher? kleiner Mischkrug?), die eine Höhe von 18 cm. besass, deren oberer Rand einen Durchmesser von 15,6 cm. aufwies. Erhalten sind:

---

1) Eigentlich sind es vier, zwei passen aber genau an einander.

a) Der Fuss mit Resten der Gefässwand, Durchmesser unten 5,3 cm. Auf dem Boden des Gefässes steht in einem Kreis der Töpferstempel OF M ODES = of(ficina) Modes(ti). Die Firma ist oft im Rheinland vertreten, so in Gellep (Stollwerk, die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba p. 95, 23). Bonn und Neuss. (B. J. 89, 28 u. 224, 225).

b) und c) Stücke der reich in Relief verzierten Gefässwand, oberer Rand unverletzt, an den Seiten und unten abgebrochen. Doch ist das Muster des Ornaments völlig erhalten. Die Verzierung läuft in zwei Streifen um das Gefäss herum, die von leicht gewellten Linien eingerahmt und von einander geschieden werden. Der obere Streifen ist 4,5, der untere 2,5 cm breit. Den oberen Saum des erstern bildet ein Eierstab, an dem herabhängende Sterne die Stelle der sonst üblichen Pfeilspitzen vertreten. Den Streifen durchläuft eine Wellenlinie; die Wellenberge sind ganz mit Schuppenpyramiden ausgefüllt. Jeden Wellenberg umzieht eine zweite Wellenlinie, die in geringem Abstand parallel zu der ersten läuft. Auf der Spitze des Berges zeigt sie jedesmal drei Punkte und endigt im Thal in einen Palm-(Farren-)wedel, der parallel dem zweiten Berg ansteigt. So kreuzen sich in jedem Wellenthal zwei Wedel; zwischen ihnen steht mit zum Fressen vorgestrecktem Hals ein Vogel (Gans), je zwei sind einander zugewandt. Auf der Scherbe c zeigt das Muster eine abweichende Form. Da der Raum zu einem vollen Wellenberge nicht ausreichte, so erhebt derselbe sich nur zu halber Höhe und endet spitz; den Abschluss bildet darauf stehend ein Blumenkelchornament. Die den Berg umziehende Wellenlinie mit den 3 Punkten an der Spitze senkt sich bis zur halben Höhe, steigt dann zu beiden Seiten gerade auf und endet, das Kelchornament flankirend, in 2 schmale lanzettförmige Blätter. So mussten die Wellenlinien der 2 benachbarten Berge im Thale umkehren und die Wedel dem zugehörigen, nicht dem benachbarten Berge parallel laufen; die Vögel stehen an der üblichen Stelle. — Der untere schmalere Streifen ist durch Guirlanden in halbkreisförmige Felder getheilt, deren Durchmesser etwas grösser als die halbe Basis eines Wellenberges ist. Getrennt sind sie durch eine herabhängende Ranke, die in ein Blätterbüschel endet. 3 Felder bilden das Muster. In dem ersten steht ein Wappenadler mit halb ausgebreiteten Flügeln, den Kopf nach rechts gewandt. Das zweite Feld füllt eine Gans aus, die Hals und Kopf mit geöffnetem Schna-

bel bis zur Guirlande vorstreckt; der rechte Flügel ist nach oben ausgebreitet. Die Haltung ist nicht die eines fressenden, sondern eines gereizten, den Feind anschnatternden Thieres. In dem freien Raum über seinem Hals steht eine kleine fressende Gans, genau entsprechend denen des oberen Streifens. Das dritte Feld zeigt einen stehenden möven- oder entenartigen Vogel, mit rückwärts gewandtem Kopf nach dem Adler hinschauend. Ueber dem Schwanz steht ein Stern, ähnlich den Rosetten, welche auf Erzeugnissen Korinthischer Fabriken aus dem 7. und 6. Jahrh. v. Chr. die Zwischenräume zwischen den Thiergestalten ausfüllen. — Es ist sehr zu bedauern, dass die Vase, die der Fabrik des provinzialen Meisters Modestus alle Ehre macht, nicht ganz erhalten ist. Die Zeichnung z. B. der Vögel ist von realistischer Kraft, die abwechslungsreiche Composition des Musters verräth schönen Formensinn und ein an vielen Vorlagen geübtes Auge. Ob in Rheinischen Sammlungen ähnliche Stücke vorhanden sind, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls ist die Art der Verzierung durchaus nicht ungewöhnlich. Wellenlinien mit Weinranken, auf denen Vögel sitzen, zeigt der Glasbecher B. J. 90 S. 16, 3. Fressende Vögel sah ich jüngst auf einem fragmentirten terra-sigillata Becher der Sammlung Buyx in Nieukerk[1]).

---

1) Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine kleine „Rettung" vornehmen. In der Vorbemerkung zu dem II. Theil des ersten Bandes der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, welcher den Kreis Geldern behandelt, bemerkt der hochverdiente Bearbeiter Paul Clemen, eine Beschreibung der Sammlung des verstorbenen Herrn Geometers Buyx in Nieukerk habe leider auf den Wunsch seiner Witwe unterbleiben müssen. Hier waltet ein Missverständniss ob, dessen Folge jene bedauerliche Lücke in dem betreffendem Bande ist. Als ich jüngst unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Pfarrer Strucken in Nieukerk einen flüchtigen Besuch der Sammlung Buyx abstatten konnte, erklärten sowohl die jetzige Besitzerin Frau Wwe. Buyx, wie auch der Schwiegersohn sich gern bereit, eine Veröffentlichung der Sammlung zu gestatten und zu fördern. Dieselbe ist sehr erleichtert durch den zu bewundernder Hochachtung zwingenden Fleiss des verstorbenen Sammlers Buyx. Er hat in seinen Mussestunden in mehreren Foliobänden einen mit farbigen Abbildungen aller Fundstücke versehenen Katalog seiner Sammlung angefertigt, der allen Forderungen wissenschaftlicher Genauigkeit zu entsprechen scheint. — Hoffentlich ist das Interesse für die Clemen'schen Bücher am Niederrhein ihrem Werthe entsprechend so gross, dass bald eine zweite Auflage nöthig wird und darin dann auch die Sammlung Buyx ihre verdiente Stelle findet.

Im März dieses Jahres lernte ich eine Menge Scherben von ähnlich verzierten sigillata-Gefässen aus Asberg kennen, über die noch genauer zu berichten sein wird. Im Berliner Antiquarium endlich sah ich jüngst im Schrank IX des Saales B roththonige Gefässe aus den römischen Rheinlanden, deren Ornamentik, in Wellenlinien, Blättern u. a. bestehend, der Asberger verwandt ist.

II. Am 25. Sept. 1892 erwarb ich für das Crefelder Museum folgende 5 Gegenstände, die alle im Garten des Hauses 66^b in Asberg, westl. von der Römerstrasse, von dem Bewohner, Schneider Bongers, gefunden worden sind; sie befanden sich 3 Spatenstiche tief unter dem Boden in schwarzer Erde.

1) Rother Teller, Durchmesser 16,8 cm.

2) Einhenkliges Thonkrügelchen, gelbweiss, kugelbauchig, $^{22}/_{23}$ cm. hoch, Hals 5,1 cm hoch in stumpfem Winkel ansetzend.

3) Weisses Lämpchen, 7 cm. lang, 3,5 breit, Schiffchenform. Auf dem Fuss, von einer dem Umriss des Lämpchens folgenden Linie umgeben, der Stempel RVI'VS = Rufus. Bemerke die Form des F. Derselbe Töpfername in Xanten (Clemen, Kunstdenkm. III Kreis Mörs p. 162) Grimlinghausen (B. J. 89, 36, 90, 47) Bonn (B. J. 90, 47).

4) Rothes Näpfchen, 3,6 cm hoch. Eine Wulste setzt einen 1,5 cm breiten gerieften Rand ab. Stempel im Innern von einem Kreis umgeben: COCI. Den Töpfer „Koch" nennen auch Gefässe aus Xanten (Clemen l. c. p. 162) Bonn, Heddesdorf bei Neuwied (B. J. 89, 10, 52, 90, 44); auf einem Amphorenhenkel aus Gellep (Stollwerck, Gelduba p. 102) steht Q. Coc. Der hierzu von Stollwerck zitirte Stempel B. J. IX, 31 OCCO wird SOCCO zu ergänzen sein.

5) Tasse aus weis-gelbem Thon, sehr dünn und leicht, Durchmesser 8,3, Höhe etwa 4,5 cm.

III. An demselben Tage sahen wir bei dem Herrn Ortsvorsteher Eicks mehrere Gegenstände, die nicht lange vorher in dessen Grundstück auf dem Burgfeld westlich der Römerstrasse gefunden waren. Ich nenne zuerst einen rothen Teller mit dem Stempel CINTVGNATV = Cintugnatu(s), bekannt z. B. aus Gellep und Bonn, B. J. 89, 10, 99, 44, sodann einen rothen Teller ohne Stempel, 2 schwarze, 1 rothes Näpfchen, 2 weisse Krügelchen, 1 weisses Lämpchen, 1 Urne, 4 Münzen, 1 Ring mit Buckeln.

IV. Bei der Fundamentirung des Hauses von Gerhard Drisen in Asberg, östlich von der Römerstrasse, gegenüber der Nummer

76 waren mehrere Funde gemacht worden, die wir am selben Tage im Hause des Bruders Joh. Drisen, Oestrum, Sect. II 38 besichtigten. Ausser einer roththonigen Scherbe mit Thierfigur und einem unbestimmbaren Mittelerz sind zunächst 2 Fussscherben von terra sigillata-Gefässen mit Stempeln hervorzuheben. Die eine ist GAIVS F = Gaius f(ecit) gezeichnet. Derselbe Töpfername in Xanten (Clemen III p. 162) Asberg (Stollwerck p. 108, 5) Gellep (Stollwerck p. 91, 4) Bonn (B. J. 89, 6, 7) u. s. w. Die zweite hat die Aufschrift BASS' = Bassi sc. officina oder manu. Die Firma ist im Rheinland sehr häufig vertreten; so in Xanten (Clemen p. 162) Grimlinghausen (B. J. 89, 56) Bonn (B. J. 90, 43).

Ausserdem wurden auf demselben Grundstück bei derselben Gelegenheit 7 oblonge Steinplatten und die Fragmente einer achten zu Tage gefördert, von denen 6 auf dem schon erwähnten Hof des Bruders Joh. Drisen lagen, während die 7. und 8. noch am Fundort sich befanden. Die Maasse der sämmtlich 31 cm. dicken Steine sind 1) 110/60. 2) 105,7/62,8. 3) 94/65. 4) 80/50,5. 5) 81,3/51. 6) 74/66. 7) 78/55 cm. Von diesen sind 1, 2, 6 an zwei anstossenden Seiten, 3, 4, 5, 7 nur an einer längern Seite abgerundet, der Beginn der Rundung ist durch eine Rinne abgesetzt. Sie gleichen etwa den Steinsockeln mancher modernen Häuser. Alle Steine sind mit 2 trapezförmigen Fugenvertiefungen (⏢) versehen, die bei 1, 2, 6 naturgemäss in zwei anstossenden, bei den übrigen in den kürzeren Seiten liegen. Bei 2 und 7 ist die Rückseite, bei 4 und 5 die der abgerundeten Seite gegenüberliegende Seitenfläche geglättet; diese geglätteten Seiten tragen ein reliefartig erhabenes Zeichen in Gestalt eines Schwertes, besser Schwertlilienblattes. 1, 4, 5, 6 weisen auf der Oberfläche vierkantige Löcher auf. Die Steine lagen nach Aussage der Finder in derselben Ebene in 3 Reihen neben und an einander. Es hat keinen Werth sich in Vermuthungen über den Zweck dieses merkwürdigen Steinfundes zu ergehen, so lange nicht eine Grabung an Ort und Stelle weitere Aufklärung ergeben hat. Dann kann sich erst zeigen, ob wir es mit der Einfassung eines puteal[1]), mit den Resten eines Tempelchens, oder mit etwas anderm zu thun haben.

1) Es soll nicht verschwiegen werden, dass unter Hinzunahme des in Fragmenten vorhandenen 8. und eines nicht gefundenen 9. Steines die Blöcke sich so aneinander legen lassen, dass sie die Umrahmung einer rechteckigen Oeffnung von 110/162 cm bilden.

V. Ende des Jahres 1892 schenkte Herr Camphausen in Crefeld dem Museum seiner Heimathstadt folgende 5 mit vorzüglich klaren Töpferstempeln versehene Fussscherben von terra sigillata Gefässen, von denen Nr. 1—4 aus Asberg, 5 aus Gellep stammt.

1) Fussscherbe eines grossen Tellers. Stempel CELSINVSI = Celsinus f(ecit), umgeben von 3 concentrischen Kreislinien. Derselbe Name B. J. 89, 8 aus Bonn u. Asberg, 90, 44 aus Grimlinghausen.

2) Fussscherbe eines Gefässes. Stempel SABINVS = Sabinus. Derselbe Name bei Clemen, Kreis Mörs p. 162 aus Xanten, B. J. 89, 37 aus Bonn und Grimlinghausen.

3) Fussscherbe eines Tellers, Stempel genau wie bei 2.

4) Fussscherbe eines Gefässes. Stempel MEDDICFF = Meddic(us) fe(cit). Derselbe Name aus Xanten bei Clemen p. 162, Gellep bei Stollwerck p. 95, 21, Bonn, Grimlinghausen, B. J. 89, 25 u. a.

5) Fussscherbe eines Näpfchens aus Gellep. Stempel /ITALIS = Vitalis von vertieftem Kreis umgeben. Die Firma ist sehr häufig im Rheinland vertreten, so in Xanten bei Clemen p. 162, Asberg bei Stollwerck p. 109, 14, Gellep bei Stollwerck p. 99, 37. Grimlinghausen, Bonn, Billig, Remagen in B. J. 89, 46.

---

3. Die Externsteine.

Von

Anton Kisa.

(Hierzu Tafel IV—VI und 17 Abbildungen).

Die mächtigen Sandsteinfelsen, welche unweit des Städtchens Horn aus dem Dunkel des lippischen Waldes emporragen, sind mit ihren merkwürdigen Gebilden von Menschenhand von den Tagen Goethes an bis heute nach den verschiedensten Seiten hin der Gegenstand eifriger Studien gewesen, ohne dass es noch gelungen wäre, alle Räthsel derselben zu lösen[1]). Schon die Deutung des Namens bereitet Schwierigkeiten. Die einen erklären ihn als Eggesternstein, anschliessend an den Gebirgsnamen Egge, die anderen leiten ihn unter Berufung auf die früheste, 1093 auftauchende Form Agisterstein, sprachlich richtiger von dem niederdeutschen äkster = Elster ab. Dieser Erklärung schliesst sich neuerdings auch Fr. Holthausen an, indem er auf die altsächsische Form agastria für Elster hinweist. Der Name Exter findet sich in der Nachbarschaft noch einmal, als Bezeichnung eines Baches, der oberhalb Alverdissen entspringt und neben Silixen ins Schaumburgische fliesst[2]).

Von den 13, durch ungleiche Zwischenräume von einander getrennten Felsen zeigt der äusserste gegen NW. und zugleich breiteste

1) Aus der reichhaltigen kunstgeschichtlichen Litteratur sind bes. die Monographien von Massmann (Weimar 1846), Giefers (Paderborn u. Münster 1867, 2. Aufl.), J. W. J. Braun (Bonn 1858) und Dewitz (Breslau 1886) hervorzuheben. In kleineren Aufsätzen haben u. A. Goethe, Schnaase, Piper, Lübke, Fr. von Reber, O. Preuss und G. B. A. Schierenberg dieselben behandelt. Eine Zusammenstellung der gesammten Litteratur bis 1882 bei Thorbecke, Die Externsteine im Fürstenthum Lippe, Detmold, 1882.

2) v. Donop, hist.-geogr. Beschr. d. fürstl. Lippe'schen Lande. 2. Aufl. Lemgo 1790. p. 67.

von allen ausser den Grotten das berühmte Relief der Kreuzabnahme[3]) (Taf. IV). Von einer eingehenden Beschreibung desselben Umgang nehmend, will ich nur bei einigen Lücken verweilen, welche die ikonographische Erklärung bisher offen gelassen hat.

Das Relief zerfällt in zwei durch einen breiten wagerechten Steg getrennte Gruppen. In der oberen bereitet namentlich die Halbfigur mit der Kreuzesfahne den Erklärern grosse Schwierigkeiten. Frühere Betrachter glaubten einen Unterschied im Typus dieser Gestalt und jener des Gekreuzigten zu finden. Lübke sieht in ihr „Gott Vater als ehrwürdigen Greis" [4]), ebenso Förster[5]). Auch Schnaase[6]) hat zuerst, ehe er das Relief selbst gesehen, auf Grund der Bandel'schen Zeichnung eine Verschiedenheit beider Typen feststellen zu müssen geglaubt. Dieselbe ist jedoch nicht vorhanden, beide Köpfe sind vollkommen gleich; sie haben beide langes, welliges, in der Mitte gescheiteltes Haar, niedere Stirn und kurzen Bart, den sog. Mosaikentypus Christi, der im Gegensatz zum unbärtigen Katakombentypus — einzelne bis ins 13. Jahrh. reichende Ausnahmen abgerechnet — im ganzen Mittelalter festgehalten wird. Braun und Michelis, welchen diese Gleichheit nicht entgangen war, erklärten deshalb die Halbfigur mit dem Kinde auf dem Arme, dem Kreuznimbus und der Siegesfahne für den auferstandenen Christus und das Kind für die erlöste Menschheit. Diese Ansicht hat Giefers eingehend widerlegt, dabei jedoch an dem Irrthum festgehalten, dass oben ein von dem Gekreuzigten verschiedener Typus festgehalten sei.

In Wirklichkeit haben wir Gott Vater und Gott Sohn in gleicher Gestalt auf einem Bilde vor uns, wie so häufig im frühen Mittelalter. Das christliche Alterthum hatte Gott Vater mitunter in Gestalt eines bärtigen Mannes oder Kopfes, im Gegensatze zu dem unbärtigen Erlöser dargestellt; so findet er sich noch auf dem Mosaik von Capua (Ciampini II. tab. 54) aus dem 8. Jahrh. als Brustbild in der Höhe schwebend, darunter der h. Geist in Ge-

---

3) Abbildung bei Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde, Atlas, Tafel VII. Die Tafeln IV, V, VI dieses Aufsatzes sind mit einigen Veränderungen nach Aufnahmen von Dewitz hergestellt. Die Zeichnung E. v. Bandel's bei Massmann u. Giefers, auch in Bode's Gesch. d. deutschen Plastik übergegangen, ist ungenau.

4) Lübke, Die mittelalterl. Kunst in Westfalen.

5) Förster, Gesch. d. deutschen Kunst.

6) Schnaase, Gesch. d. bild. Künste. 1. Aufl.

stalt einer Taube über Christus im Schoosse Marias[7]). Die Lehren der Gnostiker jedoch und das Eifern der Kirchenväter verdrängten diese Darstellungen allmählich und zu Beginn des Mittelalters sind sie fast völlig erloschen, man begnügt sich zumeist damit, die Gottheit durch die aus Wolken herabreichende Hand zu symbolisiren[8]). Wenn die Handlung jedoch eine Personification in voller Menschengestalt erheischte, trat Christus an die Stelle des Vaters, so besonders in den Scenen der Schöpfungsgeschichte. Man stützte sich dabei auf die Worte der Schrift: „Der Sohn ist mit dem Vater eins" (Joh. X. 30). „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat" (Joh. XII. 45). „Der Vater ist in mir und ich in ihm" (Joh. X. 38). Dass man mit vollem Bewusstsein Christus und nicht etwa den Vater in der Gestalt Christi in alttestamentarischen Scenen auftreten liess, beweist in vielen Fällen der beigeschriebene Name. Didron giebt in der Iconographie chrét. p. 178 die Abbildung eines Frescos des 9. Jahrh. mit der Erschaffung Adams, bei welcher der Schöpfer in Halbfigur und Kreisaureole erscheint[9]); er hat den Mosaikentypus Christi mit Kreuznimbus, in welchen die Buchstaben IC XS eingeschrieben sind. Auf einem Elfenbein-Diptychon der ehem. Sammlung Baruffaldi in Florenz (von d'Agincourt als griechische Arbeit des 4. Jahrh. bezeichnet), das neben einander die Erschaffung Adams, den Tod Abels und die Erschaffung der Eva darstellt, erscheint in der ersten Scene der Schöpfer gleichfalls in Kreisaureole und mit derselben Bezeichnung wie oben[10]). In den Mosaiken von S. Marco (11.—12. Jahrh.)

7) Vgl. Kraus, Realencyclopädie d. christl. Alterthumes I. p. 628, mit mehreren anderen Beispielen.

8) Maskenartige bärtige Köpfe in der Weise der altchristlichen Kunst finden sich vielleicht auch vereinzelt im Mittelalter; wenigstens versucht man jene auf dem Taufbecken des Lambert Patras, am Grabmal Suidgers von Bamberg und am Tympanon des Strassburger Münsters so zu deuten. Vielleicht ist es aber richtiger, sie als Personificationen des Himmels oder einer Oertlichkeit aufzufassen. Vgl. Vöge, Eine deutsche Malerschule um die Wende des 1. Jahrtausends, Trier 1891. p. 130, not. 2.

9) Die Bemerkung Didrons, iconogr. chret. p. 7 „c'est Dieu le père, mais le père caché, pour ainsi dire, sous les traits de son fils, car le père n'a pas encore de figure" passt demnach nicht auf alle Fälle in der Kunst des frühen Mittelalters, in denen Christus in den Funktionen Gott Vaters auftritt.

10) Abb. b. d'Agincourt-Quast, scult. tav. XII. 1 und bei Gori, thes. vet. dipt. II 161.

ist Gott in den Scenen der Schöpfungsgeschichte ein bartloser Jüngling mit Kreuznimbus und Stabkreuz und gleichfalls wie oben bezeichnet. Dieselbe Charakteristik kehrt in den Miniaturen der Cottoniana im Britischen Museum wieder, welche Tikkanen mit den genannten Mosaiken in Verbindung bringt[11]). Zumeist fehlt die ausdrückliche Bezeichnung als Christus, jedoch ist dessen Typus, sei es der bartlose der Katakombenkunst oder der bärtige Mosaikentypus unverkennbar festgehalten[12]).

Dies gilt für die Fälle, in welchen man nur eine göttliche Person darzustellen hatte. Traten zwei oder alle auf, so verlieh man ihnen die Gestalt Christi. Man ging von dem Gedanken aus, dass weder der Vater, noch der Geist jemals einen Körper gehabt hätten und es war ganz folgerichtig gehandelt, wenn die Künstler des Mittelalters — einzelne Beispiele reichen bis ins 17. Jahrh. — sich bei der Vermenschlichung der göttlichen Personen an den Typus Christi, jener göttlichen Person hielten, die als Mensch auf Erden gewandelt hatte. Selbst der Geist, für dessen Darstellung man ja sonst die

11) Vgl. Archivio storico dell' arte I. und d'Agincourt, scult. t. XVIII. 4.

12) Vgl. die altchristliche Elfenbeintafel im Berliner Museum, abgeb. bei Tikkanen im Archivio storico dell' arte I. p. 217. Christus erscheint hier als Schöpfer in Gestalt eines bartlosen Jünglings mit Kreuznimbus. Mit kreuzlosem Nimbus in der Bibel Karls des Kahlen. Didron a. a. O. p. 182. Jugendlich, bartlos mit Kreuznimbus bei der Erschaffung Eva's auf der Augsburger Domthüre (11. Jahrh.) und noch um 1300 in den Federzeichnungen der Armenbibel in der Lyceumsbibliothek zu Konstanz, herausgeg. von Laib u. Schwarz, Würzburg 1892; hier ist er nicht nur Schöpfer Adam's und Eva's, sondern erscheint auch Moses im brennenden Dornbusche. — Auf einem altkölnischen Gemälde v. A. d. 15. Jh. im Museum Wallraf-Richartz mit Maria Verkündigung hat Gott, von welchem der Strahl auf Maria ausgeht, den bärtigen Typus Christi mit Kreuznimbus, den gleichen hat er in der Schöpfungsgeschichte auf den Domthüren zu Hildesheim (11. Jahrh.), ferner nicht weniger als dreizehnmal auf den den gleichen Stoff behandelnden Reliefs an der Kathedrale von Chartres (13. Jahrh.), denen der Kathedrale von Orvieto, auf einem Kapitell im Dom zu Basel, abgeb. bei Cahier, nouveux mélanges d'archéol. p. 166, auf einem der Kirche von Urcel bei Laon, ibid. p. 207, in der Schöpfungsgeschichte im Campo Santo zu Pisa (14. Jahrh.). Benozzo Gozzoli jedoch stellt ebendaselbst den Schöpfer, wie Ghiberti an den Thüren des Baptisteriums als Greis mit langem Barte dar; anstatt der einfachen antiken Tracht bekommt er eine reichere mit Kaisermantel, wozu später noch Kaiserkrone und Tiara kommen.

biblisch beglaubigte Gestalt der Taube nicht nur als Symbol, sondern als Erscheinungsform zur Verfügung hatte, nimmt menschliche Gestalt, speziell die Christi an, so dass es beim Mangel unterscheidenden Beiwerkes oft unmöglich ist, die einzelnen Personen zu bestimmen[13]). Durch diese Gleichheit der Gestalt, die dem Dogma entspricht, dass die drei göttlichen Personen nicht nur ähnlich, sondern unter einander gleich seien, erhielt die Einheit in der Dreiheit offenkundigen Ausdruck und die Worte im Symbolum des Athanasius: „Fides catholica haec est: ut unum Deum in trinitate et trinitatem in unitate veneremur" die beste Versinnlichung. Fälle, in denen alle göttlichen Personen in völlig gleicher Menschengestalt dargestellt werden, finden sich vom 7.—14. Jahrh. Manchmal begnügt man sich damit, die Wesensgleichheit von Vater und Sohn durch identische Personification auszudrücken und stellt den Geist, falls man ihm Menschengestalt gibt, als den vom Vater und vom Sohne ausgegangenen, „qui ex patre filioque procedit", jünger dar, als Jüngling von 20—25 Jahren, vom 14. Jahrh. ab auch als Kind[14]). Unter den Darstellungen, auf welchen Vater und Sohn

13) Vgl. Barbier de Montault, traité d'iconographie II. 25 und Didron a. a. O. p. 563.

14) Vollkommen gleich sind die 3 göttlichen Personen nebeneinandersitzend im Hortus deliciarum (12. Jahrh.) dargestellt. (Abb. b. Didron p. 565.) Vielleicht auch schon auf einem Sarkophage aus S. Paolo (jetzt im Lateran, 2. Hälfte d. 4. Jahrh.) bei der Erschaffung von Adam und Eva. Nach de Rossi's Ansicht ist die auf dem Throne sitzende Gestalt der Vater, die neben ihm stehende und die Hand auf Adams Haupt legende der Sohn, die hinter dem Throne der h. Geist. Garucci hingegen hält die thronende Gestalt für Christus, die zweite für den h. Geist und die dritte für Gott Vater. Alle drei sind gleich und ohne Attribute gebildet, so dass eine bestimmte Unterscheidung derselben kaum möglich ist. Vgl. d. Abb. bei de Rossi, Bull. 1865, 69. Auf einer bei Barbier a. a. O. II. tab. 21, Fig. 225 wiedergegebenen französischen Miniatur des 14. Jahrh. sind sie gleich, aber durch die Attribute unterschieden. Der Vater hat die Weltkugel, der Sohn das Kreuz, der Geist die Gesetzestafeln. Ein Beispiel vollkommener Gleichheit bei Didron p. 456, Abb. eines Holzreliefs auf den Chorstühlen der Kathedrale von Amiens, wohl schon dem 16. Jahrh. angehörig: Krönung Marias durch die 3 göttlichen Personen, die alle den Typus Christi tragen. In der Miniatur einer Bibel des 13. Jahrh. der Pariser Nationalbibliothek, abgeb. bei Didron p. 35, treten alle drei Personen als Schöpfer Adams auf, wie auf dem Sarkophage des Laterans; Vater und Sohn sind vollkommen gleich gebildet, mit kurzem Barte, langem Haar und Kreuznimbus, zwischen ihnen erscheint der Geist als Taube, gleichfalls mit dem Kreuznimbus geschmückt, auf dem Boden

typisch gleich sind, scheint mir eine Miniatur eines italienischen Speculum humanae salvationis des 14. Jahrh. in der Pariser Nationalbibliothek besonders interessant. Christus ist von seiner Erdenpilgerschaft zum Vater in den Himmel zurückgekehrt; er steht vor ihm, als hätte er eben das Kreuz verlassen, mit dem Lendenschurze bekleidet und hebt die Hände empor, um die Wundmale zu zeigen, von welchen das Blut herabfliesst. Der Vater empfängt ihn segnend; er sitzt in langem Gewande da, von einer Mandorla umgeben, sein Kopf ist von gleichem Typus wie der des Sohnes und wie dieser mit dem Kreuznimbus geschmückt; in der Linken hält er ein Buch, wie sonst Christus als Lehrer[15]). Wir haben hier denselben Gedanken ausgedrückt, wie auf dem Relief der Externsteine. Auch dort segnet der Vater den Sohn nach Vollbringung des Erlösungswerkes und auch dort trägt er ein Attribut, die Siegesfahne, die sonst dem Sohne zukommt, nur ist der Vorgang auf der Miniatur in ein späteres Stadium und in den Himmel gerückt[16]).

---

liegt Adam, den Vater und Sohn aufrichten. Aehnlich eine Dreifaltigkeit nach einer französischen Miniatur des 13. Jahrh. bei Barbier II, tab. 21, Fig. 227. In einer Miniatur v. E. d. 13. oder A. d. 14. Jahrh. in einem livre d'heures des Herzogs von Anjou, abgeb. b. Didron p. 42, halten Vater und Sohn in gleicher Gestalt die Weltkugel, auf welcher der Geist in Gestalt einer Taube mit Kreuznimbus sitzt. Zwar menschlich, jedoch jünger als die beiden anderen göttlichen Personen, ist der Geist nach Didron in der Handschrift des h. Dunstan, Erzbischofes von Canterbury († 908) dargestellt; Vater und Sohn sind einander gleich, als Könige von etwa 35 Jahren aufgefasst, der Geist als Jüngling von 18—25 Jahren. Bis zum Kinde verjüngt sieht man den Geist am Arme Gottes in einem französischen Gebetbuche des 16. Jahrh. (abgeb. bei Didron, p. 483), daneben Christus, von gleichem Typus wie der Vater, jedoch kleiner, beide in Halbfiguren auf der Mondsichel und von einem gemeinsamen Mantel bedeckt. In einem französischen Manuskripte des 14. Jahrh., die Erschaffung von Himmel und Erde darstellend, ist das Wort der Genesis: „Spiritus Dei ferebatur super aquas" wörtlich illustrirt, indem der Geist in Gestalt eines neugeborenen Kindes mit Kreuznimbus auf den Wassern schwebt. „Spiritus" wird hier gleich genommen mit „anima" und dem Geiste die Gestalt gegeben, welche zur Personification der Seele üblich war. (Abb. bei Didron p. 482. Vgl. auch Barbier II. p. 34). Bei Besprechung der Kindesgestalt, die auf dem Relief der Externsteine dargestellt ist, wird auf diesen Punkt noch zurückzukommen sein.

15) Abb. bei Didron p. 310.

16) Der Beginn der Pilgerschaft Christi wird in dem „Romant des trois pelérinages" des Guillaume de Guilleville v. J. 1358 folgendermassen

Früher dagegen, im Augenblicke des Kreuzestodes erscheint der segnende Vater auf der Kreuzigungsgruppe von Wechselburg, am oberen Ende des Längsbalkens, gleichfalls in Halbfigur und dem Sohne vollkommen gleich gebildet, anstatt der Kindesgestalt sitzt jedoch auf seiner linken Hand eine Taube.

Die Kindesgestalt wird seit Giefers allgemein als die Seele des dahingeschiedenen Erlösers gedeutet, die Gott Vater empfängt, um sie dem Himmel zuzuführen, nach den Worten des Evangeliums „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ So allgemein die Personification der Seelen Verstorbener durch eine Kindesgestalt in der ganzen christlichen Kunst bis in die Renaissance hinein auch ist, so vereinzelt steht der Fall, dass ein Künstler sie auf die Seele Christi bei der Darstellung des Kreuzestodes anwandte[17]). Schnaase

---

dargestellt: Gott Vater, mit Krone und Kreuznimbus geschmückt, überreicht dem „Verbum“, welches abgesandt wird, um als Mensch für die Menschheit zu leben und zu sterben, die Symbole der Pilgerschaft, Wanderstab und Tasche. Christus erscheint als nacktes, mit dem Kreuznimbus verziertes Knäblein. (Abb. bei Didron p. 302.) In der byzantinischen Kunst hat das Verbum bei dieser Gelegenheit als Bote Gottes Engelsgestalt.

17) Die Personification der Seele eines Verstorbenen durch eine Kindesgestalt ist aus der Antike in die christliche Kunst übergegangen. Ein Vasengemälde mit der Schleifung Hectors (Baumeister, Denkm. s. „Psyche“ p. 736) zeigt das Viergespann in vollem Laufe; Automedon lenkt den Wagen, hinter dem Hectors Leichnam nachschleift, neben dem Wagen läuft Achill; hinten schwebt der Schatten des Patroclos, das εἴδωλον, eine kleine Figur, jedoch in voller Rüstung, mit eingelegter Lanze, geflügelt, wie im Sturmschritte in der Luft über den Grabhügel laufend. Darunter die den Ort bewohnende Schlange als Grabes- und Erdsymbol. Die Darstellung des Todtenschattens als beflügelte Psyche findet sich entsprechend den Worten Homer's (λ 222) ebenso bei den wasserschöpfenden Danaiden auf einem archaischen Vasenbilde und auf attischen Grabvasen (ibid. s. „Unterwelt“). Seelen in Kindesgestalt finden sich bei der Psychostasis (Seelenwägung), welche Aeschylos in einer Tragödie behandelt. Memnon kämpft mit Achilles. Die Mütter der Beiden, Thetis und Eos, flehen Zeus um Sieg an, welcher die Loose auf der Wage wägt. Mehrere Vasenbilder zeigen diese Wägung, welche jedoch von Hermes vorgenommen wird. Vgl. die Abb. eines unteritalischen Vasenbildes ibd. s. „Memnon“. Die Wage hängt an einem Baume, in den Schalen derselben stehen die Seelen der beiden Helden als kleine geflügelte nackte Kinder. Die Schale Memnons sinkt, während die des Peliden steigt. Die Seelenwägung entspricht der homerischen Vorstellung λ 222 ψυχὴ . . . ἀποπταμένη πεποίηται. Auch in etruskischen Bildwerken finden sich ähnliche Personificationen,

wollte anfangs an die Existenz derselben auf dem Relief der Externsteine gar nicht glauben, sie ist jedoch ganz deutlich erhalten,

---

so z. B. auf einem Scarabäus in St. Petersburg, wo Ajax mit dem Leichnam des Achilles dargestellt ist; der Geist des Abgeschiedenen ist durch eine kleine danebenstehende männliche Figur angedeutet (Rollet, Glyptik, p. 304). Die Symbolisirung der Seele geht also nicht durchwegs auf die Psyche zurück, sie ist nicht ausschliesslich weiblich, sondern nimmt schon in der Antike oft das Geschlecht des Verstorbenen an, übereinstimmend mit den Lehren der Platoniker, dass die Seele die Form des menschlichen Körpers beibehalte. In altchristlicher Zeit wird das antike Motiv der geflügelten Psyche selten zur Symbolisirung der Seele verwendet. Garucci storia dell' arte christ: I. p. 304 ff. erwähnt nur eine Darstellung einer geflügelten, gekrönten Seele in betender Stellung auf einem Grabstein aus Alexandrien. Dafür wird die Symbolisirung durch eine Orans, eine Figur in betender Stellung, Regel. Auf der Grabplatte des römischen Mädchens Adeodata ist die Seele der Verstorbenen in die Lüfte erhoben, hinter dem Kopfe ein gespanntes Segel; letzteres verrichtet hier die Functionen der Flügel. Meist wird die Seele von Engeln gen Himmel getragen nach Luc. XVI. 22, wo der Tod des Lazarus geschildert wird. Bei der Darstellung des Martertodes der h. Menna auf einer Pyxis steigt ein Engel vom Himmel herab, um die Seele derselben in einem Tuche aufzunehmen. Oranten finden sich auf dem Grabsteine des Priscus im Museum Kircherianum, auf 2 Grabsteinen in Aquileja und nach Perret V. 78, 2, 10 auf denen des Chrysogonus und Titus. Garucci (Storia dell' arte ital. sub „Anime") erklärt manche kleine Gestalten auf altchristlichen Sarkophagen, Wandgemälden etc. nicht sowohl für Personificationen der Seelen, sondern für die Personen der Todten selbst, da sie nicht verjüngt wären. Das Geschlecht derselben erscheint ihm in vielen Fällen zweifelhaft, er glaubt weibliche Seelen auf Grabsteinen von Männern gefunden zu haben, was auf eine Einwirkung des klassischen Psychemotives zurückzuführen wäre. So hält er auch die Orans auf der Medaille mit dem Martertode des h. Lorenz (abgeb. b. Kraus, Realencycl. II. 286) für weiblich. Dieselbe ist in Wirklichkeit geschlechtslos, wie die Engel; die schlanke Körperbildung und das lange Gewand haben allerdings etwas weibisches. — In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters sind die Seelen als kleine Menschen oder Kinder dargestellt und zwar stets geschlechtslos, wie die Seligen im Himmel. Nur in Haar und Bart, mitunter auch in den Verhältnissen der Körperformen werden Geschlechtsunterschiede angedeutet; die Seele des Mönches erhält eine Tonsur, die des Bischofes eine Mitra, die des Königs eine Krone, auch wenn sie sonst nackt dargestellt ist. Vgl. Auber, histoire et théorie du symbolisme réligieux, Paris 1884, p. 194. Eine Erinnerung an die antike Psyche findet sich noch in den Mosaiken von S. Marco zu Venedig aus dem 11./12. Jahrh. Die Worte: „..et inspiravit in faciem eius spiraculum vitae" sind bei der Erschaffung Adams damit illustrirt, dass gegen dessen Mund eine kleine nackte Gestalt mit

nur der Kopf und der linke Arm fehlen; sie ist vom linken Arme Gottes umschlungen, mit einem langen Gewande bekleidet und faltete

---

Libellenflügeln an den Schultern zufliegt. Das Geschlecht derselben ist nicht gekennzeichnet. Die gleiche Darstellung in der Cottonbibel. Vgl. Tikkanen a. a. O. I. p. 261. Die gewöhnliche Darstellung der Seelen ist im Mittelalter die als nackter geschlechtsloser Kinder, die beim Tode des Menschen von Engeln oder Teufeln empfangen werden. An Beispielen, die sich leicht ergänzen lassen, führe ich an:

Elfenbeindeckel zum Psalter Karls des Kahlen in Paris, abgeb. b. Cahier & Martin, mélanges d'archéol. I tab. X u. XI, Labarte, hist. des arts ind.: I. tab. 30 u. 31. Auf der oberen Platte Illustration zu Psalm 56: „Et eripuit animam meam de medio catulorum leonum, dormivi conturbatus.“ Ein Engel sitzt mit der Seele in Gestalt eines kleinen Menschen auf einem Bette, während von jeder Seite ein Löwe herankommt.

Altarbekleidung von S. Ambrogio zu Mailand, 9. Jahrh. Tod des h. Ambrosius. Ein Engel nimmt seine Seele in Empfang und trägt sie in einem Tuche, aus welchem nur der Kopf hervorsieht, gen Himmel. Abb. b. d'Agincourt I. tab. 26, c.

Ehem. Fresken im Porticus der Kirche alle tre Fontane bei Rom, 13. Jahrh., nach Zeichnungen in der Bibl. Barberini bei d'Agincourt I. tab. 98. Tod des h. Anastasius. Der Heilige liegt auf der Bahre. Hinter ihm in Wolken die Halbfigur eines Engels, der die Seele in Gestalt eines nackten Kindes mit Nimbus empfängt.

Grabmal des Presbyters Bruno zu Hildesheim, 12. Jahrh. Relief in 3 Abtheilungen über einander. Unten die Bestattung, oben Christus in Halbfigur segnend, in der Mitte die Seele des Verstorbenen als Kind von Engeln in einem Tuche emporgetragen.

Tod Ludwigs d. Heiligen von Frankreich, Glasgemälde in der Abtei St. Denis, Mitte des 14. Jahrh. Ueber dem Leichnam die nackte Halbfigur eines betenden Kindes, von 2 Engeln in einem Tuche emporgetragen.

Häufig ist die Darstellung von Seelen beim Tode der Schächer; die des Bussfertigen wird von einem Engel, die des Unbussfertigen von einem Teufel aus dem Munde gezogen. Vgl. d'Agincourt I. tab. 133 (Kreuzigung des Barnabas von Mutina v. J. 1374) und Barbier a. a. O. II. tab. 27. Derselbe Gegensatz ist bei Darstellung des Todes des reichen Prassers und des armen Lazarus ausgedrückt. Vgl. d'Agincourt t. 108. Engel und Teufel kämpfen um die Seele des Verstorbenen z. B. auf einem Kapitell zu S. Michele in Pavia, 11. Jahrh., den Tod des Gerechten darstellend. Derselbe liegt auf dem Sterbebette, zu seinen Häupten steht der Engel, in der Rechten die Seele als nacktes Kind haltend, zu Füssen der Teufel, der das Kind zu erhaschen sucht, während ihm der Engel die Lanze in den Rachen stösst. Vgl. Dartein, archit. Lombarde. — Als nacktes Kind, jedoch mit Bischofsmütze, Nimbus und elliptischer Aureole erscheint die Seele des h. Martin in einem Glasgemälde des 13. Jahrh. in der Kathedrale von Chartres. Vgl. Didron, p. 128. Bekleidet, doch gleich-

offenbar betend die Hände. So erscheint häufig die Seele Marias am Arme Christi bei Darstellungen ihres Todes. Eine Personification der

---

falls in Kindesgestalt, ist die Seele des h. Remigius in einem Glasgemälde derselben Kirche dargestellt. Im Leben der h. Francisca Romana liest man, dass die Seele des h. Ambrosius von Siena in priesterlichen Gewändern zum Himmel stieg. Auf einem byzantinischen Tafelgemälde des 10./11. Jahrh. im Mus. christ. des Vaticans wird die Seele des h. Ephraim als Wickelkind von einem Engel in den geöffneten Himmel getragen. Vgl. d'Agincourt M. t. 82. Bekleidet ist sie auch beim Tode des Superiors Paldus in der Bilderchronik des Klosters S. Vincenzo am Volturno, 12. Jahrh. ibd. M. tab. 69. Giotto stellte die Seele des h. Franciscus in Sta. Croce zu Florenz in den Gewändern des Heiligen, umgeben von einer Aureole dar.

Nicht nur bei der Todesscene, auch bei der Belebung des Körpers, erscheint die Seele personificirt. Abgesehen von der erwähnten Darstellung der Erschaffung Adams in den Mosaiken von S. Marco zu Venedig findet sie sich z. B. bei der Auferweckung des Lazarus in einem byzantinischen Psalter des britischen Museums und einem der Barberiniana; hier entsteigt die Seele dem Rachen des Hades. — Ein Betender bietet Gott bei Lebzeiten seine Seele an, die als kleines Kind auf seinen Händen schwebt. Vgl. Menzel, christl. Symbolik I. p. 475 f. — Seelen im Fegefeuer in Gestalt nackter Kinder finden sich u. A. am Portal von St. Trophime in Arles. Im Himmel vereint sie Abrahams Schooss. Sogar die antike Psychostasis findet ihr Seitenstück in der christlichen Kunst. Ein Glasgemälde in Bourges, 13. Jahrh., abgeb. b. Barbier tab. 20, 214 zeigt den Erzengel Michael als Seelenwäger. Er und der Teufel halten die Wage, in deren Schalen 2 Kinderköpfe sichtbar werden. Satan sucht die emporsteigende Schale herabzuziehen, wobei ihm ein kleines, am Boden liegendes Teufelchen hilft. Zu beiden Seiten stehen noch zwei Seelen in Gestalt kleiner nackter Kinder mit gefalteten Händen. St. Michael ist der Einführer ins Paradies und hat als solcher die Seelen, bez. ihre Werke zu wägen. Vgl. die folgende Schilderung vom Tode Mariae nach der Legenda aurea.

Ausser Engeln (bez. Teufeln) geleiten in seltenen Fällen Heilige die Seele zum Himmel; so heben z. B. auf dem Grabmale des Königs Dagobert in St. Denis, 13. Jahrh., Bischöfe in einem Tuche die Seele empor. d'Agincourt, t. 29. Nr. 34. Gott selbst als Empfänger der Seele kommt meines Wissens nur einmal vor, und zwar in der Bilderhandschrift zur Vita Liutgeri aus dem Kloster Werden, jetzt in der kgl. Bibliothek zu Berlin, entstanden um 1100, beschrieben von Diekamp, Westfäl. Zeitschr., Bd. 38. p. 162 u. 173. Die Seele fliegt in Gestalt eines kleinen Menschen, aber mit grossem, tonsurirtem Kopfe, zum Himmel auf und wird von Gott in goldener Mandorla empfangen. Hingegen ist Gott regelmässig vom 11. Jahrh. ab Empfänger der Seele Mariens. Das Malerbuch vom Berge Athos schreibt für die Darstellung des „Todes der Gottesgebärerin" vor: „. . . . und ober ihr ist Christus und hält in seinen Armen ihre heilige Seele, welche weiss gekleidet ist und um ihn ist viel Licht und eine

Seele Christi ist ausser dem Relief der Externsteine bisher noch nirgends festgestellt worden; wenn Menzel auf Bildern von Marias Verkün-

Schaar Engel." Schäfer, das Malerbuch vom Berge Athos, p. 278. — Für die Darstellung des Gerechten ist hingegen vorgeschrieben: „Ober ihm sieht ein Engel freudig auf ihn und empfängt seine Seele mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit." ibd. p. 381. Christus wird ausdrücklich als Empfänger der Seele Mariens bezeichnet. Näher begründet ist dies durch folgende Erzählung aus der Legenda aurea: Nachdem die Jungfrau todt war, trugen sie ihren Leichnam in ein Grab und harrten dabei, wie es ihnen vom Herrn befohlen war. Am dritten Tage kam Jesus mit einer Menge von Engeln und grüsste die Apostel mit dem wohlbekannten Grusse: Der Friede sei mit Euch! Die Apostel aber antworteten: Dir sei der Preis, o Herr, der Du so grosse Wunder thust. Welche Gunst und welche Ehre soll ich in diesem Augenblicke meiner Mutter erweisen? frug Christus. Sie erwiederten: Deinen Dienern erscheint es billig, dass Du, der Du den Tod besiegt hast und herrschest in Ewigkeit, auch wiedererweckest den Leib Deiner Mutter und sie für immer an Deine Rechte setzest. Christus stimmte bei und sogleich erschien der Erzengel Michael und brachte ihm die Seele Marias. Darauf sprach der Herr: Erhebe Dich, meine Mutter, meine Taube, Tabernakel des Ruhmes, Gefäss des Lebens, Tempel des Himmels, damit Dein Leib, den nie ein Mann berührt hat, nicht im Grabe zerstört werde. Sogleich kehrte die Seele Marias in den Leib zurück, der siegreich das Grab verliess. So wurde die Jungfrau, begleitet von einer Engelsschaar, gen Himmel entführt." Am besten veranschaulicht diese Scene, wo Christus die Seele seiner Mutter empfängt, nicht sowohl um sie gegen Himmel zu bringen, sondern um sie dem Körper zurückzugeben, eine Elfenbeintafel im Darmstädter Museum (rheinisch, 11./12. Jh., aus der Sammlung des Freiherrn von Hübsch. — In Darmstadt selbst und im Kölner Kunstgewerbemuseum je eine Replik davon). Maria liegt auf dem Todtenbette, zu Enden desselben stehen je 7 Männer, hinter dem Bette Christus, der in seinen erhobenen Armen die Seele Marias, ein in Leichentücher wie eine Puppe eingewickeltes Kind mit Kopftuch und Nimbus hält. In der rechten oberen Ecke fliegt ein Engel mit derselben Seele gen Himmel, in der linken Ecke ist er mit dem leeren Tuche dargestellt, auf welchem er die Seele wieder aus dem Himmel zurückgebracht hat. Aehnlich ist die Scene auf einem Elfenbeinrelief des 13. Jahrh. in Klosterneuburg aufgefasst. Vgl. Mitth. d. C. C. VII. 142. Oft fehlen die Engel, wie auf dem Elfenbeindiptychon des 14. Jahrh. bei Merkens in Köln (ehem. Sammlung Essingh), wo die Seele Marias in Kindesgestalt, mit langem Gewande bekleidet, auf dem l. Arme Christi sitzt. Als nacktes Kind sieht man sie auf einem ruthenischen Tafelgemälde, abgeb. b. d'Agincourt M. tab. 83. Maria liegt hier, von Aposteln und Frauen umgeben, auf dem Todtenbette, hinter ihr erscheint Christus in der Mandorla, auf dem l. Arme das Kind haltend, dessen Beine halb von seinem Aermel verdeckt werden. Variationen derselben Scene finden sich u. A. auf einem

digung das Kind, welches in einem Strahlenbündel von dem Munde Gottes aus nach Marias Ohr zufliegt, für die Seele Christi hält, so steht er mit dieser Erklärung wohl allein[18]). Es ist sicher nicht die Seele, sondern die Leibesfrucht gemeint, wie auch aus der rothen Färbung des Kindes auf verschiedenen Darstellungen hervorgeht[19]). Der Vergleich unseres Reliefs mit der Kreuzigungsgruppe in Wechselburg könnte die Vermuthung nahe legen, dass hier die Kindesgestalt und dort die Taube in der Hand Gottes Symbole für ein und dieselbe Vorstellung seien. In der That findet sich der h. Geist auch in Gestalt eines Kindes dargestellt, und zwar zur Illustration der Worte der Genesis X. 2: „Spiritus Dei ferebatur super aquas", in einer Miniatur des 14. Jahrh., wo man „spiritus" für gleichbedeutend mit „anima" nahm und den Geist Gottes in Gestalt eines nackten Kindes mit Kreuznimbus auf den Wassern schwimmen liess[20]).

---

rheinischen Elfenbeinrelief des 11. Jahrh. im Kunstgewerbemuseum zu Köln, in der Bilderhandschrift des 11. Jahrh. im Dome zu Hildesheim (vgl. F. C. Heimann in d. Zeitschr. f. christl. K. III. sp. 137), auf der musivischen Tafel der opera del duomo zu Florenz (vgl. Kraus in der Zeitschr. f. christl. K. IV. 201 ff.), in den Bronzethüren des Domes zu Pisa, am Willibrord-Tragaltar zu Trier, einer Arbeit des 12. Jahrh. (vgl. aus'm Werth, Kunstdenkm. d. Rheinlande tab. 60, 3a), im Email des Ciboriums von Klosterneuburg, 13. Jahrh. (vgl. Mitth. d. C. C. IX. I. 1), auf einem Glasgemälde der Patrocluskirche zu Soest, Anfg. d. 13. Jahrh. (vgl. Aldenkirchen, Mittelalterl. K. in Soest, Bonner Winckelmannsprogramm 1875), in einer Federzeichnung der Biblia pauperum zu St. Florian, um 1300, in einem Relief des Museums Wallraf-Richartz, 13. Jahrh., auf Orcagnas Tabernakel in Or San Michele in Florenz u. s. w. Beispiele bis ins 16. Jh. hinein bei A. Schultz, die Legenden vom Leben der Jungfrau Maria, Leipzig 1878. — In der altchristlichen Kunst ist die Darstellung des Todes Mariae vermieden, vor dem J. 1000 ist sie selten.

18) Menzel, christl. Symbolik I. p. 475 ff.

19) Beispiele der „conceptio per aurem" u. A. bei Heider, Beiträge zur christl. Typologie, p. 31, tab. 5, Otte, Handb. d. christl. Kunstarchäol. p. 901; auf einem Altartuche der Wiesenkirche zu Soest, Anfg. d. 14. Jh. (vgl. Aldenkirchen a. a. O.), dem Hochaltar der Marienkirche zu Lübeck (1415—1425; vgl. Goldschmidt, Lübecker Malerei und Plastik, 1890), einem Glasgemälde von 1424 in St. Jakob in Rothenburg a. d. T., einem niederrhein. Gemälde, um 1500, in der Darmstädter Gallerie, einem Flügelaltar in der Martinskirche zu Oberwesel, ders. Z. u. s. w. In der „sequentia Stae. Mariae", 12. Jahrh., heisst es: „Dir cham ein chint, frowe, dur din ôre. (Lachmann, rhein. Mus. f. Philologie 1831, p. 428.)

20) Vgl. Note 14, am Schlusse.

In einem livre d'heures des 15. Jahrh. in der Pariser National-Bibliothek tritt in derselben Scene an Stelle des Kindes die Taube[21]). Seele und Geist werden also mit einander verwechselt. Es würde dem Dogma nicht widersprechen, wenn man die Seele, welche aus Christi Leib hervorgeht, mit dem Geiste Gottes identificirt, also in der Seele Christi zugleich den h. Geist dargestellt hätte, so dass damit alle drei göttlichen Personen auf dem Relief vertreten gewesen wären; wir hätten dann Vater und Sohn in identischen Typen und den Geist, welcher von beiden ausgeht, als Seele Christi, womit die Einheit in der Dreiheit ausgeprägt wäre. Andererseits wird die Taube in altchristlicher Zeit, namentlich in Katakombengemälden und auf Grabmälern häufig als Symbol der Seele angewandt[22]). Nach der Legende schwebte die Seele des h. Polycarp, der h. Scholastika, Adrian, Potitus, Wilhelm, Medardus u. s. w. als Taube gen Himmel. In deutschen Sagen und Märchen, wie in den Dramen des Mittelalters finden sich die Seelen Verstorbener durch Vögel symbolisirt[23]). Darnach könnte man auch auf der Kreuzigungsgruppe zu Wechselburg eine Identificirung von Geist und Seele annehmen, indem man die Taube nicht bloss als Symbol des göttlichen Geistes, sondern zugleich auch als das der Seele Christi auffasst; wir hätten dann auch in ihr, wie im Relief der Externsteine die Einheit in der Dreiheit ausgedrückt. Aber diese Erklärungen scheitern an der Thatsache, dass eine Personification des h. Geistes in Kindesgestalt vor dem 14. Jahrh. nicht nachzuweisen ist; erst von da ab beginnt man das Dogma, dass der h. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht dadurch zu illustriren, dass man den Geist als den jüngsten von beiden, selbst als Kind bildet. Hingegen ist die Darstellung der Seele in Kindesgestalt im frühen Mittelalter, namentlich bei Todesscenen feststehend. Die Figur am Arme Gott Vaters auf unserem Relief ist offenbar den Personificationen der Seele Mariae am Arme Christi nachgebildet, der Künstler verwandte, indem er sich dabei über die Tradition hinwegsetzte, die allgemein übliche Gestalt zur Personification der Seele des sterbenden Erlösers.

Demnach erkennen wir in der oberen Halbfigur Gott Vater, in der Gestalt Christi, der mit ihm eines ist — die Wesenseinheit

21) Didron, a. a. O. p. 452.
22) Menzel a. a. O. II. p. 443. Kraus, a. a. O.
23) Auber, a. a. O. IV. p. 194.

durch die Gleichheit des Typus ausgedrückt — in seinen Armen die Seele des sterbenden Erlösers empfangend; als wesensgleich mit dem Sohne gebührt ihm ebenso wie diesem der Kreuznimbus und die Kreuzesfahne. Freilich, wenn man in dem oberen segnenden Gotte und in dem gekreuzigten Gotte zwei ungleiche Personen erblickt, bereitet die Erklärung der Kreuzesfahne Schwierigkeiten. Eine solche Trennung lag aber nicht im Geiste der Zeit, die unbedenklich Gott bei der Erschaffung Evas mit dem Kreuze in der Hand auftreten und das Pneuma bei Mariae Verkündigung von Christus ausgehen liess, der ja erst geboren werden sollte. Christus als sterbender Erlöser am Kreuze, Christus als Gott Vater segnend darüber und Christus als Seele in seinen Armen — in drei Gestalten doch ein Gott.

Der Ritus des Segnens nähert sich der sog. byzantinischen Weise, indem der Daumen den vierten Finger berührt, doch verlangt das strenge Schema auch, dass der dritte Finger leicht gebogen werden soll, während er hier nach lateinischem Ritus, ebenso wie der zweiten gerade gestreckt ist. Die byzantinischen Künstler selbst halten das strenge Schema nicht immer ein, das Malerbuch vom Berge Athos, — welches freilich nicht eine Art Gesetzbuch für den byzantinischen Künstler war, wie man bisher annahm, sondern die Privatarbeit eines Mönches im 16. Jahrh., der darin alte Rezepte zusammenfasste — gibt für die Fingerhaltung keine genaue Vorschrift[24]; dieselbe Geberde des Segnens, wie sie auf unserem Relief vorkommt, findet sich auch auf byzantinischen Arbeiten. Aus diesem Umstande allein kann man jedoch noch nicht auf eine Abhängigkeit von byzantinischen Vorbildern schliessen, denn der morgenländische Ritus des Segnens bürgerte sich auch im Abendlande ein, er findet sich in der altchristlichen Kunst, z. B. in den Mosaiken von Rom und Ravenna neben der lateinischen angewandt und

24) Vgl. Kraus, a. a. O. sub. „Segnen". Auf dem Elfenbeinkruzifix d. ehem. Sammlg. Essingh zu Köln erscheint oben die göttliche Hand mit der Inschrift aus Psalm 117 (118) 16: Dextā Dni. fecit virtutem. Vollständig lautet die Stelle: Dextera Domini fecit virtutem, dextera Domini exaltavit me, dextera Dni. fecit virtutem: non moriar, sed vivam et narrabo opera Dni. Die segnende Hand deutet also zugleich die Unsterblichkeit des Erlösers an. Vgl. B. J. 44/5. Otte u. aus'm Werth, Zur Ikonogr. d. Kruzifixes. Bez. des Malerbuches: Vgl. H. Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern. Leipzig 1891.

kehrt in der Kunst des Mittelalters auch nach der Trennung der beiden Kirchen häufig wieder, wenn auch dieses Ereigniss, wie Kraus vermuthet, zu einer bewussten strengen Scheidung der beiden Arten des Segnens geführt hat. Dagegen ist der Einfluss byzantinischer Kunst in den Gestalten von Maria und Johannes unverkennbar — langgestreckte Typen mit dünnem, parallelem Faltenwurf, im Gegensatze zu den gedrungenen Formen von Josef von Arimathia und Nicodemus — dann in der Auffassung des Johannes als bärtigen, gereiften Mannes im Gegensatze zur abendländischen, welche den Lieblingsapostel Jesu als bartlosen Jüngling sieht[25]). Die Geberde des Aufhebens der rechten Hand ist bei ihm ein Zeichen der Trauer, sie nähert sich dem aus der Antike in die altchristliche Kunst übergegangenen Gestus des Stützens des Kopfes auf die Hand oder des Anlegens der Hand an die Wange[26]). Die Tracht des Johannes ist die antike, während bei Maria das Uebergewand, der im Rücken herabwallende Schleier, das den Hals in dünnen Falten umschnürende Tuch der deutschen Frauentracht des 11.—12. Jahrh. angehören. Aehnlich sind die Frauengestalten auf den Bronzereliefs Bernwards von Hildesheim gekleidet; sie haben lange Tuniken mit langen, enganschliessenden Aermeln, darüber ein weitärmliges Obergewand, Kopf und Hals dicht vom Schleier umhüllt, welcher rückwärts mantelartig herabfällt. Lübke[27]) erkennt den germanischen Charakter in der Tracht Marias an, erklärt jedoch die der Krieger (soll heissen des Josef v. A. und des Nicodemus) für römisch, ebenso Piper[28]). Ein Blick auf die Kopfbedeckungen der Beiden lässt den Irrthum Lübkes erkennen. Sie sind, um einen schon bei Jornandes (über d. Gothen) vorkommenden Ausdruck zu gebrauchen „pileati" d. h. sie tragen die für die germanischen Stämme im Gegensatze zu den Römern charakteristischen spitzen Kopfbedeckungen. Die des Josef v. A. geht in einen Knopf aus, ist also eine helmartige Kappe von Stahl oder Leder mit Metallbeschlag;

---

25) Vgl. Stockbauer. Kunstgeschichte des Kreuzes. Schaffhausen 1870.

26) Vgl. Kraus a. a. O. s. „Hand". Das Malerbuch vom Berge Athos schreibt für die Darstellung des Johannes bei der Kreuzigung vor: „Neben Christus steht der Theolog Johannes mit Traurigkeit und hält seine Hand an seine Wange".

27) Lübke, a. a. O.

28) Evang. Kalender, 1856, p. 59 f.

die des Nicodemus hat wulstartige Längsstreifen und einen geflochtenen Rand, sie ist ein kegelförmiger Strohhut ohne Krempe, ein pileus ex culmis contextus, ein pileus phoeninus, wie er zuerst im 10. Jahrh. erwähnt wird, da aber bereits als weit verbreitete Volkstracht, namentlich unter den Sachsen erscheint. Widukind berichtet, dass die ganze Heerschaar von 32,000 Mann, welche König Otto gegen den Grafen Hugo nach Frankreich führte, mit einziger Ausnahme des Abtes von Corvey und seiner drei Begleiter mit solchen Strohhüten ausgestattet war[29]). Dazu kommt noch das enganliegende Lederwamms der Beiden mit den langen knappen Aermeln, das bei Josef gegürtet ist und die bis unter die Kniee reichende Tunica, unter welcher der faltige Saum eines dünnen Untergewandes zum Vorschein kommt. Die Art der Beinbekleidung ist bei dem jetzigen Zustande des Reliefs nicht mehr erkennbar; wir haben wohl an eng anschliessende Beinkleider und strumpfartige Schuhe zu denken, ähnlich wie sie Longinus auf der Miniatur der Kreuzigung in der Aachener Bilderhandschrift Kaiser Ottos I. trägt[30]).

Die Frage, welcher von den beiden Männern, die den Leichnam Christi vom Kreuze abnehmen, Josef von A. und welcher Nicodemus sei, lässt sich nicht, wie Braun versucht, aus dem Berichte im Ev. Joh. 19, 38, 39 entscheiden, denn dort heisst es nur, dass Josef den Leichnam mit Erlaubniss des Pilatus abnahm und Nicodemus dazu kam und Myrrhen und Aloen zur Einbalsamirung mitbrachte. Auf unserem Relief sind beide mit der Abnahme beschäftigt und zwar beide in gleich hervorragender Weise, während sonst dem Nicodemus mehr die Rolle einer Nebenperson, eines Helfers zugedacht ist, indem man ihn die Nägel aus den Händen oder Füssen Christi herausziehen lässt, oft in knieender oder hockender Stellung. Durch den Vergleich mit einem romanischen Wandge-

---

29) Abbildungen dieser Kopfbedeckung sind selten. Eine ähnliche wie die des N. findet sich noch in d. Heidelberger Handschr. d. Sachsenspiegels. Vgl. Lindenschmit, Handb. d. d. Alterthumsk. I. p. 325.

30) Die Tunica desselben ist an den Hüften etwas gebauscht und reicht bis an die Kniee. Die beiden anderen Soldaten haben gleiche Tunica, der eine mit kurzen, der andere mit langen, bis an die Knöchel reichenden Aermeln. Dazu trägt L. Hosen, kurze, strumpfartige Schuhe und einen Mantel. Vgl. Beissel, a. a. O., tab. 31; für Hüte und Helmformen: Hefner, Trachten etc. I. tab. 24; im Uebrigen f. d. Tracht: Die Stickereien auf der Kaiserdalmatica in St. Peter in Rom, abgeb. bei Bock, Kleinodien d. h. Röm. Reiches tab. 18 u. 19.

mälde der Kreuzabnahme in der Kirche zu Neuenbeken bei Paderborn, welchem die Namen der handelnden Personen beigeschrieben sind, gelang es Dewitz festzustellen, dass die untere, den Leichnam Christi in ihren Armen aufnehmende Gestalt Josef sei. Er steht dort gleichfalls links, neben Maria und schlingt die Arme um den Gekreuzigten, dessen Körper jedoch noch nicht herabgesunken ist[31]). Noch besser und dem Relief der Externsteine ähnlicher ist das Motiv des Auffangens an dem Relief der Kanzel in S. Lionardo in Arcetri bei Florenz (Mitte des 12. Jahrh.) ausgedrückt, wo die Namen der handelnden Personen unten auf dem Sockel angebracht sind[32]), nur steht hier Josef auf einer Leiter, die an den Querbalken des Kreuzes angelehnt ist, während Nicodemus auf der rechten Seite neben Johannes, das Myrrhengefäss vor sich, in hockender Stellung mit einer Zange die Füsse Christi von den Nägeln befreit. Die Funktion Josefs ist auf allen byzantinischen und romanischen Darstellungen der Kreuzabnahme, — welche übrigens, namentlich vor dem 11. Jahrh. nicht häufig sind — die gleiche. Er fängt den Leichnam Christi in seinen Armen auf, ist also nicht sowohl der Abnehmer, als der Empfänger des Leichnames. Seine Stellung jedoch wechselt, er ist bald links, bald rechts, manchmal mit Nicodemus auf derselben Seite angebracht und nur durch seine Funktion als Empfänger der Leiche vor seinem Genossen gekennzeichnet[33]).

31) Vgl. Dewitz a. a. O. Atlas tab. 14. Fig. 2.

32) Abgeb. bei E. Förster, Beiträge z. neueren Kunstgesch. tab. I. Fig. 2 u. Lübke, Gesch. d. Plastik, I. p. 436.

33) Die Stellung von Josef und Nicodemus schwankt bei den in frühromanischer Zeit nicht allzuhäufigen Darstellungen der Kreuzabnahme. Bald steht Josef rechts, bald links, mitunter beide neben einander auf derselben Seite. — Auf der Miniatur der Kreuzabnahme im Missale V. 52 der Bibl. zu Bamberg (10. Jh.) steht J. rechts, bartlos, mit Nimbus, in langem blauen Gewande und fleischfarbigem Mantel. Er umspannt mit der Linken die Hüften Christi. Im Codex Egberti (Abb. bei Ramboux, Beiträge zur Kunstg. tab. 18, Vöge a. a. O. p. 220 u. anderwärts) steht J. l., N. r., durch Beischriften gekennzeichnet. J. fasst den Oberkörper unter den Armen, N. die Unterschenkel. Im Echternacher Codex (abgeb. B. J. 47, tab. 15) ist J. l., N. r.; ähnlich wie im Vorigen fängt der erstere Christum auf, während N. seine Kniee fasst und hebt. Dasselbe Motiv im Codex Heinrichs II. in d. Münchener Staatsbibl. Cim. 58, Bl. 248b, vgl. Vöge, a. a. O. p. 61, bez. 71) und in dem Codex desselben Kaisers. ibd. Cim. 57 (abgeb. b. Vöge p. 221). In den 4 zuletzt genannten Handschriften, deren Bilder von den Reichenauer Wandgemälden abhängig sind, erscheinen J. und N. bartlos, in reicher antiker Tracht. Eine mehr

Entweder steht er auf dem Boden, oder nach der byzantinischen Vorschrift auf einer Leiter, manchmal auch auf einem niederen Schemel, wie auf dem Relief vom ehem. Vincenzkloster zu Breslau a. d. 12. Jahrh. (abgeb. bei Dewitz, Atlas tab. 14, 1) und auf der Miniatur der Kreuzabnahme im Bamberger Missale Ed. III. 8. Auf dem Elfenbeindeckel eines Evangeliars der barberinischen Bibliothek in Rom (abgeb. b. d'Agincourt, Plastik XII 24) steht er sogar

---

realistische Auffassung, bei welcher die antike Tradition der Karolingerzeit schon ganz zurücktritt, bildet sich im 11. Jahrh. aus und erscheint, soweit ich die Denkmäler übersehen kann, gleichzeitig in der byzantinischen, wie in der abendländischen Kunst. Jedenfalls war schon damals für erstere die Vorschrift maassgebend, welche das Malerbuch vom Berge Athos für die Darstellung der Kreuzabnahme gibt: „Ein Berg, und das Kreuz ist in die Erde befestigt und eine Leiter an's Kreuz angelegt und J. steht oben auf der Leiter und hält Christum in der Mitte des Leibes umfangen und reicht ihn hinunter. Und die Heiligste (Maria) steht unten, umfängt ihn in ihren Armen und küsst ihn in's Angesicht. Und hinter der Mutter Gottes sind die Salbölträgerinnen, und Maria Magdalena hält seine L. und küsst sie und hinter Josef steht Johannes der Theolog und küsst seine R. Und N. nimmt, ein wenig knieend, mit einer Zange die Nägel aus seinen Füssen und neben ihm ist ein Korb. Und unter dem Kreuze ist der Schädel des Adam, wie bei der Kreuzigung". So erscheint auf dem byzantinischen Reliquiar des 11.—12. Jahrh, im Domschatze zu Gran J. bei der ἀποκαθήλωσις dicht hinter Christus auf einer Leiter, als barhäuptiger Alter mit Nimbus und kurzer, durch kreisförmige Stickereien verzierter Tunica und umfängt den herabsinkenden Oberkörper des Heilandes; unten rechts zieht N. mit einer Zange die Nägel aus dessen Füssen. (Abgeb. in der Gazette archéol. 1887 tab. 32 mit Beschreibung von Molinier). Ganz ähnlich ist die Szene auf dem emaillirten Buchdeckel eines byzantinischen Evangeliars in der Marcusbibliothek zu Venedig. Auf einem byzantinischen Elfenbeinrelief mit der Kreuzigung, Abnahme und Grablegung in der Bibliothek zu München (Gypsabguss im Germanischen Museum) finden wir J. zur L. auf der Leiter; sein Antlitz ruht auf der Brust Christi, dessen Körper er mit den Armen umschliesst; auf derselben Seite kniet unten N., die Nägel ausziehend, r. steht ein dritter Mann auf einer Leiter und befreit die Hand Christi vom Nagel. Auch Maria und Johannes stehen l., da die nebenan befindliche Darstellung der Grablegung den Raum zur R. einengt. Auf dem Boden zur R. steht J. auf einem byzantinischen Elfenbeinrelief zu Hannover (Gypsabguss im Germ. Museum) und fängt mit Maria den herabsinkenden Leichnam auf, während sich N. links niederbeugt, um die Nägel auszuziehen. In der abendländischen Kunst zeigt sich die realistische Auffassung bei der Kreuzabnahme an der Erzthüre von S. Zeno in Verona. Christus steht in leichter Schräge nach l. auf dem Fussbrette, das bärtige, etwas

auf dem Kopfe eines kleinen nackten Menschen, der am Kreuzesende mit betend gefalteten Händen sitzt, Adams, als Repräsentanten der durch Christi Opfertod erlösten Menschheit. Aber auch Nicodemus bedarf mitunter einer erhöhten Stellung, wenn er die Nägel aus den Händen Christi zieht, wie auf dem Marmorrelief der Kreuzabnahme von Benedetto Antelami im Dome zu Parma v. J. 1178, wo er auf einer Leiter und auf dem Elfenbeindyptichon v.

---

nach l. gesenkte Haupt mit einer Krone geschmückt, bis zu den Knieen mit dem Lendentuche bekleidet. Die Art, wie J. zur L. seinen Leib umfasst, entspricht der Bewegung auf den Externsteinen. Die Verwandtschaft beider Gestalten erstreckt sich auch auf die Stellung der Beine und die Tracht: engärmeliges Lederwamms, vom Gürtel abwärts eine bis unter die Kniee reichende Tunica, auf dem Kopfe eine spitze Kappe. Auch N., welcher r. steht, bereit mit der Zange die Nägel aus den Händen Christi zu ziehen, welche noch an dem Querbalken haften, trägt die Tunica und eine gleiche Kappe. Sie unterscheidet sich von den Judenhüten auf dem nebenan befindlichen Relief der Geisselung wesentlich und nähert sich vielmehr dem Pileus der Externsteine, wenn auch die Andeutung von Flechtwerk fehlt. Diese Merkmale sprechen, wie der Stilcharakter und die Nachricht von der Stiftung der Thüren durch einen Grafen von Cleve für deutschen, speziell sächsischen Ursprung. (Vgl. Beissel in der Zeitschr. f. christl. K. V. 342 ff.) Eine wohl derselben Zeit, dem 11. Jahrh. angehörige Gruppe der Kreuzabnahme in runden Figuren schmückt den Deckel eines Bronze-Reliquiars aus Mastricht im Germanischen Museum. Hier umfängt J. in gebückter Haltung zur L. den noch beinahe aufrecht stehenden Leichnam, dessen L. noch am Querbalken haftet und von N. zur R. mit einer grossen Zange losgelöst wird. Auf einem Elfenbeinrelief des 12. Jahrh. im Dome zu Hildesheim steht J. l. auf einer Treppenleiter, r. unten ist N. gebückt, in der üblichen Function. In dem Missale Ed. III. 8 der Bamberger Bibl. (wohl 12. Jahrh.) steht J. l. auf einem niedrigen Schemel und fängt Christus auf; auch er trägt den spitzen Hut, blaue, roth gegürtete und verbrämte Tunica, rothe, über die Kniee reichende Strümpfe und gleichfarbige Schuhe; N. fehlt ganz. Merkwürdiger Weise trägt J. auch auf dem Marmorrelief der Kreuzabnahme von Benedetto Antelami v. J. 1178 im Dome zu Parma (abgeb. b. Lübke, Gesch. d. Plastik, 3. Aufl. I. 433) eine Mütze mit verziertem Randwulst, welche aber nicht spitz, sondern etwas gerundet ist und wagerechte Streifung hat, die wohl gleichfalls auf Flechtwerk hindeutet. Auch seine übrige Tracht — faltige, über die Kniee reichende Tunica mit engen Aermeln, sockenartige, bis an die Knöchel reichende Schuhe — entspricht den deutschen Darstellungen. N. erklimmt l. eine Leiter, um den Nagel aus Christi Hand zu ziehen. — Auf der Kreuzabnahme, die das Dach des Schreines der vier grossen Reliquien im Münster zu Aachen schmückt (13. Jahrh.) steht J., der Christum auffängt l.; unten auf derselben Seite zieht ein Mann

E. d. 13. Jahrh. aus dem Besitze des Reichsgrafen von Würzburg (abgeb. b. Hefner, Trachten, III. tab. 147), wo er auf einem Felsen steht.

Auch auf unserem Relief hat Nicodemus einen erhöhten Stand, die Stütze, auf der er sich emporgeschwungen hat, gilt allgemein für einen Sessel. Goethe, der sie nach einer ihm von Christian Rauch eingesandten Zeichnung für einen umgebogenen Baumstamm erklärt hatte, wird von Giefers dafür mit den Worten abgethan: „Was Goethe betrifft, so gilt dessen Urtheil hier gar nichts, so dass er den Sessel mit der schön verzierten Lehne für einen Baum ansah, der sich durch die Schwere des Mannes umbog“ [34]). Ein Stuhl oder ein Schemel als Stütze für N. wäre nichts ungewöhnliches. Die Verwendung solcher Möbel bei Darstellungen der Kreuzigung geht auf die byzantinische Sitte zurück, Personen von Rang und Würde auf Fussbänken oder Tritten stehen zu lassen. Christus selbst, Maria und Johannes erhalten Schemel unter die Füsse, um dadurch ihre Erhabenheit auszudrücken [35]). Aus einem solchen Möbel

---

knieend die Nägel aus den Füssen Christi, während r. ein anderer, bärtiger die Hände loslöst. Es sind hier also, wie in dem erwähnten byzantinischen Elfenbeinrelief zu München, die Functionen des N. zwei verschiedenen Personen zugewiesen. Nahe verwandt der Graner und venezianischen Darstellung ist ein Elfenbeinrelief des 14. Jahrh. im Vatican (abgeb. b. Barbier a. a. O. II. tab. 27, 299), wo J. Christum von l. auffängt und N. r. kniet.

34) Giefers a. a. O. p. 85.

35) Ein nach Schönermark um 600 entstandenes, in Wirklichkeit frühromanisches Kruzifix zeigt Christum auf einer Fussbank stehend (Vergl. Zeitschrift für christliche Kunst 1890, Sp. 122). Auf einem italienischen Elfenbeinrelief des 12. Jahrh., das bei der Mailänder Ausstellung 1874 zu sehen war, steht Maria auf einem würfelartigen Schemel. Das schon erwähnte Elfenbeinrelief derselben Zeit im Domschatze zu Hildesheim zeigt Maria auf einem Schemel, der aus 4 gedrehten, schräge gestellten Füssen und darauf liegendem Kissen besteht, während Johannes auf einem Felsstücke steht. Ein kleines Holzrelief, wahrscheinlich rheinische Arbeit derselben Zeit (abgeb. Gazette archéol. 1883, tab. 17), gibt die Kreuzigungsszene mit Maria, Johannes, Longinus und Stephaton (dem Krieger mit dem Essigschwamme); die vier genannten Personen stehen sämmtlich auf niederen, würfelartigen, auf der Vorderseite mit zwei rechteckigen Ausschnitten versehenen Schemeln. Im 13. Jahrhundert verwandeln sich diese Untersätze bei Maria und Johannes in die knieenden Gestalten des überwundenen Heidenthumes und Judenthumes. Andere hervorragende Personen erhalten namentlich in der monumentalen Plastik

entwickelte sich in frühromanischer Zeit das Suppedaneum, das Fussbrett, welches mit dem Kreuze fest verbunden wurde und vom 12. Jahrh. ab mitunter die Gestalt einer Konsole annimmt. Bei den wirklichen Hinrichtungskreuzen der Römer war dasselbe gar nicht vorhanden, es fehlt auch bei vielen Darstellungen der Kreuzigung, die bis ins 11. Jahrh. reichen[36]). Selbst auf dem Relief der Externsteine finden wir kein eigentliches Fussbrett, sondern eine leichte Abschrägung und Verbreiterung des unteren Kreuzbalkens, welche bis dicht an den Boden reicht und den beiden Endigungen des Querbalkens entspricht. Das Kreuz erhält dadurch eine ungewöhnliche Form und nähert sich dem sogenannten byzantinischen Kreuze mit verbreiterten Enden; aber das obere Ende des Längsbalkens hat als Abschluss eine Tafel oder besser gesagt, einen zweiten, kleineren Quearm, wie er bei den Krückenkreuzen üblich ist. Auf demselben findet sich nur selten der Titulus aufgeschrieben, auch auf den Externsteinen findet sich von demselben keine Spur, wohl aber sind darin zwei wagerechte Linien vertieft, welche vermuthen lassen, dass man dies in späterer Zeit als einen Mangel empfand und einen Titulus anbringen wollte[37]).

Der naheliegenden Annahme, dass die Stütze, auf der Nicodemus steht, ein Stuhl sei, widerspricht die Form derselben ganz und gar. Bei Kreuzigungsscenen der frühromanischen Zeit finden wir durchweg nur Schemel oder kleine, truhenartige Tritte angewandt, nirgends wirkliche Sitzstühle oder gar Sessel mit Rückenlehnen, denn als solche erscheinen im frühen Mittelalter nur die Thronsessel und Exedren, deren Form uns in zahlreichen Miniaturen erhalten ist. Ihr Aufbau ist meist streng architektonisch: Vier senkrechte Stützen, von denen die beiden rückwärtigen die Lehne bilden und in Knäufe oder Thierköpfe auslaufen, die Seitenlehnen schräge ablaufend. Ein anderer Typus ist in den Faltstühlen repräsentirt, zu

---

Drachen und andere Thiere unter die Füsse. Besonders häufig tritt dies bei Grabmälern auf, wo bis in die Renaissance hinein Löwen und Hunde als Untersätze beliebt sind, während sie bei Pfeilerfiguren in die Gestalt einer architektonischen Konsole übergehen.

36) Vgl. Otte und aus'm Werth, Zur Ikonographie des Kruzifixes, B. J. 44/45.

37) Das Krückenkreuz erscheint durchweg ohne Titulus in der Aachener Handschrift Otto's I., ferner in der Münchener Handschrift Cim. 58, im Codex Egberti, auf dem Deckel in S. Marco, auf dem Graner Reliquiar u. a.

denen auch der Sessel Dagoberts zu zählen ist. Ein dritter Typus, für reiche Bronzesessel, wie z. B. der Kaiserstuhl von Goslar, angewendet, lehnt sich in der Rundung von Rück- und Seitenlehne an antike Formen an[38]). Und nun vergleiche man mit diesen Typen den angeblichen Stuhl auf unserem Relief. Er zeigt im Profil ein nach unten stark verbreitertes Vorderbein, dessen Basis gleichsam aus einer stärkeren Schichtung besteht, die offenbar im Boden wurzelt, während das angebliche volutenförmige Hinterbein nur eben den Boden berührt; eine zweite Volute schwingt sich nach aufwärts, als Rückenlehne so unbequem wie möglich gestaltet. Die sockelartige Schichtung an dem angeblichen Vorderbein entspricht den Verdickungen am unteren Theile von Pflanzendarstellungen in der Kunst des 10. und 11. Jahrh., so z. B. im Codex Vigilanus des Escorial (vollendet 976, Fig. 1 und 2), in den Reliefs der Bernwards-

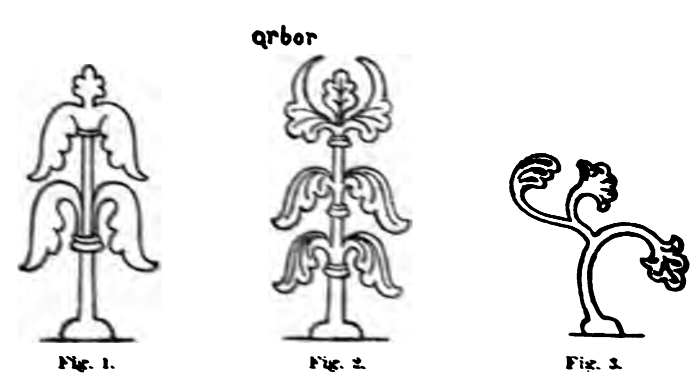


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

thür zu Hildesheim (Fig. 3), an einem aus Narval geschnittenen Spielsteine des 12. Jahrh. bei Hefner a. a. O. II. tab. 77 (Fig. 4) u. a. Entschieden pflanzenartig ist die obere, an einen Schachtelhalm erinnernde Gliederung, welche auf der Zeichnung bei Dewitz unrichtig wiedergegeben ist und die Form hat, wie sie Fig. 5 zeigt.

38) Vgl. die Sesselformen in der Miniaturhandschrift aus Kloster Altenzell in der Universitäts-Bibl. zu Leipzig (1050—1100) abgeb. b. Hefner a. a. O. I. tab. 58), im Stuttgarter Martyrologium von 1138 (ibd. II. tab. 75) u. a. — Eine der modernen ähnliche Form, bei welcher die Rückenlehne eine leichte Schweifung nach aussen und das Sitzbrett am Ansatze des vorderen Stuhlbeines eine Volute zeigt, findet sich bei der Darstellung des Johannes auf dem Tassilokelche. Es ist jedoch schwer zu sagen, was hier phantastisches Zierwerk und was konstruktive Form ist, da das Niello in bandartige Streifen aufgelöst erscheint. (ibd. I. tab. 8.

Vor der Biegung und vor der Verästelung befinden sich Wülste, wie man sie namentlich in der Initialornamentik der Zeit, welche Pflanzenmotive verwerthet, an solchen Punkten beobachtet, wo Ranken abzweigen, auch bei Fig. 1, 2, 6 (Ranke vom Elfenbeindeckel eines Evangeliencodex des 10. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Würzburg, abgebildet bei Hefner, a. a. O. I. tab. 33) und Fig. 7 (Ranke von der Bernwardsthür). Die Form der beiden Verästelungen entspricht den Blattformen frühromanischer Zeit. Dicht an der Einschnürung setzen zwei kleine Voluten ab, über welche sich der Hauptast hinausschwingt, um sich am Ende gleichfalls zusammenzurollen. Die Innenseite zeigt dicht aneinander gereihte Einkerbungen, wie sie schon an den Blattformen der karolingischen Zeit vorkommen, nur sind sie hier bereits schärfer und zackiger geworden, mit konkaven Abschlüssen nach aussen und

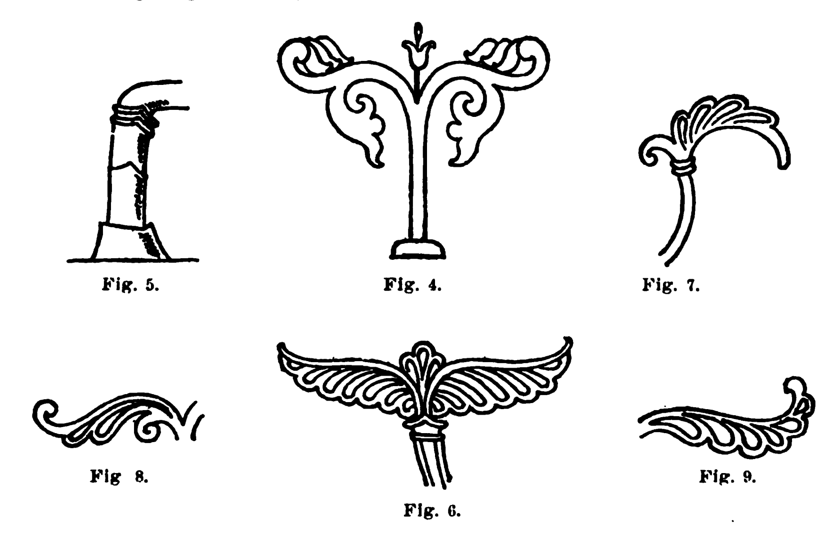


Fig. 5. Fig. 4. Fig. 7.

Fig 8. Fig. 6. Fig. 9.

gegen den Stamm gekehrten Rippen. Die Abzweigung der kleinen Voluten an der Einschnürung gleicht denen auf Fig. 4, 7 und 8. Da die Verwendung naturalistischer Motive, speziell von Pflanzenformen, zur Gestaltung eines Sessels für die frühromanische Zeit eine Anomalie wäre, kann man nicht anders, als auf Goethes Ansicht zurückkommen, dass die Stütze für Nicodemus kein Sessel in Form eines Baumes, sondern ein Baum selbst ist; freilich hat er etwas ungewöhnlich schweres und klotziges, dies erklärt sich aber aus der Ungewohnheit und dem Unvermögen des Künstlers, in

grossen Verhältnissen zu arbeiten. Was uns in einer Miniatur, in einem Elfenbeinrelief nicht weiter aufgefallen wäre, tritt hier bei der Ausführung in grossem Maassstabe unangenehm hervor. Dass der Baum nur zwei Verästelungen hat, ist nicht ungewöhnlich und auch durch die Raumverhältnisse bedingt, denn weitere paarweise Verästelungen hätten in die Gestalten Johannis und des Nicodemus einschneiden müssen, auch hätte der Baum dadurch etwas zu Spielend-ornamentales angenommen, was nicht im Charakter des Reliefs liegt. Wohl aber ist der Mangel an Schwung, die schroffe rechtwinklige Biegung des Stammes auffallend, welche wohl in erster Linie die Beobachter dazu verleitet hat, einen Sessel anzunehmen. Den Bildhauer mag dazu nebenbei wohl das Bestreben veranlasst haben, Nicodemus einen für das Auge möglichst sicheren Stand zu verleihen, in erster Linie aber ist dieselbe auf die Vorliebe für gewaltsame, schroffe Verschiebungen und Verdrehungen zurückzuführen, wie sie auch in den Bewegungen der Personen des Reliefs hervortritt, so in der Kopthaltung Marias, in der Art wie Johannes die Rechte erhebt und namentlich in der völlig rechtwinkligen Biegung des herabsinkenden Leichnames. Der Künstler hat hier ein aus Miniaturen der Ottonenzeit überkommenes Motiv des Zusammenknickens in seiner derben, ungefügen Weise bis an die äusserste Grenze getrieben[39]). Die byzantinische Kunst lässt den Oberkörper

39) Auf dem erwähnten Reliquiar im Domschatze zu Gran sind die Hände Christi vom Kreuzbalken losgelöst, der Oberkörper sinkt nach l., er und der Kopf sind jedoch in Vorderansicht gegeben; der r. Arm hängt kraftlos herunter und wird von Maria umfangen, der l. ist an den Leib gedrückt; die Kniee sind nach r. gewandt, die Beine stehen noch auf dem Fussbrette fest. Aehnlich ist die Stellung auf dem Elfenbeinrelief zu München und dem Buchdeckel der Marcusbibliothek; der Leib ist auf diesem jedoch in den Hüften etwas nach r. ausgebogen, der r. Oberarm platt an die Brust gelegt, der Unterarm wagerecht von Maria gestützt. Im Bamberger Missale A. II. 52, a. d. 10. Jahrh. sinkt Christus nach r.; der bartlose Kopf ist mit dem Nimbus versehen, der Körper von den Hüften bis zu den Knieen mit einem dunkelvioletten Gewande bekleidet. Er wird von Josef an den Hüften aufgefangen. In der Handschrift Kaiser Otto's I. in Aachen sinkt Christus nach l. und wird von Josef an der Brust und unter den Achseln aufgenommen; die Beine sind schräge gestellt, die Füsse bedeckt Nicodemus mit einem Tuche. Aehnlich im Codex Epternacensis und im Codex Egberti. Derber ist das Motiv des Zusammenknickens in den Miniaturen aus der Zeit Heinrich's II. wiedergegeben. In der Münchener Handschrift Cim. 58 Bl. 248b sinkt Christus,

Christi regelmässig vom Querbalken losgelöst erscheinen und nach links hinabsinken, jedoch so, dass Kopf und Oberkörper in Vorderansicht bleiben, während Unterleib und Beine die entgegengesetzte Wendung nach rechts erhalten, wobei oft die Kniee herausgedrückt werden. Diesen Contrapost behält auch die italienische Kunst des frühen Mittelalters bei, die abendländische hingegen vergröbert das Motiv, indem sie — wie in der Aachener Handschrift, im Codex Egberti und Codex Epternacensis — den Leichnam nicht in der Hüfte seitwärts biegt, sondern vorn überhängen lässt und damit auch den Contrapost vermeidet. Die Biegung ist jedoch nirgend so stark, wie an den Externsteinen, selbst nicht in der Münchener Handschrift Cim. 57 aus Heinrich's IV. Zeit, wo das Motiv in Folge der senkrechten Beinstellung an Gewaltsamkeit unserem Relief nahekommt. Die ottonische Kunst bildet den ganzen herabsinkenden Leichnam im Dreiviertel-Profil mit schräge gestellten Beinen, auf den Externsteinen sinkt der Oberleib völlig rechtwinklig nieder, während die Beine eine leichte Dreiviertelprofilstellung, die sich der Vorderansicht nähert, behalten.

Die übrigen Einzelheiten des oberen Reliefs sind durch die Forschung genügend klar gestellt, so dass ich über dieselben hinweggehen darf. Nur eine kurze Bemerkung über die Personificationen von Sonne und Mond ober den Enden des Querbalkens will

---

bartlos und bekleidet, nach l., so dass sein Oberkörper mit dem Querbalken parallel ist, während Unterleib und Beine eine schräge Stellung nach r. haben und vom Kreuzbalken, der kein Fussbrett hat, losgelöst sind. Die Arme sinken kraftlos herab. — In der Münchener Handschrift Cim. 57 (abgeb. bei Vöge a. a. O. p. 221) ist die Biegung fast rechtwinklig, da die Beine senkrecht herabhängen. Bei den drei letztgenannten Darstellungen stehen Kopf und Körper im Dreiviertelprofil. Auf dem Relief der Erzthür von St. Zeno und auf dem Reliquienschreine im Germ. Museum aus Mastricht, 11. Jahrh., ist Christus noch beinahe aufrecht und neigt das Haupt leicht nach l. Dort sind noch beide Hände am Querbalken angenagelt, hier nur noch die L., die Rechte ist losgelöst und von Maria aufgenommen; Josef umfasst den Körper oberhalb der Hüften. Auf dem Elfenbeinrelief zu Hannover sinkt der Oberkörper nach r., die Beine stehen senkrecht auf dem Fussbrette. Auf dem zu Hildesheim (12. Jahrh.), sinkt er gleichfalls nach r. und wird von dem auf einer Treppenleiter stehenden Josef aufgefangen. Im Bamberger Missale Ed. III. 8 (12. Jahrh. Ende) sinkt Christus nach l., während die Kniee r. hinausgedrückt sind — der byzantinische Contraposto. Den beiden erstgenannten byzantinischen Arbeiten stehen zwei italienische am nächsten: Das Relief

ich hier noch anfügen. Diese seit dem 6. Jahrh. in der abendländischen Kunst gewöhnlichen Begleiter der Kreuzigung bez. Kreuzabnahme, haben Goethe an ähnliche Darstellungen auf Mithras-Reliefs erinnert und ihn durch seine harmlose Bemerkung darüber unbewusst zum Schöpfer jener Legende gemacht, die seit Braun die Externsteine mit dem Mithraskult in Verbindung bringt und in neuerer Zeit unter den Händen eines phantasievollen Dilettanten geradezu erschreckende Dimensionen angenommen hat. Man hat darüber gestritten, ob Sonne und Mond durch Personen verschiedenen oder des gleichen Geschlechtes dargestellt seien. Giefers nennt beide Kinder, Piper erklärt sie einmal für *μειράκια*, später die Sonne für weiblich, den Mond für männlich, Schnaase dagegen die Sonne als Knaben. Pipers spätere Ansicht wird u. A. durch ein Elfenbeinrelief in Dresden unterstützt, auf welchem der Geschlechtsunterschied von Sonne und Mond dem deutschen Sprachgebrauche folgt. Gewöhnlich aber ist der lateinische massgebend, so auch auf unserem Relief. Die Sonne, in Knabengestalt, ist mit einem Blumenkranze und Strahlennimbus geschmückt, der Mond durch lang wallendes Haar als weiblich bezeichnet[40]).

Die grösste Schwierigkeit bereitet den Erklärern das untere Relief, weshalb Manche, wie Giefers, es vorzogen, sich mit ihm gar nicht zu befassen. Jahrhunderte hindurch den Unbilden des Wetters und der Zerstörungslust pietätloser Hände preisgegeben, ist dieser, den Sockel des Ganzen bildende Theil erst in neuerer Zeit von einem Gitter umgeben worden und so vor weiteren Zerstörungen einigermaassen geschützt. Die Darstellung ist eigenartig und verräth selbständige Schöpferkraft. (Vgl. Fig. 10.) Mit ziemlicher Deutlichkeit erkennt man trotz der starken Beschädigungen zwei knieende Gestalten, die eine zur Rechten, männlich, bärtig und

---

in S. Lionardo in Arcetri und die Kreuzabnahme von Benedetto Antelami. Auf ersterem ist der Oberkörper in Vorderansicht gegeben, jedoch der Kopf im Dreiviertelprofil geneigt, der Körper in den Knieen nach r. ausgebogen, so dass eine Verdrehung in den Hüften stattfindet; den r. herabhängenden Arm fasst Maria, den l., der theilweise am Oberkörper anliegt, küsst Johannes. Der Contraposto ist hier wieder klar ausgesprochen. Auf dem Relief von Benedetto ist der Oberkörper nach r. geneigt, während die Beine senkrecht auf dem Fussbrette stehen.

40) Vgl. Piper, Mythologie der christl. Kunst. II. p. 116. — Ders., Die Abnahme Christi vom Kreuz am Externstein im Evang. Kalender 1856. — Stockbauer a. a. O.

nackt, die andere, zur Linken, weiblich, in ein langes Gewand gekleidet, Haupthaar und Hals mit einem enganliegenden Tuche, gleich dem der Maria auf dem oberen Relief bedeckt. Die Blicke beider Gestalten sind dem oberen Vorgange zugewandt, die Brust und die Arme im Vordergrunde von Schlangenwindungen umgeben, die rückwärtigen Arme in senkrechter Parallelstellung flehend emporgehoben. Vor und zwischen ihnen sind die Reste eines grossen vogelartigen Thieres zu erkennen. Der Bildhauer Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmales giebt ihm auf seiner bei Massmann a. a. O. und in Bodes Geschichte der deutschen Plastik wiedergegebenen Zeichnung Löwenfüsse und Löwenklauen; die



Fig. 10.

fehlenden Theile ergänzt er so, dass der Hals des vorderen Thieres sich mit den Windungen der Schlange zur Rechten verbindet und auf diese Weise ergiebt sich ihm eine Drachengestalt mit dem Oberkörper eines Löwen, welche mit ihrem langen, schlangenförmigen Halse die männliche Gestalt, Adam, so umwindet, dass ihr Drachenkopf nach rechts hinausragt, während der Schwanz die weibliche Gestalt, Eva, umschlingend, in Windungen nach links endigt. Dewitz hingegen sieht wohl ein, dass der Vorderleib des Thieres nichts Löwenartiges habe, dass zumal die Beine und Füsse die eines Vogels sind und macht zugleich darauf aufmerksam, dass der

Hals des vogelartigen Thieres viel zu dünn gebildet sei, um mit den Windungen der Schlange zur Rechten in Verbindung gebracht werden zu können; er nimmt daher zwei verschiedene Thiere an, einen Vogel und eine Schlange, welche Eva mehrere Male umwinde, während sie Adam zwar in ihrer Gewalt habe, ohne ihn jedoch wie Eva zusammenzuschnüren. Rechts hätten wir dann nach D. den Kopf der Schlange (des Paradieses), links deren Ende zu erblicken. In dem zufälligen Umstande, dass Eva von der Schlange stärker umwunden wird als Adam, glaubt er die Absicht des Künstlers erkennen zu sollen, Eva als den Theil, der die grössere Schuld am Sündenfalle trage, auch entsprechend ärger büssen zu lassen. An dieser Tändelei mit einem zufälligen subjectiven Einfalle lässt er sich aber nicht genügen; seine Phantasie geht noch weiter, während er sich bemüht, dem vogelartigen Thiere Namen und Existenzberechti gung zuzuweisen. Er sieht in ihm einen — Pfau, dem die Schlange den Kopf abgebissen haben und ihn nun in ihrem Rachen (rechts) davontragen soll. Durch den toten Vogel hatte angeblich der Künstler die Absicht anzudeuten, dass die Sünde tötet; er wollte den leiblichen Tod in Folge der Sünde versinnlichen, zugleich aber auch die Unsterblichkeit der Seele, denn der Pfau gelte in der altchristlichen Kunst als Symbol des Todes und der Unsterblichkeit, da sein Fleisch unverweslich wäre. Daraus leitet er nun eine Parallele mit dem Vorgange auf dem oberen Relief ab, wo gleichfalls der leibliche Tod und die Unsterblichkeit der Seele versinnlicht werde. Im Bemühen, Unterstützung für seine gewagte Annahme herbeizuholen, versteigt sich D. bis ins mohammedanische Paradies. Ich will ihm dahin nicht nachfolgen, sondern zur Kennzeichnung seiner Beweisführung nur folgende Stelle anführen. In einer Züricher Handschrift des 12. Jahrh. liest er: „Voce satan, plume seraphin, cervice draconem, grossu furtivo, designat pavo latronem.“ Und im Freydank: „Der phâwe diebes sliche hat, tiuwels stimme und engels whât.“ Das deutet doch wohl auf Charakteranlagen des Pfaues, die mit denen der Paradiesschlange verzweifelte Aehnlichkeit haben. Doch D. zieht aus den Sprüchen getrost die Lehre: „Der lebende Pfau ist also ein Bild der Menschen auf Erden.“

Wenn der Künstler einen Pfau hätte darstellen wollen, so wäre es ihm, dem in der Katakombenkunst und auf altchristlichen Sarkophagen angewandten Typus folgend, ein Leichtes gewesen, ihn als solchen zu kennzeichnen, zumal in der Vorderansicht. Von

einem Pfauenrade findet sich auf dem Relief keine Spur, ebenso wenig vermag ich in dem Rachen der Schlange rechts einen Pfauenkopf zu erkennen, denn was D. für den Schnabel und die herabhängenden Halsfedern des Pfaues hält, sind nichts als horn- bez. bartartige Auswüchse des Schlangen- oder Drachenkopfes[41]). Die richtige Erklärung ergibt sich durch die Ergänzung der durch gewaltsame Zerstörung entstandenen Lücke zwischen a und b, auf welche Dewitz verzichtet, da er keine anzugeben weiss und nicht in den oben angeführten Fehler Massmanns, bez. Bandels verfallen will. Hier sass der Kopf des Vogels, welchen D. in den Rachen der Schlange verlegt, an dem Halse fest und biss in den Körper Adams. Der Leib dieses Vogels, von welchem bei c und d auch die Ansätze der zusammengefalteten Flügel noch deutlich sichtbar sind, setzt sich in zwei schlangenartigen Schweifen fort, welche das Menschenpaar umwinden und an beiden Enden rechts und links mit phantastisch missgestalteten Köpfen versehen sind. An dem Kopfe rechts sowohl, wie an dem kleineren zur Linken fallen die lang emporstehenden Ohren auf; die Schlange zur Rechten hat ausserdem auf dem Rücken Auswüchse in der Art eines Drachenkammes.

Die beiden Schlangen und der Vogel bilden ein einziges, dreiköpfiges Ungeheuer, den τρικεφαλος Βεελζεβουλ des Eusebius v. Alexandrien. Dieser Kirchenschriftsteller des 6. Jahrh. erzählt, der Teufel hätte sich, entsetzt über die Wunder der Kreuzigung zu

---

41) Der Pfau ist übrigens nicht eine Entdeckung Dewitz', sondern dem phantasiereichen G. B. A. Schierenberg zu verdanken, welcher ihn auf den Sternenkultus bezieht, der nach seiner Behauptung auf den „Ex-Sternsteinen" seinen Sitz hatte!

42) Piper a. a. O. I. p. 403. Eine Mischung antiker Elemente mit christlichen bietet der Cerberus in der Eneis des Heinrich v. Veldeke in der Berliner kgl. Bibl. Er hat scharfe Krallen an den Pfoten, einen Schwanz, der in einen Schlangenkopf ausläuft, und 3 menschliche Köpfe. Dreiköpfig ist auch Dante's Cerberus und der im Triumphe des Todes im Campo Santo zu Pisa. Zu den 3 Köpfen, von denen der mittlere beinahe menschlich aussieht, hat ihm der Künstler überdies Flügel gegeben. Er steht aufrecht auf den Hinterbeinen, verschlingt mit dem mittleren Rachen einen Menschen und hat noch zwei andere gepackt. Vgl. Carl Meyer, Der griechische Mythus in d. Kunstwerken d. Mittelalters, Repert. f. Kunstw. XII. p. 159 ff. — In Frankreich finden sich nach Didron (Note 2 zu pag. 105 von Schäfer's Ausg. d. Malerbuches v. B. Athos) Beispiele dreiköpfiger Darstellungen a. d. frühen Mittelalter, so zu St. Bazile von Etampes, Skulptur d. 12. Jahrh.

Hades hinabgeflüchtet und diesen bewogen, seine Thore zu schliessen, damit Christus nicht bei ihm eindringe. Hades redet dabei den Teufel mit obiger Bezeichnung an. Derselbe Ausdruck (triceps Beelzebub) kehrt in zwei lateinischen Handschriften eines apokryphen Evangeliums wieder (Thilo, cod. apokr. N. T. I p. 729 not.) Sonst finden sich auch noch, gleichfalls an antike Vorstellungen anknüpfend, die Bezeichnungen Cerberus und Hydra, beide mit dem Begriffe der Vielköpfigkeit.

Die bildende Kunst des frühen Mittelalters fusst im Allgemeinen bei den Darstellungen der Teufel auf der bekannten Stelle Psalm 91, 31 der Vulgata, wo von dem Schutze der Frommen durch den Herrn und seine Engel gehandelt wird: „Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et Draconem.“ Alle vier hier genannten Thiere wurden als Personificationen des Bösen aufgefasst und von der Kunst als vier verschiedene Typen behandelt. Den Aspis bildete man nach Psalm 57, 5: „Furor illis (sc. peccatoribus) secundum similitudinem serpentis sicut aspides surdae et obturantis aures suas“ und gab ihm einen Schlangenschweif, hundeartigen Kopf und lange Ohren; das rechte Ohr legt er auf die Erde und steckt in das linke das Ende seines Schweifes. Den Basilisk dachte man sich entstanden aus dem Ei, das ein alter Hahn gelegt und gab ihm die Gestalt eines solchen, jedoch mit einem Schlangenschweif und einer Krone auf dem Haupte, denn er ist der König der Schlangen und trägt seinen Namen von βασιλεύς[43]. Plinius bemerkt, dass er sich nicht, wie andere Schlangen fortringele, sondern gerade und aufrecht unter ihnen einherschreite. Solinus berichtet dasselbe und Albertus Magnus sagt (de animalibus lib. 25), dass einige Autoren gewissen Gattungen der Basilisken die Flugkraft zutheilen. Vincenz von Beauvais schildert ihn als Hahn mit dem Körper einer Natter. Den Drachen bildete man als Schlange, mit plattem Kopfe, tief gespaltenem Rachen, oft nach den Beschreibungen bei Isidorus von Pelusium und Albertus Magnus mit Flügeln und Tatzen. Diese drei Fabelthiere, die wir schon bei antiken Schriftstellern ausser Plinius und Solinus noch bei Gallienus und Avicennus finden

---

43) Er wird auch Regulus genannt. Im cod. Vatic. Palat. 833 heisst es, die Worte des Psalmisten variirend: Filius ecce Dei conculcat colla leonis, quem metuunt Regulus, aspis et ipse draco. Vgl. Dümmler, poetae lat. aevi carolini.

werden im Verein mit dem Löwen im Mittelalter zu Hauptvertretern der bösen Gewalten, zum Tetramorphos des Bösen und von der Kunst in verschiedenen Variationen und Combinationen angewandt. Alle genannten Arten finden sich vereint auf dem Sockel der Christusstatue am Portale der Kathedrale von Amiens, wo sie mit Anspielung auf die Worte des Psalmisten von dem Erlöser mit Füssen getreten werden. Der Basilisk erscheint hier deutlich als Hahn, jedoch mit Schuppen anstatt der Federn bekleidet. Die Vereinigung aller vier Arten auf einem Bilde ist selten, die charakteristischen Merkmale sind nicht immer scharf ausgeprägt und der Phantasie der Künstler, die in solchen Dingen unerschöpflich war, unterworfen[44]. So geben sie

---

44) Vgl. A. Reichensperger, Kölner Domblatt 1845. Nr. 12. — Bullet. monum. VII. p. 145 ff. — Die Verbindung von Hahn und Schlange ist eine Erfindung der Gnostiker. Auf Abraxasgemmen erscheint oft die Gestalt des Phanes, des urweltlichen Lichtwesens in der orphischen Götterlehre des griechischen Mythos, des Vaters aller Götter. Er hat den Oberleib eines Mannes mit Hahnenkopf und 2 Schlangenfüssen, welche oft in Schlangenköpfe auslaufen und hält in der einen Hand eine Geissel, in der anderen einen Schild. Vgl. Bellermann, Versuch über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde, 1817. — Rollet, a. a. O. p. 322. — Die berühmte Skulptur an der Kathedrale von Amiens hat ihr Vorbild schon im christlichen Alterthume. Auf einer Lampe des 5. Jahrh. steht Christus, mit der Kreuzeslanze einer Schlange den Rachen durchbohrend — auf der einen Seite erscheint der Basilisk — soweit bei der Kleinheit der Darstellung kenntlich — mit emporgerichtetem, dickgeschwollenem Oberleibe, einem Kamm auf dem Scheitel und Schlangenschweif; auf der anderen windet sich ein viperartiges Thier, der Aspis; unten der Löwe. Abb. bei Kraus a. a. O. II. p. 734. — Auf einem italienischen Elfenbeinrelief des 10. Jahrh. (abgeb. bei Didron, p. 302) tritt Christus auf den Löwen und den Drachen; dieser in Form einer langgeschwänzten Eidechse, ihm zur Seite der Aspis in Schlangenform und der Basilisk, natürlich gebildet. Ausdrücklich durch die Aufschrift Basilisk bezeichnet findet sich die Combination von Hahn und Schlange auf einem Bilde des 12. Jahrh. in der Kirche zu St. Foi (abgeb. bei Caumont, hist. de l'archit. réligieuse, Paris 1841 p. XV. add.). Den ganzen Tetramorphos des Bösen vereinigt die Federzeichnung der Kreuzigung im Codex „De laudibus Crucis“ aus dem St. Emmeranskloster in Regensburg in der Münchener Bibl., 12. Jahrh. Der Längsbalken des Kreuzes durchbohrt hier vier über einander angeordnete Thiere, die durch Beischriften als Löwe, Drache, Basilisk und Schlange bezeichnet sind. Vgl. Stockbauer, a. a. O. Auf dem romanischen Portale zu Remagen erscheint der Basilisk als Hahn mit gekröntem männlichen Kopfe und Schlangenschweif. Vgl. Braun, Bonner Winkelmannsprogramm 1859. Ein Basilisk mit Hahnenkörper, Schlangenschweif

dem Basilisken z. B. mitunter einen Menschenkopf mit Krone, um seine königliche Würde recht deutlich auszudrücken; oft nähert er sich der Gestalt des Drachen, indem man die Beine stärker bildet und seinen Hals verlängert, wobei jedoch der Kopf den vogelartigen Charakter und den Hahnenkamm behält, wenn auch letzterer meist weit von Naturwahrheit entfernt ist. Am phantastischesten sind die verschiedenen Combinationen des Tetramorphos des Bösen am Fusse der romanischen Ceroferarien verwendet, wo sie die lichtscheuen Elemente, die Träger des negativen Principes versinnlichen. Aus der Antike herübergenommen, welche einander zugekehrte Greife, in Schlangen endigende Drachen rein ornamental, ohne symbolische Bedeutung auf Kandelaberfüssen verwendet hatte, wurden sie von der romanischen Kunst mit menschlichen Gestalten in Verbindung gebracht und daraus entstanden Drachenreiter, Kämpfe zwischen Unholden, zwischen Menschen und Fabelthieren, die sie bedrohen, umwinden, zu verschlingen oder zu beissen suchen[45]. Das Licht und der aus diesen Kampfgruppen frei emporragende Leuchterschaft wurden auf Christus als den Erleuchter der Welt, den Besieger der Finsterniss gedeutet, deren Repräsentanten den Fuss umgeben und damit derselbe Gedanke zum Ausdruck gebracht, wie auf der Skulptur des Portales von Amiens, aber auch auf dem Relief der

---

und gekröntem Menschenkopfe findet sich auf einer Skulptur in St. Savin (Vienne). Vgl. Auber, a. a. O. III. p. 465 f. — Auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Tours (13. Jh.), welches die Kreuzigung mit ihren testamentarischen Vorbildern enthält, findet sich Moses mit der ehernen Schlange in Gestalt des Basilisken; dieser sitzt als Hahn auf einer Säule, die er mit seinem Schlangenschweife umwindet. Abb. bei Piper im Evang. Kalender 1857 p. 50. Dasselbe auf einem Glasgemälde in Le Mans, abgeb. bei Cahier, nouveaux mélanges d'archéol. Paris 1874, p. 97. Basilisken- oder drachenartig ist auch die Figur, die im Vereine mit einem Löwen unter den Füssen des Pfalzgrafen Heinrich auf dem Grabmale der Abteikirche zu Laach ruht (Ende des 13. Jahrh.). Der Kopf derselben ist verstümmelt, wohl aber kann man den Vogelleib mit Flügeln, Vogelbeine mit 3 Krallen und den Schlangenschweif unterscheiden. Einen Basilisk darf man wohl auch in der linken Eckfigur eines romanischen Reliefs im Trierer Museum von der Burg zu Mürlenbach (abgeb. im Corresp.-Bl. d. Westd. Z. f. G. u. K. 1884, p. 187) erkennen. Er hat einen geschnäbelten Kopf, spitze, aufrechtstehende Ohren, Flügel, Vogelfüsse und Schlangenschweif. In der r. Ecke ein ähnliches Fabelthier, mit Hundekopf, Flügeln, Löwenfüssen und Schlangenschweif, also ein Drache.

45) Vgl. A. Springer, ikonogr. Studien. Mitth. d. C. C. 1860, p. 309 ff.

Externsteine. Oben triumphirt Christus durch seinen Opfertod über die Erbsünde, die Stunde ist gekommen, in welcher er die Pforten der Vorhölle mit der Kreuzesfahne aufstossen wird, um der Menschheit Erlösung zu bringen; unten umschlingt der Dämon des Bösen in ohnmächtiger Wuth das erste Menschenpaar, das vertrauend und dankend zu dem Erlöser emporblickt[46]). Der *τρικεφαλος Βεελζεβουλ* des Eusebius ist der Gestalt des Basilisken angepasst worden; sein Vorderleib ist der eines Hahnes, „er schreitet gerade und aufrecht einher", seine Flügel sind an den Leib geschlossen, sein langer schlangenartiger Hals biegt sich unter Adams Arm hindurch nach abwärts, der jetzt abgestossene Kopf biss in dessen Körper und ragte, wie viele andere Theile des Reliefs ursprünglich stark über die Fläche hinaus; vielleicht trug er auch eine Krone. An die antiken Vorstellungen des Cerberus anknüpfend, gewann der Schöpfer des Reliefs zugleich eine symmetrische Kunstform, indem er den Basilisk in zwei, anstatt in eine Schlange ausgehen liess, die sich nach beiden Seiten fortringeln und so die Basis des oberen Reliefs konsolartig verstärken konnte. Die Schlangen enden in Köpfe mit den langen Ohren des Aspis — eine Häufung diabolischer Motive, welche wohl geeignet war, das Ungeheuer als den teuflischesten aller Teufel erscheinen zu lassen.

Der ideelle Zusammenhang der oberen mit der unteren Gruppe des Reliefs wird verstärkt durch die lokale Vermittlung derselben, welche in zwei Legenden gegeben ist, in der schon bei Origenes vorhandenen, der zufolge sich Adams Grab auf Golgatha unter dem Kreuze Christi befand, andererseits in der Sage, dass das Kreuz aus dem paradiesischen Lebensbaume gefertigt worden sei. Erstere ist in verschiedenen Varianten vorhanden u. A. in der legenda aurea des Jacobus a Voragine in der Fassung, dass nach der Sintfluth die Gebeine Adams von Noë unter die drei Söhne vertheilt wurden; den Kopf habe Sem bekommen und ihn auf Golgatha begraben. Daher die oft vorkommende Darstellung eines menschlichen

46) Bei Kirchenschriftstellern des 4. u. 5. Jahrh. entwickelt sich das Kreuz zu einem Sinnbilde des Universums. Julius Firmicus Maternus (de errore profan. rel. cap. 22) erklärt die Querarme für Ost und West, den Längsbalken für Himmel und Erde. Vgl. Zestermann, das Kreuz Christi, p. 31. — Oben im Himmel erblicken wir Gott, Sonne und Mond, unten im Abgrunde die Vorhölle mit dem bösen, Adam und Eva umschlingenden Dämon.

Kopfes unter dem Kreuze, der sich später in einen Totenkopf verwandelt. Von Eva spricht die Sage nicht, welche besonders in der Zeit der ersten Kreuzzüge blühte[47]). Man hatte damals, wie der Mönch Epiphanius bezeugt, auf Golgatha eine Adamskapelle errichtet, an derselben Stelle, wo er durch Christi Blut wieder erweckt worden sein soll[48]). Eine Verbindung dieser Sage mit der

47) Gleichwohl erscheint sie mit Adam oft unter dem Kreuze; dann sind es nicht sowohl die Leiber der ersten Eltern im Grabe, die dargestellt sind, sondern ihre Seelen in der Vorhölle, auch wenn sie ober der Erde, am Fusse des Kreuzbalkens erscheinen. Garucci bildet in der storia dell' arte ital. pitt. VI. tab. 434—435 mehrere flachrunde Fläschchen zur Aufbewahrung des h. Oeles aus Jerusalem ab. Auf sechs derselben befinden sich Darstellungen der Kreuzigung mit den beiden Schächern. Das mittlere Kreuz hat lateinische Form, darüber schwebt das Brustbild Christi. Nur einmal ist der Erlöser in ganzer Gestalt gegeben; er hat den Kreuznimbus und steht auf dem Boden mit wagerecht ausgestreckten Armen, jedoch ohne Kreuzbalken, so dass seine Stellung selbst ein Kreuz bildet. Auf allen Stücken sind jedoch die Schächer an Kreuzen befestigt. Am Fuss des mittleren Kreuzbalkens knieen Adam und Eva mit betend ausgestreckten Händen. Sie sind nur einmal nackt, sonst trägt A. einen Lendenschurz, E. ein langes Gewand, oder beide Lendenschürze. Die Erscheinung einer in ein langes Gewand gekleideten Eva kommt also nicht bei den Externsteinen vereinzelt vor. — A. und E. knieen vor einem ganz aus Blumen gebildeten Kreuze in Monza (vgl. Millin, Lombard. I. 603); ebenso in den Miniaturen des Herrad von Landsperg und auf einem Elfenbeinrelief im Dresdener Museum (abgeb. b. Dewitz a. a. O. tab. 12, Fig. 4). Der Kopf Adams kommt unter dem Kreuze vor auf einem Kruzifixe des National-Museums zu München, einer Elfenbeintafel des christlichen Museums im Vatican, einem Kruzifixe zu Inichen in Tyrol u. a. (vgl. Otte und aus'm Werth a. a. O.). Als Büste erscheint Adam unter dem Kreuze im Cod. Nr. 142 A. 124 des Trierer Domes (um 1200, wohl in Paderborn geschrieben. Vgl. Beissel in d. Zeitschr. f. christl. K. I. sp. 133 ff. mit Abbildung). Gewöhnlich erscheint er in Halbfigur aus dem Grabe auferstehend: Auf einem Vortragekreuz d. 12. Jh. und einer Limusiner Emailplatte ders. Zeit im Germanischen Museum, auf einem emaill. Buchdeckel der Sammlung Wallerstein in Schloss Maichingen (11. Jh.), einem Elfenbeinrelief, welches den Deckel eines Evangeliencodex verziert (abgeb. bei Hefner I. tab. 55, rheinisch, 12. Jh., u. A.). Durch Christi Blut wird A. auferweckt auf einem Glasfenster der Kathedrale von Beauvais (Didron, manuel p. 197). In der Kreuzigungsgruppe von Wechselburg fängt er das Blut in einem Kelche auf. Mitunter steht der Kelch zur Aufnahme von Christi Blut allein unter dem Kreuze. — In einer Abdinghofer Handschrift, jetzt in der Kasseler Bibl. Th. fol. 60, gleichen Ursprunges mit unserem Relief, doch älter, noch vor Meinwerk's Tode (1036) entstanden, windet sich am Längsbalken die Schlange empor, während die Terra, auf dem Boden sitzend, einen kleinen nackten Menschen zum Kreuze emporhebt. Es ist Adam als Vertreter des erlösten Menschengeschlechtes, jedoch losgelöst von der Legende. (Vgl. Janitschek, G. d. D. Malerei p. 100.)

48) Vgl. Piper im evang. Kalender 1861, p. 23.

vom Lebensbaum stellt die von Cornelius a lapide in Genes. II. 9 gegebene Version dar, nach der Adam einen Kern des Apfels aus dem Paradiese mitnahm und ihn im Munde behielt, als er starb. Aus seinem Grabe erwuchs nun der Baum, der das Holz zum Kreuze Christi lieferte, der neue Baum des Lebens, aus dem Baume der Erkenntniss. Der ursprüngliche paradiesische Lebensbaum ist von dem Baume der Erkenntniss verschieden; Adam und Eva wurden aus dem Paradies vertrieben, damit sie nicht auch noch von ersterem, dessen Früche nur für die Seeligen und Reinen reifen, essen sollten. Erst mit dem 8. Jahrh. suchten namentlich die abendländischen Kirchenschriftsteller, beide mit einander zu verschmelzen und einen genealogischen Zusammenhang zwischen dem Kreuze und ihnen herzustellen[49]; das Anbringen der Schlange oder des Drachen am Ende des Längsbalkens beruht auf dieser Cumulirung vom Baume des Lebens und jenem der Erkenntniss[50].

---

49) Vgl. Hofmann, Apokr. 430. Menzel, Symbolik, I. p. 114. — Nach der Legenda aurea nahm Adam einen Zweig vom Baum des Lebens aus dem Paradiese mit, Seth pflanzte denselben ein und es erwuchsen daraus 3 Stämme, die zu einem verschmolzen. Moses brach davon seinen Stab, Salomo liess den Baum fällen, um ihn als Säule zu seinem Palast zu benutzen, aber er blieb entweder zu kurz oder zu lang, so viel man ihn auch bearbeitete. Später zimmerte man daraus das Kreuz Christi. (Menzel a. a. O. I. 511.) Eine andere Sage lässt Seth 3 Samenkörner aus dem Paradiese erhalten und an verschiedenen Orten einpflanzen, aus denen dann der dreifache Wunderbaum des Kreuzes entsteht. (Vgl. Zöckler, das Kreuz Christi. Gütersloh, 1875.) Eine directe genealogische Ableitung des Kreuzes vom Baume der Erkenntniss ist in dem oben angeführten Versus des Cornelius a lapide ausgedrückt. — Diese Legendenbildung blühte am meisten im Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem das Relief der Externsteine entstand. Früher war das Kreuz mit dem Baume der Erkenntniss, wenn auch nicht in genealogischen Zusammenhang, so doch in Parallele gebracht worden. In Alcuins carmen 109 z. B. heisst es:

Per tactum ligni paradisum clauserat Adam,
Perque crucis lignum Christus reseravit Olympum.

Ein Versus super crucem aus karoling. Zeit, im Appendix ad carm. Petri et Pauli Nr. 48 lautet:

Adam per lignum mortem deduxit in orbem,
Per lignum pepulit Christus ab orbe necem.

(Vgl. J. v. Schlosser, Schriftquellen z. G. d. Karol. Kunst, Wien 1892, p. 358.) Im Verfolge dieses Zusammenhanges gelangte man im 12. Jahrh. zum vegetativen Kreuze.

50) Die Schlange findet sich schon in karoling. Zeit häufig am Kreuzesende. Vgl. Vöge, a. a. O. p. 115 not. 9. Ausser den dort angeführten Beispielen noch im Enchiridion precationum Karls d. Kahlen zu Paris, im Sacramentarium zu Metz; später auf dem Deckel eines Evan-

Abgesehen von seinem ikonographischen Gehalt fällt das Relief durch seine ungewöhnliche Grösse auf. Diese hat freilich die Technik nicht gerade günstig beeinflusst, denn die Arbeit ist sorgfältig, jedoch unsicher, man merkt, dass es dem Künstler an gleichartigen Vorbildern fehlte. Zu grösseren Steinarbeiten gab die frühromanische Architektur noch wenig Gelegenheit, der Plastiker konnte seinen Stil nur an Elfenbeinarbeiten und Goldschmiedewerken bilden, bei denen es ja nicht an leicht einführbaren Vorbildern fehlte. Die wenigen grösseren plastischen Werke des 11. Jahrh. in Deutschland zeigen denn auch mehr oder weniger ihre Abhängigkeit von der Kleinplastik, wenn sie nicht etwa, wie z. B. die Skulpturen an der Stiftskirchė von Andlau schlecht und recht in Relief übertragene Miniaturmalereien sind; solche waren es auch, die Bernward von Hildesheim beim Gusse seiner Bronzethüren und seiner Säule vorlagen [51]. Ein direktes Vorbild aus dem Gebiete der Miniaturmalerei und der Kleinplastik ist für unser Relief nicht nachzuweisen: im Allgemeinen folgt die Composition dem Schema, welches im 11. Jahrh. feststeht, ist aber in sehr wichtigen Einzelheiten (der segnende Gott, Nicodemus, unteres Relief) selbständig. In der Bildung des herabsinkenden Leichnames folgt der Künstler in übertreibender Weise einem Typus aus ottonischer Zeit, welcher von der nachkarolingischen Kunst in Deutschland im Gegensatze zu dem byzantinischen festgehalten wird. Aber es ist unwahrscheinlich, dass der Künstler

geliars aus der Zeit Heinrichs IX. in München, Staatsbibl., abgeb. bei Förster (grosser Drache mit offenem Rachen). Das Elfenbeinrelief auf dem Deckel eines Evangeliencodex im Darmstädter Museum (rheinisch, 11. Jahrh., abgeb. bei Hefner a. a. O. I. tab. 35) zeigt unter dem Fussbrette einen Kelch, darunter einen Drachen mit Hundekopf und Schlangenschweif und Adam, aus dem Grabe auferstehend. Eine andere, ebendaselbst befindliche Elfenbeintafel auf dem Deckel eines Evangeliencodex aus Trier (?, 12. Jahrh.) hat unter dem Fussbrett einen geflügelten Drachen mit senkrecht emporgestrecktem, hundeartigem Kopfe, umgelegten Ohren und geringeltem Schlangenschweife. Aehnliches auf einem Elfenbeinrelief des 11. Jahrh. im Kunstgewerbemuseum zu Köln. Das Motiv ist auch in der byzantinischen Kunst heimisch, wie die sog. Athoskreuze beweisen. Vgl. Dobbert, Lützow'sche Zeitschr. 1871, p. 57. — Auf Münzen der constantinischen Zeit erscheint der Drache vom Labarum durchbohrt.

51) Ueber den Einfluss der Miniaturmalerei auf die Plastik vgl.: Springer, Die deutsche Kunst im 10. Jahrh. Westdeutsche Zeitschr. f. G. u. K. III. p. 201 ff.

bei der Aufgabe, ein Bild in dem lebenden Stein zu schaffen, ganz auf sich allein angewiesen war; ich möchte vielmehr glauben, dass er am Rhein römische Mithräen gesehen hat, oder ähnliche Grottenheiligthümer mit Felsenreliefs, wobei ich freilich die Annahme, dass er an den Externsteinen selbst etwas derartiges vorgefunden hat, nicht theile. Die Technik des Reliefs erinnert an römische Steinarbeiten. Die natürliche Gestaltung des Felsens, der nicht ganz senkrecht abfällt, sondern nach unten vorspringt, ist bei der Bearbeitung in Rechnung gezogen und der Grund, auf welchem sich die Figuren erheben, ungleichmässig vertieft. Die Vorliebe dafür, einzelne Theile sehr stark, mitunter ganz frei hervortreten zu lassen, hat der Künstler mit Bernward von Hildesheim gemein, der seinerseits ja die spätrömische Relief-Tecknik in Rom selbst studirt hat. Die oberen Theile sind ziemlich flach gehalten, während die unteren, namentlich die Sockelgruppe, bis zu 24 cm. vorspringen, was offenbar damit zusammenhängt, dass die Gestaltung des Felsens an den unteren Theilen dem Künstler eine vollere plastische Behandlung nahelegte, um eine möglichst senkrechte Bildfläche zu erzielen. Einzelne Theile, wie die Beine Josefs, der linke Arm Adams, der rechte Evas, der Kopf des Basilisken und einzelne Windungen der Schlangenfortsätze ragten ganz aus der Fläche heraus, andere, wie der Kopf der Seele auf dem Arme Gottes, der des Johannes, die Beine des Nicodemus, sprangen in starkem Relief vor. Die Köpfe zeigen, soweit sie vorhanden sind, geradlinige flache Formen, Glotzaugen, die Haarparthien sind sorgfältig abgetheilt und leicht gewellt, theilweise an den Enden geringelt. In den Proportionen der Gestalten lassen sich deutlich zwei Typen unterscheiden; die h. Personen, der Gekreuzigte, Maria und Johannes sind langgestreckt, Josef und Nicodemus kürzer und gedrungener. Auch in der Tracht treten zwei verschiedenartige Elemente auf; sie ist bei Gott Vater und Johannes die antike, bei Maria, Josef, Nicodemus und Eva die heimische. Lübke sieht in dieser Mischung einen Beweis für das Erwachen des germanischen Bewusstseins in der Kunst, wobei er, wie erwähnt, Josef und Nicodemus römische Tracht beilegt. Wenn letzteres richtig wäre, müsste es verwunderlich erscheinen, dass der Künstler bei profanen Personen, denen die Tradition keinen bestimmten Typus vorschrieb, auf fremde Vorbilder zurückgriff, während er Maria, deren Tracht von der altchristlichen Zeit her feststand, zu einer deutschen Frauengestalt machte. Der Neuerer wählt sich ja

doch naturgemäss in erster Linie die profanen Personen, welche keinen durch Tradition geheiligten Typus besitzen, um denselben seinen nationalen und individuellen Charakter aufzuprägen. Ich möchte daher umgekehrt lieber auf das Eindringen fremder Elemente in die heimische Kunstweise schliessen. Der Schöpfer des Bildwerkes steht noch mit einem Fusse in jener naiven Kunstweise der ottonischen Zeit, welche ihren Hauptsitz in Sachsen, zumal in Hildesheim hatte: ihr sind die kurzen gedrungenen Gestalten eigenthümlich, die grossen Köpfe und plumpen Füsse, die Uebertreibungen in den Geberden und im Ausdrucke. Dieser Typus ist nicht von Bernward erfunden worden: jede primitive Kunst, auch die archaische Kunst der Griechen liebt übermässige Hervorhebung des Kopfes und der Extremitäten bei kurzen und starken Proportionen des Körpers und selbst die karolingischen und die rheinischen Arbeiten des 10. und 11. Jahrh. zeigen, soferne sie nicht auf directer Nachbildung antiker oder frühchristlicher Vorbilder beruhen, ähnliche Eigenthümlichkeiten[52]. In diesen naiven heimischen Stil werden fremdartige Elemente hineingetragen, welche auf antiken Ursprung zurückgehen. Die Vermittlung derselben wurde früher ganz allgemein der byzantinischen Kleinkunst zugeschrieben, während man ihr gegenwärtig nur eine verhältnissmässig geringe Einwirkung auf die abendländische Kunst zuweist, welche deren naturgemässe Entwicklung nicht unterbrach. Es ist hier nicht der Ort, auf die sog. byzantinische Frage näher einzugehen, welche in Bezug auf die Plastik leider noch nicht so gründlich untersucht ist, wie bei der Miniaturmalerei. Einige Forscher, wie Beissel verfallen in das entgegengesetzte Extrem, indem sie allen und jeden byzantinischen Einfluss auf die abendländische Kunst leugnen. Damit sind die zahlreichen Fälle von directer Nachbildung byzantinischer Elfenbeinschnitzwerke durch deutsche Künstler, sowie die Nachahmung byzantinischer Miniaturen, die Vöge in deutschen Handschriften des 10. Jahrh. nachweist, schwer zu vereinen[53]. Zur Verbesserung des in nach-karolingischer Zeit etwas verwilderten heimischen Stiles, zum Wiederaufleben der antiken Elemente werden neben karolingischen und altchristlichen auch byzantinische Muster mitgewirkt haben. Dabei

---

52) Vgl. Bode, Gesch. d. D. Plastik. Noch im 12. Jahrh. tritt dieser Stil in den Holzreliefs der Thür von St. Maria im Capitol zu Köln auf.

53) Beissel, Aachener Handschrift p. 106. Vgl. hiezu Vöge a. a. O.

ist freilich nicht zu übersehen, dass die Aufgaben, welche die Porträtbildnerei von der Zeit Heinrichs II. an der Plastik stellte, wesentlich dazu beigetragen haben, die Verhältnisse der Gestalten schlanker, die Bewegungen gemessener, die Haltung würdevoller zu machen; es bleiben aber als Erbe der alten naiven Weise die Glotzaugen noch übrig, die starre Leere im Ausdrucke, die plumpen Hände und Füsse[54]). Unser Relief fällt in jene Uebergangszeit, in

54) In die nämliche Entwicklungsperiode wie unser Relief fallen die bronzene Grabplatte Rudolf's von Schwaben im Dome zu Merseburg (wohl bald nach dem Tode desselben 1080 ausgeführt), die des Erzbischofs Giseler im Dome zu Magdeburg, das sog. Grabmal Wittekinds in Engern, zwei Holzfiguren Mariae und Johannis von einem Triumphkreuze aus Inichen in Tyrol, im Museum W.-R. in Köln u. A. Bei allen finden wir denselben Typus: Leere schematische Köpfe mit Glotzaugen, langgestreckten Körperbau, Häufung dünner paralleler Falten, grosse, auswärts gestellte und nach unten herabhängende Füsse. Die Grabplatte Wittekind's bildet Hefner a. a. O. II. t. 101 ab, jedoch in sehr freier Weise und mit wiederhergestellter Bemalung, die jetzt bis auf einige kaum erkennbare Spuren verschwunden ist. Es ist eine langgestreckte Gestalt mit bartlosem, leerem Kopfe, die starren Glotzaugen mit Löchern versehen, in welchen früher Augensterne aus Metall oder farbigem Stein eingefügt waren. Die Krone ist rund und mit Spangen verziert, wie die Rudolfs von Schwaben. In der l. Hand hält er ein Szepter, die R. segnet nach dem sog. byzantinischen Ritus. Der Krönungsmantel und das lange Untergewand sind in dünne Vertikalfalten gelegt; am Saume, sowie auf der Krone befinden sich Löcher zum Einsetzen von Glasflüssen oder Metallstücken, wie auch auf der Merseburger Grabplatte. Die mit dem Unterbau aus der Renaissancezeit stammende Umschrift bezeichnet das Werk als Grabmal Wittekind's. Daran ist freilich nicht zu denken. Hefner hält es für den Rest einer fortlaufenden Reihe von alttestamentarischen Fürstenbildern, die einst eine Empore geschmückt haben könnte und versetzt es in das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrh. Der Vergleich mit den obenwähnten Bildwerken spricht jedoch für eine frühere Entstehungszeit, etwa die Mitte des 12. Jahrh. Wir finden somit in der Nachbarschaft der Externsteine ein Werk derselben Kunstepoche, das zwar grössere technische Sicherheit bei der Bewältigung des einfacheren Vorwurfes, aber immer noch die unselbständige Verbindung fremder Formen mit dem heimischen Typus zeigt. Beide Orte gehörten zur Paderborner Diözese, deren Hauptstadt seit Meinwerk's Tagen einer der wichtigsten Schauplätze der frühromanischen Kunstthätigkeit war. — Die beiden Holzfiguren Mariae und Johannis im Museum W.-R. zeigen im Gesichtsausdruck und in der Gewandung denselben Charakter, jedoch sind die Köpfe grösser, die Körperformen gedrungener. Es überwiegt hier also noch der einheimische Typus, der sich überhaupt in der Holzskulptur länger zu erhalten scheint als in der Steinplastik und im Erzgusse.

welcher die deutsche Plastik die Derbheit des Bernward'schen Stiles durch Wiederaufnahme antiker Elemente zu mildern suchte, jedoch noch nicht fähig war, sie vollkommen in sich aufzunehmen und neu zu gestalten; daher das unvermittelte Nebeneinander verschiedener Typen und die Sucht, die fremden Eigenthümlichkeiten zu übertreiben, zu vergröbern, wie sie sich namentlich in der überschlanken Bildung des Christuskörpers äussert.

Auf das Urtheil der meisten Erklärer des Reliefs haben die Romantik des Ortes, die ungewöhnlichen Verhältnisse der Arbeit im lebendigen Steine und die Naivität des Bildners, der trotz unzulänglicher Mittel eine grosse Action in einfach klaren Zügen aufbaute, Einfluss geübt. Dem Enthusiasmus gegenüber, zu welchem sich manche versteigen, wirkt das Urtheil Franz v. Reber's, dem ich mich in seinem ersten Theile anschliesse, etwas ernüchternd. Er sagt: „Das Ungeschick äusserte sich nur noch auffälliger, je mehr man sich bemühte, für die Formgebrechen durch Betonung des Geberdenausdruckes schadlos zu halten. So in dem Relief der Externsteine. ... Die Unbehilflichkeit der in Action gesetzten Figuren Josef von Arimathia, Nicodemus und Christus erscheint hier trotz der empfindungsvollen Geberden geradezu kläglich. Eigentliches Naturstudium fehlt dabei gänzlich und nur von fern her klingen klassische Reminiszenzen in den Gewändern nach, welche durch die Monotonie der Faltenbildung etwas archaisches gewinnen[55].

Als Urheber des Reliefs und der Grottenanlagen gelten die Mönche des Benedictinerklosters Abdinghof in Paderborn. Dasselbe wurde 1014 von Meinwerk durch die Berufung von Cluniazensern aus Lothringen begründet und erwies sich alsbald den Traditionen des Ordens getreu als Hauptträger der Kunst innerhalb der Diözese. War Meinwerk auf Reisen, so führten für ihn die Mönche die Aufsicht über seine Bauten; doch haben sie keinesfalls selbst Hand angelegt, wie ja überhaupt die praktische Ausübung künstlerischer Thätigkeit (mit Ausnahme der Miniaturmalerei) durch Geistliche selten ist. Für den Bau der Bartholomäuskapelle in Paderborn ist

55) Fr. v. Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig, Weigel 1886. p. 392 f.

die Berufung fremder, angeblich griechischer, in Wahrheit italischer Werkleute bezeugt[56]); für den Bau des Klosters Schildesche in Westfalen wurden im 10. Jahrh. Bauleute aus Gallien geholt. Ausser solchen wandernden Künstlern und Werkleuten freien Standes, die überall hinreisten, wo sie Arbeit fanden, gab es andere, die als Laienbrüder in einem ständigen Arbeitsverhältniss zu einem Kloster standen. Solche werden es gewesen sein, welche nach der Erwerbung der Externsteine und des umliegenden Gebietes durch das Kloster Abdinghof i. J. 1093 das Relief ausführten und die Grotten, sowie die Kapelle auf dem Felsen zu einem christlichen Heiligthume umgestalteten. Die von dem damaligen Bischof Heinrich II. Grafen von Werl ausgestellte Urkunde erwähnt nichts von etwa vorhandenen Skulpturen[57]). In einer Urkunde von 1621 theilen die Abdinghöfer mit, dass das sacellum am Externstein 1120 ausgehauen worden sei. Frühere auf die Arbeiten daselbst bezügliche Dokumente besitzen wir leider nicht; doch erscheint das Datum annähernd richtig, wenn wir es mit der im Jahre 1838 von E. v. Bandel wieder aufgefundenen Inschrift vergleichen, die sich im Innern der Grotte an der Eingangswand dicht neben der Thüröffnung (B auf Taf. V) hinzieht. Seit dieser Zeit haben sich zahlreiche Berufene und Unberufene um ihre Erklärung bemüht. Schon bei ihrer Verfertigung mag die Stelle, wo sie Platz finden sollte, nicht sehr sorgfältig geglättet worden sein, jetzt ist sie besonders von der zweiten Zeile ab ganz rauh, durch Risse und Löcher entstellt, so dass die Phantasie einen grossen Spielraum in der Entzifferung von Buchstaben aus zufälligen Vertiefungen hat. Sicher ist folgendes:

---

56) Vgl. Nordhoff im Bonner Jahrb. 1893 und ibd. Bd. 84, p. 194. Ueber den Antheil des Klerus an der praktischen Kunstthätigkeit im frühen Mittelalter: A. Springer, Die Künstlermönche im M.-A.

57) Abgedruckt bei Wilmans in den Addit. zum westf. Urkundenbuche. Die übrigen auf die Externsteine bez. Urkunden bei O. Preus, Das Lehen am Externstein, in der Zeitschr. f. G. u. A. Westfalens, 30. Bd. und bei Giefers a. a. O. Anhang. Die Abdinghöfer theilten mit anderen Klöstern und Besitzenden überhaupt zu Ende des 12. Jahrh. die Vorliebe, für Urkundenfälschung zur Erhöhung ihrer Macht und ihres Einkommens. Die grössere Zahl der bis 1162 im Abdinghofer Archiv wie im diplomatischen Apparat der Universitäts-Bibl. zu Göttingen vorliegenden „Originale" sind Nachbildungen aus d. E. d. 12. Jh. Die Urkunde von 1093 über die Externsteine hingegen ist echt. Vgl. Wilmans, Die Urkunden-Fälschungen im Kloster A., Zeitschr. f. G. u. A. Westfalens 1876, p. 1 ff.

+ANNO·AB·INC·DNI·M·C·XV·IIII·KL
DEDIC✠ THC ARTAPRV
HEINRIC

Die Schriftzeichen sind den spätrömischen Capitalbuchstaben nachgebildet, Abweichungen zeigen sich in der Bildung von A, M und N; sie gehören spätestens der 1. Hälfte des 12. Jahrh. an und zeigen noch nicht die Mischung mit neugothischen Formen für D, E und M, die um die Mitte des Jahrh. beginnt. Die erste Zeile ist scharf eingehauen, ebenso das dedi der zweiten; von da ab sind die Buchstaben kleiner, nur flüchtig vorgeritzt und durch starke Verwitterungen unterbrochen. Die Linien sind durch leicht eingemeisselte Streifen vorgezogen. Der Monatsname am Schlusse der ersten Zeile fehlt, da hier durch die anstossende Thür ein Stück der Kante im Laufe der Zeit abgestossen wurde. Keinesfalls stand er auf der zweiten Zeile, wie Dewitz annimmt, denn eine solche Trennung des Monatsnamens vom übrigen Datum wäre ohne Beispiel; auch schliesst die obere Zeile nicht mit einem Kreuze, K+, wie es am Anfange steht, sondern mit einem quer durchstrichenen L, der gewöhnlichen Abkürzung für Kalendas. Unrichtig ist es ferner, hinter dem grossen Kreuze in der zweiten Zeile eine Fortsetzung des Wortes dedic . . anzunehmen, etwa — tum, denn durch das Kreuz erscheint das Wort doch deutlich genug abgeschlossen, wenn auch das Abkürzungszeichen fehlt. Helwing und nach ihm O. Preuss lesen die Inschrift folgendermaassen[58]): Anno ab incarnatione Domini MCXV. IV. Kalendas . . . dedicavit sanctae cruci templum hoc episcopus Partaprunensis Heinricus. Zwischen dem grossen Kreuze auf der zweiten Zeile und dem ARTAPRV finden sich noch ungefähr in der Mitte Spuren von TH und O, so dass die Lesung templum hoc berechtigt ist. Das Kreuz jedoch als eine Art Bildschrift, als Hieroglyphe aufzufassen, geht nicht an; es kennzeichnet sich durch Form und Grösse deutlich als ein Weihekreuz, es ist achtspitzig, grösser, sorgfältiger und zierlicher ausgemeisselt als das Anfangskreuz und zugleich der deutliche Abschluss des ersten, scharf gearbeiteten Theiles der Inschrift. Das Heiligthum war allerdings, was auch das Relief vermuthen lässt, aber erst 1592 urkundlich bestätigt wird, dem h. Kreuze geweiht. In einer Zeit entstanden, in der man mit dem Schwerte den Ungläubigen die geweihten

58) In der 2. Auflage von Clostermeier's Eggesternstein. 1848.

Stätten wieder abgenommen hatte und sich immer wieder aufs Neue zur Vertheidigung derselben und zu Bussfahrten nach Golgatha rüstete, waren die Externsteine einer jener Orte, wohin diejenigen wallfahrteten, die sich nicht an einen Kreuzzuge betheiligen konnten. Sie waren ein Abbild des Grabes Christi und ihr Besuch galt als Ersatz für einen Kreuzzug. Aber in der Inschrift steht nichts davon; sie sagt nur, dass das Heiligthum 1115 von Bischof Heinrich von Paderborn eingeweiht wurde, wobei es zweifelhaft bleibt, ob der Name des Bischofs im Nominativ dastand, oder ob nicht ab . . Heinrico zu lesen ist, denn der blosse Ablativ ohne Präposition, wie Dewitz will, ist bei Weiheinschriften nicht üblich. Der auffallende Unterschied in der Ausführung der Buchstaben vor und nach dem Weihekreuze veranlasste einzelne Forscher zu der Annahme, dass die gegenwärtige Form der Inschrift nicht die ursprüngliche sei, dass sie vielmehr früher in einer Zeile über den Raum hinweggegangen, den jetzt die Thür einnimmt und erst später die zweite und dritte Zeile mit dem durch den Thüreinbruch fortgefallenen Texte ergänzt worden sei. Der Unterschied ist allerdings unleugbar, aber er ist bloss ein technischer, kein im Charakter der Buchstaben begründeter und lässt durchaus nicht auf weit auseinanderliegende Entstehungszeiten schliessen; er erklärt sich vielmehr dadurch, dass die ganze Inschrift ursprünglich in drei Zeilen nur leicht und flüchtig eingehauen und erst später, vielleicht erst nach dem Tode des Bischofs Heinrich die erste Zeile und das erste Wort der zweite Zeile sorgfältiger ausgeführt worden ist. Die ausgeführte Inschrift gibt die Hauptsache, nämlich das Datum und die Weihe, lässt aber den Namen des Weihenden unberücksichtigt und schliesst mit dem üblichen Weihekreuze, das in der ursprünglichen Inschrift jedenfalls nicht vorhanden war, wenigstens nicht an dieser Stelle, da es nur am Ende seinen Platz finden kann; demnach muss auch das Wort vor demselben schon ursprünglich im Particip dagestanden haben und der Name des Bischofs im Ablativ — ab Heinrico — gefolgt sein. Dass die sorgfältigere Ausarbeitung bez. Abkürzung der Inschrift noch in derselben Stilperiode, in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. erfolgte, geht aus dem Charakter der Schrift hervor. Der Name des Bischofs scheint dabei mit Absicht übergangen worden zu sein — aus welchem Grunde, ist natürlich nicht zu bestimmen. Die sorglose Art, mit der man die Inschrift bei der Anlage sowohl, wie später bei der Ausführung behandelte, ist nicht weiter

verwunderlich, da alle Arbeiten an den Externsteinen, mit Ausnahme des grossen Reliefs und der oberen Kapelle den Stempel grosser Flüchtigkeit, des Rohen und Unfertigen tragen und offenbar von dem wechselnden Interesse und den Launen des jeweiligen Abtes von Abdinghof, dem das Heiligthum unterstand, abhängig waren. Im Jahre 1140 scheint die Theilnahme der Mönche an demselben zeitweise ganz erkaltet zu sein, verschiedene noch zu erwähnende Arbeiten blieben unvollendet stehen und nur die Weiheinschrift wurde nothdürftig fertig gestellt. In diesem Jahre übertrugen die Benedictiner nämlich die Seelsorge an dem Heiligthume einem Priester aus dem nahen Horn, während sie bis dahin selbst die gottesdienstlichen Verrichtungen besorgt und dabei an der weiteren Ausgestaltung der Grotten gearbeitet hatten. Erst ein späterer Abt scheint sich wieder des einsamen Gotteshauses im Waldesdunkel angenommen und einige Verbesserungen vorgenommen zu haben, ohne jedoch alles, was seine Vorgänger geplant hatten, zu vollenden. Namentlich dürfte diesem die Vollendung der oberen Kapelle zuzuschreiben sein, welche nach den entwickelten Formen des späten romanischen Stiles, die sich in ihr zeigen, frühestens der 2. Hälfte des Jahrh. angehört.

Dass die Inschrift schon ursprünglich in drei Zeilen angelegt war und sich nicht weiter nach rechts erstreckte, geht auch daraus hervor, dass die Thüröffnung B gleichaltrig ist und nicht, wie Giefers und Preuss annehmen, mit den Befestigungsanlagen entstanden ist, welche der Graf Hermann Adolf zur Lippe 1660 an den Externsteinen anlegte. Dewitz macht nämlich auf die Steinschwelle im Innern vor der Thüröffnung aufmerksam, eine rechtwinklige Platte von etwa 15 cm. H., welche direct aus dem Felsboden der Grotte herausgearbeitet ist und mit diesem zusammenhängt. Sie kann nur gleichzeitig mit der Nivellirung des Bodens hergestellt worden sein, als die Grotten von den Abdinghöfern als Heiligthum eingerichtet wurden. Zur Zeit Hermann Adolfs, in welcher die Grotten bereits profanirt waren, wird man schwerlich sich die Mühe gegeben haben, in ihnen eine so durchgreifende Aenderung vorzunehmen. Dabei ist es aber nicht ausgeschlossen, vielmehr sehr wahrscheinlich, dass die ursprünglich rundbogige Thüröffnung der romanischen Periode, welche ihrerseits die Ausgestaltung einer natürliche Oeffnung des Felsens gewesen sein dürfte, im 17. Jahrh. mit einem wagerechten Sturze versehen wurde, um sie zugänglicher zu machen,

wobei auch die Seitenkanten, namentlich die inneren, abgearbeitet wurden, um die Anlage eines neuen Thürverschlusses zu ermöglichen. Dabei stiess man hart an das Ende der Inschrift im Inneren und zerstörte den Monatsnamen. Auf diese Umänderung der Thür und die Befestigungsanlagen, welche sich an die Vorderseite der Felsen anschlossen, bezieht sich das Steinmetzzeichen (vgl. Fig. 11) rechts neben der Thür, welches seiner Form nach der Renaissance angehört und sich ganz ähnlich unter westfälischen Hausmarken vom E. d. 17. Jahrh. findet[59]. Dass die Thür schon in romanischer Zeit einen Eingang zum Heiligthume bildete, beweist auch die halbrunde Vertiefung neben ihr links an der Aussenseite, mit einem kleineren Loche darüber, die offenbar zur Aufnahme eines metallenen Weihwasserbeckens bestimmt war und die Vogelgestalt, welche über derselben in den Stein eingehauen ist. (Vgl. Taf. IV.) Wenn bei B kein Eingang gewesen wäre, hätte man dieses Symbol gewiss über die grosse rundbogige Thüröffnung C gesetzt, um es nicht isolirt erscheinen zu lassen. Die Gestalt ist roh und unregelmässig vertieft, am Bruststück und an den oberen Theilen der Flügel stärker eingearbeitet, während jede Spur des Kopfes fehlt. Bei seiner flüchtigen Arbeit hat der Steinmetz nicht einmal darauf geachtet, die Figur in der Längenaxe der Thür anzubringen, sie erscheint etwas nach rechts verschoben; man ist jedoch nicht berechtigt, deshalb den Zusammenhang zwischen der Thür

Fig. 11.

---

59) Friedländer bildet in der Westf. Zeitschr. 1872 die Hausmarken H. Koster's v. J. 1680 und die B. Rolinck's v. J. 1694 ab, die sich beide auf einer Schützenkette zu Münster befinden. Genau dasselbe Zeichen wie an den Externsteinen erscheint als Hausmarke des Peter Scharf 1781 im Gemeindebuche von Franken im Kreise Ahrweiler. Vgl. F. Filippi, „Rheinische Hausmarken" in der Westd. Zeitschr. f. G. u. K. 1880. Aehnlich ist die Hausmarke auf Kirchenstühlen zu Oberwesel, ibd. Nr. 42 und das Zeichen Jörg Syrlins. Die rautenförmige Kreuzung am unteren Theile taucht schon in gothischer Zeit auf. Vgl. die Steinmetzzeichen am Münster zu Ulm (Moriz Ensinger), zu Baden-Baden, an der Barbarakirche zu Kuttenberg etc. bei Rzika, Studien über Steinmetzzeichen, Mitth. d. C. C. N. F. 9, 1883. Nur den unteren Theil hat unser Steinmetzzeichen mit jenem gemein, das sich mit der Jahreszahl 1659 auf dem Portal der ehem. Burg zu Horn, in der Nähe der Externsteine findet.

und der Vogelgestalt in Abrede zu stellen. Die Deutung derselben ist durch die Rohheit der Ausführung erschwert, die nichts ist als eine flüchtige Skizze in Stein. Massmann, der das Heiligthum an den Externsteinen und das Relief Karl dem Grossen zuschreibt, dachte an einen Adler als Sinnbild der Ostmark des karolingischen Reiches und veranlasste dadurch auch andere, welche über die Entstehung der Bildwerke besser unterrichtet sind, zu der Annahme, dass hier ein Wappenthier angebracht sei[60]. Die Zeit der Kreuzzüge hat allerdings das Wappenwesen in Deutschland eingebürgert, Ritter schmückten den Schild und Waffenrock mit farbigen Zeichen, um sich von anderen zu unterscheiden, aber die Sitte, ein Bauwerk mit einem Wappen zu schmücken, einem sog. Herrschaftswappen, welches ein Besitzthum anzeigt, ist vor Ende des 12. Jahrh. nicht nachzuweisen. Nur ein solches Wappen wäre hier möglich, dann aber müsste es das des Klosters Abdinghof, des Eigenthümers der Grotten sein, welches schon in romanischer Zeit aufkommt, aber keinen Adler, sondern zwei gekreuzte Schlüssel zeigt[61]. Eine Andeutung dieses Wappens aus einer Zeit, in welcher es noch nicht die spätere, ausgebildete Form hatte, findet sich in den zwei Schlüsseln, welche auf dem Altar der oberen Kapelle eingehauen sind. Es kann sich also nur um ein religiöses Symbol handeln und ein solches finden Giefers und Dewitz in der Taube, dem Sinnbilde des h. Geistes. Die Taube für sich allein, ober der Thür eines Heiligthumes muss aber nothwendig mit der Taufe in Verbindung gebracht werden, die Grotte der Externsteine würde dadurch als Taufkapelle gekennzeichnet werden. In dem einsamen Waldheiligthume wurden jedoch niemals Taufhandlungen vorgenommen, hierzu war die Pfarrkirche zu Horn bestimmt: das Recht der Spendung der Taufe hätte der Kirche der Externsteine vom Abte des Klosters Abdinghof ausdrücklich und ausnahmsweise verliehen werden müssen, wovon nirgends die

---

60) Noch 1891 hat Fr. v. Löher in der „Kunst für Alle" die Bildwerke in karolingische Zeit versetzt!

61) An den Reichsadler ist hier nicht zu denken, da ihn die sächsischen Kaiser nicht kannten. Freilich erscheint er bereits um die Mitte des 11. Jahrh. als Wappen der Markgrafen von Oesterreich. Die Ottonen führen ein einfaches Schild mit einem Rund oder einer Kugel, mitunter mit Strahlen oder mit Streifen. Die erste urkundliche Wappenverleihung in Deutschland wird a. d. J. 1128 berichtet: sie erfolgte durch Kaiser Lothar an Ulrich von Hohenlohe. Vgl. Berndt, Hauptstücke der Wappenwissenschaft. Bonn 1841.

Rede ist[62]). Sie war vielmehr eine Wallfahrtskirche mit einer Nachahmung des Grabes Christi, in welcher nach 1140 des Winters zweimal, des Sommers dreimal wöchentlich von dem rector reclusorii, einem Priester der Horner Pfarre, Messe gelesen wurde und sonst wohl ausserdem noch bei besonderen Anlässen, bei den Pilgerfahrten. Ein Theil der Grotten diente Einsiedlern zur Wohnung, welche dafür zugleich die Wartung übernahmen. Aber auch die Grössenverhältnisse der Vogelgestalt — sie misst etwa 1,20 m Breite — sind mit der Vorstellung einer Taube nicht zu vereinigen. Als Sinnbild des h. Geistes wird sie im frühen Mittelalter freilich meist überlebensgross dargestellt, nie setzt sich aber die Kunst so sehr über die Gesetze der Symmetrie hinweg, dass sie der Taube drei Viertel von Mannesgrösse — in diesem Verhältnisse erscheint sie neben den Gestalten des grossen Reliefs — und mehr als die Hälfte von der Höhe der darunter befindlichen Thüröffnung gegeben hätte. Unzweifelhaft ist hier ein Adler und keine Taube dargestellt, aber nicht als Wappenthier, sondern als das Symbol der Auferstehung. Es lag ja nichts näher als mit der Kreuzabnahme und der Grablegung, welche durch das grosse Relief und die Felsenhöhle versinnlicht wurden, auch einen Hinweis auf den künftigen Triumph, auf Auferstehung und Unsterblichkeit zu verbinden[63]). Freilich ist der Adler nicht vollständig, es fehlt ihm

---

62) Vgl. Fr. A. Koch in der Westfäl. Zeitschr. Münster 1859.

63) Der Adler ist im christlichen Alterthum Sinnbild der Auferstehung des Herrn. „Ein wahrer und eigentlicher Adler ist Christus, unser Herr, dessen Jugend erneut wurde, als er von den Toten auferstand“ (Ambrosius, serm. de perfectione). „Wieder jung werden, wie ein Adler“, heisst es in Psalm 103, 5. Die Eigenschaft sich zu verjüngen wird dem Adler auch in seiner Naturgeschichte bei Epiphan. Physiol. zugeschrieben. Auf einem altchristlichen Sarkophage des Lateran-Museums sieht man über einem Kreuze das Monogramm Christi in einem Lorbeerkranze, der von einem fliegenden Adler gehalten wird; an den Früchten des Kranzes picken 2 auf den Querarmen sitzende Tauben, unten halten 2 Soldaten sitzend Wache. Wir haben hier also in einem Bilde, wie bei den Externsteinen in einer Lokalität, Tod, Grab und Auferstehung verbunden. Vgl. Kraus, R. E. s. „Adler“. Piper, ev. Kalender 1857 p. 46. Im „Titurel“ heisst es, auf jedem Kreuze des grossen Gralstempels habe ein goldener Adler gesessen, als Sinnbild der Kraft Gottes in der Höhe. Auf einem Bilde in der Kathedrale von Lyon fliegt ein junger Adler der Sonne entgegen, in deren drei Hauptstrahlen drei alte Adler sitzen. Während die Adler der Gralsburg ohne Zweifel dieselbe Bedeutung haben, wie der

der Kopf, doch da eine scharfe Abgrenzung des Rumpfes nach oben fehlt, muss man annehmen, dass es nicht beabsichtigt war, ihn kopflos darzustellen. Der Steinmetz dürfte die Umrisse des Adlers in Farbe auf den Felsengrund vorgezeichnet haben und dann darangegangen sein, die Innenfläche zu vertiefen. Dabei bearbeitete er zunächst jene Stellen, an welchen der Stein am meisten vorragte und er demnach mit dem Meissel am tiefsten gehen musste und sparte den Kopf, der auf der zurückweichenden Felsparthie lag und nur ganz flach gehalten zu werden brauchte, um in eine Fläche mit dem Rumpfe zu kommen, zum Schlusse auf. Er kam jedoch nicht mehr so weit, ja er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Umrisse sorgfältig auszuarbeiten und das Innere gleichmässig zu vertiefen, sondern liess das Ganze roh und unfertig stehen. Auffallend ist die muldenförmige Einbauchung des Bruststückes, die den Gedanken nahe legte, es könnte beabsichtigt gewesen sein, in den vertieften Untergrund einen Adler aus Bronze einzulassen, dessen Kopf frei aus der Fläche hervorragte. Doch fehlen alle Spuren von Verzapfung[64]).

Für die ursprüngliche Anlage der Thür B spricht noch ein Fund, den G. B. A. Schierenberg 1886 gemacht hat, jedoch

---

Adler auf dem Sarkophage des Laterans, ist die Erklärung, die Menzel in seiner christlichen Symbolik, von letzterem Falle gibt — der junge Adler bedeute die Auferstehung oder besser die Himmelfahrt, die drei alten die Dreifaltigkeit — nicht ganz einwandfrei. Christus erschiene hier doppelt; er fliegt gegen Himmel und empfängt sich selbst im Verein mit den beiden anderen göttlichen Personen! — Im Tympanon über der linken Seitenthür an der Fassade von S. Pietro in Toscanella (10. Jahrh.) erscheint ein Adler, während über der r. Seitenthür Schlange, Löwe und Tiger mit einander kämpfen; hier Sünde, Tod und Verderben, dort Sieg, Erlösung und Auferstehung. Vgl. Archivio storico dell arte II p. 370. Abb.

64) Der „Vogel ohne Kopf" von welchem Piper, Mythol. d. christl. K. I. 463 spricht, ist wohl nur ein Spiel der Phantasie. Der Vogel am Portale von St. Lorenz in Nürnberg z. B. den er anführt, ist ein Adler und hatte ursprünglich, wie sich deutlich erkennen lässt, einen Kopf, der später abgestossen wurde. — Eher könnte man noch, wenn man die rohe Vertiefung nur als Untergrund für die Aufnahme eines Bronzewerkes ansicht, an einen Pelikan denken, der sich mit dem Schnabel die Brust aufreisst, um die Brut mit seinem Blute zu tränken, doch ist dieses, namentlich in der gothischen Kunst so beliebte Symbol des Opfertodes Christi, das an dieser Stelle gut angebracht gewesen wäre, der frühromanischen Kunst noch unbekannt.

seinen Mithrasphantasieen zu Liebe in gewaltsamster Weise missdeutet. Etwa 60 cm unter der genannten Weiheinschrift an der Eingangswand der Hauptgrotte sind nämlich die Umrisslinien einer Fratze eingemeisselt, mit abstehenden Ohren, fletschenden Zähnen und heraushängender Zunge. Sie hat dieselbe Bestimmung, wie die Fratzen und Löwenköpfe an romanischen Kirchenthüren und Portalen, an Burgen und Befestigungsanlagen, als Schreckbild zur Abwehr von Unholden und bösen Geistern zu dienen. Diese Köpfe gehen im Wesen auf das antike Gorgoneion zurück, das gleichfalls als *ἀτοπον* benützt wurde und namentlich in seiner archaischen Gestalt mit den schreckhaften Augen, den vorragenden Hauern, dem grossen verzerrten Munde und der ausgestreckten Zunge, die Phantasie des frühen Mittelalters beeinflusste. Es bleibt in seinem menschlichen Character an Masken, an Kapitellen, Archivolten, Stadtthürmen bis ins 13. Jahrh. erhalten und bekommt nur durch gewisse Einzelheiten, wie lange Ohren, etwas phantastisch Thierisches; die schlangendurchflochtenen Locken fehlen freilich ganz oder verwandeln sich in Ornamentranken. Dagegen sind die Masken an Bronzethüren schon im 10. Jahrh. zu Thierköpfen geworden, indem man die Locken zur Mähne des Löwen, die fletschenden Zähne, die lang vorstehenden Hauer der archaischen Gorgo zum Löwengebiss umgestaltete. Als Wächter und Beschützer des Gebäudes sind die Masken stets am Eingange, sei es an der Thür selbst, oder im architektonischen Schmucke des Portales, oder in nächster Nähe desselben angebracht. So finden wir auch in der Grotte der Externsteine das *ἀτοπον* dicht am Eingange, der auch aus diesem Grunde als ein ursprünglicher angesehen werden muss, seltsamer Weise aber nicht an der Aussenseite, wie sonst überall, sondern im Innern. Dieses Abweichen von der Regel hatte seinen besonderen Grund. Als die Mönche von Abdinghof die Grotten zu einem christlichen Gotteshause einrichteten, mochten sie weniger die Unholde und bösen Geister fürchten, die aussen ihr Unwesen trieben, als die alten Götter, welchen früher die heidnischen Sachsen an derselben Stätte Opfer dargebracht hatten und die noch immer als böse Dämonen in dem unheimlichen Fels stecken mochten[65]. Die späte Entdeckung dieser Fratze ist

65) Das Gorgonenhaupt war als Abschreckungsmittel an den Stadtmauern in Argos angebracht, die den Cyklopen zugeschrieben werden (Pausanias II. 20, 5). An der Südmauer der Akropolis von Athen war ein grosses vergoldetes Medusenhaupt auf einer Aegis zu sehen. (Paus.

dem Umstande zuzuschreiben, dass die Felswand unter der Inschrift, wie noch heute ein grosser Theil des Inneren, mit einem etwa 40 mm dicken Mörtelverputz bedeckt war, der leicht abblättert und mit einer blaugrünen Leimfarbe überstrichen ist. Es ist unbegreiflich, wie Dewitz ihn 1876 für eine „Ausschwitzung des Steines" erklären konnte. Vermuthlich rührt er aus dem 17. Jahrh. her, als man die Grotte einem Förster als Behausung anwies und möglichst wohnlich gestalten wollte.

Links von dem grossen Relief der Kreuzabnahme befindet sich in einer nischenartigen Aushöhlung des Felsens eine Art Hochrelief, eine männliche Gestalt von 1,45 m Höhe, durch den Schlüssel in der Hand als St. Petrus gekennzeichnet (Fig. 12). Neben dieser Gestalt öffnet sich abermals eine Thür (Taf. V, VI, A), welche durch einen schmalen unregelmässigen Gang von Osten her nach der Hauptgrotte führt. Auch über die Entstehungszeit dieser Thür sind verschie-



Fig. 12.

I. 21, 4). — Die vier Fratzen in Basrelief mit ausgestreckter Zunge, welche sich am Thurme der Stefanskirche zu Ladenburg befinden und vielleicht noch vor d. J. 1000 entstanden sind, haben den gleichen Zweck wie die bartlosen grinsenden Masken an den Thorthürmen in Rothenburg ob d. T. (inneres Spitals- und Würzburgerthor). Anklänge an die antike Gorgo, namentlich in der Haarbehandlung und in der absichtlichen Betonung des Schreckhaften, Abstossenden, zeigte die ehem. an einem Thürflügel von St. Severin zu Köln angebrachte Maske. — Einfacher sind die Fratzen an St. Kilian zu Lügde bei Pyrmont (über dem Tympanon) und an der romanischen Pfarrkirche zu Boppard (in den Hohlkehlen der Portallaibung und der Archivolte). Ein Schreckbild derselben Art bildet das schon in Note 44 erwähnte Relief in rothem Sandstein im Museum zu Trier (abgeb. Westd. Z. f. G. u. K., Corresp. Bl. 1884, p. 187), das ursprünglich über dem Thoreingang der Burg zu Mürlenbach (etwa 13. Jahrh.) eingemauert war. Es stellt das Brustbild eines männlichen Scheusales dar, das auf beide Arme gestützt, den Beschauer angrinst, neben ihm in den oberen Ecken ein Basilisk und ein Drache. — Vgl. A. Springer, Ueber die Quellen der Kunstdarstellungen im Mittelalter. Berichte der kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1879.

dene Ansichten laut geworden. Während Dewitz sie für gleichzeitig mit dem Relief und allen anderen Arbeiten an den Externsteinen hält, schliesst Giefers aus deren Abschluss in Form eines ganz flachen, der Wagerechten nahen Bogens auf eine spätere Anlage, im 17. Jahrh., andere endlich auf römischen Ursprung. Höchst wahrscheinlich war auch sie schon von der Natur vorgearbeitet, wie dies von dem unregelmässigen Gange gewiss ist, an dessen oberen und östlichen Theilen man den gewachsenen, vom Meissel unberührten Stein sieht; es war ein Felsspalt, der sich wohl nach Osten ins Freie öffnete und Anlass zu theilweiser Erweiterung und Anlage einer Seitenpforte gab. Dafür, dass letzteres schon in romanischer Zeit erfolgte, spricht eben die Petrusgestalt daneben, dass es erst nach Vollendung des Reliefs geschah, geht aus der Abarbeitung der Felsenfläche links vom Relief hervor. Betrachtet man die linke Kante derselben, so fällt es auf, dass der die obere und untere Gruppe trennende Steg beträchtlich über sie frei vorragt, ebenso ein Zipfel vom Gewande der Maria. Das Ende des Tuches, mit welchem der Mond links vom Querbalken des Kreuzes die Thränen trocknet, ist durch die Abarbeitung der Felswand schräg abgeschnitten[66]; dieselbe kann nicht gleichzeitig mit der Ausführung des Reliefs vorgenommen worden sein, denn sonst hätte der Bildhauer mit ihr gerechnet und die Composition mehr nach rechts gerückt, noch weniger aber kann sie — und mit ihr die anstossende Thür zu dem schmalen Gange im Osten — schon früher dagewesen sein. Sie ist vielmehr offenbar erst nach Vollendung des Reliefs entstanden, welches vermuthlich ursprünglich mit der natürlichen unregelmässigen Felskante abschloss, jedoch so, dass dieser Abschluss ungefähr in einer Senkrechten links von dem Zipfel des Thränentuches erfolgte. Durch diese Abarbeitung gewann man erst die Möglichkeit zu einer regelmässigen Thüranlage, bez. zur Ausgestaltung des Loches, mit welchem die Felsspalte ins Freie mündete und indem man von dem Stein das Nöthige stehen liess, zur Anlage der Petrusgestalt. Giefers vermuthet, dass ursprünglich für die andere Seite der Thür ein Hochrelief des Paulus geplant war, so dass die beiden Patrone von Abdinghof beim Eingange

66) Die Abbildungen bei Dewitz, Giefers und Massmann sind in diesem Punkte ungenau. Hingegen ist die Abschrägung und das dadurch bewirkte Abschneiden des Zipfels auf der Zeichnung von E. Zeiss bei Thorbecke a. a. O. gut wiedergegeben.

Wache gestanden hätten und schliesst dies aus einer Abbildung der Externsteine in Kupferstich von Elias von Lennep (17. Jahrh.). Aber in dieser, übrigens sehr unzuverlässigen Wiedergabe (es findet sich z. B. über der Thür B anstatt des Adlers ein Kreuz) ist keine Andeutung einer rechts von der Thür stehenden Figur zu erkennen. Die Petrusgestalt ist ganz undeutlich wiedergegeben und unmittelbar an sie anstossend ein Thurm von der Befestigungsanlage des 17. Jh., an dessen unterem Theile sich eine unkenntliche Reliefgestalt befindet. Vielleicht ist dies der Giefer'sche Paulus, welcher dann aber gleichfalls zur Linken von der Thür stehen und kein Seitenstück zu Petrus bilden würde. Wenn man eine zweite Figur in Hochrelief geplant hätte, wäre gewiss von vornherein darauf Rücksicht genommen worden, man hätte, anstatt den Fels glatt abzuarbeiten, rechts von der Thür noch ein Stück stehen gelassen. Die sorglose Art, mit der man bei Abarbeitung des Felsens in die Fläche des grossen Reliefs einschnitt, beweist, dass dies von einer fremden und späteren Hand geschehen ist, die auf den Schöpfer desselben keine persönlichen Rücksichten mehr zu nehmen brauchte. Aber auch hier blieb die Arbeit unvollendet. Die Petrusgestalt ist zwar durch Schlüssel und Spruchband hinlänglich bestimmt, jedoch im ersten rohen Entwurfe stehen geblieben und nicht einmal in voller Länge aus dem Steine herausgearbeitet, denn die Füsse verlieren sich mit dem in beiläufigen Massen angedeutetem Gewande im Felsboden. Von gewaltsamen Verletzungen und Verwitterungen ist nichts zu merken, die klotzigen Umrisse des Schlüssels, wie die Bohrlöcher im Kopfe an den Stellen, wo die Augen angebracht werden sollten, sind vielmehr recht scharf. Alles deutet darauf hin, dass die begonnene Arbeit zum Stillstand kam und nachher in Vergessenheit gerieth, ebenso wie die Inschrift und der Adler über der Thür B[67]).

Der Gang hinter dem grossen Relief (Taf. VI, 1) liegt etwas

67) Aldenkirchen widerlegt in seinem Aufsatze über die Mittelalterliche Kunst in Soest, Bonner Winckelmannsprogramm 1875 die Ansicht Raoul Rochettes, dass das Schlüsselattribut Petri erst dem späten Mittelalter angehöre. Er hält zwei Schlüssel auf dem Wandgemälde in der Apsis der Patroclikirche zu Soest, Mitte des 12. Jahrh. Petrus mit nur einem Schlüssel findet sich im Fresco der Apsis der Kilianskirche zu Lügde, im Tympanonrelief der Thür zwischen Dom und Liebfrauenkirche in Trier, in Mether bei Dortmund, auf einer Wandmalerei der Dominikanerkirche zu Budweis u. a. a. O.

höher als der Hauptraum (II), in welchen er über einige roh behauene Stufen hinabführt. Nach Osten senkt er sich gegen die Thür, in der Mitte erweitert er sich in Höhe und Breite beträchtlich und zeigt hier in den oberen Parthieen bis dicht an die Petrusthür keine Spur von künstlicher Bearbeitung des Steines durch Meissel und Spitzhacke. Die Verbindung mit dem Hauptraume ist schmaler, etwas niedriger und offenbar künstlich erweitert. Giefers

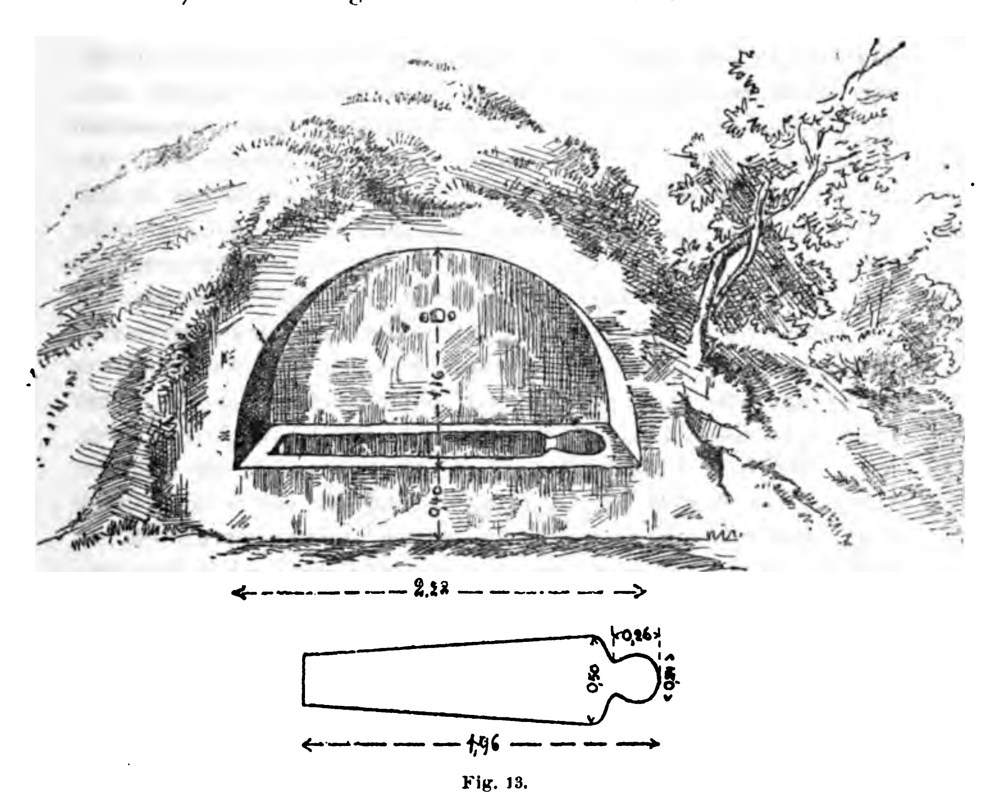


Fig. 13.

vermuthet, dass man diesen Gang, bez. den geräumigsten Theil desselben zur Aufstellung des „heiligen Grabes" benutzt habe und fühlt sich durch diese Annahme veranlasst, demjenigen „heiligen Grabe", welches sich noch jetzt am Fusse des ersten Felsens eingehauen findet (vgl. Fig. 13 u. Taf. VI) eine andere Bestimmung zuzuweisen. Es ist dies ein regelrecht in den Felsen gearbeiteter Sarkophag ohne Deckel, mit einem Ausschnitt für den Körper von der Form, wie sie in romanischer Zeit öfter vorkommt, z. B. auch am Sarkophage des h. Bern-

ward in der Krypta des Domes zu Hildesheim. Darüber befindet sich eine halbkreisförmige Nische mit drei Löchern, einem grösseren und zwei kleineren, in der Mitte. Das ganze ist die Nachbildung eines altchristlichen Arcosoliums. Giefers behauptet, in diesen Sarkophag hätten sich die Pilger zur Busse hineingelegt und beim Niederlassen die drei Löcher zum Festhalten benutzt. Diese Erklärung ist sehr gesucht. Als Stütze hätten die Pilger die Seitentheile des Sarkophages bequemer benutzen können, als die hoch angebrachten Vertiefungen der Nische, die nichts anderes als Verzapfungslöcher zur Anbringung eines Kruzifixes oder einer anderen Skulptur sind. Der Sarkophag aber wurde wohl zu besonderen Zeiten, namentlich in der Charwoche, als Grab Christi eingerichtet, indem man, wie heute noch üblich, eine Holzfigur des göttlichen Leichnams in denselben bettete, was nicht ausschliesst, dass auch der Gang hinter dem grossen Relief zu Zeiten eine gleiche Bestimmung gefunden hat. Er war jedoch schwer zugänglich, die Pilger konnten hier nur einzeln an dem h. Grabe vorbeikommen und das mag Veranlassung gegeben haben, als der Zudrang zu dem Heiligthume stärker wurde und die engen Räume der Grotte die Schaar der Pilger nicht mehr fassen konnten, das h. Grab hinaus ins Freie zu verlegen, die Grotten selbst aber für die Priester und Büsser zu reserviren. — Von dem Boden des Ganges senkt sich ein Schacht durch den Felsen und mündet in einer schmalen, schiessschartenförmigen Oeffnung in der unteren Gruppe des grossen Reliefs. (Vgl. Fig. 10 c und Taf. VI a.) Da er hiemit einen Theil der Schlangenwindung zur Linken zerstört, kann er erst nach Vollendung des Reliefs angelegt worden sein. Der Zweck desselben ist unklar: zum Abflusse von Wasser konnte er nicht dienen, da solches bei der Senkung des Bodens ohnedies gegen die Petrusthür geflossen wäre, für die Zuführung von Luft und Licht war anderweitig zur Genüge gesorgt. Ich vermuthe, dass der Schacht in romanischer Zeit überhaupt noch nicht vorhanden war, sondern erst nach der Profanirung der Grotten entstand; dafür spricht die Form der Oeffnung und ihre Beschmutzung durch Unrath.

Der Hauptraum II ist rechtwinklig angelegt und an den senkrechten Wänden, wie an der tonnenartigen Decke regelmässig behauen. Nächst diesem ist auf den Seitenraum III die meiste Sorgfalt verwandt worden, der ungefähr quadratisch, niedriger und um eine Stufe tiefer ist. Während im Sommer, namentlich zur Zeit der Pilger-

fahrten der Gottesdienst wegen des grossen Andranges jedenfalls im Freien abgehalten und ein Tragaltar vor dem grossen Relief aufgestellt wurde, diente für gewöhnlich der Raum II, die Hauptgrotte, für den Gottesdienst und der Nebenraum III als Sakristei, welcher von ersterem durch eine Holzwand getrennt war, wie die rechtwinkligen Vertiefungen an den Wänden zur Aufnahme der Balken beweisen. Die gleichen Vertiefungen finden sich aber auch rechts von dem grossen rundbogigen Eingange c und an der gegenüberliegenden Wand, so dass demnach die Grotte II in zwei Räume abgetheilt war. Diese hölzernen Zwischenwände dürften erst im 17. Jahrh. angelegt worden sein, als man die Grotten zur Försterwohnung einrichtete und zugleich mit Mörtelbewurf versah. Ursprünglich sind jedoch die Löcher für Verzapfungen an der Längswand gegenüber dem Eingange c, wo ein grösseres Bildwerk, etwa ein Kruzifix befestigt gewesen sein muss. Rechts von dem genannten Eingange befindet sich eine ähnliche Vertiefung für ein Weihwasserbecken, wie aussen neben der Adlerthür.

An der westlichen Schmalseite der Hauptgrotte (vgl. Taf. VI α) ist eine flache nischenförmige Vertiefung in den Fels gehauen, von der G. B. A. Schierenberg wohl mit Recht vermuthet, dass hier ein Durchbruch nach der kleinen rechtwinkligen Höhle IV geplant war, die mit den übrigen Räumen ohne Verbindung ist. Diese liegt in gleicher Höhe, wie die andern, ist jedoch wegen der Senkung des Erdbodens nach Westen hin nur auf Leitern zugänglich und so niedrig, dass ein Erwachsener in ihr nicht aufrecht stehen kann (vgl. Taf. V E). Sie hat daher auch wohl nur als Vorrathskammer oder zur Aufbewahrung von kirchlichen Geräthschaften gedient, wobei ihre hohe Lage, die aus symmetrischen Gründen zu erklären ist, sie vor gewaltthätigem Einbruche schützte; sie öffnet sich nach aussen durch ein rundbogiges Fenster, welches kleiner ist als das gleichfalls rundbogige der Sakristei. Diese Oeffnungen, sowie die Adlerthür sind künstlich angelegt, während die beiden übrigen natürlichen Ursprunges sein und erst in christlicher Zeit ihre jetzige Gestalt bekommen haben dürften. Den Haupteingang bildete vor der Umwandlung der Grotten in ein christliches Heiligthum die grosse rundbogige Thür B, welche aussen an ihrer unteren Hälfte nur eine ganz rohe Bearbeitung der natürlichen Felsöffnung zeigt, die man noch der vorchristlichen Zeit zuschreiben muss, innen jedoch durch Archivolte, Würfelkapiteln und Eckpfeiler gegliedert ist. (Vgl. Fig. 14 und 15.)

Um mehr Luft und Licht zuzuführen, legte man gleichzeitig mit der Romanisirung des Haupteinganges oder nicht viel später zu beiden Seiten ziemlich symmetrisch die Adlerthür und das Sakristeifenster an, erstere ursprünglich gleichfalls rundbogig.

Dass die Anlage der Heiligthümer von den zufälligen Formen einer Naturhöhle abhängig war, geht aus dem verschiedenen Terrain der einzelnen Theile, der verschiedenen Höhe derselben und aus dem Vorhandensein einzelner unbearbeiteter Stellen, wie sie sich nicht nur in dem östlichen Seitengange, sondern auch in der Sakristei finden, hervor. Dort ist auch an der Westseite, nahe dem Fenster und etwas über dem Boden (vgl. Taf. VI β), das in Figur 16 wiedergegebene Zeichen eingehauen. Es ist ungefähr 30 cm lang und aus aneinandergereihten Bohrlöchern gebildet. Die Rune, welche es vorstellt, führt im jüngeren nordischen Runenalphabet, dem jüngeren Futhark den Namen *yr*. Dieses Alphabet unterscheidet sich wesentlich von dem deutschen Runenalphabet, das Rhabanus Maurus veröffentlicht, doch gehen beide auf eine gemeinsame Quelle, die altgermanische Runenschrift zurück, welche noch in den ersten christlichen Jahr-

Fig. 16.



Fig. 14.

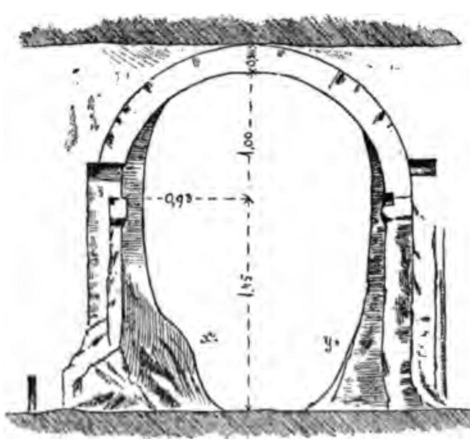


Fig. 15.

hunderten in Deutschland in Gebrauch war und sich am längsten bei den Sachsen erhielt, während die Gothen schon im 4. Jahrh. das Wulfila'sche Alphabet hatten[68]). In den ältesten deutschen Sprachüberresten des 8. und 9. Jahrh. ist schon ausschliesslich das lateinische Alphabet verwandt, doch bleibt die Kenntniss der Runen bis in romanische Zeit bestehen. Man darf daher nicht ohne Weiteres aus dem Vorhandensein von Runen auf eine vorchristliche Entstehungszeit schliessen und in der yr-Rune der Externsteine einen Beweis dafür erblicken, dass die Grotten in ihrem Ursprunge auf die heidnische Zeit zurückgehen. Was sollte auch eine vereinzelte Rune besagen? Freilich, so lange man noch an dem mystischen Charakter derselben festhielt, hätte man für die Rune der Externsteine die tiefsinnigsten Erklärungen finden können[69]). Das yr-Zeichen oder wie es ursprünglich hiess, die elgr-, die Elch-Rune, bedeutete Höhle, Leere, Loch; man brachte sie mit der Himmelsrichtung NNW zusammen, mit der Mitternachtsstunde, dem Jahresende, dem Winter,

---

68) Auch in anderen Theilen des Festlandes, wo Germanen wohnten, hat man einzelne Denkmäler mit der Gattung von Runen gefunden, die in den ältesten Inschriften von Skandinavien und Endland vorkommen. (Vgl. Wimmer, Die Runenschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Holthausen, Berlin 1887). Entstanden dürfte die Runenschrift etwa im 2. Jahrh. nach Chr. bei der nördlichen Gruppe der ostdeutschen Stämme sein, welche mit den Römern vielfache Handelsbeziehungen hatten. Von da ging sie nach N. und W. weiter, entwickelte sich vornehmlich in Dänemark und Skandinavien, während im westlichen Deutschland die Völkerwanderung störend eingriff und erst im 5.—6. Jahrh. durch einen unbekannten Anstoss eine neue Blüthe hervorgerufen wurde. (Vgl. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, Strassburg 1889).

69) Am phantasiereichsten, aber auch verworrensten sind die Erklärungen der Runen in Faulmanns Geschichte der Schrift, Wien 1880, der die Arbeiten von Grimm und Lauth benutzt. Grimm („Ueber deutsche Sprachrunen" p. 316) führt eine Wiener Handschrift des 12. Jh. an, in welcher die einzelnen Buchstaben des Runenalfabets eine mystische Deutung erfahren. Dieser und andere Versuche treten aber erst zu einer Zeit auf, in welcher die Runen als Schriftzeichen schon ausser Uebung waren und den Leuten fremdartig, geheimnissvoll vorzukommen begannen. Die Kennzeichen, welche auf Buchenstäbe geritzt wurden, brauchten nicht eigentlich Runen zu sein. Der Name „Rune" ist wohl älter als die Schriftzeichen und hat mit diesen ursprünglich nichts zu thun. Seine älteste Bedeutung ist „Mysterium, Geheimniss"; man bezeichnete damit vielleicht irgend welche geheimnissvolle Zeichen von magischer Kraft. Vgl. Henning a. a. O.

und man fand in ihr Beziehungen zu dem Thierkreiszeichen der Schützen und damit zu Tyr, dem Todesgotte. So hätte man, zumal die Rune thatsächlich in der NW-Ecke der Grotte angebracht ist, auf die schönste Art beweisen können, dass die Externsteine eine altgermanische Grabstätte wären. Aber die mystische Bedeutung der Runen ist von der neueren Forschung über Bord geworfen, sie sind Lautzeichen wie alle anderen, hervorgegangen aus dem römischen und theilweise noch bis ins 12. Jahrh. hinein bekannt. So findet sich z. B. in dem Münchener Cod. lat. 13067 eine Kreuzabnahme mit der Bezeichnung Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, in lateinischer Sprache durch L bezeichnet, dann in griechischer mit G und in Runen mit B (Barbarica). Den Mönchen von St. Gallen waren die Runen noch lange ins Mittelalter hinein vertraut, ebenso englischen Klostergeistlichen, die davon einen spielenden Gebrauch machten. Ja selbst bis in die Renaissancezeit hinein werden einzelne Runen, sowie lateinische und griechische Buchstaben als Personalzeichen verwandt, darunter die yr Rune sowohl als Steinmetzzeichen wie als Hausmarke, ohne dass diejenigen, welche sie führten, sich noch ihres Charakters als Buchstabe bewusst waren[70]). Auch die Rune der Externsteine ist nichts anderes als die Urhebermarke des ausführenden Steinmetzen; sie stimmt in der Grösse und Ausführung mit anderen romanischen Steinmetzzeichen überein, für

70) Vgl. Losch, Runen unter den Steinmetzzeichen, Württemb. Vierteljahrshefte, VIII. 1885, p. 37 ff., mit Nachtrag von Klemm. — Die yr-Rune ist als Steinmetzzeichen verwandt: An der Kaiserpfalz zu Gelnhausen (1164—1169), vgl. Repert. f. Kunstw. XII p. 49, Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, Mitth. d. C. C. N. F. 1883. p. 39, der dieselbe jedoch seinem phantastischen Schlüsselsystem anpasst und gewaltsam verändert; an der Westfront des Thurmes des Strassburger Münsters (etwa 1365), vgl. Näher, die Entstehung und Entwicklung der deutschen Steinmetzzeichen, B. J. 88 p. 146 ff. In umgekehrter Form ᛘ als madr-Rune, mehrfach bei Losch a. a. O., als Hausmarke bei Klemm a. a. O., an der Hoch-Königsburg (um 1520). Die Lage und Richtung der Steinmetzzeichen ist selbst in gothischer Zeit verschieden; oft stehen sie umgekehrt, schräge oder wagerecht. Ja selbst an antiken Bauten kommt neben anderen Runen mehrfach die umgekehrte yr-Rune vor, so an der Mauer Roms bei der porta Viminalis, in durchschnittlicher Grösse von 30 cm. Die Mauer gehört frühestens dem 3. Jahrh. vor Chr. an. In wagerechter Stellung → findet sie sich an gothischen Bauten Spaniens. Vgl. O. Richter, Ueber antike Steinmetzzeichen, 45. Berliner Winkelmannsprogr. 1885.

die eine Länge von 30 cm Regel ist, während die der Uebergangszeit meist auf 10—15 cm, die der Gothik auf 4—6 cm zusammenschrumpfen[71]). Besondere Sorgfalt wurde in früher Zeit auf ihre Ausführung nicht gelegt. An der Kaiserpfalz zu Gelnhausen, die Friedrich Barbarossa erbaute, sind die Zeichen mehr oder minder ungeschickt mit dem Spitzhammer eingehauen und zwar theils im Strich, theils wie das an den Externsteinen punktirt. Neben mystischen Zeichen, wie Dreieck, Zickzack, finden sich dort redende, wie Bogen, Armbrust, Pfeile, lateinische Buchstaben und Runen, darunter auch die yr-Rune in der Länge von 30 cm. Am Hambacher Schlosse und am Dome von Worms kommen nach Rziha Zeichen vor, die nur theilweise punktirt sind, äusserst selten auch an gothischen Bauten. Er neigt der Ansicht zu, dass die Nichtvollendung derselben als eine Art Strafe aufgefasst werden könne, da die Zeichen als Ehrenzeichen galten, oder dass die Steinmetzen Sektirer waren. Die Anwendung dieser phantasievollen Erklärung auf das Zeichen der Externsteine, — das Rziha nicht kennt, da er angiebt, an der Kaiserpfalz zu Gelnhausen seien bisher die einzigen vollständig punktirten Steinmetzzeichen aufgefunden worden — würde ergeben, dass man den Steinmetz zur Strafe für seine schleuderhafte Arbeit und für seine Unart alles unfertig stehen und liegen zu lassen nöthigte, sich mit der Punktirung zu begnügen; vielleicht betrieb er nebenbei auch noch heimlichen Götzendienst! — Wozu dieses Hineingeheimnissen in Dinge, die sich doch auf einfachere Weise erklären lassen? Die Steinmetzzeichen hatten in romanischer Zeit noch nicht die Bedeutung wie in der gothischen, sie waren nicht in ein System gebracht, aus welchem man den Schulzusammenhang ermitteln kann, sie waren auch keine Ehrenzeichen, sondern willkürlich gewählte Arbeitszeichen; an der Burg zu Gelnhausen z. B. sind sie einfache Versetzungszeichen, ebenso wie an den römischen Bauten, an den karolingischen und byzantinischen, wo sie sogar an den vermauerten Seiten der Steine zum Vorschein kommen. Bei den Externsteinen, wo Alles den Stempel des Flüchtigen, Rohen, Unfertigen trägt — mit Ausnahme des Reliefs — würde man sich höchlichst verwundern müssen, an einer nur ganz nothdürftig bearbeiteten Stelle etwas so Nebensächliches, wie das Zeichen des Steinmetzen, sorgfältig im Strich ausgeführt zu finden. Sein Zeichen ist keine Künstlersignatur, bestimmt der Mit- und Nachwelt von der

71) Vgl. Rziha a. a. O.

Person des Schöpfers Kunde zu geben, sondern eine einfache Kontrollmarke, mit welcher er den Theil, welchen er bearbeitet hatte, bezeichnete, um ihn für die Zwecke der Abrechnung von anderen zu unterscheiden[72]. Es finden sich nämlich, wie Neubourg mittheilt, ausser der yr-Rune noch zwei andere an der linken Laibung der Adlerthür eingemeisselt, die gleichfalls nichts anderes als Steinmetzzeichen sein können und von den Gehilfen oder Gefährten des ersten herrühren. Sie sind zugleich ein weiterer Beweis dafür, dass die Thür bereits der romanischen Zeit angehört[73].

In der Hauptgrotte befindet sich bei γ Taf. VI eine grosse runde Vertiefung, die in den Felsboden und zum Theil noch in die senkrechte Wand eingehauen ist (vgl. Fig. 16). Man erklärte sie früher für ein Taufbecken, bis Giefers die Ansicht aussprach, dass in diesem Becken Weihwasser aufbewahrt wurde, mit welchem die Pilger sich wuschen, ehe sie den Seitengang mit dem h. Grabe betra-

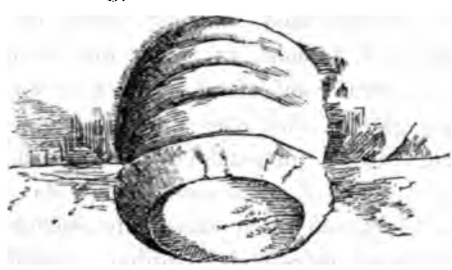


Fig. 16.

72) Wenn die blosse Punktirung des Zeichens durchaus nicht vereinzelt dasteht, so ist doch bisher die Anbringung von Werkzeichen in Urgestein, in gewachsenem Felsen, meines Wissens bisher noch ohne Beispiel. Die eigenthümlichen Einschnitte, welche Voulot an keltischen Dolmen in den Vogesen fand, sind offenbar keine Werkzeichen, sondern magische Zeichen, sagen wir Runen im alten, ursprünglichen Sinne. Vgl. Voulot, ABC d'une science nouvelle, Mulhouse 1872. Otte, der das Steinmetzzeichen an den Externsteinen nicht kannte, erklärt in seinem archäol. Wörterbuche p. 235 die frühen Werkzeichen als Versetzungsmarken. Sie haben sich allerdings beim Quaderbau entwickelt und dienten hier dazu, die einzelnen zu einander gehörigen Hausteine zu bezeichnen; mit dem Quaderbau sind sie aus Frankreich nach Deutschland gekommen. Auf das Zeichen der Externsteine passt die Otte'sche Benennung natürlich nicht.

73) Mir sind diese Zeichen nicht aufgefallen. Nach Neubourg's Bericht in der Lippe'schen Landeszeitung 1881, Nr. 177, haben sie die Formen ᚠ B Erstere entspricht der fe-Rune, der ersten im jüngeren Futhark, letztere dürfte eine Umkehrung der reid-Rune sein, falls sie richtig wiedergegeben ist, was bei der Rauheit des Steines seine Schwierigkeiten hat. Ueber Grösse und Technik dieser Zeichen sagt N. nichts. Er will auch eine längere Runen-Inschrift an den Externsteinen entdeckt haben, wie er a. a. O. 1885, Nr. 4 mittheilt, doch ist über diese nichts Näheres bekannt geworden.

ten. Die Sitte, vor dem Betreten des eigentlichen Heiligthumes Hände und Füsse zu waschen, ist eine uralte, sie ging vom Heidenthume, welches Heiligthümer an Quellen anlegte und diese auffing, in den mosaischen und christlichen Cult über. In der altchristlichen Basilica befand sich ein grosses Weihwasserbecken zu diesem Zwecke im Atrium. Mit diesen Becken sind aber die putei sacri, die Cisternen, die man häufig in den Krypten mittelalterlicher Kirchen findet, nicht zu verwechseln. Nach Viollet le Duc's Ansicht wurden sie von den Werkleuten angelegt, um ihnen das nöthige Wasser während des Baues zu liefern und später für Cultuszwecke aufbewahrt[74]), doch scheinen einzelne, wie Otte bemerkt, schon vor der Erbauung der Kirche vorhanden gewesen zu sein, also natürliche Quellen, die dann in Cisternen gefasst wurden, so z. B. in der Krypta des Domes zu Hildesheim. Dies stimmt zu der Thatsache, dass die frühesten christlichen Gotteshäuser mit Vorliebe an alten heidnischen Cultusstätten angelegt wurden und das Haupterforderniss dieser war ja der heilige Quell[75]). Das Becken in den Externsteinen ist aber weder ein Behältniss für Weihwasser, wie es in der Basilika angebracht war, noch ein heiliger Quell, denn die Sitte, Hände und Füsse vor dem Gottesdienste zu waschen, hört mit dem Beginn des 11. Jahrh. auf. Etwa vom 5. Jahrh. ab war es üblich gewesen, sich am Eingange der Kirche durch den Priester mit geweihtem Wasser besprengen zu lassen und dann in dem Becken des Atriums Hände und Füsse zu waschen; im Anfange des 11. Jahrh. tritt dafür der noch heute übliche Brauch des Selbstbesprengens beim Eintritte in die Kirche auf und zu diesem Zwecke werden Weihwasserbecken an der Thür angebracht[76]). Dass diese Sitte auch schon beim Heiligthume der Externsteine geübt wurde, lehren die beiden Vertiefungen für Weihkessel aussen neben der Adlerthür und innen neben dem Haupteingange. Auch ist es an und für sich sehr unwahrscheinlich, dass den Pilgern der enge Raum der Grotte für ihre Waschungen eingeräumt worden sein sollte, denn zu diesem Zwecke ist die Vertiefung möglichst ungünstig angebracht, da sie dicht vor dem östlichen Seitengange und dessen Stufen liegt; ihre Reinigungen

74) Vgl. Pfannenschmid, Das Weihwasser im heidn. und christl. Cultus. Hannover 1869.

75) Vgl. Fr. A. Koch, „Aelteste Kirchen im Sprengel Paderborn" in der westfäl. Zeitschrift. Münster 1859.

76) Vgl. Pfannenschmid a. a. O. p. 186.

konnten sie bequemer in dem Bache, die Lichtheupte oder Wiembecke genannt verrichten, der den Fuss des westlichen Felsens umspülte und jetzt zu einem Teiche erweitert ist. Aber auch ein heiliger Quell war hier nicht vorhanden, wenigstens findet sich gegenwärtig nichts, was darauf hindeuten würde, kein Spalt, aus dem früher hätte Wasser geflossen sein können; selbst Regenwasser kann hier nicht angesammelt worden sein, denn der Fels ist ziemlich dicht und trocken. G. B. A. Schierenberg kommt mit seiner Mithrastheorie der Wahrheit wenigstens bezüglich der Bestimmung des Beckens nahe; er zählt verschiedene muldenartige Vertiefungen, z. T. wie in Heddernheim mit Resten von Thierknochen auf, die er in Mithrasgrotten gefunden und erklärt sie und die Vertiefung in der Grotte der Externsteine für Opferbecken, bestimmt zum Auffangen des Blutes der getödteten Thiere [77]. Die Externsteine können nun zwar mit keinem antiken Culte in Verbindung gebracht werden, sie waren aber vor ihrer Christianisirung ein Heiligthum der alten Sachsen. Am Fusse des Felsens floss der heilige Bach vorbei, neben dem Becken im Boden stand einst der Opferaltar; in das Blut der getöteten Thiere tauchten die Opferpriester Zweige und besprengten damit die aussen versammelte Gemeinde, bestrichen die Opfergeräthe, den Altar, die Götterbilder, die Tempelräume von innen und aussen und die heiligen Räume ringsum [78]. Die christlichen Missionare entfernten den Altar und die Abdinghöfer verschütteten das Opferbecken, das für den christlichen Gottesdienst werthlos und bei grossem Andrange von Pilgern hinderlich war. Es blieb jedenfalls so lange verborgen, als die Grotte jenem Zwecke diente; nach der Profanirung im 17. Jahrh. war es vom Estrich der Försterwohnung bedeckt und trat wohl erst im Laufe dieses Jahrhunderts wieder zu Tage.

Die Richtigkeit dieser Erklärung tritt bei einem Vergleiche der Externsteine mit einer ähnlichen Grottenanlage, der Quirinuskapelle in Luxemburg hervor [79]. Dieselbe ist am Abhange des sog. Petrusthales in den Fels gehauen und besteht aus zwei unregelmässig viereckigen Räumen, welche jetzt nach aussen durch eine gothische Fassade v. J. 1355 abgeschlossen sind. Der grössere

77) B. J. 84, p. 255. Vgl. auch desselben Verfassers „Die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe etc." Frankfurt 1888.

78) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste im heidn. u. christl. Cultus. Hannover 1878, p. 39.

79) K. Arendt, St. Quirin. Luxemburg 1888.

Raum, durch ein modernes Tonnengewölbe aus Tuffstein gedeckt, bildet das Schiff, der kleinere liegt um drei Stufen tiefer und ist mit jenem durch zwei Thüren und ein Fenster verbunden. (Vgl. Fig. 17.) Im Boden des Hauptraumes befindet sich bei a eine runde Vertiefung, welche bis zur Restauration des Heiligthumes (1886) durch einen runden, pfropfartigen Haustein ausgefüllt war; von ihr aus führt eine schmale Rinne zur Ableitung des Opferblutes in ein kleines, hinter der Eingangsthür gelegenes Felsbecken c. Weiter abwärts von der Grotte liegt der Heilsbrunnen (Greinsbour), eine Cisterne, welche von einem Felsenquell gespeist wird. Ueber ihr breitete eine uralte Linde ihre Aeste aus, die zu Anfang des Jahrhunderts gefällt wurde, deren Wurzeln jedoch 1886 noch aufgefunden wurden. Den ganzen Bergabhang bedeckte früher ein dichter Hain. Oberhalb der Grotte springt der Fels vor und trägt eine

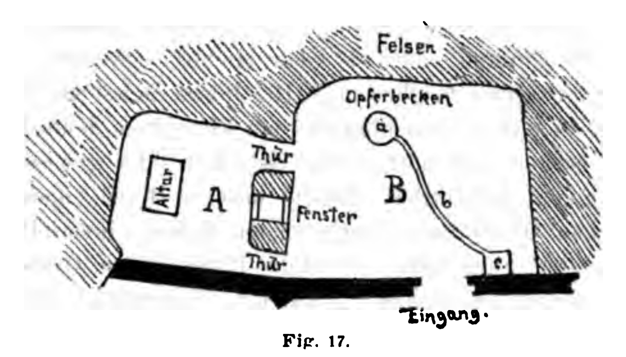


Fig. 17.

kleine gothische Kapelle, neben welcher der alte Römerweg, die via bona vorbeiführt. In ihr befindet sich eine wahrscheinlich einem älteren Vorbilde nachgeahmte Holzgruppe, drei Frauen darstellend, die nach Mannesart auf einem Maulthiere reiten und jetzt als die Töchter der h. Sophia, Spes, Fides und Caritas gelten. Dieselbe Gruppe ist auch in Auw (gleichfalls im Luxemburgischen) zu sehen. Ob sie mit den 3 Matronen in Zusammenhang gebracht werden kann, scheint mir zweifelhaft, denn drei auf einem Thiere reitende Matronen hat man nirgends gefunden; immerhin kann man aber mit Arendt annehmen, dass die Dreizahl auf keltischen Ursprung zurückgeht und in germanischer Zeit mit dem Mythus der Frau Holde und ihrer Fahrten verquickt wurde[80]. Auf letzteres deuten

80) Ausser der via bona befinden sich noch zwei Römerwege in der Nähe, der Weg aus der Oberstadt vom Fischmarkte aus und der Weg

die in Luxemburg und Auw gleichlautenden Sagen von drei Jungfrauen, die sich vor ihren Verfolgern auf einem Esel durch einen kühnen Sprung über die tiefe Schlucht hinüberretteten. Der Volksmund weiss von grauenhaften Dingen über die Quirinusgrotte zu erzählen, die wohl an die ehemaligen blutigen Opfer in derselben anknüpfen. Sicher ist, dass daselbst bis weit in christliche Zeit hinein heimlicher Götzendienst getrieben wurde, denn die Trierer Concilien von 1230, 1310, und selbst noch von 1423 eifern gegen dort bestehende heidnische Missbräuche. Damit ist wohl die heidnische Vergangenheit der Grotte hinlänglich bestimmt. Nähere Angaben über ihre Christianisirung fehlen. Der Cultus des h. Quirinus kam zu Ende des 10. Jahrh. nach Luxemburg, 1030 wurde die weiter unten im Thale liegende Udalrichskirche gegründet. Die erste urkundliche Nachricht über die Quirinuskapelle stammt v. J. 1355; da erhielt die Grotte ihre jetzige gothische Fassade, zugleich wurde der Nebenraum, der als Chor diente, erweitert. In einer Handschrift „Origines basilicarum“ 16. Jahrh. heisst es, dass unter Kaiser Karl IV., dem Luxemburger, ein Ritter vom deutschen Hause die Kirche hergerichtet hätte, zum Andenken oder gewissermaassen als Nachahmung des Grabes Christi, unseres Herrn, dessen Orden dem deutschen Orden im vorhergehenden Jahrh. einverleibt worden war, da die deutschen Ritter ebenfalls Ritter des h. Grabes, des in den Felsen gehauenen, genannt wurden.“ Vermuthlich gründet sich diese Nachricht auf eine bereits früher übliche Bezeichnung und Verwendung der Grotte als „Grab Christi.“ Auf einen älteren Zu-

im Petrusthale. Diese treffen sich an einem Punkte in der Nähe der Quirinuskapelle, bilden also ein trivium. Arendt schliesst daraus, dass die Römer das Heiligthum der dreiköpfigen Hekate geweiht hätten, aus welcher sich dann in Anknüpfung an örtliche celtische Ueberlieferungen der Matronencult, gleichfalls in der Dreizahl entwickelte. Die den Römern folgenden Franken hätten dann die Matronen in die drei Nornen verwandelt. Er sieht in den Matronen zugleich Mondgöttinnen, in den grossen runden Scheiben, welche gewöhnlich die Köpfe der beiden Eckgestalten umrahmen, Mondscheiben, und demnach in allen dreien die Versinnlichung der drei Mondphasen. Aber die mittlere Gestalt trägt kein Symbol, welches man auf eine Mondphase deuten könnte, der Kopfschmuck der beiden anderen ist kein flacher Kreis, sondern, wie an Thonfiguren der Matronen deutlich zu sehen ist, eine kreisförmige Haube. Auch treffen sich die Dreiwege nicht an der Quirinuskapelle, sondern weiter abwärts, an einem Punkte, wo jetzt die Udalrichkirche steht. Man müsste also hier das römische Hekate-Heiligthum suchen.

sammenhang derselben mit den Kreuzzügen und dem Ritterthume deutet auch die Wahl der drei Schutzheiligen Quirin, Ferol und Firmin, dreier ritterlicher Heiliger. Die Dreizahl ist auch hier beibehalten.

Die Verwandtschaft dieser Grotte mit den Externsteinen ist offenbar. Beiden ist ausser der allgemeinen Anlage, dem Quell, bez. Bache, dem Becken, der Bestimmung zum heiligen Grabe auch noch die obere Kapelle gemeinsam. Auf den Externsteinen liegt sie auf dem zweiten Felsen, östlich von demjenigen, der das Relief und die Grotten enthält und ist gegenwärtig nur durch eine vom Ende des 16. Jahrh. stammende Treppe vom dritten Felsen aus zugänglich, von dessen Höhe eine Brücke auf den zweiten Felsen führt. Ursprünglich befand sich jedenfalls eine Treppe — vielleicht von Holz — auf dem zweiten Felsen selbst, welche zuerst in der Höhe von etwa 3 m auf eine natürliche Plattform, die sog. Kanzel führte; von da gehen noch Spuren von eingehauenen Stufen aufwärts. Die Kapelle ist ein rechteckig aus dem Fels gehauener Raum, nach Osten und Süden offen, ohne Decke und wohl frühestens in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. in ihrer jetzigen Gestalt entstanden. Die Bestimmung der Plattform als Kanzel ist naheliegend und wurde schon von Clostermeier ausgesprochen[81]); dagegen sind die bisher geäusserten Vermuthungen über die Entstehung der oberen Kapelle und den Zweck derselben unzutreffend. Dewitz sucht sie mit der Weingartner'schen Hypothese über die Entstehung des Thurmbaues zusammenzubringen und stellt sie als eine Fortsetzung der unteren Anlagen, als ein Ausklingen derselben nach oben dar, wogegen Nordhoff Widerspruch erhebt, indem er darauf hinweist, dass die Kapelle und die Grotte nicht einem einzigen, sondern zwei neben einander stehenden Felsen angehören[82]). Die richtige Erklärung der merkwürdigen Anlage ist darin zu suchen, dass die Abdinghöfer auf dem Gipfel des Felsens bereits eine alte Cultusstätte vorfanden und dem Prinzipe der Kirchenerbauer in den frühen Jahrhunderten der Christianisirung getreu, an ihre Stelle ein christliches Heiligthum setzten. Bei Celten und Germanen waren ja Bergeshöhen und Felsgipfel die Hauptstätten der Götterverehrung.

81) Clostermeier, Chr. Gottlieb, Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Lemgo 1824.

82) Nordhoff bei Besprechung der Dewitz'schen Schrift, B. J. 84, p. 194.

Den christlichen Missionaren war es unmöglich, gegen diese im Herzen des Volkes wurzelnde Gewöhnung anzukämpfen; sie fügten sich ihr und erbauten im Sachsenlande mehrfach Kirchen auf Bergen und Hügeln[83]). Wie in Luxemburg einst an der Stelle, wo jetzt auf Bergeshöhe die Drei-Jungfrauenkapelle steht, der Druide und nach ihm der germanische Priester ihre Gebete an die Götter der Luft emporgesandt hatten, so war auch an den Externsteinen der Felsgipfel dem Dienste der oberirdischen Götter geweiht; in den Grotten dagegen wurden hier und dort den Erdgöttern blutige Opfer dargebracht. — Von einem dritten heidnischen Grottentempel findet sich eine Nachricht bei Wormius[84]). Darnach stand im Kirchspiele Hollen der norwegischen Landschaft Telemarken ein ungeheuer grosser und sehr hoher Felsen, Vear geheissen. Darin sei in der Mitte ein Götzentempel ohne Säulen und Pilaren eingehauen; zu demselben hätten zwei Wege geführt, einer ging über das Wasser, man sei mit Booten zu ihm hinangefahren und dann auf hängenden Leitern hinaufgestiegen, der andere sei treppenförmig in den Felsen hineingehauen. Bei Einführung der christlichen Religion habe man den Tempel zu einer Kirche umgewandelt und dem h. Michael geweiht. Auf dem obersten Platze des Felsens aber sei ein Gottesacker gewesen, wo man die Toten begraben habe. Wahrscheinlich befand sich an derselben Stelle früher ein heidnischer Begräbnissplatz.

Nach diesen Analogien werden wir auch die Externsteine als eine altgermanische Cultusstätte in Anspruch nehmen müssen. Die gewaltigen, mitten aus dichtem Urwalde hervorbrechenden Felsen mit ihren von der Natur geformten Höhlen mussten auf die Phantasie des Naturvolkes mächtig einwirken; an einer Stätte, an welcher man sich noch jetzt, wo der Wald gelichtet, der Quell zu einem mit Ruderbooten und Schwänen belebten Teiche geworden ist und die Heerstrasse zwischen den Felsen hindurchführt, nicht eines romantischen Schauers erwehren kann, mussten unsere Vorfahren sich dem geheimnissvollen Walten der Gottheit besonders nahe fühlen. Die Urkunden des Klosters Abdinghof melden nichts davon, dass vor der Christianisirung hier Götzendienst getrieben worden sei,

83) Vgl. Fr. A. Koch, Aelteste Kirchen im Sprengel Paderborn. Westf. Zeitschr., Münster 1859.

84) D. Wormius, lib. VI. monum. num. 13. pag. 489 bei Arnkiel, cimbrische Heidenreligion, Hamburg 1702, I. p. 100.

wohl mit Absicht. Im Volksmunde hingegen lebte bis auf Hamelmann und Wasserbach die Erinnerung an die heidnische Vorzeit fort; sie geht aber, was wohl zu beachten ist, nur bis auf die Sachsen zurück, die gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr. die Gegenden zwischen Rhein und Elbe besetzten. Karl der Grosse soll dem Götzendienste hier ein Ende gemacht haben. Auch wird von „landgerichtlichen" Zusammenkünften der Heiden an dieser Stelle berichtet[85]), d. h. mit anderen Worten, die alten Sachsen hatten hier eine Mahl- oder Dingstätte mit einem Tempel vereinigt, wohl auch mit einem Leichenfelde ringsum im Walde, wie dies im Sachsenlande fast immer der Fall ist. Solche Orte, wo von Alters her eine „frequentia populi" bestand, wurden vor Allem von den Einführern des Christenthumes zur Anlage von Kirchen ausersehen. An den Begräbnissstätten feierten die Sachsen, wie die übrigen germanischen Stämme Todtenfeste. Karl d. Gr. erliess zu Paderborn 785 den Befehl, dass die Sachsen auf den Gräbern ihrer Vorfahren nicht tanzen, singen und schmausen sollten[86]). Da jedoch diesen althergebrachten Gewohnheiten durch Gesetze nicht beizukommen war, adoptirte sie die Kirche und verwandelte die heidnischen Todtenfeste, welche in der Zeit vom 1.—3. Oktober stattfanden, in christliche Todtenfeste und Kirmessen um die Zeit von Michaelis. Auch die Wallfahrten knüpfen vielfach an die alten heidnischen Zusammenkünfte und Opferfeste an. Wenn es einmal gelingen sollte, festzustellen, in welchen Zeiten des Jahres zu den Externsteinen gewallfahrtet wurde, so könnte sich daraus leicht ein neuer Beweis für die Fortdauer der Tradition ergeben. Auf eine germanische Grabstätte weist der Name einer benachbarten Lokalität, des Rosenthales; die germanischen Friedhöfe heissen Rosengärten oder Rosenhage, von ihrer Einfriedung mit dem Dornengebüsch der wilden Rose; vielleicht spricht auch der Name des nahen Kettenthales dafür (nach Veltmann vom ahd. Ketti = Grube, Grab). Auf dem Wintfeld oder Winnefeld südöstlich von der Grotenburg,

---

85) Hamelmann, Delineatio urbium et oppidorum Westphaliae, 1546, edid. E. C. Wasserbach, Lemgo 1711. — Fr. Ch. Pusthkuchen, Beyträge. Lemgo 1769. v. Donop, hist.-geogr. Beschreibung der lippischen Lande. 2. Aufl. Lemgo 1790.

86) Vgl. Pfannenschmid, Das Weihwasser etc. Veltmann, Funde von Römermünzen im freien Germanien und die Oertlichkeit der Varusschlacht. Osnabrück 1886.

unweit der Externsteine sind nach Hamelmann's und Wasserbach's Angabe germanische Waffen aufgefunden worden, welche dieser mit der unvermeidlichen Varusschlacht in Verbindung bringt[87]). Mit dieser Nachricht an sich ist freilich nicht viel anzufangen, da die fraglichen Waffen nirgend mehr vorhanden sind; aber Funde von germanischen, d. h. sächsischen Waffen sind nicht unwahrscheinlich, denn alles deutet darauf hin, dass die Gegend in der Sachsenzeit von hervorragender Bedeutung war und in den Kämpfen gegen Karl d. Gr. eine grosse Rolle spielte. Bei Detmold fiel 785 eine Schlacht. Aus derselben Zeit rühren die Befestigungen der Grotenburg her, jenes Hügels, auf welchem sich jetzt das Hermannsdenkmal erhebt; sie bestehen aus dem sog. grossen Hünenringe, der die obere Platte umzieht, einer am Ostfusse errichteten, 3 m dicken und mannshohen Mauer, die den äusseren Ring bildete und dem kleinen Hünenringe zwischen beiden. Hierzu kommt das Lager auf dem Tönsberge mit der angrenzenden Stapelager Schlucht[88]). Dass diese Anlagen mit den Cheruskern und der Varusschlacht nichts zu thun haben, wird jetzt allgemein zugegeben; sie reichen nicht hinter die Sachsenzeit zurück.

Man hat die Grotte mit dem Mithraskulte in Verbindung gebracht, welcher von den römischen Truppen daselbst eingeführt worden sein soll[89]) und noch heute halten einzelne Lokalforscher an

87) Hamelmann berichtet 1582 in seiner Abhandlung über die westfälischen Dynasten, es hätten vor seinen Zeiten die Bauern, als sie das Wildland auf dem Wintfelde zuerst unter den Pflug nahmen, beim Brechen des Bodens Menschenknochen, Bruchstücke von Schwertern, Speeren, Dolchen, von vielerlei Waffen und Eisen zur Vertheidigung, sogar römische Münzen gefunden, theils goldene, theils silberne, mit den Bildnissen des Julius, Augustus, Agrippa und anderer Grossen. Die Münzen und deren Umschriften habe er selbst vor 26 Jahren in Lemgo gesehen, wo sie nun geblieben wären, wisse er nicht. Seine Nachricht bestätigt 1627 Joh. Pideritius. Wasserbach schreibt in seiner 1698 erschienenen Abhandlung „De statua illustri Harminii ... vulgo Hirmensul", nachdem er Hamelmann's Bericht wiedergegeben: „Exhibet adhuc hodie Horna gladios ensesque vetustos, Quint. Varo qui pepere necem quos et poeta Sabinus vidisse in Westphalia gloriatur." Diese Angaben sind, wie Menadier in den Verhandlungen der numismat. Ges. zu Berlin 1886 nachwies, bezüglich der römischen Münzfunde unzuverlässig.

88) Vgl. L. Hölzermann, Lokaluntersuchungen, die Kriege der Römer und Franken, sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend. Münster 1878.

89) J. W. J. Braun stellt in seiner geistvollen Schrift „Die Extern-

der Ansicht fest, dass hier der Schauplatz der grossen Hermannsschlacht gewesen sei. Die Wissenschaft ist darüber längst hinweggegangen und hat nachgewiesen, dass alle Spuren eines längeren Aufenthaltes der Römer in dieser Gegend fehlen. Was von römischen Münzfunden in dieser Gegend berichtet wird, ist theils unverlässlich, theils doch noch kein Beweis dafür, dass diese Münzen einst im Besitze von römischen Soldaten waren, welche hier durchmarschirten oder sich hier niedergelassen hätten, denn Römermünzen finden sich ja auch in Gegenden, welche nie der Fuss eines Legionärs betreten hat, wie im Inneren Deutschlands jenseits der Elbe [90]). Sie sind durch den Handelsverkehr hereingebracht worden, kommen oft in germanischen Gräbern als Beigaben vor und behalten in den Rheinlanden ihren Umlauf bis in fränkische Zeit hinein. Was den grossen Fund von Hufeisen betrifft, welcher in der Stadt Horn 5 m unter dem Strassenpflaster gemacht wurde, so ist derselbe wissenschaftlich nicht zu verwerthen, da Beigaben, welche eine einigermassen genaue Zeitbestimmung ermöglichen würden, fehlen. Entscheidend ist der Umstand, dass in der Grotte selbst und in ihrer unmittelbaren Umgebung niemals ein Römerfund gemacht wurde und nichts auf römische Arbeit und im Besonderen auf die Bestimmung zum Mithraskultus hinweist. Die Anlage der Räume hat zwar eine entfernte Aehnlichkeit mit einigen in den lebendigen Fels gehauenen Mithräen, wie dem zu Glaneck in Kärnthen, zu Schwarzerden im Elsass u. A. [91]), aber dies liegt wohl daran, dass man an allen diesen Orten Naturhöhlen und Felsspalten auf möglichst einfache Weise in eine regelmässige Form zu bringen gesucht hat. Allenfalls könnte das grosse Becken im Boden den Mithrastheoretikern eine Handhabe bieten, wie sie denn auch nicht säumen, dasselbe als „Krater, als Symbol

---

steine“, Bonner Winckelmannsprogramm 1858, die Mithrastheorie nur vermuthungsweise und anscheinend ohne das Relief an Ort und Stelle gesehen zu haben, auf. Veranlassung hierzu bot ihm die beiläufige Bemerkung Goethe's zu Kunst und Alterthum V., dass Sonne und Mond auf dem Relief an gleichartige Darstellungen auf Mithrasbildern erinnerten. Neuerer Zeit überträgt neben allerlei anderen phantastischen Einfällen G. A. B. Schierenberg auch seine Mithrasschwärmerei auf die Grotte.

90) Vgl. Nordhoff, Bonner Jahrbuch 84, p. 191. Veltmann, a. a. O. — O. Preuss, Ueber die im hiesigen Lande gefundenen Römermünzen Lippische Landeszeitung 1885, Beilage zu Nr. 214 u. 286.

91) Vgl. Mitth. d. C. C., N. F. VIII. p. XXII und Bonner Jahrbuch IV. p. 94 f.

des Heiligen Quells, wie er in den Grotten Zorvasters geflossen", weidlich für ihre Lieblingsidee auszunützen. Aber es ist, wie erwähnt, durchaus keine ausschliessliche Eigenthümlichkeit des Mithraskultes, sondern ein Erforderniss aller Naturreligionen, die mit blutigen Opfern verbunden waren und findet sich auch in germanischen und keltischen Tempeln. Dagegen fehlt bei den Mithräen durchwegs das für diese bezeichnende Heiligthum auf der Anhöhe, welches gerade an den Externsteinen in einer so auffallenden Weise angebracht ist. Die Möglichkeit, dass die Grotten schon vor der Sachsenzeit Kultuszwecken gedient haben, bleibt dabei offen, wenn wir auch keine Beweise dafür haben und nur im Allgemeinen aus dem Charakter der Lokalität und den gemeinsamen religiösen Gewohnheiten germanischer Stämme den Schluss ziehen können, dass auch schon die Cherusker, durch die Seltsamkeit der Naturgebilde angezogen, hier eine Opferstätte errichtet haben, welche von ihren stammverwandten Nachfolgern beibehalten und weitergepflegt wurde. Will man bei den Externsteinen noch hinter die beglaubigte sächsische Vorzeit zurückgehen, so kann nur die einheimische Bevölkerung in Betracht gezogen werden und nicht die Römer. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich, dass die Abdinghöfer, als sie daran gingen, den alten Sachsentempel in ein christliches Heiligthum umzugestalten, antike Grottenanlagen im Auge hatten, die sie am Rhein gesehen haben mochten und dass durch die Erinnerung an die Reliefs des stiertödtenden Mithras in ihnen der Gedanke entstand, das grosse Opfer, durch welches der Welt Heil wiederfuhr, neben dem Eingange des Heiligthumes darzustellen. Auf diesen kleinen Kern schrumpfen die Mithrasphantasien bei unbefangener Betrachtung zusammen. Vielleicht haben die Abdinghöfer aber auch die Luxemburger Grotte gekannt; sie waren ja aus der Nähe, aus Lothringen gekommen und unterhielten wohl noch Jahrhunderte lang Verbindungen mit dem Mutterkloster. Freilich wissen wir nicht genau, wann die Luxemburger Grotte zur Quirinuskapelle umgestaltet wurde, ob dies früher oder später erfolgte, als die Umwandlung der Externsteine in eine christliche Kirche; die Weihe beider fällt wohl in die gleiche Periode, in das Zeitalter der Kreuzzüge und das Vorbild der einen mag damals für die andere maassgebend geworden sein.

---

4. Ein „lavacrum" des XII. Jahrhunderts.

Von

Dr. **J. A. Feith.**

Mit einem Holzschnitt.

Das Heft LXXV dieser Jahrbücher brachte interessante Mittheilungen über liturgische Schüsseln des Mittelalters. Herr J. Aldenkirchen aus Viersen beschrieb daselbst drei derartige im Innern aufs reichste mit eingravirten figürlichen Darstellungen geschmückte Schüsseln, welche sich damals (1883) in der Sammlung des Herrn Dr. Wings in Aachen, in der Sakristei des Domes zu Xanten und im Provinzialmuseum zu Trier befanden. Verschiedene Gründe gestatten, nach der Ansicht des Verfassers, die Anfertigung dieser Schüsseln mit Sicherheit in das elfte Jahrhundert zu setzen, während ihm die einzig mögliche Zweckbestimmung derselben die Aufnahme des heiligen Oels bei verschiedenen kirchlichen Salbungen zu sein scheint.

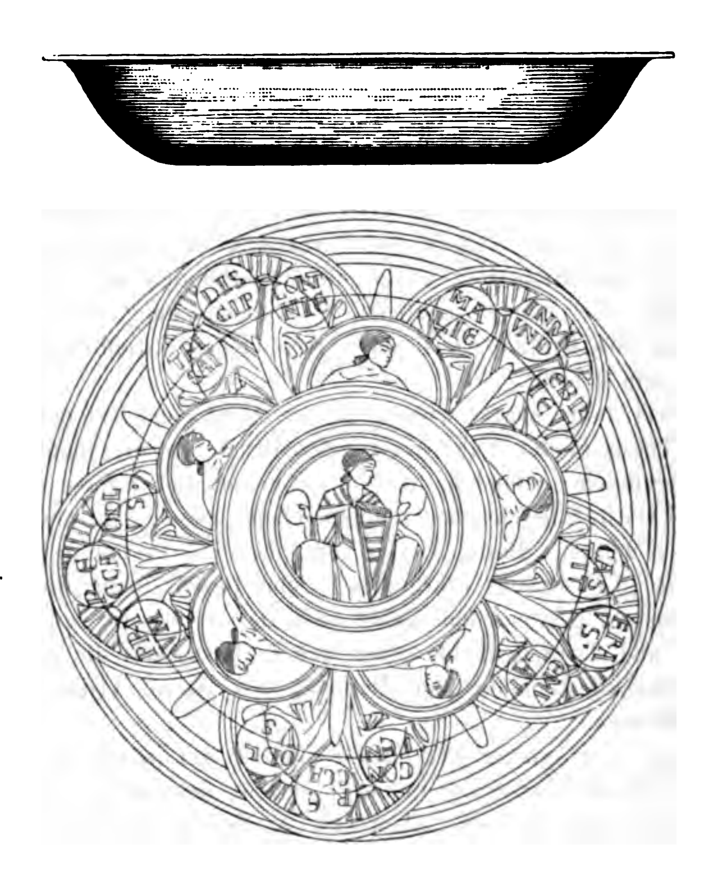
Zwei Jahre später wurden in der Stadt Gent auf dem Boden eines Flusses in der Nähe einer alten Brücke zwei einander ähnliche Schüsseln gefunden, welche in Form und Grösse den von Aldenkirchen beschriebenen entsprechen, jedoch ganz andere Verzierungen zeigen. Baron J. Béthune de Villers hat in einer Abhandlung „Les bassins liturgiques" [1]) eine Beschreibung dieser Genter Schüsseln gegeben und dabei auch der Schüsseln von Aachen, Xanten und Trier gedacht, ohne sich in Bezug auf die muthmassliche Zweckbestimmung der Meinung des Herrn Aldenkirchen anzuschliessen.

Eine vor einiger Zeit in Groningen, der nördlichsten Stadt der Niederlande, entdeckte Schüssel, welche das dortige Stadt- und Provinzialmuseum erwarb, bildet eine werthvolle Bereicherung unseres Besitzes an derartigen Stücken. Das Fundstück wurde etwa 1,50 m unter dem Boden beim Auswerfen der Fundamente eines

---

1) Revue de l'art chrétien, Tome IV 3me livraison, 1886.

Hauses, ausgegraben. Bei fast gleicher Grösse zeigte die Schüssel dieselbe mässig vertiefte kreisrunde Form, wie die fünf oben erwähnten Schalen, sie misst im Durchmesser ohne den Rand 27,5 cm und in der Höhe 5,5 cm. Versehen ist sie mit einem schmalen umgebogenen flachen Rande von 2 cm. Das Material, aus welchem sie hergestellt ward, ist Kupfer, welches schwer vergoldet worden ist. Nur an einzelnen kleinen Stellen ist das Gold jetzt verschwunden, die Innenseite und die Aussenseite zeigen noch immer eine hochgelbe Goldfarbe. In der concaven Wandung sind fünf und auf der Bodenfläche eine sechste bildliche Darstellung angebracht, welche von verschiedenen Kreisen und Halbkreisen umrahmt sind.



Ringsum zwischen diesen Halbkreisen sind grössere Halbkreise eingravirt, welche je drei Medaillons enthalten. Es sind

demnach fünfzehn kleine Medaillons vorhanden, welche jedes ein lateinisches Wort umrahmen. Die Medaillons sind durch Verzierungen, sehr einfach modellirte Säulen und Lotusblumen von einander getrennt. Aehnliche Verzierungen findet man auf den beiden Genter Schüsseln; die Kreise, Medaillons und Verzierungen sind die gleichen, nur die bildlichen Darstellungen, ihre Anzahl (die Genter Schüsseln haben deren sechs) und die Worte stimmen nicht überein.

Das Mittelbild im Boden zeigt eine sitzende menschliche Gestalt, welche in jeder Hand ein Buch trägt. Die Form des Buches ist auf unserer Schüssel nicht sehr deutlich, auf einer der Genter Schüsseln ist jedoch die gleiche Gestalt als Mittelbild dargestellt und sind dabei die Bücher sauber und genau gezeichnet, auch liesst man hier neben dem Bilde zu beiden Seiten die Buchstaben A und ω; wahrscheinlich stellt demnach das Mittelbild Christus, das Alte und Neue Testament festhaltend, dar.

Die fünf Bilder ringsum sind Brustbilder von Menschen, welche einen orientalischen, wo nicht ägyptischen Typus zeigen; eine Kopfbinde, welche übrigens auch das Mittelbild trägt, schmückt ihre Häupter. Bei den Genter Schüsseln ist dies anders. Auf der einen sind die Häupter des Mittelbildes und der sechs Bilder ringsum mit Nimben versehen und sind die Wörter in den Medaillons insgesammt Namen von Tugenden. Auf der anderen trägt das Mittelbild eine Kopfbinde, dagegen sind die Brustbilder mit einer vierspitzigen kronenartigen Kopfbedeckung ausgestattet, welche offenbar in Beziehung steht zu dem Inhalte der Inschriften der Medaillons, durch welche wir auf die menschlichen Sünden hingewiesen werden[1]. Kann man demnach die mit Nimben versehenen Figuren für Bilder von Heiligen und die Kronenträger für solche menschlicher Sünder erklären, so werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir in den menschlichen Figuren auf unserer Schüssel die Darstellungen von Menschen, den Trägern von Tugenden und Sünden vermuthen. Hierauf deuten auch die neben einander auftretenden ringsherum aufgezeichneten Namen der Tugenden und Sünden hin. Diese Wörter sind durch den des Lateinischen offenbar nicht kundigen Verfasser derartig entstellt worden, dass es nur mit Hülfe einer

1) De Béthune 21 weist auf die Analogie zwischen diesen Bildern und den Horusbildern auf den alten ägyptischen Monumenten hin.

Vergleichung mit den Genter Schüsseln möglich ist, ihren Sinn festzustellen.

Auf der Genter Schüssel der Tugenden lauten die Inschriften:

	....	
	IGN	
BO	(*benignitas*)	MN
NIT		SVE
(*bonitas*)		(*mansuetudo*)
	MD	
	EST	
CA	(*modestia*)	RE
TIT		LIG
(*castitas*)		(*religio*)
	PAX	
PR	(*pax*)	OBE
DEN		DIN
(*prudentia*)		(*obedientia*)
	FO R	
	TIT	
IM	(*fortitudo*)	IVS
EBA		TIC
(*imperturbatio*)		(*justicia*)
	PR	
	VID	
PE	(*providentia*)	RA
TA		IO
(*pietas*)		(*ratio*)
	DS	
	ICP	
SC	(*disciplina*)	CN
TA		IEN
(*sanctitas?*)		(*conscientia*)

Auf der Schüssel der Sünden lesen wir:

	INM	
	VNDI	
MA	(*immundicia*)	EBR
LIC		IET
(*malicia*)		(*ebrietas*)
	FRA	
	VS	
CR	(*fraus*)	EMV
APV		LAT
(*crapula*)		(*emulatio*)
	AM	
	BIT	
CON	(*ambitio*)	SVS
TEN		PIC
(*contentio*)		(*suspicio*)
	PE	
	CCA	
DOI	(*peccatum*)	ODL
VM		VS
(*odium*)		(*dolus*)
	VAN	
	ACLO	
PIG	(*vana gloria*)	DES
RIC		PERA
(*pigricia*)		(*desperatio*)
	DIS	
	SEN	
TRI	(*dissensus*)	FVR
STIC		OR
(*tristicia*)		(*furor*)

Der Inschriften-Cyklus der in Groningen entdeckten Schüssel lautet:

	INM VND *(inmundicia)*	
MA LIE *(malicia)*		EBR IET *(ebrietas)*
	FRA VS *(fraus)*	
CAS TIT *(castitas)*		EMV LAT *(emulatio)*
	RE CCA *(peccatum)*	
CON TEN *(contentio)*		ODL VS *(dolus)*
	PE CCA *(peccatum)*	
PRI VM *(odium?)*		ODL VS *(dolus)*
	DIS CIP *(disciplina)*	
TRI SAI *(tristicia)*		CONT NIE *(continentia)*

Man würde es ohne Kenntniss der Genter Schüsseln niemals wagen PRIVM als ODIVM, RECCA als PECCATVM und TRISAI als TRISTICIA zu erklären; da hier jedoch diese abgekürzten Wörter weniger fehlerhaft, und dabei in gleicher Ordnung in demselben Wörtertrio zusammentreffen, so ist unsere Deutung er-

laubt. Es ist klar, wie wir bereits oben hervorhoben, dass dem Künstler, welcher die Schüssel offenbar nach einer Vorlage schmückte, die lateinische Sprache nicht geläufig war und dass er die Buchstaben als Verzierung, des Sinnes der Wörter unbewusst, darstellte.

Es erübrigt jetzt noch die Frage zu erörtern, welchem Zwecke diese aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem XII. Jahrhundert herstammenden Schüsseln gedient haben. Herrn Aldenkirchen erscheint die Bestimmung zur Aufnahme des heiligen Oels bei verschiedenen kirchlichen Salbungen als die einzig mögliche. „Somit“, so schreibt derselbe, „dürfen wir, da eine andere Zweckbestimmung sich nicht ergibt, in den von uns veröffentlichten drei Patenen aus Aachen, Xanten und Trier gewiss auch solche patenae chrismales sehen, in welche bei der Vornahme kirchlicher Salbungen und namentlich bei feierlicher Ausspendung der Sacramente der Taufe, Firmung und Priesterweihe aus grösseren Ampullen das zur Verwendung kommende h. Oel gegossen wurde. Die im Innern der Schüsseln angebrachten bildlichen Darstellungen der Parabel vom barmherzigen Samariter, der nach Luc. X 34 Oel und Wein auf die Wunden seines Mitbruders goss, die so überaus sinnige, tief symbolische Veranschaulichung der sieben Gaben des h. Geistes und die Verse auf dem äussersten flachen Rande der Xantener Schüssel enthalten einen direkten Hinweis auf die Benutzung der Schüsseln bei Spendung der Sakramente als Patenen für das h. Oel.“

Aber, so hat schon Baron de Béthune gefragt, zwingt nicht die Entdeckung der Genter Schüsseln, diese Hypothesen zu modificiren? Er vertheidigt die Ansicht, unsere Schüsseln seien Waschbecken, sowohl zum kirchlichen Gebrauche bei der Messe, als auch zum Gebrauch der Ritter in den Schlössern. Eine ähnliche Schüssel in der National-Bibliothek zu Paris, welche mit Darstellungen der Haupt-Episoden aus dem Leben des Achilles geschmückt ist, mit Bildern unstreitig nicht geistlichen, sondern heidnischen Charakters, giebt ihm das Recht, eine derartige Meinung auszusprechen und zu verfechten. Ich persönlich bin nicht abgeneigt die Groninger Schüssel für ein Waschbecken zum kirchlichen Gebrauch zu erklären. Eine bereits im Jahre 347 bestehende Vorschrift der katholischen Kirche befiehlt den Priestern die Hände zu reinigen, bevor sie die heilige Messe auftragen. Dabei ist für die Beantwortung unserer Frage eine in der Chronik der berühmten Abtei von Aduard (in der Nähe von Groningen) sich vorfindende

Notiz von besonders grosser Bedeutung. Hier enthält die Lebensbeschreibung des Abtes Eggerdus (1268—1287) folgende Stelle[1]: „fecit praeterea fundi lavacrum aeneum ante refectorium, in quo fratres manus abluerent antequam altare vel mensam accederent; in quo lavacro Romana litera hi versus sunt conscripti:

Sordes mentales magis ablue quam manuales,
Inficiunt tales quia plus quam materiales;
Hoc non carnales sapiunt, sed spirituales."

Hieraus geht hervor, dass derartige kupferne, mit eingravirten figürlichen Darstellungen oder Inschriften geschmückte Schüsseln, lavacra, lavaria oder lavatoria in der Umgegend von Groningen in Gebrauch waren. Dieselbe Thatsache beweisen auch einige Inventare kirchlicher Geräthe aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, in denen diese Schüsseln in der Landessprache „mesken lavoirs" genannt werden. Endlich spricht es entschieden für die Verwendung der Groninger Schüssel als ein kirchliches Waschbecken, dass ihre Fundstelle die ehemalige grangia eines Jakobiner-Klosters war.

1) Vitae ac gesta abbatum Adwerdensium. Ed. F. Koppius, Groningae 1850, pag. 11.

5. Die Funde von Gleuel.

Von

J. Klinkenberg.

Das alte Pfarrdorf Gleuel, etwa 2 Stunden südwestlich von Köln gelegen, welches bereits in einer Urkunde Zwentibold's vom Jahre 898 unter dem Namen *Cloulo* erwähnt wird, hatte bisheran keine Ausbeute an Alterthümern geliefert, als es im März d. J. den genannten Mangel durch um so reichere Spenden wieder ausglich. Man verdankt dieselben der dem 11. Jahrhundert angehörenden romanischen Pfarrkirche, welche, dem Bedürfnisse längst nicht mehr genügend, einem Neubau hat weichen müssen. Die Funde gehören den verschiedensten Epochen an. Darf schon das aus dünnem Leder gefertigte und bemalte Messgewand eines in der Kirche begrabenen Priesters, wohl eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert, immerhin als eine Merkwürdigkeit bezeichnet werden, so verdienen weit grössere Beachtung die aus verschiedenen Zeiten stammenden Gewebe und Stickereien, welche den in den Altären geborgenen Reliquïen als Umhüllungen dienten und demnächst von sachkundiger Seite geprüft und gewürdigt werden sollen. Dazu kommen Steinüberreste aus der romanischen und fränkischen Epoche, darunter ein sehr gut erhaltener karolingischer Grabstein in Trapezform mit aufgezeichnetem Kreuz und Rosetten, sowie das Fragment eines andern, welches zu einem romanischen Kämpfer verarbeitet ist.

Am merkwürdigsten sind die aufgefundenen römischen Alterthümer. Das gothische Sakramentshäuschen enthielt einen Theil eines römischen Grabdenkmals mit der bekannten Darstellung des auf dem lectus tricliniaris ausgestreckten Verstorbenen. Von letzterem sind noch Kopf, Hals und rechter Arm sowie die Nische, in der das Relief angebracht ist, erhalten; die übrigen Theile sind durch Abhauen verschwunden. Zwei Ueberreste eines anderen Grabmonumentes aus Kalkstein fanden sich in den Fundamenten vor, während das ehemals zwischen beiden befindliche Stück fehlt. Das Denkmal scheint einem römischen Reiter anzugehören. Das obere Stück lässt noch zur Linken die sehr roh gearbeitete und stark verletzte

Gestalt eines Waffenträgers erkennen; Reiter und Pferd sind bis auf Reste von den Füssen des letzteren, die man am oberen Ende des unteren Stückes zu sehen glaubt, verschwunden. Auf letzterem steht auch die Inschrift, deren Schluss fehlt. Die mehr eingeritzten als eingehauenen Buchstaben, welche noch die Spuren ehemaliger rother Bemalung zeigen, erinnern in ihren Formen an die römische Cursivschrift. Die Inschrift lautet:

AVRVIN
EVKDEN

Zeile 1 lässt das zweite Wort die Ergänzungen *Vin(icius)*, *Vin(ucius)*, *Vin(nius)* oder *Vin(ius)* zu[1]). Zeile 2 sind an den beiden E die Querstriche sehr klein und undeutlich; das zweite könnte gradezu als I genommen werden. K dürfte trotz des Schadens, den hier der Stein gelitten hat, sicher sein. Als Ergänzung des ersten Wortes dieser Zeile bietet sich das häufig auch in Köln auf Töpferstempeln vorkommende *Euk(arpus)*[2]); man könnte auch an *Euk(les)* oder *Euk(ratus)* denken[3]). Für den Schluss der zweiten Zeile schlage ich die Lesung *de n(umero)* vor[4]). Die rohe Ausführung des Reliefs und der Inschrift, die Buchstabenformen, der doppelte Gentilname, vielleicht auch die Erwähnung der Numeri und der Ausdruck *de numero* ohne Beifügung von *miles* oder *eques*[5]) weisen, alles zusammengenommen, auf eine späte Zeit, wohl auf das 4. Jahrhundert hin.

Den schlecht erhaltenen Grabdenkmälern schliessen sich eine Reihe besser, z. T. sehr gut erhaltener Weihedenkmäler an. Dahin gehört zunächst eine 1,47 m hohe, 0,76 m breite und 0,34 m dicke Matronenädikula aus gelbem Sandstein, meines Wissens die stattlichste, welche in unsern Gegenden zu Tage gefördert worden ist. Dieselbe enthält zwei Nischen über einander. In der obern kleinern sitzen die drei Matronen, zwei mit Wulsthauben angethan, die mittlere ohne dieselbe. Auf dem Schoosse halten sie theilweise

---

1) Vgl. C. I. L. XII 4023. 2032. 1864. Eph. epigr. VII 1216.

2) Vgl. B. J. LXI S. 103, 108, 112; ausserdem C. J. L. XII 3507 u. s. w.

3) Vgl. C. I. L. XII 5900 und 5697, 8.

4) Durch N abgekürzt z. B. in der von Mommsen herausgegebenen Soldatenliste B. J. LXVII S. 47 f.

5) Muratori 1939, 5: *B(onae) m(emoriae) hic iacit Segetius d(e) scola gentilium.*

zerstörte Fruchtkörbe. Die untere Nische zeigt eine Opferscene, ähnlich der auf den Denkmälern der Matronae Cuchinehae[1]) und Ettrahenae et Gesahenae[2]) des Bonner Museums; nur sind auf letztern 4, auf dem unserigen 3 Personen bei dem Opfer betheiligt, wie es auf dem verlorenen Antweiler Steine der Fall war[3]). In der Mitte steht in schräger Stellung der Altar, rechts von demselben eine weibliche Person mit einer Wulsthaube (Matrone?), hinter dem Altar und links von demselben zwei Gestalten, von denen die erstere eine Kopfbedeckung mit auf den Rücken herabfallenden Bändern trägt. Leider lässt sich die Thätigkeit der einzelnen Personen in Folge der Verstümmelung mancher vorspringenden Theile, besonders der Hände, nicht mehr erkennen. Auf der am meisten sichtbaren Seite des Altars scheint ehemals die Weihinschrift gestanden zu haben. Auch die Seitenflächen des Denkmals sind mit Reliefs geschmückt, unter denen links eine Vase zu erkennen ist; die rechte Seitenfläche stand bei meiner Besichtigung zu ungünstig, als dass sich etwas Näheres über dieselbe sagen liesse.

Zwei der in den Fundamenten der Kirche gefundenen Weihinschriften sind Juppiter Optimus Maximus gewidmet. Die eine ist eine Kalksteinplatte von 0,56 m Höhe und 0,44 m Breite, unten mit einem Rande versehen und auf den Seitenflächen mit je einer Palmette geschmückt. Die Inschrift lautet:

I O M
M·VLPIVS
NORE|IA
NVS
V S L M

Vor- und Geschlechtsname des Weihenden legen die Vermuthung nahe, dass derselbe durch den Kaiser Trajan das römische Bürgerrecht erhielt.

Das andere Denkmal ist ein mächtiger Kalksteinblock, ca. 0,68 m breit, 0,88 m hoch und 0,65 m dick; oben und unten ist er mit einem ca. 0,10 m breiten, rings herumlaufenden Rande umgeben. Er trägt in grossen, zierlichen Lettern die Inschrift:

---

1) Ihm, Matronenkultus Nr. 255.

2) A. a. O. Nr. 305 u. S. 46.

3) A. a. O. Nr. 224. Das Relief auf demselben wird so beschrieben: *mulier, vir litantes ad aram; stat intermedius puer.* Vgl. Schannat, Eiflia illustrata I 1 Taf. II 8 und VI 24.

I · O · M
SACRVM
C·IVNIVS
FRONTINIVS
VISSV·IVSSVS

Bemerkenswerth ist der doppelte Gentilname, welcher zusammengehalten mit dem Charakter der Buchstaben die Inschrift dem 2. Jahrhundert oder dem Anfang des 3. zuzuweisen scheint.

Am bedeutsamsten unter den Funden ist der 0,88 m hohe, 0,705 m breite und 0,53 m dicke Block von rothem Sandstein, welcher den Kern des Hochaltares bildete. Während ihn unten rings herum (mit Ausnahme eines Theiles der Rückseite) ein Rand umgibt, ist er oben ohne Abschluss und trug hier jedenfalls eine Aedikula mit den Bildern der beiden Gottheiten, denen das Denkmal nach der Inschrift geweiht ist. Diese lautet:

.. \ H V E C C A N I S
AVEHAE·ET·HEL LVESAE
SEXTI·VAL·PEREGRIN
ET·VAL·FELCIO·FRATRES
EX·REDITV·IPSARVM
L P
MVCIANO·ET·FABIANO·COS

201 p. Chr. n.

Der Zeile 1 fehlende Buchstabe kann nach dem erhaltenen Reste und der Beschaffenheit des Wortes nur A gewesen sein. Das hier zuerst auftretende Göttinnenpaar der Ahuekkanen ist celtisch, wie das aus den Beinamen der Matronen sattsam bekannte Suffix *-eha* in *Ar-eha* beweist[1]. Vielleicht liegt auch in *Ahueccanis* das celtische *can* = Burg, Niederlassung, mit welchem die Matronenbeinamen *Octocannae* (*Octocanae*) und *Seccannehae* gebildet sind[2]. Ueber den Charakter dieser Göttinnen lässt sich aus unserer Inschrift kein Schluss ziehen; vermuthlich waren es segenbringende Gottheiten, ähnlich den Matronen. Ein Relief im Museum zu Poitiers stellt zwei mütterliche Gottheiten dar, die je drei Früchte im Schoosse

1) Vgl. Ihm, Matronenkultus S. 32.
2) Ihm, a. a. O. S. 26.

tragen, während die eine zwischen beide ein Füllhorn hält[1]). Auch der Frankfurter Stein mit der Widmung *Duabus*[2]) und der Alzeier mit D^V^NYMPHIS[3]) können hier vergleichsweise herangezogen werden. Zeile 3 ist SEXTI = *Sextii,* wie auf der Inschrift des Kölner Museums Düntzer Nr. 229: *Valeris Avitiano et Gratinae.* Neu ist unseres Wissens die Wendung *ex reditu ipsarum*: die beiden Brüder, unter denen wir uns die Curatores der genannten Göttinnen denken müssen, haben die Kosten des Monumentes aus der Kasse des Heiligthumes bestritten. Letztere war gewöhnlich auf Grundbesitz fundirt; dazu kamen laufende Einnahmen, besonders aus den Sporteln bestehend, welche für die Darbringung der Opfer gezahlt wurden[4]). Man vgl. mit unserer Inschrift C. I. L. XII 5370: *T. Valerius C. f. Senecio . . . . magistri pagi ex reditu fani Larrasoni cellas faciund(as) curaverunt* und Henzen Nr. 5990: *P. Fannius M. f. . . . . fanorum curatores ex pecunia fanatica faciundum curarunt idemque probarunt.*

1) Abgebildet bei Ihm, a. a. O. S. 54.

2) Ihm, Nr. 443.

3) C. I. Rh. 877. Nach Ihm zu lesen: *du(abus) Nymphis.*

4) Vgl. Mommsen, Römische Staatsverwaltung II S. 80 ff.

II. Litteratur.

1. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Erster Band. III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Mörs. IV. Die Kunstdenkmäler des Kreises Kleve. Zweiter Band. I. Die Kunstdenkmäler des Kreises Rees. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf, L. Schwann, 1892. gr. 8. VI und 170; VI und 180; VI und 158 S. Preis 5 M.; 5,50 M. und 6 M.

Das grosse, von dem Provinzialverbande der Rheinprovinz unternommene Werk, dessen beide ersten Lieferungen wir an dieser Stelle vor etwa einem Jahre besprachen (Jahrb. 92 S. 233 ff.), nimmt seinen rüstigen Fortgang. Drei weitere Kreise haben sich den damals behandelten beiden angeschlossen und hierdurch ist nicht nur der erste Band der Sammlung zu Ende geführt, sondern auch der zweite begonnen worden. Der nördlichste Theil der Provinz ist damit erledigt, es werden sich zunächst die Stadt Duisburg, die Kreise Mülheim a. d. Ruhr und Ruhrort, Stadt und Kreis Essen, Stadt und Kreis Düsseldorf anschliessen, deren Bearbeitungen theils unter der Presse, theils in Vorbereitung sich befinden. Die Anordnung in den einzelnen Heften ist die gleiche wie in den ersten Lieferungen, in denen sie sich als praktisch und übersichtlich bewährt hatte. Auf einige allgemeine Angaben über den gesammten Kreis folgen die durch ihre Denkmäler wichtigen Orte in alphabetischer Folge, dann eine Karte des Kreises, endlich ein kurzes Register der Orte, Sammlungen und Abbildungen. Auch Ausstattung, Druck, Illustrationen sind gleich ansprechend geblieben. Hervorheben können wir dabei mit grosser Befriedigung, dass letztere in verhältnissmässig grösserer Zahl sich vertreten finden als in den ersten Heften. Der Idealzustand, dass jedes irgendwie nennens- oder beachtenswerthe Denkmal durch eine Abbildung vertreten ist, wie ihn die neue „Beschreibung der antiken Skulpturen" des Berliner Museums erreicht hat, wird ja selbstverständlich der Kosten halber bei einem so umfassenden Werke nie zu gewinnen sein. Je mehr man sich aber demselben nähert und je zahlreicher die Illustrationen werden, um so werthvoller wird ein solches Inventar für die Wissenschaft sein. Die aufgenommenen Bilder sind mit Geschick ausgewählt, sie reproduciren die hervorragendsten Stücke und sind bei Architekturtheilen und Ansichten so gefertigt, dass sie thatsächlich ein klares und anschauliches Bild des in Rede stehenden Gegenstandes gewähren.

Der Abschluss des ersten Bandes wird gebildet durch zwei Seiten Nachträge mit Berichtigungen, welche besonders zu der aufgeführten Litteratur Ergänzungen enthalten und dann ein umfassendes Gesammtregister zu dem ganzen Bande. Dasselbe ist sachlich geordnet und beginnt mit den römischen Resten (Städte, Lager, Kastelle, Grenzwehren,

Strassen, Grabfunde, Skulpturen, Münzenfunde). Dann folgen germanische und fränkische Reste (Befestigungen, Grenzwehren, Grabfunde), Kirchliche Architektur (Romanisch mit Uebergangsstil, Gothisch, Kirchen des 16—18. Jahrh.), Profanarchitektur, also Burgen, Schlösser, Befestigungen, Rathhäuser, Wohnhäuser, Landwehren, Bauernhäuser. Hieran schliessen sich Einzelarbeiten, so zunächst die Ausstattung der Kirchen (Altäre, Sakramentshäuschen, Lettner, Dreisitze, Chorstühle, Taufstühle, Grabdenkmäler u. s. f.), dann Werke der Malerei einschliesslich der Glasmalereien, Werke der Skulptur bis zu den Elfenbeinarbeiten herab, Goldschmiedearbeiten, Glocken, Paramente, endlich die Inschriften (römische, vom Jahre 300—900, romanische, gothische, spätere). Ein Künstlerverzeichniss und eine Liste der architektonisch bemerkenswerthen klösterlichen Niederlassungen bildet den Schluss. Dieses übersichtlich zusammengestellte Register steuert der Unbequemlichkeit, welche naturgemäss die durch die ganze Anlage der Arbeit gebotene lokale Disposition des Stoffes für den Behandler bestimmter geschichtlicher oder kunsthistorischer Perioden, deren Schauplatz nicht nur innerhalb eines eng umgrenzten Gebietes zu suchen ist, mit sich bringen musste; es erleichtert die Benutzung des regestenartigen Werkes für die systematische Arbeit. Schon eine Durchsicht desselben wird manche Belehrung bringen, beispielsweise zeigen, wie gross, auch abgesehen von Xanten, die Zahl der Ueberbleibsel der römischen Zeit in den besprochenen niederrheinischen Bezirken ist.

Bei der Behandlung des Kreises Mörs fällt der Löwentheil der Arbeit Xanten zu; von den 164 Seiten des Textes sind ihm allein 93 gewidmet, und mit Recht, denn hier vereint sich die geschichtliche Bedeutung des Ortes mit der Fülle erhaltener Alterthümer, um das jetzt unbedeutende Städtchen zu einer der wichtigsten und interessantesten Stellen am Niederrheine zu machen. Hier stand einer der Hauptstützpunkte der Römerherrschaft in Germanien, die jedem Freunde des Alterthumes geläufigen Castra vetera des Tacitus und später die Colonia Trajana, deren Ueberreste sich in dem Werke in übersichtlicher, durch drei Pläne erläuterter Form geschildert finden. Später erhoben sich hier zu Ehren christlicher Märtyrer Kirchen und Kapellen, an ihrer Spitze die Kirche des h. Viktor, und wenn diese auch dem verheerenden Einfalle der Normannen 864 zum Opfer fiel, so entstand an ihrer Stätte ein neuer prächtiger Bau, den deutsche Könige und kölnische Erzbischöfe in gleicher Weise fortdauernd begünstigten. Seit dem 12. Jahrh. tritt Xanten an die Spitze eines der wichtigsten Archidiakonate des Erzstiftes, seine Kirche wetteiferte trotz gelegentlicher schwerer Schädigung, wie durch den Brand 1373, an Pracht und Ausdehnung mit den Kölner Anlagen. Die in den Kunstdenkmälern besprochenen und herausgegebenen, in der Kirche selbst erhaltenen Stücke legen noch heute Zeugniss ab von dem Ansehen, das der Dom bis in weite Ferne genoss und von dem Reichthum an Kunstwerken aller Art, die in ihm zusammenströmten. Und nicht nur die Kirche, auch die sie umschliessende Stadt blühte empor, ihr Ruhm drang durch die deutschen Gauen, in ihr sucht der Dichter des Nibelungenliedes Siegfrieds Heimathsstätte. Als die Reformation in dem südlichen Theile des Kreises

Mörs in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. durchgeführt ward, blieb Xanten mit dem Nordtheile des Gebietes dem katholischen Glauben treu und konnte so den katholischen Schmuck seiner Kirche beibehalten und weiter ausgestalten. Seine Fülle hat öfters zur Behandlung gelockt, Clemen giebt auf S. 81 ein Verzeichniss der einschlägigen reichen Litteratur, unter welcher vor allem ein seinerzeit auch in diesen Jahrbüchern (76 S. 216 ff.) besprochenes umfangreiches Werk von Stephan Beissel hervorragt. Diese ältere Litteratur hat der Verf. durchgearbeitet, verwerthet, mit eigenen Studienfrüchten vermehrt und auf diese Weise ein Bild der Victor-Kirche und ihrer Schätze gegeben, aus dem man die Schicksale des Baues, seine Umgestaltungen, Bereicherungen und Beschädigungen klar zu verfolgen vermag. Trotz der Ueberfülle des in dem Bau aufgespeicherten künstlerischen Materiales ist der Schilderung die Uebersichtlichkeit nicht verloren gegangen, der beste Beweis, wie richtig die Dispositionsweise ist, welche bei der Festlegung des Planes des Denkmälerwerkes gewählt wurde. Dieselbe bewährt sich, wie dieses Beispiel zeigt, bei einer reichen Kirche ebenso gut wie bei den ärmer oder auch geradezu ärmlich ausgestatteten, welche in den bisher behandelten Theilen der nördlichen Rheinprovinz bei weitem die Mehrzahl bilden.

Aehnlich wie Xanten und sein Dom, nur ihrem Werthe entsprechend minder ausführlich sind die übrigen Orte des Kreises behandelt. Ueberall wird dem Programm der Kunstdenkmäler entsprechend das Hauptgewicht auf kunsthistorisch wichtige Dinge gelegt, ohne dass darum der Zusammenhang der Werke und Orte mit der politischen Geschichte verloren ginge. Verhältnissmässig am knappsten werden die römischen und germanischen Funde besprochen, doch ermöglichen hier die Litteraturangaben es dem Archäologen einen schnellen Ueberblick zu gewinnen; des grösstenTheiles der betreffenden Ueberbleibsel der Vorzeit des Rheinlandes ist auch gelegentlich in diesen Jahrbüchern gedacht worden. Daneben finden sich jedoch eine Reihe bisher litterarisch nicht erwähnter Funde berücksichtigt, wie solche zu Winnenthal und vor allem ein kleines römisches Lager zu Hoch-Emmerich, welches eine eingehendere Untersuchung und Ausgrabung zu verdienen scheint.

Ausser den noch an Ort und Stelle befindlichen, bezw. in Kirchen u. s. f. aufgestellten Denkmälern sind in dem Hefte über den Kreis Mörs auch die in drei Sammlungen vereinigten besprochen und kurz inventarisirt. Am bedeutendsten unter denselben ist die Sammlung des Xantener Alterthumsvereins, welche besonders reich an römischen Gegenständen, darunter zahlreichen bei Xanten selbst gefundenen geschnittenen Steinen, ist; die aufgenommene Uebersicht ward vom Vorsitzenden des niederrheinischen Alterthumsvereins zu Xanten Dr. Steiner aufgestellt. Von Privatsammlungen kamen die des eben genannten Dr. Steiner mit italiänischen und deutschen Gemälden und die des Landraths Haniel zu Mörs mit Holzschränken, besonders der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und rheinischen Thonwaaren in Betracht.

In dem Kreise Kleve bilden Kleve und Kalkar die Mittelpunkte; das Hauptinteresse gruppirt sich um die Holzschnitzwerke der sog. Kalkarer

Schule, deren Arbeiten freilich, wie der Verf. hervorhebt, in fast gleichem Maasse in Kleve, Emmerich und Wesel entstanden sind. Als Auftraggeber erscheinen vor allen Gilden und fromme Bruderschaften, die mit den künstlerisch vollendeten, figurenreichen und daher oft etwas unruhigen Arbeiten die Kirchen auszustatten bestrebt waren. Zahlreiche charakteristische Proben dieser Kunstrichtung finden sich in dem Hefte durch Abbildungen theils in ihrer Gesammtheit, theils in charakteristischen Einzelstücken veranschaulicht. Für die Reproduktion des Hauptwerkes, des grossen Schreines des Meisters Loedewich zu Kalkar von 1498—1500 sind leider auf Taf. I und S. 55 zu kleine Dimensionen gewählt worden, als dass dieselben dem Eindrucke des Originales gerecht zu werden vermöchten. Weit anschaulicher sind die andern Bilder; vor allem das des Kalkarer Johannesaltars von um 1540 ist sehr gut gerathen. Ausser in Kleve und Kalkar finden sich auch in andern Orten des Kreises, wie in Zyfflich gute Arbeiten der Schule. — Die Zahl der Alterthümersammlungen ist im Kreise Kleve grösser als in den früher behandelten Bezirken, die interessante im Rathhaus zu Kleve aufgestellte konnte programmentsprechend, da ein gedruckter Katalog von Mestwerdt vorliegt, nur genannt werden. Ausführlicher gedacht wird der Gemäldesammlungen des Freiherrn von Hoevel zu Gnadenthal und Baron von Steengracht zu Moyland, der hervorragenden Sammlung von Skulpturen, insbesondere der Kalkarer Schule, des Bildhauers Langenberg zu Goch, der Sammlung römischer Alterthümer des Pächters Heyers auf dem Monterberg und der verschleuderten Sammlung des Pfarrers Wahl zu Qualburg. Eine Reihe germanischer Urnen besitzt Aloys Schlüpers zu Goch, dessen Hauptsammlung jedoch, ebenso wie die des Dr. Schraven zu Goch aus Porzellanen besteht.

Im Kreise Rees ist der wichtigste Ort die Stadt Wesel. An ihrer Geschichte lässt sich die Entwicklung rheinischen Befestigungswesens vom Ende des 14. bis zur Mitte dieses Jahrhunderts verfolgen und werden besonders die beachtenswerthen, Anfang des 17. Jahrh. aufgeführten, leider zum Theil kürzlich abgebrochenen Thoranlagen der Citadelle durch Wort und Bild erläutert. Auch die schöne Façade des Rathhauses zeigt eine Illustration; auf dem in ihm aufgestellten, auf Taf. VI publicirten Gerichtsbilde von Heinrich Dünwegge ist die neben dem Teufel mit dem Angeklagten sprechende Figur in langem weissen Gewande, langen Lockenhaar u. s. f. als Engel, nicht als Dominikanermönch zu deuten. Neben Wesel sind Emmerich, Rees und Hochelten zu nennen, an welch letzterem Orte das Fig. 40 abgebildete Krystallreliquiar beachtenswerth erscheint. Auf Taf. II findet sich das in mehrfachen Wiederholungen vorkommende (in Emmerich, Kleve, Rees), auf Grund älterer Porträts zusammengestellte eigenartige Gruppenbild der 6 Klevischen Herzöge von Adolph bis zu Johann Wilhelm, in guter Reproduktion vorgeführt. Die Zahl der in diesem Kreise vorhandenen Sammlungen ist auffallend klein. Das niederrheinische Museum zu Wesel ist noch sehr in den Anfängen; die in Wesel befindliche Sammlung von B. Küchel enthält wesentlich Porzellane und Möbel, die des rühmlich bekannten Lokalhistorikers Kaplan J. J. Sluyter zu Rees eine Reihe wenig bedeutender Bilder.

Zu den Kosten der Drucklegung der vorliegenden Hefte haben die Kreise Mörs und Rees und die Stadt Wesel in dankenswerthester Weise Beiträge bewilligt. Hoffentlich folgen die Vertretungen der weiter zur Behandlung kommenden Kreise diesem Beispiele und fördern so die Fortführung dieses für die Geschichte des Rheinlandes und seine Alterthümer grundlegenden Werkes, für dessen Durchführung ausser dem Verfasser, dem Provinzialverband und der Denkmälercommission, in ihr vor allem dem thatkräftigsten Förderer des Unternehmens, Herrn Geheimrath Loersch, der besondere Dank der Wissenschaft und der Alterthumsfreunde gebührt. A. Wiedemann.

2. Alexander Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur. Leipzig, B. G. Teubner, 1892. 8⁰. VII und 496 Seiten. Preis: 14 M.

Das Buch des um die rheinische Alterthumsforschung verdienten Verfassers bietet eine Sammlung aller Stellen der alten Schriftsteller, welche zur Aufklärung der Geschichte, der Geographie, Topographie und des Kulturzustandes der Rheinlande im Alterthum beitragen können — eine undankbare Aufgabe, wie der Verfasser mit Recht in der Vorrede betont, die aber doch auf den Dank der Historiker und Antiquare, überhaupt aller Freunde rheinischer Geschichte und Alterthumskunde zu rechnen hat. Die Stellen der Autoren sind, soviel Ref. übersehen kann, vollständig zusammengetragen, den griechischen Texten ist eine möglichst präcise lateinische (warum nicht deutsche?) Uebersetzung beigefügt. Wir finden Stellen, die allbekannt und bis zum Ueberdruss von Forschern jeglicher Gattung citirt, interpretirt, emendirt, corrumpirt worden sind, daneben aber auch solche, die mancher wohl zum ersten Male lesen wird. Benutzt sind die besten neueren kritischen Ausgaben, oder, wenn solche nicht vorhanden, die zugänglichsten, also Jordanes, Solin von Mommsen, Ptolemaeus von Carl Müller, Notitia dignitatum von Seeck, Gregor von Arndt und Krusch u. s. w. Nur in der Orthographie hat sich Riese einige Freiheit gewahrt; über sein Verhalten hinsichtlich der halbbarbarischen Orthographie des Gregor von Tours u. a. spricht er Seite 151 in der Anmerkung. Die wesentlichsten handschriftlichen Varianten sind unter dem Text notirt; bei eingehenderem Studium der einzelnen Stellen wird man natürlich die kritischen Ausgaben selbst zu Rathe ziehen müssen. Dies gilt z. B. von Ptolemaeus; Riese giebt (XIII 86) den Text nach dem Vaticanus 191 und weicht bisweilen von dem C. Müller'schen Texte ab. Müller setzt, um ein Beispiel anzuführen, Ptol. II 9, 2 *Ἀβρίγκα*, Riese zieht *Ὀβρίνκον* vor, ob mit Recht, scheint mir zweifelhaft (vgl. die *Abrincatui*; auch Zangemeister Westdeutsche Zeitschrift III S. 320 f.). Auf ausführliche Anmerkungen hat der Verfasser von vornherein verzichtet; sie treten sporadisch auf und sind elementarer Art, dienen zum Theil als Hinweisungen auf den Zusammenhang. Sachlich gleichgültige Worte und Sätze sind weggelassen, die Lücken durch Punkte gekennzeichnet. Ergänzungen im Text sind kursiv gedruckt; eckige Klammern deuten an, dass die Worte dem Schriftsteller nicht angehören.

Die ganze Sammlung ist in einzelne Abtheilungen zerlegt: erstens eine geschichtliche, die wiederum in 12 Abschnitte zerfällt (I vorrömische Zeit, II Zeit Cäsars, III Zeit des Octavianus Augustus, IV Claudische Dynastie, V Zeit der Aufstände 68—70 n. Chr., VI Zeit der Flavier, VII Nerva bis Septimius Severus, VIII Caracalla bis Carinus, IX Diocletian bis Constantin II., X Zeit des Julian, XI Zeit des ersten Valentinian, XII von 375 bis zum Ende der römischen Herrschaft, Ende des 5. Jahrhunderts). Zweitens eine geographische (XIII. Abschnitt) und drittens eine kulturgeschichtliche Abtheilung. Abschnitt XIV behandelt die Bauten unter folgenden Rubriken: 1) Städte, 2) Lager und Castelle, Heerwesen, 3) Grenzbefestigungen, 4) Brückenbau, 5) Gallische Befestigungsarbeiten, 6) über Strassenbau und dergl. (aus den Gromatici latini), 7) Bau der Häuser, Bäder, Villen, 8) Wasserleitungen, 9) Tempel und Götterbilder in Gallien, 10) Häuser der Gallier und Germanen. Abschnitt XV enthält „Verschiedenes“ (darin allerlei Nachträge, besonders solche Stellen, die zur Erklärung von Bildwerken und anderen Einzelfunden des Rheinlands, nicht von Bauten, verwendet werden können).

Innerhalb der einzelnen Abschnitte sind die Stellen nach Möglichkeit chronologisch geordnet, d. h. der Chronologie der Ereignisse entsprechend. Ausgezogen sind die Stellen aus den Autoren bis zum Ende des 5. Jahrhunderts; die aus der späteren Zeit, Kirchenschriftsteller u. a., zwar nicht vollständig, aber alles wesentliche hat seine Stelle gefunden. Aus den wenigen Notizen über Franci, die Raetiae u. a. bei Ambrosius u. s. w. ist nicht viel zu gewinnen; vielleicht hätten die *equi Burgundiones* bei Veget. mulomed. VI 6 und ähnliches erwähnt werden können.

Dass sich in diese Anordnung des Stoffes manche Inconsequenzen einschleichen mussten, ist dem Verfasser natürlich nicht entgangen; einige Stellen hätten unter verschiedenen Rubriken Platz finden müssen, kulturgeschichtliche Angaben sind schon in dem historischen Theil vorweggenommen und dergleichen mehr. Aber das liess sich nicht ändern, und Wiederholungen hätten zu viel Raum erfordert. Diesen Uebelständen hilft das Register ab, indem es solche Stellen nicht nur einmal, sondern unter sämmtlichen geeigneten Stichwörtern anführt.

Was die lokale Begrenzung anlangt, so hat sich der Verfasser dankenswerther Weise nicht zu enge Grenzen gesteckt, vielmehr die Rheinlande in ziemlich weitem Sinne berücksichtigt: Germania superior und inferior, das Land der Treveri, Mediomatrici, Tungri, Rauraci, Helvetii. Auch aus den entfernteren Gebieten Galliens, sowie aus Rätien und dem inneren Germanien finden wir solche Stellen angeführt, die zum Rheinlande irgend welche Beziehung haben, und in zweifelhaften Fällen giebt der Verfasser „lieber zu viel als zu wenig.“ In der geographischen Abtheilung (XIII) erwies sich dem Verfasser jede reale Anordnung als nicht durchführbar; er hat sich daher darauf beschränkt, die Stellen nach der Chronologie der Autoren zu geben. „Die kulturgeschichtlichen Abschnitte endlich sind zunächst für das praktische Bedürfniss der Entdecker, Ausgraber, Lokalforscher und der Museen bestimmt; sie geben, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob das Rheinland darin genannt ist oder

nicht, die für dieses wichtigen Stellen, denen allerdings vielleicht noch andere hätten hinzugefügt werden können." . . . „Was die Nachrichten über Christenthum und Kirche in den Rheinlanden angeht, so sind dieselben bis in das 5. Jahrh. einschliesslich vollständig gesammelt." Von der Wiedergabe der frühmittelalterlichen Legenden hat der Verf. abgesehen; nur über den „Apostel des Lahnthals" giebt er (XV 92) die erforderlichen Nachweise, „da noch in neuesten Schulbüchern die späte Tradition über ihn wie Geschichte gelehrt wird." Dagegen hat sich Riese nicht entschliessen können, auch mythologische Nachrichten einzureihen, mit der Begründung, einmal angefangen, hätten diese zahllos werden müssen. Gewiss, aber doch nur dann, wenn alle in Betracht kommenden Inschriften Aufnahme gefunden hätten. Die Inschriften aber hat Riese überhaupt ausgeschlossen, wie er selbst sagt, seiner ursprünglichen Absicht entgegen. Ich glaube, alle Freunde der rheinischen Geschichte und Alterthumskunde hätten ihm Beifall gezollt, wenn er sich nicht von dieser ursprünglichen Absicht hätte abbringen lassen. Der Hauptbeweggrund war wohl der, dass der sehnlich erwartete Zangemeister'sche Inschriftenband noch aussteht. Was die Inschriften für die rheinische Alterthumskunde bedeuten, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Wenn sie auch nicht für Alles unsere einzige Quelle sind, wie schön ergänzen sie topographisch, historisch, mythologisch die Berichte der Schriftsteller! Die wenigen Münzaufschriften, die der Verf. berücksichtigt hat, fallen dem gegenüber nicht sehr ins Gewicht, so dankenswerth auch ihre Aufnahme ist. Nur ganz vereinzelt finden wir in dem Buche auch inschriftliches Material verwerthet. Doch bescheiden wir uns. Der Verf. sagt am Schluss der Vorrede, dass, falls sein Buch günstig aufgenommen werden sollte, ein zweiter Band ihm folgen könnte, welcher umfassen würde, was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte des römischen Rheinlands verwendbar wäre. Hoffentlich geht dieser Plan in Erfüllung und versteht sich der Verf. dazu, was meines Erachtens noch wünschenswerther wäre, dann ein ganz neues Werk zu liefern, inschriftliches und litterarisches Material zusammen zu verarbeiten, dass eines das andere ergänze. Darüber werden ja noch Jahre vergehen, denn ehe der Inschriftenband der beiden Germaniae und tres Galliae vorliegt, ist daran kaum zu denken, und bis dahin wird der vorliegende Band auch ohne die Inschriften Nutzen stiften können. Dann erst, wenn das ganze Urkundenbuch vorliegt, wird eine allseitige Beschreibung der Rheinlande im Alterthum, die der Verf. von seiner Arbeit erhofft, möglich sein und wohl auch nicht lange auf sich warten lassen.

Dem Werk sind zwei Register beigegeben; das erste verzeichnet die Namen der benutzten Autoren, das zweite ist Sachregister. Letzteres fasst „neben seiner im Allgemeinen alphabetischen Anordnung auch manche Dinge in grösseren, mehr systematisch gehaltenen Artikeln zusammen, von denen einige unter deutschen Stichwörtern stehen, wie: Bauten, Berufsarten, Bildung, Christenthum, Geldspenden, Geräthschaften, Grenzen, Inschriften, Klima, Kriegführung der Einheimischen, Kunstwerke, Militär-

wesen, Sprache, Steuern, Verfall, Wagen, Weissagungen, Wunder.“ In dies Register haben sich allerlei Incongruenzen eingeschlichen. Seite 480 ist z. B. bei dem Wort 'marga' auf das Stichwort 'Ackerbau' verwiesen, das nicht vorhanden ist. Gemeint ist eine der 17 Stellen unter dem Stichwort 'agricultura', XIII 60, aber die Pliniusstelle selbst ist nicht ausgeschrieben. Einige Zahlenangaben sind fehlerhaft (S. 462 'Ambatiensis vicus', lies 14, 65; S. 467 'calceus', lies 15, 28; S. 480 'Mardellen', lies 14, 72 u. a. m.). Hinter den lateinischen Ortsnamen sind in Klammern die heutigen Benennungen angeführt (wenig genau z. B. 'Bodensee' sowohl hinter 'Acronus' wie hinter 'Venetus' lacus); Fragezeichen wären hier öfter angebracht gewesen, denn ob 'Nieder-Aewen' wirklich dem alten *Andethanna vicus* oder *Andethannale* (besser *Andetannale*, vgl. Glück, Keltische Namen bei Caesar S. 25) entspricht, müsste doch erst bewiesen werden. Doch sind diese Ausstellungen Nebendinge, welche die Brauchbarkeit des Registers nicht wesentlich beeinträchtigen.

Ausserdem hat der Verfasser das Register dazu benutzt, um an geeigneten Stellen eigene Ansichten kurz anzudeuten. Wenigstens eine derselben sei hier angeführt. S. 471 „*Decumates agri* XIII 80: nicht 'Zehntland', sondern, wie *Taurinates agri* von *Taurinum*, so von einem Namen *Decuma* oder *Ad decumum* (scil. *lapidem*), den der ursprüngliche Hauptort des rechtsrheinischen Gebietes geführt haben muss, abzuleiten.“ Ob diese Erklärung den Beifall der Sachverständigen finden wird, sei dahingestellt; ich meinerseits möchte es bezweifeln. Es wäre doch zu auffallend, dass dieser Hauptort des rechtsrheinischen Gebietes so spurlos in der Ueberlieferung verschwunden ist. Zudem meint Tacitus sicher ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, nicht nur die agri einer einzelnen Stadt oder Wegestation. Neuerdings sind die agri decumates wiederholt Gegenstand der Besprechung geworden. Zangemeister (Westdeutsche Zeitschrift III S. 244) fasst nach dem Vorgange Georg Friedr. Creuzer's (Altröm. Cultur S. 81 ff.) *decumates* als Nominativ und bemerkt, die zum Ackerbau verwendeten Theile dieses Gebiets seien zehntpflichtig (*agri decumani*) gewesen und daher würden die Ackerbauer selbst als *decumates* bezeichnet. Auch diese Erklärung, die ja sprachlich nicht unmöglich ist, dürfte schwerlich das Richtige treffen. Vgl. Asbach, Westdeutsche Zeitschr. V S. 372, der Mommsen's Bedenken (Röm. Geschichte V S. 138) gegen die Bedeutung von *decumates* = Zehntland gerechtfertigt findet und der Ansicht ist, dass das Wort *decumates* ein technischer Ausdruck der Feldmesskunst sei, die bekanntlich zahlreiche archaische Formen in ihrem Wortschatz bewahrt hat; ferner Hübner, Bonner Jahrb. LXXX S. 60, der gegen Zangemeister an der alten Bezeichnung *agri decumates* als der einzig bezeugten mit Recht festhält.

Den Abschluss des Buches bilden Nachträge und Berichtigungen zu den Autorenstellen (S. 494—496). Hier fiel mir die ansprechende Vermuthung zu I 7 (Plin. nat. hist. XXXVII 35) auf, dass die Vulgata *Gutonibus* fehlerhaft und das *Guionibus* der besten Handschrift den Namen der *Inguaeones* zu enthalten scheine.

Der Verfasser spricht in der Vorrede den Wunsch aus, dass sein

Buch für das Studium der rheinischen Vorzeit den erhofften Nutzen stiften möge; wir zweifeln nicht, dass dieser Wunsch in Erfüllung gehen und dass namentlich die grosse Zahl derer, die sich mit der alten Geschichte und Alterthumskunde der Rheinlande beschäftigen und von denen ein beträchtlicher Theil über ein nicht gerade grosses Maass philologischer Kenntniss und Methode verfügt, diesen brauchbaren Wegweiser mit Freude begrüssen wird. M. Ihm.

3. F. Haverfield, The Mother goddesses. With illustrations and a map. Sonderabdruck aus der Zeitschrift 'Archaeologia Aeliana'. Vol. XV. 1892. p. 314 ff.

Der bereits durch andere epigraphische Arbeiten bekannte Verfasser giebt in der obigen Abhandlung eine kurze, gemeinverständliche Darstellung des Mütter- und Matronenkultus, wesentlich im Anschluss an meine im Jahre 1887 erschienene Arbeit über diesen Gegenstand. Seit der Zeit hat sich das inschriftliche Material um mehr als 30 Nummern vermehrt, von denen nur ein kleiner Theil dem englischen Gelehrten bekannt ist. Er hat auch weniger den Kult in seiner Gesammtheit im Auge, als vielmehr die in Britannien entdeckten Inschriften und Skulpturen. Er will seinen Landsleuten ein Bild von dem Mütterkult auf britannischem Boden geben, und insofern ist seine Abhandlung eine ganz nützliche, zumal den Lesern fast alle noch vorhandenen Denkmäler in Abbildungen vorgeführt werden. Benutzt scheinen meist ältere Clichés (aus dem Lapidarium septentrionale u. s. w.). Auch ein Kärtchen ist beigefügt, aus dem man ein ungefähres Bild von der geographischen Verbreitung dieses Kults gewinnen kann, d. h. es sind dabei nur die Denkmäler in Betracht gezogen worden, welche die Bezeichnungen *Matronae* oder *Matres* oder *Matrae* aufweisen. Ueber den Gang der Abhandlung möge das Kapitelverzeichniss Aufklärung geben: I. Introduction, II. Distribution, III. Original seat of the worship, IV. Date and worshippers, V. Titulature, VI. Sculptures, VII. Kindred deities, VIII. General character. Im Einzelnen ist dazu nur wenig zu bemerken. Der Verfasser beschränkt sich auf das Nothwendigste, einige Ungenauigkeiten laufen mit unter, fallen aber nicht sehr ins Gewicht. Dass der Beiname *Ollototae* „of another land“ bedeute, habe ich bereits an anderer Stelle zu bezweifeln gewagt. Ebenso sind *Matres communes* für mich bis jetzt nicht erwiesen.

Auf die Darstellung des Kultus im Allgemeinen folgt eine Liste der in Britannien gefundenen Denkmäler der Matres und der verwandten Göttinnen, im Ganzen 62 Nummern, darunter einige incerta. Die unter Nr. 8, 21 a, 43 angeführten Skulpturen fehlen in meiner Sammlung, andere habe ich als unsicher absichtlich nicht aufgenommen. Neu gefunden sind Nr. 6 *Matribus Sulevis* etc. (Ephem. epigr. VII n. 844, vgl. Bonn. Jahrb. LXXXIX S. 241) und Nr. 19 *J(ovi) o(ptimo) m(aximo) et Matribus Ollototis sive transmarinis* (vgl. Bonn. Jahrb. LXXXXII S. 256 ff.). Uebersehen hat Haverfield merkwürdiger Weise eine Inschrift, die er selbst vor kurzer Zeit in der Ephemeris epigraphica VII n. 927 veröffentlicht hat

(*Matribus domesticis*), ebenso das Fragment mit *Matribus* (Nr. 354 meiner Sammlung; Watkin, Archaeol. journal 42 S. 145).

Den Abschluss bilden einige Addenda, die nur in dem Sonderabdruck, nicht in der Zeitschrift selbst stehen. Hier bemerkt Haverfield u. a., dass er die Inschrift des im British Museum befindlichen Rings CIL. VII 1299 genau geprüft habe, und dass nicht MATR|VIA, sondern MATR|VM darauf stehe. Ebenso hatten die früheren Herausgeber gelesen; erst Hübner im CIL. trat für die Lesart MATR|VIA ein. Sonach hat es den Anschein, dass die *Matres viales* in Wegfall kommen.

M. Ihm.

4. J. P. Waltzing, Découverte archéologique faite à Foy, en mai 1892. Une inscription latine inédite. Louvain 1892. 26 S. (S.-A. aus den 'Bulletins de l'Académie royale de Belgique' 3e série, tome XXIV).

Als Waltzing kürzlich über die in Foy (in der belgischen Provinz Luxemburg) gemachten römischen Funde berichtete (Korr.-Bl. der Westdeutschen Zeitschrift XI 1892. S. 102 f.), erklärte er, er habe über diese Funde eine längere Besprechung an die königliche Akademie in Brüssel gerichtet. Es ist das die vorliegende Abhandlung, auf welche hier kurz hingewiesen sei. Der Verfasser erörtert das Hauptfundstück, eine römische Inschrift, in sehr ausführlicher Weise, ohne aber viel Neues beizubringen; die kürzere Publikation im Korr.-Bl. d. Westd. Zeitschr. enthält schon alles Wesentliche. Die Inschrift lautet: *Deo Entarabo et Genio 7 (centuriae) Ollodag(i) porticum, quam Velugnius Ingenuus promiserat, post obitum eius Sollavius Victor fil(ius) adoptivos fecit.* Danach scheint auch auf der jetzt verschollenen Inschrift aus dem Gebiet der Treveri (Brambach CIRh. 855) ENTARABO statt INTARABO zu lesen zu sein *(Deo Entarabo ex imperio Q. Solimarius Bitus aedem cum suis ornamentis consacravit l. m.)* Bemerkenswerth die keltischen Namen *Sollavius*, *Velugnius* (vgl. Zangemeister, Korr.-Bl. d. Westd. Zeitschr. 1888. S. 115), *Ollodagus* (vgl. die *Matres Ollototae*. Jahrb. 92. S. 256 ff.). Die Deutung des *Entarabus* ist unsicher; Waltzing theilt S. 16 einige Vermuthungen des französischen Gelehrten D'Arbois de Jubainville mit. Die Inschrift gehört den Buchstabenformen nach, wie Waltzing und Zangemeister annehmen, in das erste nachchristliche Jahrhundert. M. Ihm.

5. Prof. Dr. Otto Kohl: Ueber die Verwendung römischer Münzen beim Unterricht. Programm des Gymnasiums in Kreuznach Ostern 1892 (Nr. 446). Kreuznach, R. Voigtländer. 8⁰. 68 S.

Diese Schrift, deren Hauptzweck darin besteht, den Lehrern höherer Schulen beachtenswerthe Winke zu ertheilen, wie sie die römischen Münzen beim Unterrichte nutzbar machen können, bietet eine solche Menge ansprechender Erklärungen der Münzbilder, dass sie sicher auch von allen angehenden Münzsammlern als willkommene Gabe begrüsst wird. Viele Stellen der Klassiker und manche geschichtlichen Vorgänge werden angeführt, welche durch bestimmte Münzen dem Verständniss der Lernenden näher gerückt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass

durch ein Vorgehen, wie es der Verfasser empfiehlt, das Interesse für die Alterthumswissenschaften überhaupt in erfreulicher Weise geweckt und gefördert wird. Im Hinblick auf die Münzfunde unserer Provinz hätten wir es vielleicht zweckmässiger gefunden, wenn den Kaisermünzen etwas mehr Raum zuerkannt worden wäre; die Familien-Denare haben eine genügende Beachtung gefunden.

Auf S. 4 in der Note wird mitgetheilt, dass die im Buche angegebenen Preise den Cohen'schen Münzwerken entnommen sind, auch wird der Rath ertheilt, man möge sich bei beabsichtigten Anschaffungen nur die in den Verkaufskatalogen mit „gut“ und „sehr gut“ bezeichneten Stücke schicken lassen. Was die Preise anlangt, so möchte ich davor warnen, sich durch deren Höhe einschüchtern zu lassen; die Erfahrung lehrt, dass für nicht besonders seltene Stücke von mittlerer Erhaltung die Cohen'schen Preise fast nie erreicht werden, am wenigsten bei Auctionen. Auch meine ich, Unterrichtsanstalten sollten bei der Auswahl der Exemplare nicht allzu wählerisch sein; vollständige Umschrift und Klarheit der Münzbilder sollte da genügen, wenn letztere auch etwas an Schärfe verloren haben. Der höchste künstlerische Genuss beim Beschauen geht dann allerdings in etwa verloren, aber hier ist doch der wissenschaftliche Zweck die Hauptsache und während bei vollendeten Stücken der Preis meistens hoch über die Cohen'schen Schätzungen hinausgeht, sind Exemplare mittlerer Erhaltung sehr billig zu erwerben.

van Vleuten.

6. Florenz Tourtual, Bischof Hermann von Verden, 1149—1167. Zweite Auflage. Berlin, J. A. Stargardt. 8. VIII u. 82 S. Preis 2 Mk.

In dankenswerther Weise hat sich Ulrich Graf Behr Negedank der Aufgabe unterzogen, die 1866 erschienene, längst vergriffene Schrift Tourtual's über Hermann von Verden durch eine Neuherausgabe wieder allgemein zugänglich zu machen. Er wurde hierzu vor allem durch die Ausführungen des Freiherrn von Hammerstein-Loxten bewogen, denen zufolge der Bischof dem Geschlechte der Behr angehörte. Die Wiedergabe der Arbeit ist eine durchaus getreue, hinzugefügt ist nur eine Anmerkung auf S. 1, welche auf die Hammerstein'schen Forschungen hinweist, während zwei in der ersten Auflage als Anhang gegebene Schriftstücke hier fehlen, da sie in einem Nachtrage zu den von Lisch herausgegebenen Urkunden und Forschungen zur Geschichte des Geschlechts Behr zum Abdrucke gelangen sollen. Das Werk selbst giebt zunächst eine Zusammenstellung der über Hermann bekannten Thatsachen, dann einen Aufenthaltsnachweis und eine Regeste für sein Leben, endlich einen Excurs über seine Sendung nach Spanien. Dasselbe zeichnet sich dabei durch seine sorgsame Benutzung der bis 1866 erschienenen Litteratur und durch einen wortgetreuen Abdruck der wichtigeren Quellenangaben aus, so dass man es noch jetzt mit Vortheil wird zu Rathe ziehen können.

A. W.

7. Moderne Geschichtsforscher. I. J. Lulvès, Die gegenwärtigen Geschichtsbestrebungen in Aachen. Eine kritische Studie. Aachen. Otto Müller. 1892. 8⁰. 104 S.

Das hohe Ansehen, in welchem der 1844 verstorbene Christian Quix noch jetzt bei den Aachener Lokalhistorikern steht, hat dazu geführt, dass einige seiner Schriften kürzlich in einem minutiös genauen Neudrucke herausgegeben worden sind. Wesentlich hierdurch ist der Verfasser vorliegenden Schriftchens bewogen worden, die Leistungen von Quix und anderen Aachener Lokalforschern von einem rein kritischen Standpunkte aus durchzuarbeiten und zu beurtheilen. Das Resultat, welches er dabei zu erweisen sucht, ist ein für die betreffenden Schriftsteller ungünstiges, der Stand der Aachener Geschichtsbestrebungen soll nach ihm ein trauriger, im Vergleich zu anderen Städten tiefer sein. Bei dieser Grundauffassung ist sein Urtheil über die Einzelleistungen schroff und absprechend, besonders da er selbst an in der Tagespresse erschienene Aufsätze streng wissenschaftliche Anforderungen stellt und sie dementsprechend kritisirt. Die Fehler der einzelnen Arbeiten werden besonders betont, die Verdienste, die sich zahlreiche der behandelten Männer um die Erhaltung und Sammlung von Materialien erworben haben, treten dagegen völlig zurück. So ist denn das Ergebniss ein wesentlich negatives, wenn auch die Aufführung einer reichen Fülle von Einzelarbeiten, deren Inhalt vom Verfasser skizzirt wird, auch positiven Werth besitzen wird. Zum Schlusse des rein polemischen, oft sehr persönlichen, wenig erfreulichen Schriftchens macht der Verfasser Vorschläge zur Besserung der von ihm so herb verurtheilten Verhältnisse. Er erwartet eine solche vor allem von einem engern Anschlusse der Lokalforschung an das Aachener Stadtarchiv, an welchem er selbst thätig war, dieses „als Sammelstätte aller Dokumente der Vorzeit unserer alten Kaiser- und Krönungsstadt muss demnach in den Mittelpunkt der lokalen Geschichtsbestrebung treten; von hier aus haben sie auszugehen, wollen sie wirklich wissenschaftlicher Wahrheit genügen“.

8. P. Florian Wimmer. O. S. B.: Anleitung zur Erforschung und Beschreibung der kirchlichen Kunstdenkmäler. In zweiter Auflage mit Illustr. vermehrt und herausgegeben von Dr. Math. Hiptmair. Linz 1892, bei Haslinger. 8⁰. XIV und 152 S.

Die erste Auflage dieser Schrift verdankt ihr Entstehen dem Bedürfniss, die kirchlichen Denkmäler der Linzer Diöcese einer baldigen gründlichen Erforschung und Beschreibung entgegen zu führen. Es wird vorab Werth darauf gelegt, das Vorhandene zu registriren; die kritische Beurtheilung wird in den meisten Fällen einer späteren fachmännischen Prüfung vorbehalten bleiben müssen. Um eine solche Beschreibung dem Nichtfachmanne zu ermöglichen, sind (S. 1 bis 116) eine Menge praktischer Fragen gestellt, welche sich auf die Geschichte, die Architektur, das Mobilar, die einzelnen Kunstwerke u. s. w. beziehen; jeder Frage sind nähere Erklärungen zugefügt, vielfach durch Abbildungen erläutert; so auf Seite 18 bis 37, eine kurze Abhandlung über die kirchlichen Stilarten.

(Hierbei vermisse ich die Berücksichtigung des sog. Uebergangsstiles). Zum Schlusse giebt dann der Verfasser ein alphabetischen Verzeichniss der auf den Heiligenbildern vorkommenden Attributen, mit der Angabe derjenigen Heiligen, bei welchen dieselben vorkommen.

Es scheint mir unzweifelhaft, dass an der Hand dieser Anleitung jeder Gebildete in der Lage ist, die Beschreibung einer Kirche so zu gestalten, dass der Forscher alsbald erkennen kann, wo es angezeigt und lohnend ist, ein gründliches Studium des Bauwerkes folgen zu lassen; und dies zu erreichen, ist ja der Zweck des Buches. F. van Vleuten.

9. Hildesheimer Land und Leute des 16. Jahrh. in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit von Dr. Carl Euling. Hildesheim, F. Borgmeyer. 1892.

Die Chronik des Hildesheimer Dechanten Johan Oldecop bringt aus der Feder eines objectiven Beobachters und glücklichen Darstellers, der in Beziehungen zum kaiserlichen Hofe und zu hohen Würdenträgern stand, Schilderungen der Ereignisse und Zustände in Niedersachsen aus der Zeit der Reformation. Ihr Herausgeber (Bibl. des Litt. Ver. Stuttgart Bd. CXC) bietet in dem vorliegenden Schriftchen eine Auswahl daraus, bestimmt, auch dem Nichthistoriker jene Zeiten näher zu bringen. In fünf Abschnitten (Oeffentliche Sicherheit, Glauben und Sitte, Ecclesia turbatur-clerus errat, Ein Fürstbischof, Aus Zeiten schwerer Not) gibt er dem Leser in frischer und anschaulicher Schreibart ein Bild der vielfach verworrenen und ungesunden Verhältnisse, die durch den Gegensatz auf religiösem Gebiet nur noch unerquicklicher wurden. Wenn auch das Büchlein seine Leser zunächst in Hildesheim und Umgegend suchen und finden soll, so ist die Auswahl doch eine so glückliche und sind die behandelten Gegenstände vielfach so typisch für jene Zeiten, dass es auch das Interesse eines jeden erregen dürfte, der die Kulturzustände Norddeutschlands im Anfange der Neuzeit kennen zu lernen wünscht. S.

10. Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Von Prof. Dr. G. Hellmann. (Sammlung popul. Schriften, herausg. von der Gesellschaft Urania zu Berlin. Nr. 8.) Berlin, H. Paetel. 1891.

Das Schriftchen gibt nach einer kurzen orientirenden Einleitung eine Uebersicht über die für den gemeinen Mann bestimmte Literatur, die sich auf die meteorologischen Erscheinungen bezieht, in folgenden sechs Abschnitten: Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg (um 1350), der Elucidarius, Wetterbüchlein, Bauern-Practik, Practiken und Prognostiken, Hundertjähriger Kalender. Die einzelnen Werke und Gattungen von Schriften werden eingehend unter Anführung von bezeichnenden Proben charakterisirt, in ihrem gegenseitigen Zusammenhang und dem mit anderen Werken beleuchtet und so eine litterargeschichtliche Uebersicht dieses bisher vernachlässigten Zweiges der volksthümlichen Litteratur gegeben. Bei den letztgenannten Gattungen sind facsimilirte Wiedergaben der Titel besonders merkwürdiger und seltener Schriften beigefügt. S.

III. Miscellen.

---

1. **Weihinschrift an die Göttinnen der Kreuzwege in Köln.** Bei meinem letzten Aufenthalt in Köln, September 1892 bemerkte ich im untern Kreuzgang des Museums Wallraf-Richartz ein kleines Altärchen mit der sauber eingemeisselten Inschrift:

QVADRV
BIS·DOMI
TIA·LVPV
LA·V·S·L·M

also *Quadrubis Domitia Lupula v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).*

Meines Wissens ist dieselbe nicht veröffentlicht. Der Stein ist nicht nummerirt, und in den Inventaren, die bis zum Jahre 1888 hinaufreichen, findet sich, wie mir Herr Hofrath Aldenhoven mittheilen lässt, keine Notiz darüber. Der Stein muss schon seit einigen Jahren im Museum sein; man kann annehmen, dass er zwischen 1885, in welchem Jahre die dritte Auflage des Düntzer'schen Katalogs erschien, und 1888 ins Museum gekommen und dass er unbeachtet liegen geblieben ist. Der Fundort dürfte Köln sein. Denselben Göttinnen geweiht ist der an der Aachener Strasse gefundene, von mir im Rheinischen Museum Bd. XLII 1887 S. 487 veröffentlichte Stein:

Quadrubiis Ucletianius Crescens

(vgl. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift VI 1887 S. 182, Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland LXXXIII S. 226, LXXXVIII S. 247).

Anhangsweise sei an dieser Stelle auf die jüngst in Carnuntum gemachten Funde hingewiesen. Bei den im November 1891 und im Sommer 1892 vorgenommenen Grabungen wurde ein ansehnlicher Gebäudecomplex mit erheblichen Ueberresten einer alten Strasse aufgedeckt. U. a. fand man zwei kleine Heiligthümer, beide angefüllt mit kleinen Votivaltären; die des einen Raums tragen meist die Widmung an den Flurgott *Silvanus domesticus* (ein Altar mit der Aufschrift *Diane sacurum*), die des andern sind den Kreuzweggöttinnen (*Quadriviae*, *Quadrubiae*) geweiht, einer den *Silvanae* und *Quadrubiae* gemeinsam (eine analoge Widmung CIL. III 4441, Bonn. Jahrb. LXXXIII. S. 121. Nr. 108; Fundort ebenfalls Carnuntum). Eine vorläufige Notiz über die interessanten Funde

steht im Nachtrag zum „Führer durch Carnuntum" von Kubitschek und Frankfurter (1892). Eine eingehende Publikation wird wohl in nächster Zeit von österreichischer Seite erfolgen. M. Ihm.

2. Zur Numismatik von Köln. In dem Annuaire de la Société française de numismatique v. J. 1892 kommt Herr Raym. Serrure auf zwei Münzen zurück, welche 1856 in Maestricht gefunden und in demselben Jahre von de Coster in der Revue belge de numism. besprochen wurden. Beide Münzen zeigen den Namen des Kölner Erzbischofes Hiltolf, doch war von Anfang an kein Zweifel darüber, dass dieselben im Hinblick auf Gepräge und Gewicht nicht in Köln, sondern in der Gegend der Maas geschlagen seien. Dannenberg, Deutsche M. d. sächs. und fränk. Kaiserz., Nr. 273 und 274, versetzte dieselben nach Malmedy.

Aus einer von Pinchart 1860 in der Rev. belge de numism. S. 361 veröffentlichten Urkunde ersieht Serrure, dass die Abtei St. Pantaleon in Köln von Bruno I. ausser Besitzungen in Wessem (in holl. Limburg gelegen) auch das Münzrecht daselbst erhalten habe, und glaubt in den oben angeführten Stücken, zwei von der Abtei Pantaleon in Köln, für Wessem geschlagene Münzen zu erkennen. Die Gründe, welche ihn hierzu veranlassen, hier alle zu wiederholen, würde zu weit führen, ich habe die rheinischen Numismatiker nur auf diese höchst interessante Bestimmung hinweisen wollen.

F. van Vleuten.

3. Rheinische Terracotta-Büsten. Als vor einigen Jahren zu Köln eine später in diesen Jahrbüchern 85 S. 55 ff., Taf. 3 publicirte, lebensgrosse Terracotta-Büste des fälschlich sogenannten Seneca entdeckt ward, wurde die Frage des antiken Ursprunges des Stückes viel besprochen. Eine moderne Fälschung erschien, durch den geringen Finderlohn, der für dasselbe gezahlt worden war, ausgeschlossen, ebenso wie durch den Fundbericht, welcher zeigte, dass es in altem Schutt gelagert hatte. Doch ward schon damals darauf hingewiesen, es könne sich um eine die Antike nachahmende ältere, bereits vor Jahren zerbrochene Büste handeln, welche seinerzeit in den Schutt geworfen, nunmehr wieder zum Vorschein gekommen sei. Dieser Gedanke ward jedoch mit der Motivirung zurückgewiesen, von einer Herstellung derartiger Terracotten im Rheinlande sei aus älterer Zeit nichts bekannt. Die beiden folgenden, dem Bönnischen Intelligenzblatt entlehnten Geschäftsanzeigen zeigen dem gegenüber, dass gerade im Rheinlande Ende vorigen Jahrhunderts die Thonindustrie und insbesondere die Fertigung von Imitationen antiker Büsten, darunter auch des sog. Seneca eifrig betrieben ward. Die rührigere unter den beiden zu nennenden Firmen scheint die von Imhof gewesen zu sein, dessen Annonce sich z. B. Jahrgang 1791 S. 340 f., 1792 S. 438 und 568 findet, während die von Zezzi 1790 S. 249 f.

steht. Sie werden im Folgenden vollständig wiedergegeben, da die betreffenden Jahrgänge des Bonner Blattes verhältnissmässig selten sind, und ihr Gesammtinhalt für die Beurtheilung der Fabrikanten nicht ohne Interesse ist. Diese Anzeigen beweisen, dass der Gedanke, derartige Büsten könnten der für die Antike begeisterten Zeit des letzten Kurfürsten entstammen, nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden darf. Von Interesse wäre es, und hierzu anzuregen ist mit der Zweck dieser Zeilen, wenn es gelänge, Erzeugnisse der beiden Fabrikanten nachzuweisen, um so Aufschluss über die Ergebnisse ihrer Thätigkeit und deren Verhältniss zu ihren antiken Vorbildern zu gewinnen.

„Künster-Anzeige.

Peter Imhof der jüngere Sohn, Bildhauer und Figurist in Erde gebackener Bilder in der Spielmannsgasse nächst Severinstrasse in Köln zeigt einem verehrungswürdigen Publikum hiermit an, dass er eine Kunstfabrik angefangen habe, in welcher man künftig alle Gattungen von Kunstbildern in gebackener Erde haben kann und zwar: 1) Alle Gattungen von antiken Bildern, als Herkules, Neptun, Merkur, Flora etc. etc. 2) Köpfe und Brustbilder der alten und neuen gelehrten und berühmten Männer, z. B. Platon, Homer, Cicero, Seneka, Cartesius, Newton, Leibniz, Gellert, etc. etc. 3) Kleine Gruppen von spielenden Kindergen, von Wassernymphen, von Thieren, etc. für auf Tische, dergleichen grose Gruppen für in Gärten und Vorhöfe. 4) Allerhand Vasen und Urnen mit Zierrathen in dem besten antiken, hetrurischen, griechischen und römischen Geschmack. 5) Allerhand Bassrelieven für Süporten, Medaillonen für an Kamine und Zierrathen in Arabeske für in Zimmer und Kirchen. 6) Marienbilder, und alle Gattungen von Bildern der Heiligen von allerhand Grösse für in Kirchen, Klöster und für an Häuser wie sie nur verlangt werden. Alle diese Bilder, Urnen und übrige Kunstwerke in dauerhaft gebackener Erde werden nicht allein gut aus freier Hand nach einer guten Zeichnung sondern so fein auspoussirt, als jemals ein Bild auf einer Porzellanfabrik kann poussirt werden. Hierbei hat man noch den Herren Käufern den besondern Vortheil bemerken wollen, dass alle diese mit dem grössten Fleiss und Kunst in gebackenem Thon poussirte Figuren billiger und wohlfeiler, als jene in Formen abgedruckte, steife, geschmacklose Bilder werden verkauft werden. Auf das Verlangen und Befehl der Herren Käufer werden die Bilder, Büsten, Gruppen, Urnen, etc. für in Zimmer mit einer Bronz- oder Goldfarbe oder mit einem neuerfundenen weissen Lackfirnis angestrichen, als wenn es der feinste Porzellan wäre. Briefe mit Geld werden postfrei ausgebeten. Um aber ein zu verehrendes Publikum von der Wirklichkeit dieser mit so vielem Fleisse in Erde gebackenen Bilder zu überzeugen; so kann jedermann wirklich verschiedene Figuren bei ihm (Peter Imhof, in der Spielmanns-

gasse) ganz unentgeldlich sehen, welche er für einen vornehmen deutschen fürstlichen Hof verfertigt hat.

Peter Imhof, der jüngere Sohn, Bildhauer und Poussirer in Erde gebackener Bilder, wohnhaft in der Spielmannsgasse nächst der St. Severinstrasse in Köln am Rhein."

„Kunst-Nachricht.

Da gewisse Leute (welche seit 30 bis 40 Jahren die Kirchen, Gärten und Häuser mit allerhand in Erde gebackenen steifen Bildern, mit krumbeinigten, dickbäuchigten und buckelichten Figuren, mit geschmacklosen Urnen [wie Buttertöpfe] ohne wahre Zeichnung und ohne antiken Geschmack angefüllt haben) sich erfrecht, nicht nur Bilder und Köpfe heimlich unter der Hand durch schlechte Bursche kaufen zu lassen, dieselben abzuformen, in ihrem Haus aufzustellen und solche auf eine unverschämte prahlende Art NB. für ihre eigene Erfindung fälschlich anzugeben: sondern sich sogar bei ihrer Stümperei erkühnt haben, andere wahre geschickte Künstler in öffentlichen Zeitungen auf die dummste Art anzugreifen, als wenn man ihre elende geschmacklose Bilderbäckerei nachaffen wolte; so rechne ich mir es zur Pflicht, einem Kunstliebenden und ächten Geschmack besizzenden Publikum anzuzeigen, dass meine Kunstarbeit von in Erde gebackenen Statuen, Brustbildern, Köpfen, Urnen, etc. etc. den besten Fortgang habe, dass meine in Erde angefangene Bilderbäckerei mit dem grössten Beifall und besonderen Vorzug bei allen wahren Kennern in Aachen, Bonn, Mainz, Koblenz, Elberfeld und in andern Städten im Reich, in Holland und benachbarten Ländern aufgenommen worden, wo man weder in Gärten noch in Häuser keine Affen, Puppen, Marionetten, keine steife Soldaten und Fehlervolle Bilder aufstellt. Dem Himmel sei Dank! dass man auch in unsern niederdeutschen Gegenden anfängt, ächten Geschmack in den bildenden Künsten zu kennen, zu lieben, dass man hingegen stümperhafte Bilder und dumme Hanswurstereien mit Verachtung ansicht. Ich habe nicht allein die Erlaubnis erhalten, aus einer fürstlichen Sammlung die schönsten Antiken, Statuen, Köpfe etc. etc. zu meinem Werke zu gebrauchen: sondern aus Rom die prächtigsten und meisterhaftesten Köpfe und Figuren mit vielem Aufwand zu erhalten, so dass ich ohne Prahlerei anzeigen kann, dass bei mir alle Arten von Statuen, Brustbildern, Köpfen, Hermen, Gruppen, Vasen, Urnen und alle möglichen Zierathen für an Häuser, für in Gärten, und für in Kirchen, nach dem besten antiken Geschmack, nach einer richtigen Zeichnung in dauerhaft gebackener Erde um die billigsten und wohlfeilsten Preise zu haben sein. Da meine Fabrik und Kunstwerk aus verschiedenen geschickten Künstlern besteht, so zeige zugleich an, dass ich auch ganze Kirchen, Zimmer, etc. mit in Stucatur erhabener Arbeit und Zierathen verfertige, wovon man dahier in Düsseldorf schon verfertigte Säle sehen kann. Auch wird auf meiner Fabrik aller natür-

liche Marmor in Tafeln für Tische, Fenster, Altäre, Predigtstühle, etc. von solcher Härte und Schwerheit verfertigt, als wenn es natürliche Marmor-Arten wären.

Anton Zezzi, Fabriquant und Figurist in Erde gebackener Bilder, wohnt in der Karlstadt in Düsseldorf."

A. Wiedemann.

4. In eigener Sache. Herr Dr. Georg Wolfram bringt im vierten Bande des Jahrbuchs des Vereins für lothringische Geschichte und Alterthumskunde eine Besprechung meiner in der vorliegenden Zeitschrift erschienenen Abhandlung über merovingische und karolingische Plastik, die er zu einer Weiterführung der leidigen Polemik über den Ursprung der Metzer Reiterstatuette im Musée Carnavalet benutzt. Das würde an und für sich keinen Grund für mich abgeben, noch einmal auf das Thema zurückzukommen, da ich alles Wesentliche längst gesagt und mich nur wiederholen könnte — nur einige unrichtige Angaben des Kritikers verlangen eine kurze Berichtigung. Wolfram überrascht mich mit seiner Mittheilung, dass er nach wie vor die genannte Statuette für ein Werk der Renaissance hält. Das thut mir aufrichtig leid, denn ich hatte allerdings gehofft, dass, nachdem alle in dieser Frage kompetenten Fachgenossen auf meine letzten Ausführungen hin die Möglichkeit einer Entstehung der Figur in dieser Zeit von der Hand gewiesen, nunmehr auch Wolfram seinen Irrthum, zu dem ihn voreilige Entdeckerfreude verführt, eingestehen würde. Mein Kritiker glaubt, die ganze Arbeit solle im Wesentlichen nur dazu dienen, meine Ansicht von dem karolingischen Ursprung der Figur zu stützen. Darin liegt eine doppelte Ueberschätzung: Wolfram überschätzt dabei sowohl den Werth der Statuette wie den seiner Einwände. Meine ganze Auseinandersetzung sucht er dadurch zu schwächen, dass er sie erst „lediglich einen Abdruck der früheren Replik" und dann, zwei Seiten später: „im Wesentlichen einen Abdruck" nennt. Damit ist Wolfram ein sehr bedauerlicher Rechenfehler begegnet. Die betreffende Replik zählt genau 104 Zeilen, der Abschnitt in den Bonner Jahrbüchern, der „Wiederabdruck", deren 330. Zum Schluss sucht Wolfram mich unter die testes suspecti zu klassificiren, indem er mir drei ungenaue Citate vorwirft. Er vergisst dabei nur zu bemerken, dass die bemängelten Citate sich überhaupt gar nicht in der kritisirten Arbeit befinden, sondern an einer ganz anderen Stelle, bei Gelegenheit einer bibliographischen Zusammenstellung in einer vor drei Jahren in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins erschienenen Abhandlung. Eines kritischen Epilogs auf die freundliche Schlussbemerkung Wolframs, mit der die in unnöthig gereiztem Tone abgefasste Apologie schliesst, darf ich mich wohl füglich enthalten. Clemen.

5. Morsbach. Römische Funde. Einige Kilometer südwestlich von Forbach in der Ebene, und am Fusse des Herapel (das Verzeichniss

der Literatur über diesen findet sich bei Kraus, Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. Band III S. 201 ff.) liegt der Ort Morsbach. Bei Anlage einer Kiesgrube auf freiem Felde fanden Bauern dieses Dorfes 5 bis 6 ziemlich gut erhaltene Urnen, die sie dem Pfarrer Bour in Rossbrücken, zu dessen Kirchspiel Morsbach gehört, übergaben. Bei einem Besuche bei genanntem Herrn im April d. J. sah ich diese Urnen und bewirkte, da eine systematische Ausgrabung an der dortigen Stelle günstige Ergebnisse zu versprechen schien, die bereitwillige und unverzügliche Zurverfügungstellung der nöthigen Geldmittel von Seiten S. Excellenz des Herrn Staatssekretär von Puttkamer auf Kosten der Landesverwaltung. Fünf Leichenverbrennungsstätten, welche durch eine starke Schicht von Kohlen und Aschenresten als solche kenntlich waren, vier kleinere und eine grössere, letztere etwa 8 Meter im Geviert, wurden aufgedeckt und die Fundstätte dergestalt als Begräbnissstätte gekennzeichnet. Zahlreiche Gegenstände lagen unregelmässig vertheilt, jedoch meist in nur geringer Entfernung von einander, 50—60 cm unter der Oberfläche im Kiesboden. Es waren vornehmlich Urnen von verschiedener Form und Grösse und mannigfachen Materials; sämmtliche jedoch mit Knochenkohlenresten gefüllt. Neben denselben befanden sich Krüge, Näpfe, Schalen, Vasen, ebenfalls verschiedenster Art und verschiedenen Materials, auch vielfach in terra sigillata, sowie mit Ornamenten und Thiergestalten. Ferner in grosser Zahl Lanzenspitzen und sonstige Waffenreste, Bronzegegenstände wie Armringe, Scheiben, Schlüssel, Kämme, Seihgefässe, Nadeln, Fibeln u. s. w., sowie Glasgeschirre und Münzen. 211 Nummern und 9 Münzen (darunter Agrippa, Vespasian, eine solche von Nemausus) wurden bis jetzt in das Metzer Museum übergeführt; doch wird die Ausgrabung noch fortgesetzt und täglich und stündlich werden neue Gegenstände zu Tage gebracht. Die Stücke, deren ausführlichere, von Tafeln begleitete Schilderung das nächste Jahrbuch bringen wird, sind fast durchweg vorzüglich erhalten, vor allem ein bronzener Schlüssel. Ausserdem erscheint wegen der Seltenheit des Vorkommens bemerkenswerth ein Kamm mit sehr feinen dichtgestellten Zähnen, der anscheinend als Bartkamm gedient hat.

Aus den Münzen ergibt sich, dass die Anlage aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammt. Möglicher Weise bildete sie den Begräbnissplatz der Besatzung des befestigten Lagers auf dem zur Seite gelegenen Herapel, womit die von F. W. Schmidt bei Kraus a. a. O. P. 202, freilich ohne Begründung, gegebene Notiz übereinstimmen würde. Da indessen die Entfernung der Fundstätte vom Herapel volle 2 Kilometer beträgt, so dürfte es wahrscheinlicher sein, dass wir es hier mit der Begräbnissstätte einer in der Nähe belegenen Niederlassung zu thun haben. Die Fundstätte liegt, um dies noch zu erwähnen, neben der am Herapel von der Römerstrasse Metz-Strassburg sich abzweigenden Strasse Metz-Mainz, deren Profil ich bis jetzt an fünf verschiedenen Stellen habe freilegen lassen.

Metz, 30. Mai 1893. Tornow.

Ein Felsenbild aus der la-Tène-Zeit.

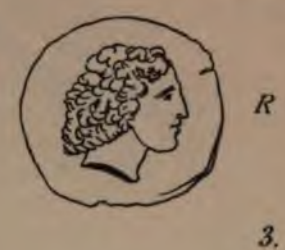


1.



2.

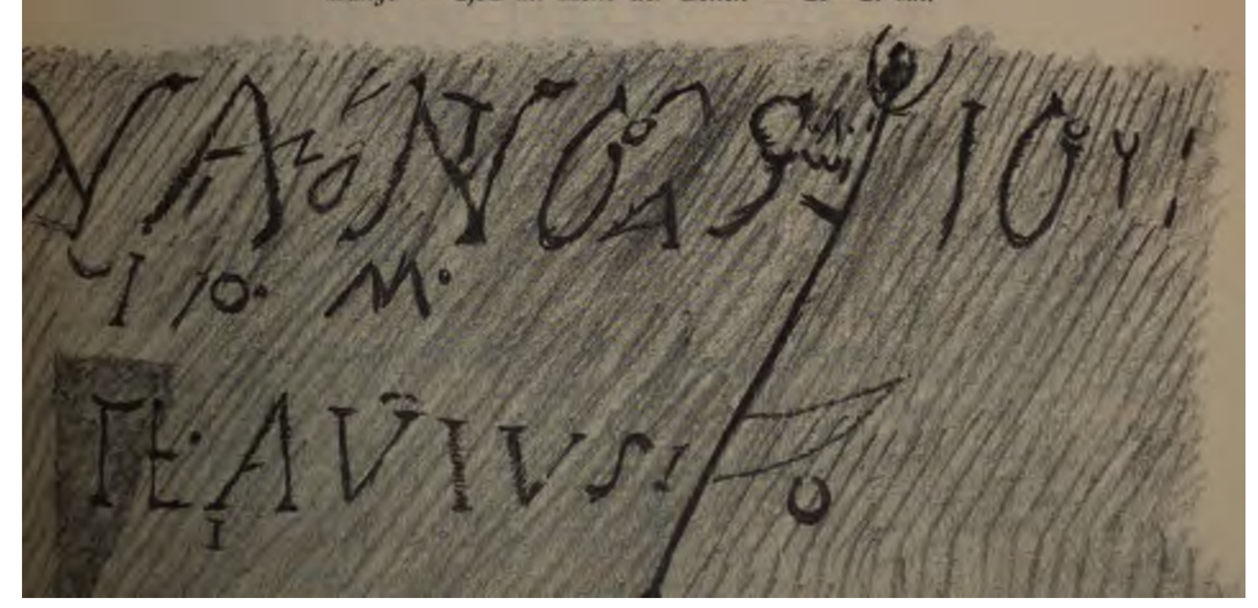
Gallischer Goldstater
von der
Rietburg.

A  R 

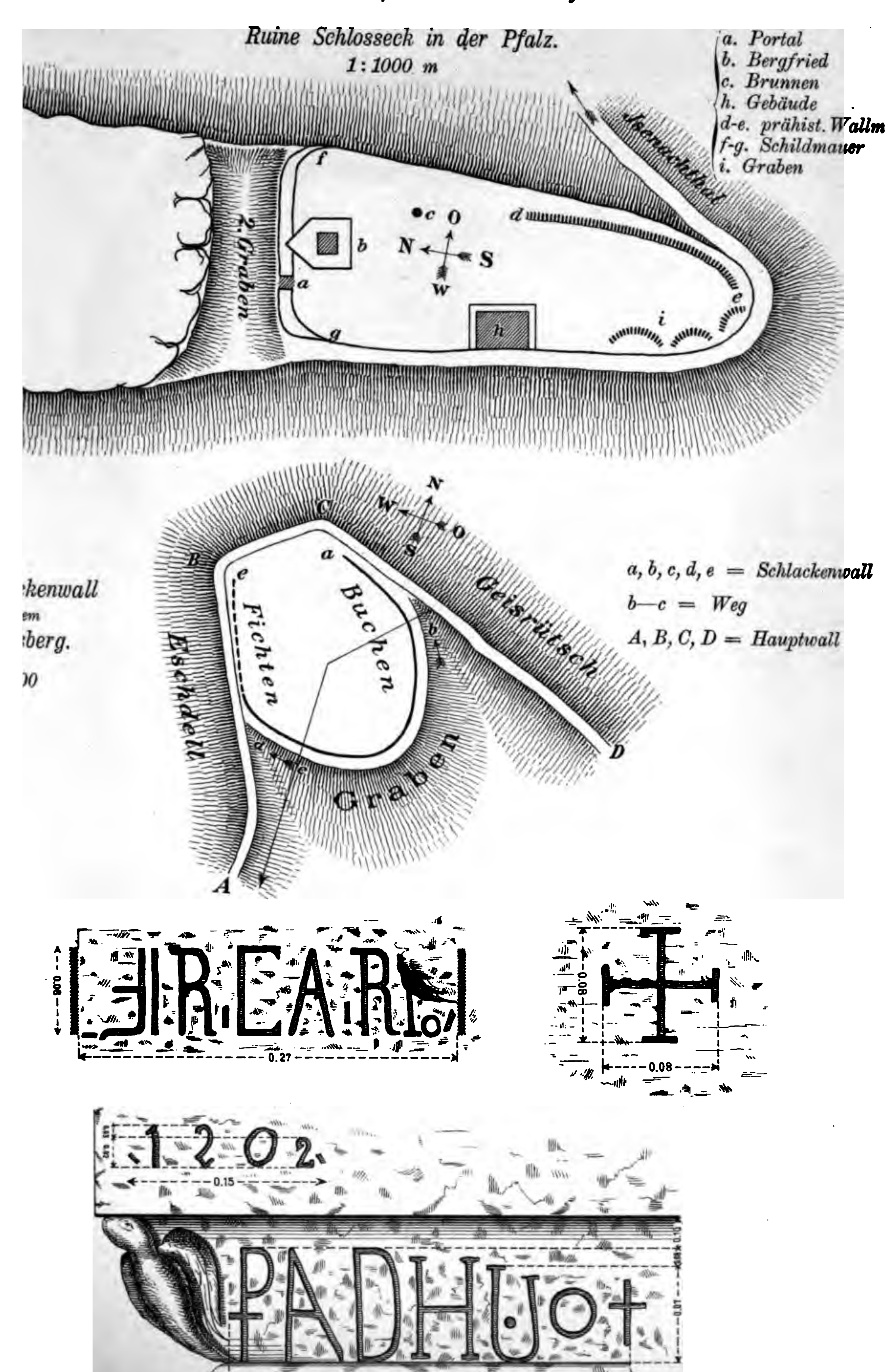
3.

Jnschrift am Brunholdisstuhl.

Länge = 1,34 m. Höhe der Zeilen = 10—17 cm.



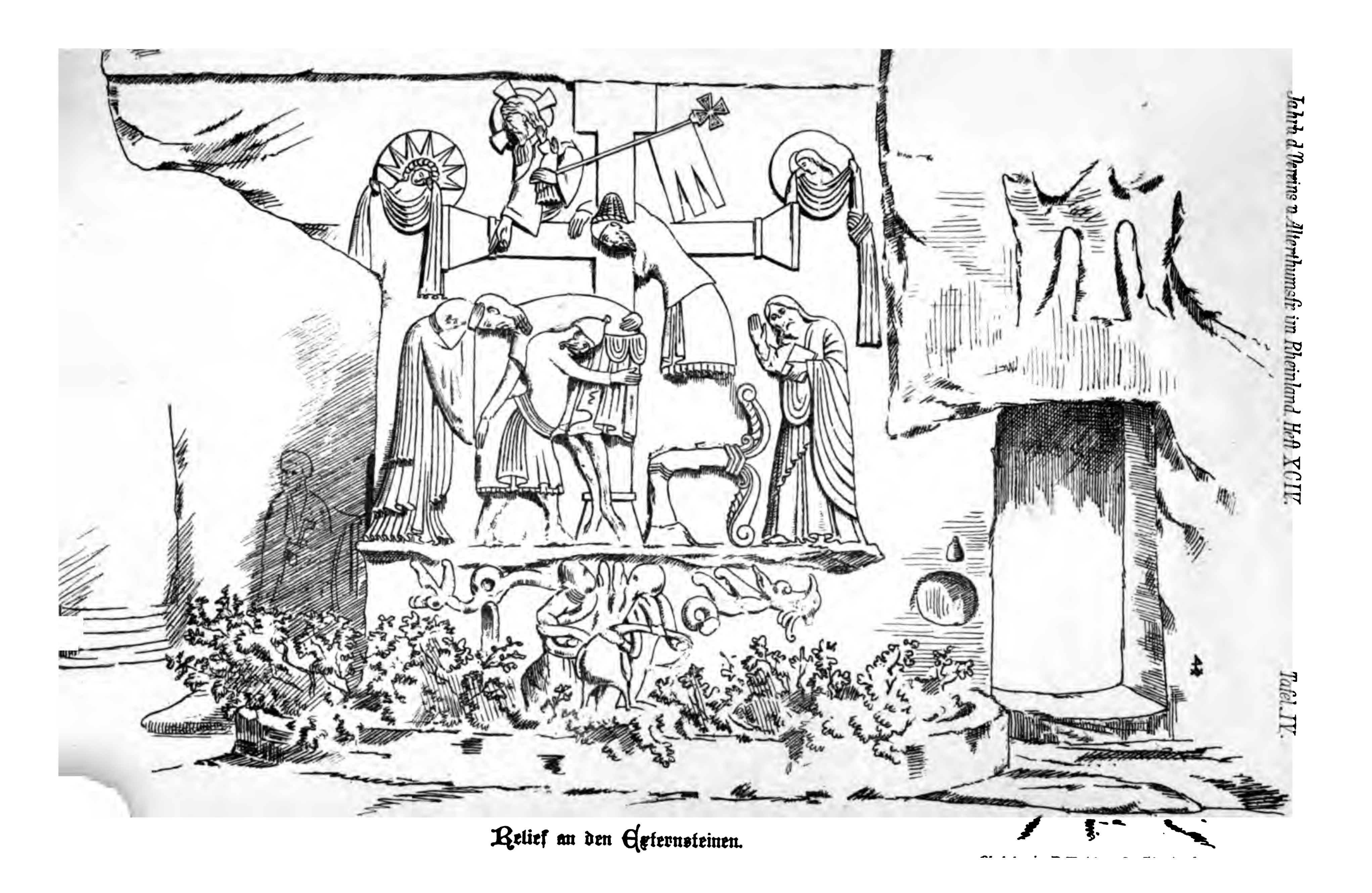



Ruine Schlosseck in der Pfalz.
1:1000 m
a. Portal
b. Bergfried
c. Brunnen
h. Gebäude
d-e. prähist. Wallm
f-g. Schildmauer
i. Graben
2. Graben
N
S
O
W
a, b, c, d, e = Schlackenwall
b—c = Weg
A, B, C, D = Hauptwall
Fichten
Buchen
Geisrütsch
Eschdell
Graben
1202
0.15
0.27
0.08
0.28



Römisches Terra sigillata Gefäß aus Asberg.

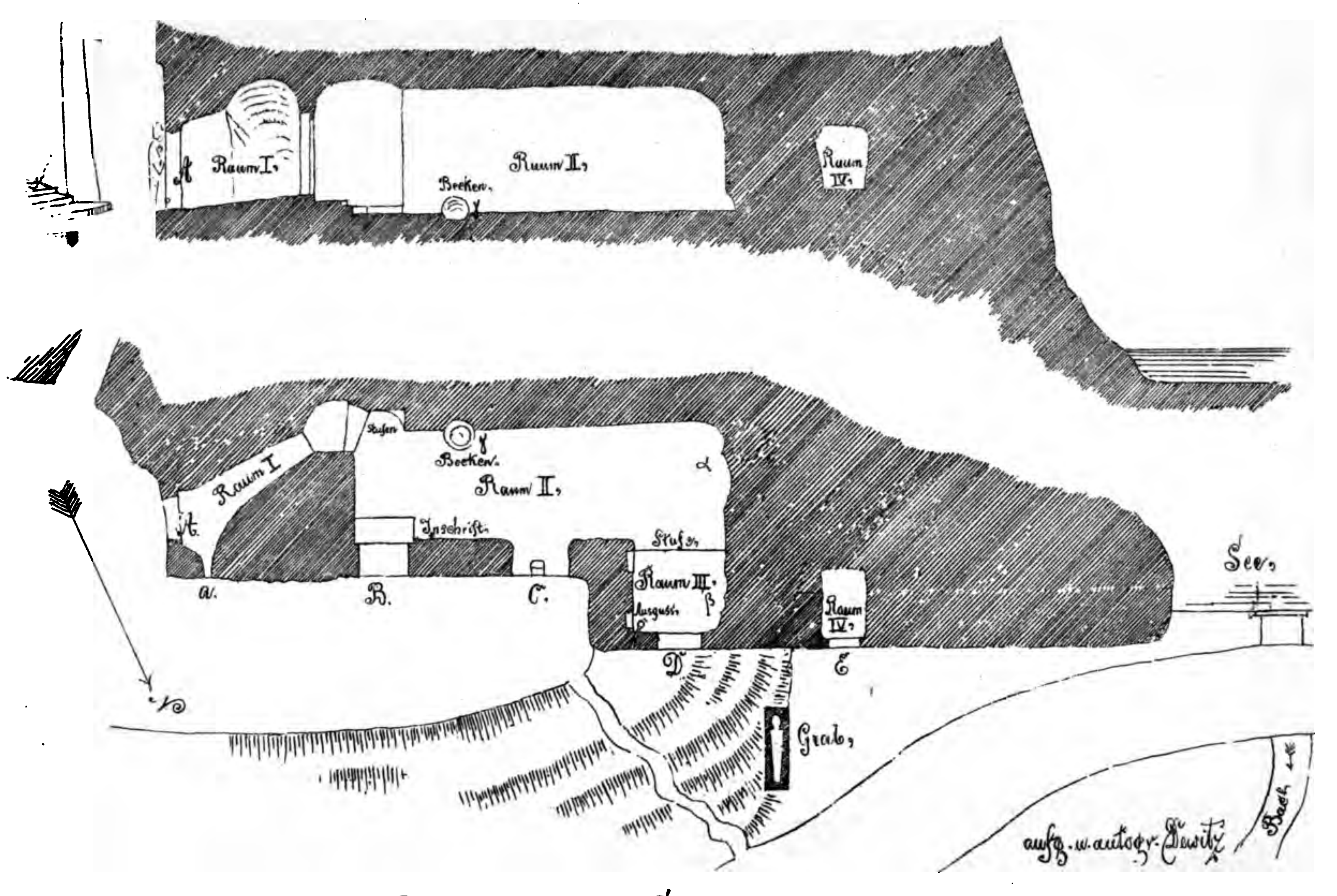
Photolypie B. Kühlen, M. Gladbach.



Relief an den Externsteinen.



Die Externsteine.



Plan der Grotten der Externsteine.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

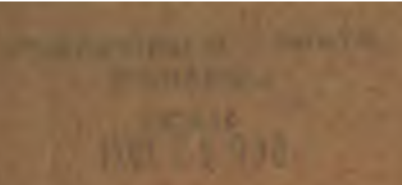
IM

RHEINLANDE.

HEFT XCV.

MIT 7 TAFELN UND 2 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1894.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

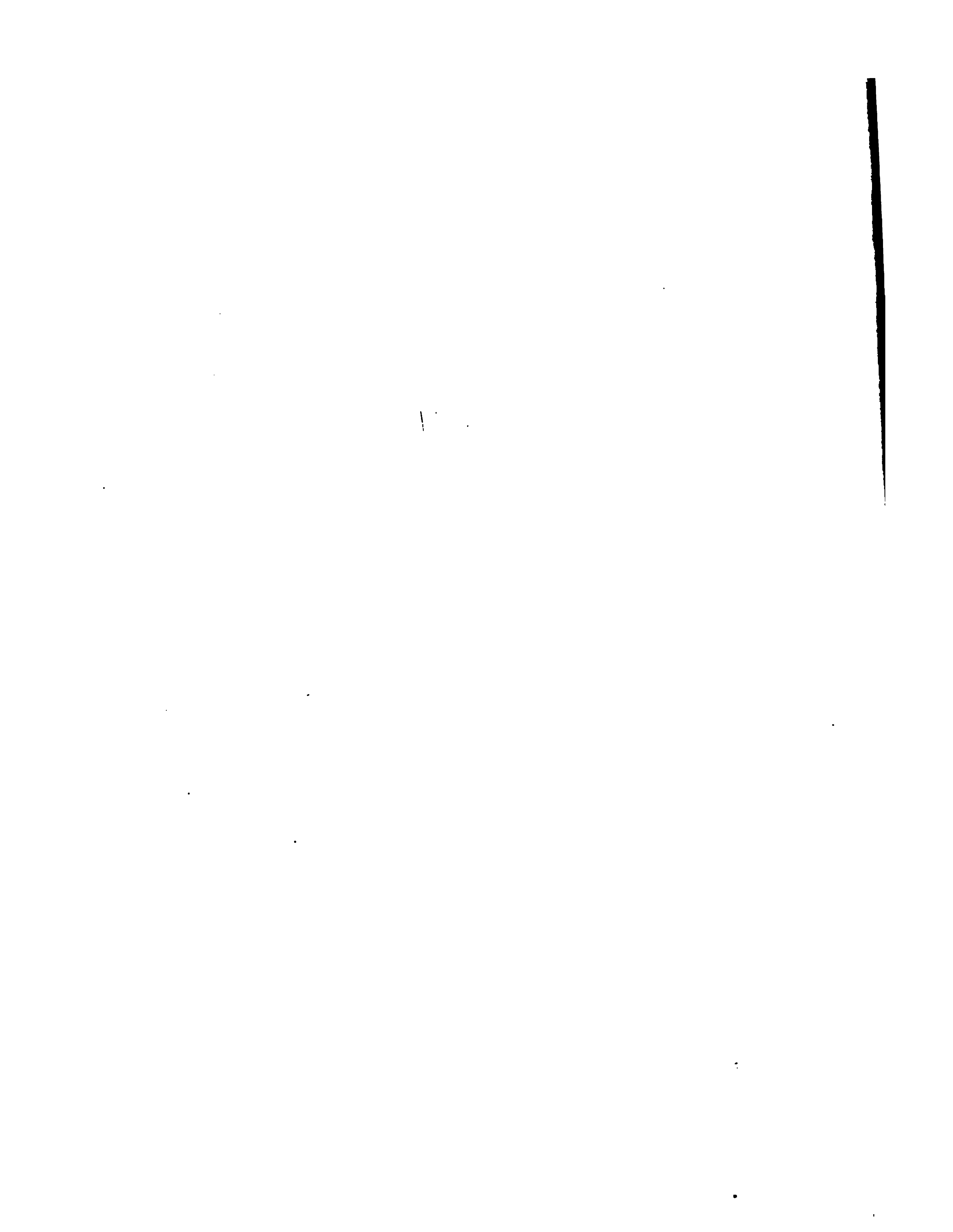
IM

RHEINLANDE.

HEFT XCV.

MIT 7 TAFELN UND 2 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1894.



Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Der Verkehr zwischen China und dem Römischen Reiche.

Vortrag zur Winckelmannsfeier am 9. December 1893 in Bonn.

Von

H. Nissen.

Am 9. December 1843, zwei Jahre nach seiner Gründung hat der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland zum ersten Mal diesen Geburtstag gefeiert; A. W. v. Schlegel hielt die Festrede über Winckelmanns Verdienste und Stellung zur Gegenwart. Unserem früheren Vorsitzenden war es vergönnt wie den fünfzigsten Stiftungstag so auch die fünfzigste Wiederkehr der Winckelmannsfeier zu erleben. Seiner sei am heutigen Abend zunächst gedacht: in dankbarer Treue gedenken wir des Mannes, der an Jahren ein Greis die Geistesfrische eines Jünglings entfaltete, der mit seiner warmen Liebe zur rheinischen Heimath, seiner Begeisterung für alles Edle und Schöne, seiner Herzensgüte, seiner rastlosen Thätigkeit, in jeder Fiber seines Wesens von wahrer christlicher Frömmigkeit durchweht und getragen, ein Jahrzehnt lang unseren Verein geleitet, gestützt, gehoben hat. Schaaffhausen pflegte die Gedenkfeier mit einem Rückblick auf die Fortschritte der Forschung im abgelaufenen Jahr einzuleiten; besonders gern verweilte er bei den friedlichen Eroberungen, die die Alterthumswissenschaft in fernen unbekannten Ländern gemacht hatte. In der That ist der Verkehr unserer Tage der mächtigste Hebel für die Förderung archäologischer Studien geworden, hat ihre Grenzen immer weiter vorgerückt. Wir beherrschen gegenwärtig ein Gebiet, von dessen Ausdehnung sich Eduard Gerhard nicht hat träumen lassen, als er zu Nutz und Frommen der Alterthumsfreunde die Gedenkfeier Winckelmanns in Italien und Deutschland einbürgerte. Mit dem äusseren Umfang

sind auch die Ziele der Alterthumsforschung stetig gewachsen: sie beschränkt sich nicht auf die Entwicklung der schönen Kunst, die Kunst kann nur im Zusammenhang mit dem Gesammtleben der Völker begriffen werden, sie fasst daher die ganze Cultur in's Auge, dem archäologischen Spaten verdankt die Weltgeschichte die wichtigsten Aufschlüsse, die ihr im neunzehnten Jahrhundert zu Theil geworden sind. Der weite Gesichtskreis bedingt es, dass die verschiedensten Richtungen in der Gemeinde Winckelmanns zusammen kommen und zusammen arbeiten, dass ein Naturforscher wie der verewigte Schaaffhausen neben einem Philologen, ein Kunstgelehrter neben einem Historiker, kurz und gut, dass Alle, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, die heutigen Dinge durch die Betrachtung ihres Entstehens und Fortgangs zu begreifen suchen, in den Reihen der Alterthumsfreunde ihren Platz finden. In diesem allgemeinen Sinne möchte ich mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang hinzulenken, in dem unsere archäologischen Studien mit der grössten Umwälzung der Neuzeit, der Erschliessung Ostasiens und der Entdeckung Amerikas stehen.

Für den eifrigen Zeitungsleser bildet die Chinesenfrage seit Jahren eine der brennenden Tagesfragen. Der Plantagenbau in unserer ostafrikanischen Colonie wird mit chinesischen Kulis betrieben. Vor ein paar Jahren wurde in den Kreisen mecklenburgischer Grossgrundbesitzer der Vorschlag laut, dieselben billigen Arbeitskräfte für die norddeutsche Gutswirthschaft einzuführen. Nach den in Californien und Australien gemachten Erfahrungen kann man nur dringend wünschen, dass unser Vaterland von derartigen Versuchen verschont bleiben möge. Denn wo die unheimlichen Gäste sich einnisten, wird man sie nicht wieder los: weder durch Gesetze noch durch rohe Gewalt. Der weisse Arbeiter kann den Wettbewerb des gelben nicht aushalten. Schlauheit, erbliches Geschick und vor allem eine erstaunliche Genügsamkeit sichern dem Fremdling eine entschiedene Ueberlegenheit. Weder Lust an Abenteuern, noch Abneigung gegen die Heimath, vielmehr bittere Noth treibt die schlitzäugigen bezopften Söhne des himmlischen Reiches hinaus, bei den Barbaren Verdienst zu suchen. Ein Reich von mehr als 360 Millionen, der grössten Menschenmasse, die je ein Staatswesen umschlossen hat, mit einer Dichtigkeit der Bevölkerung, die nur von unseren Industriebezirken erreicht wird, vermag es seine Bewohner nicht genügend zu ernähren. So innig und fest auch die

Familenbande sind, so sehr alles höhere sittliche Streben von dem Gedanken beherrscht wird in den Nachkommen fortzuleben, treiben doch viele Gegenden den Kindermord und die Obrigkeit drückt ein Auge zu. Von Zeit zu Zeit bricht aus den nichtigsten Ursachen ein Bürgerkrieg aus, dem Fieber vergleichbar, das unversehens den Körper packt, versetzt das ruhige Volk in Raserei, liefert Myriaden auf die Schlachtbank. Aber die Lücken füllen sich rasch und die Volksmenge ist in augenscheinlicher Vermehrung begriffen. Noch vor wenig Jahrzehnten war die Auswanderung zur See durch Gesetz und Sitte verboten. Gegenwärtig leben bereits 3 Millionen Chinesen in überseeischen Ländern, während die Zahl der in China wohnenden Weissen keine 10000 erreicht. Und da es sich bis jetzt nur um den Anfang der Auswanderung handelt, geben die angeführten Ziffern zu denken. Wie fernes Wetterleuchten das kommende Gewitter ankündet, mögen wohl die Chinesenhetzen in San Francisco als Vorboten eines unabsehbaren Kampfes erscheinen, den einst die weisse und die gelbe Race mit einander auskämpfen werden.

In titanenhaftem Aufschwung hat die europäische Cultur die Weltherrschaft errungen. Der Osten Asiens rüstet sich, seinen Antheil an der Erde Gütern einzufordern, langjährige schwere Unbill zu rächen. Voller Hass und Verachtung schaut der gelbe Mann auf den weissen, ungefähr mit den Gefühlen wie sie ein Burgherr, dessen Ahnen unter Friedrich Barbarossa ins Feld zogen, gegenüber dem Wucherer hegt, der ihm die Schlinge um den Hals wirft. Der Chinese verfolgt die Geschichte seines Volkes mehr als vier Jahrtausende aufwärts, druckte Bücher zu einer Zeit, als über unserem Erdtheil noch völlige Unwissenheit ausgebreitet lag, kannte den Compass, der die Entdeckung Amerikas ermöglichte, bald nach Christi Geburt. Seine Annalen zeigen ihm einen bunten Wechsel in der Vergangenheit: Schmach, Demüthigung, Fremdherrschaft — Glanz, Ruhm, Macht. Warum sollte er nicht auf einen Umschlag des Glückes hoffen? Sein Stolz hat sich lange gegen das Geständniss gesträubt, dass die heimische Technik von der fremden überflügelt sei. Aber neuerdings brechen sich die Ideen der Gegenwart unwiderstehlich Bahn, die Erfindungen des Westens treffen auf gelehrige Schüler, die Anlage eines grossen Eisenbahnnetzes steht vor der Thür. Und da das Land neben der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seines Bodens, neben seinen Menschenmassen, neben seiner uralten Cultur zugleich über die mächtigsten Kohlenlager der Erde verfügt, mag es wohl zu einer glänzenderen

Rolle berufen sein, als ihm die Welthändel der Neuzeit bis jetzt zugewiesen haben.

Ost und West, Gegensätze der Race, Gegensätze des Glaubens, Empfindens und Denkens! Zwei Jahrtausende sind seit ihrer ersten Berührung verflossen. Die Geschichte der schwankenden Beziehungen von den Reisen griechischer Kaufleute bis zu den Opiumkriegen der Engländer füllt ein inhaltreiches Buch. Das Anfangskapitel wird von der Alterthumsforschung geschrieben.

---

1. Chinesische Funde im Westen. In den 30er Jahren wurden in ägyptischen Gräbern aus der Pharaonenzeit Porcellanfläschchen gefunden, die zweifellos aus China stammten, zum Theil mit chinesischen Aufschriften versehen waren. Der Inhalt war Schminke, die Waare ziemlich ordinär. Aber welch' ein grossartiger Ausblick auf uralten Verkehr des Menschengeschlechts wurde uns dargeboten, wenn Rosellini in einem uneröffneten Grabe der 18. Dynastie ein solches Fläschchen auffand, wenn also die Damen am Nil um 1500 vor Christi Geburt die Schminke zum Färben ihrer Augenlider vom Gelben Fluss bezogen [1]). Leider ist der schöne Traum durch die unbarmherzige Kritik allmälich in sein Nichts aufgelöst worden. Die Sinologen erkannten in den Aufschriften Dichtersprüche des 11. und 12. Jahrhunderts n. Chr. [2]), die Erfindung des Porcellans reicht überhaupt nicht über den Anfang des 7. zurück [3]), endlich sind es gewöhnliche Schnupftabaksfläschchen und den Tabak haben die Chinesen erst im 17. durch die Holländer kennen gelernt. Ja unser Landsmann Hirth, ein ehemaliger Schüler Ritschls

---

1) Rosellini, Monumenti dell' Egitto, Pisa 1834. II 2 p. 337. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians, London 1842, III² p. 106.

2) Pauthier in Revue archéologique II (1846) p. 745.

3) Während Stanislas Julien in seinem grundlegenden Werk Histoire et fabrication de la porcellaine Chinoise, Paris 1856, die Erfindung des Materials, das für die chinesische Kunst die gleiche Bedeutung gehabt hat wie der Marmor für die griechische, unter die Dynastie Han (185 v. — 87 n. Chr.) ansetzte, wird solche von F. Hirth, Ancient Porcelain, a study in Chinese mediaeval industry and trade, Journal of the China branch of the Royal Asiatic society XXII (1887) p. 129 f., bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts herabgerückt und mit den Versuchen, die Bereitung des hochgeschätzten Glases der Mittelmeerländer zu entdecken, in Verbindung gebracht.

und Haupts, schliesst aus der Arbeit, dass die Gefässe nach 1820 gemacht sind, mithin wenige Jahre alt waren, als sie von den pfiffigen Arabern in die ägyptischen Grabkammern hineingeschmuggelt wurden [4]). Ganz der nämliche Betrug ist in Assyrien bei den erfolgreichen Ausgrabungen Layards 1845 fg. ins Werk gesetzt worden [5]).

2. Römische Münzfunde im Osten. Keinerlei Bedenken unterliegt die Nachricht von der Auffindung römischer Kaisermünzen im nördlichen China. Ungefähr vor 60 Jahren kamen in der Provinz Shansi 16 Münzen aus verschiedenen Regierungen von Tiberius bis Aurelian zu Tage und durch Ankauf in den Besitz eines Bankiers von Shanghai. Die Sache blieb unbeachtet und ist erst neuerdings an's Licht gezogen worden [6]). Begreiflicher Weise ist es als seltener Glücksfall anzusehen, wenn in so fernen, unserer wissenschaftlichen Polizei entrückten Gegenden derartige Thatsachen zur Kenntniss gebildeter Europäer gelangen. Indessen steht jener chinesische Fund keineswegs allein. In Cochinchina tauchte vor 30 Jahren ein Grosserz Maximins I. auf [7]), bei Kalkutta ein grosser Schatz von Goldmünzen aus der späteren Kaiserzeit [8]). Zahlreich kommen dieselben auf Ceylon und an der Westküste Vorderindiens zum Vorschein [9]), urkundliche Zeugen von den alten Handelsverbindungen der Römer, wie die im Umkreis der Ostsee gemachten Funde. Der Luxus, die Verfeinerung der Sitten im Kaiserreich hatte nahezu zwei Drittel der östlichen Erdhälfte ihren Zwecken dienstbar ge-

---

4) F. Hirth, die chinesische Porzellanindustrie im Mittelalter, Chines. Studien I p. 47, München und Leipzig 1890.

5) Layard, Ninive and Babylon p. 279, London 1853. Layard behandelte die Sache kaltblütig und wollte die Fläschchen frühestens arabischem Import des 8. oder 9. Jahrhunderts zuweisen.

6) Mir nur bekannt durch die Notiz in The Academy 1886 no. 730 p. 316.

7) Revue numismatique N. S. IX (1864) p. 481.

8) Cunningham, Archeological survey of India XIII p. 72, Calcutta 1871 f. vgl. II 148. 162.

9) Grosser Fund von Goldmünzen (Augustus bis Caracalla) bei Tellichery an der Malabarküste, Journal of the Asiatic society of Bengal XX (1851) p. 371, Sitzungsber. der ph. hist. Cl. d. Wiener Ak. IX (1852) p. 573. Andere Funde sind zusammengestellt von Mommsen, Röm. Münzwesen p. 726, Friedländer, Repertorium p. 388, Lassen, Ind. Alterthumskunde III p. 82.

macht. Die Händler zogen bis zum Polarkreis um die weichen Daunen der Eidergänse [10]), nach Ostpreussen um Bernstein [11]), nach den Nilseen um Elfenbein zu holen [12]), zogen nach Indien und schliesslich nach China.

3. Wege nach China [13]). Zwei Wege standen vom Mittelmeer nach China offen: der Land- und der Seeweg. Der letztere ist heutigen Tages der leichtere, im Alterthum der schwierigere. Wenn unsere Dampfer die Reise von Suez nach Hongkong in 24 Tagen zurücklegen, so brauchte ein antikes Schiff ebenso viel Monate wie der Dampfer Tage; noch im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Marco Polo auf der Heimreise von China nach Venedig 3 Jahre unterwegs. Viel eher liess sich die Verbindung zu Lande herstellen. Aber sie führt hunderte von Meilen durch die centralasiatische Wüste, durch unfruchtbare wasserarme Steppe, über welche eisige Nordstürme fegen, wo der schaurige Winter oft bis Ende Juni anhält. Sesshaftes Leben ist hier vielfach ausgeschlossen. Reiterhorden ziehen unstät umher. Dies ist die Heimath der Skythen, Saken, Hunnen, Mongolen, Türken, jener Horden, die in den verschiedensten Epochen der Geschichte vernichtend in das Reich der Gesittung eingebrochen sind. Das zweihöckrige baktrische Kameel, das 10—14 Tage ohne Speise und Trank aushält, konnte den Reisenden allerdings durch die Wüste Gobi hindurch tragen, aber er brauchte ausserdem einen starken Arm und einen klugen Kopf, um sich vor den Wegelagerern zu schützen. Nur die Aussicht auf hohen

10) Plin. N H. X 54 IV 104.

11) Plin. N. H. XXXVII 45.

12) Kürzlich ging die Nachricht durch die Zeitungen, dass bei Matadi am Congo, 150 km oberhalb der Mündung in 1 m Tiefe eine kleine Silbermünze Traians gefunden worden sei. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Kenntniss der Nilseen zur Kaiserzeit, wie sie auf den Karten des Ptolemaeos vorliegt, von der neueren Forschung erst in den sechsziger Jahren erreicht und übertroffen worden ist, so wird man Bedenken tragen, der Nachricht von vornherein den Glauben zu versagen. Warum sollte nicht in Folge des Elfenbeinhandels eine römische Münze an den Congo gelangt sein können?

13) F. v. Richthofen, China I p. 444 f. Berlin 1877. Ders. Ueber den Seeverkehr nach und von China im Alterthum und Mittelalter, Verh. d. Ges. f. Erdk., Berlin 1876, III p. 86. Ueber die centralasiatischen Seidenstrassen, ebd. IV p. 96.

Gewinn konnte zu einem Wagniss verlocken, dessen Grösse wir leicht unterschätzen.

4. Seidenbau in China[14]). Der Verkehr zwischen China und dem Westen ist im Alterthum eingeleitet und unterhalten worden wegen eines Artikels, in dessen Erzeugung China noch immer den obersten Rang auf dem Weltmarkt behauptet, wegen der Seide[15]). Es giebt in China und Japan, wie in Indien und Vorderasien mehrere Gattungen von Raupen, die bei ihrer Verpuppung ein Gespinnst hervorbringen, das abgelöst und verwebt werden kann. Bei der hohen Vollendung, zu welcher die Kunstweberei frühzeitig in Vorderasien gelangte, ist man auf diesen Stoff aufmerksam geworden; Aristoteles im 4. Jahrhundert v. Chr. kennt eine blühende Industrie, die ihn verarbeitet, auf Kos, einer griechischen Insel an der Küste Kleinasiens[16]). Indessen kann sich das Gespinnst der auf Eiche, Esche, Cypresse, Terpentinbaum lebenden Arten weder an Glanz noch an Feinheit mit der auf dem Maulbeerbaume lebenden Raupe messen. Letztere ist die eigentliche Seidenraupe, von ihr stammt die weisse glänzende Seide. Freilich muss die Kunst eingreifen. Wenn man den Schmetterling ausschlüpfen lässt, so zerreisst er die ihn umgebenden Hüllen, die Fäden können nicht mehr abgewickelt werden, es bleibt nichts übrig, als die leeren Hüllen zu kämmen, zu spinnen und so jenen minderwerthigen Stoff zu erzielen, den die Franzosen galette nennen. Um die Cocons unversehrt zu erhalten, das Gespinnst in ursprünglicher Feinheit und Schönheit abzuhaspeln, muss die Puppe durch Anwendung starker Hitze getödtet werden. Dies hat eine Kaiserin von China ausfindig gemacht, angeblich 2700 Jahre vor Christi Geburt. Die dankbare Nachwelt versetzte sie unter die Sterne und verehrt sie seitdem am Himmel unter dem Zeichen des

---

14) E. Pariset, Histoire de la soie, 2 v., Paris 1862 f. Der Verfasser als ehemaliger Seidenfabrikant in Lyon redet mit seltener Sachkunde. J. Yates, Textrinum antiquorum, an account of the art of weaving among the ancients I p. 160, London 1843. C. Ritter, Erdkunde VIII p. 679.

15) Ueber Chinas Handelsverhältnisse s. Hirth, Studien I p. 102. Die beiden wichtigsten Ausfuhrartikel sind Seide und Thee: der Werth der 1891 ausgeführten Seide betrug 37, des Thees 31 Millionen Taels.

16) Arist. hist. anim. V 19, 6, daher Plin. N. H. XI 76 vgl. IV 62. Die Alten unterschieden vestes Coae, bombycinae und sericae, die an zweiter Stelle genannte Seide stammt aus Assyrien und scheint gelb gewesen zu sein, vgl. Marquardt, Privatleben der Römer p. 476 f.

Scorpion als Genius der Maulbeerbäume und Seidenwürmer. Die Seidenzucht ist immer eifrig vom kaiserlichen Hofe betrieben worden, auf seine Mitglieder beschränkt sich ursprünglich die seidene Tracht und gewinnt langsam in den höheren Schichten der Gesellschaft Aufnahme. Ihre Heimath ist der Norden des Landes, die Provinzen nördlich vom Gelben Fluss. Sobald die Seide ausgeführt, von fremden Völkern hoch geschätzt und theuer bezahlt wurde, nahm die Zucht dauernd an Umfang und Bedeutung zu.

5. Einfuhr und Verbrauch der Seide[17]. Wie früh die Seide auf dem Wege des Tauschhandels nach Vorderasien gelangte, ist nicht zu sagen. Möglicherweise wird sie bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. vom Propheten Ezechiel erwähnt[18]. Der erste Grieche, der sie nennt, ist Nearchos, der Admiral Alexanders d. Gr.; in Indien war sie ihm unter ihrem heimischen Namen bekannt geworden[19]. Den Chinesen heisst Seide Sse mit dem gewöhnlichen Affix ör Sser oder Ssir und dies Wort ist mit dem Gegenstand weit gewandert[20]. Die Griechen entlehnen *σήρ* in der Bedeutung Seidenwurm, leiten davon *σηρικόν* für das Gespinnst ab und bilden einen Volksnamen *Σῆρες*, die Seidenmänner oder Seidenhändler, diejenige

---

17) Pardessus, Mémoire sur le commerce de la soie chez les anciens, Mémoires de l'acad. des inscr. XV (1842) p. 1—47. M. Reinaud, Relations politiques et commerciales de l'empire Romain avec l'Asie orientale pendant les cinq premiers siècles de l'ère chrétienne, Paris 1863: mit grosser Vorsicht zu benutzen.

18) Ezech. 16, 10. 13 meschi, von den hebräischen Auslegern durch Seide erklärt, in der Septuaginta *τρίχαπτον* Haartuch übersetzt: Kamphausen (in Riehms Handwörterbuch des bibl. Alterth., Leipzig 1884 unter Seide) weist darauf hin, dass letztere Bezeichnung, ähnlich wie seta, saeta serica, auf Seide wegen deren unübertrefflicher Feinheit und Festigkeit sehr gut passe und ist geneigt, diesen Stoff in der That als den vom Propheten gemeinten zu betrachten. Die Erklärung der Herodot I 135, Xen. Kyrop. VIII 1, 40 und sonst erwähnten medischen Kleidung als seidener wird vor Procop b. Pers. I 20, b. Vand. II 6 nicht ausdrücklich ausgesprochen.

19) Nearch bei Strab. XV 693 (fr. 8 Müller). Der unerklärte Name der Rohseide metaxa wird von Lucilius gebraucht Fest. 265 M. lini metaxa. Beim Untergang des Crassus führen die Parther seidene Fahnen, Flor. I 46, 8, bei den Spielen Cäsars 46 v. Chr. werden seidene Sonnensegel aufgespannt, Dio XLIII 24.

20) Klaproth, Sur les noms de la Chine, Mém. rel. à l'Asie III p. 257, Paris 1828. Ders. u. Remusat, Journal Asiatique II (1823) p. 243.

Bezeichnung, welche für die Chinesen im Alterthum bei Griechen und Römern üblich geblieben ist. Die Züge Alexanders nach Indien und zu den Steppen Centralasiens erschlossen dem Abendland eine neue Welt, eröffneten dem Handel neue Wege, der Industrie neue Bezugsquellen [21]). Wie seitdem der indische Elephant zum regelmässigen Bestand der Armeen gehört, indische Droguen in die Apotheke, indische Gewürze in die Küche eindringen, so gewinnt die Baumwolle Indiens und die Seide Chinas in der Manufactur eine stetig zunehmende Verwendung. In den Städten Syriens klein und gross, vor allem dem altberühmten Tyros [22]), sodann in Aegypten in dem rasch aufblühenden Alexandria [23]), des grossen Königs zukunftsreicher Gründung schlägt Weberei, Färberei, Stickerei, kurz und gut was wir Modeindustrie nennen, ihren Sitz auf. Hier wird die feine weisse Seide Chinas verarbeitet. Der Transport vertheuerte sie in dem Masse, dass sie noch im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit Gold aufgewogen wurde [24]). Bei einem Preis, der

21) Polyb. III 59 *ἐν δὲ τοῖς καθ' ἡμᾶς (καιροῖς) τῶν μὲν κατὰ τὴν Ἀσίαν διὰ τὴν Ἀλεξάνδρου δυναστείαν τῶν δὲ λοιπῶν τόπων διὰ τὴν Ῥωμαίων ὑπεροχὴν σχεδὸν ἁπάντων πλωτῶν καὶ πορευτῶν γεγονότων.*

22) Blümner, Die gewerbliche Thätigkeit der Völker d. klass. Alterth., Leipzig 1869, p. 18 f. Tyros mit höheren Häusern als Rom hat die berühmtesten Färbereien der Welt, Strab. XVI 756 f. Plin. N. H. V 76, IX 135 f. Sidon. Ap. carm. V 47. Es unterhält Factoreien in Rom und dem Haupthafen Italiens, Puteoli (Kaibel inscr. 830 CIL. X 1601). In der um 350 verfassten expositio totius mundi c. 24 (Riese, Geogr. Lat. min. p. 109) heisst es: Tyrus omnium negotium ferventer agens magnifice felix est; nulla enim forte civitas orientis est eius spissior in negotio; et divites viros habens et potentes in omnibus. Ueber die Verbreitung der syrischen Kaufleute im römischen Reich vgl. Friedländer, Sittengeschichte II[6] p. 78, Mommsen R. G. V p. 467. Die Seidenmanufaktur in Tyros wird durch das von Justinian eingeführte kaiserliche Monopol zu Grunde gerichtet, Prokop hist. arc. 25 *ἱμάτια τὰ ἐκ μετάξης ἐν Βηρυτῷ μὲν καὶ Τύρῳ πόλεσι ταῖς ἐπὶ Φοινίκης ἐργάζεσθαι ἐκ παλαιοῦ εἰώθει. οἵ τε τούτων ἔμποροί τε καὶ ἐπιδημιουργοὶ καὶ τεχνῖται ἐνταῦθα τὸ ἀνέκαθεν ᾤκουν, ἐνθένδε τε ἐς γῆν ἅπασαν φέρεσθαι τὸ ἐμπόλημα τοῦτο ξυνέβαινεν. ἐπὶ δὲ Ἰουστινιανοῦ βασιλεύοντος οἱ ἐπὶ ταύτῃ τῇ ἐργασίᾳ ἔν τε Βυζαντίῳ καὶ πόλεσι ταῖς ἄλλαις ὄντες ἀξιωτέραν ἀπεδίδοντο τὴν ἐσθῆτα ταύτην κτλ.* Uebrigens ist die Ableitung des Wortes Seide ahd. sîda vom Stadtnamen Sidon irrig, s. Diez, Etym. Wörterbuch d. roman. Spr. u. Seta.

23) Ueber die berühmte Weberei und Buntwirkerei Alexandrias Blümner a. O. p. 15. Die Einfuhr seidener Gewebe und Garne bezeugt der Periplus mar. erythr. 56, vgl. 39. 49. 64, ihre Verarbeitung Lucan X 141.

24) Vopisc. Aurelian 45, 5 vestem holosericam neque ipse in vestiario

mindestens das fünfzigfache des heutigen betrug, dachten die Alten nicht daran, die fertigen chinesischen Zeuge zu tragen, vorausgesetzt dass sie überhaupt ihrem Geschmack zugesagt hätten. Sondern entweder wurden Garne bezogen oder die fertigen Zeuge aufgetrennt, gefärbt und mit Leinen, Wolle, Baumwolle und anderen Stoffen neu verwebt [25]). Leichte bunte Musseline und Gazen sind zu verstehen, wenn die alten Schriftsteller von serischen seidenen Kleidern reden. Diese Industrie erobert den Markt und beherrscht die Mode bis zum Ausgang des Alterthums. Die fliessende durchscheinende Gewandung, welche manche Statuen der römischen Epoche auszeichnet, gewährt uns eine Anschauung von der gefälligen Anmuth, die der Mode innewohnte. Natürlich werden auch in der Litteratur vielfache Klagen laut über den unsinnigen Aufwand, den sie forderte. Unter den höchsten Kostbarkeiten zählt die Offenbarung Johannis Purpur und Seide neben Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen auf [26]). Mit

---

suo habuit neque alteri utendam dedit. et cum ab eo uxor sua peteret ut unico pallio blatteo serico uteretur, ille respondit: „absit ut auro fila pensentur". libra enim auri tunc libra serici fuit. Darnach kommt das Gramm auf annähernd 3 Mk. Genauere Preise enthält der Maximaltarif Diocletians 23. 24: darnach kostet das Pfund (327 gr) chinesische Rohseide 12000 Denar 219 Mk., aber in bestem Purpur gefärbt μεταξαβλάττη 150000 Denar 2740 Mk. Kaiser Justinian bestimmte das Pfund Rohseide unter dem Einkaufspreis zu 8 Aurei 101½ Mk., und ging nach Vernichtung des Privathandels und Einführung des Monopols auf 72 Aurei 914 Mk., für gefärbte Seide auf 4 Pfund Gold 3654 Mk. in die Höhe, Prokop hist. arc. 25.

25) Das Auftrennen der chinesischen Zeuge wird erwähnt Lucan X 141, Plin. N. H. VI 54, XI 76, vgl. Marquardt, Privatl. p. 480 A. 4, ausserdem aber durch chinesische Berichte bestätigt. Nach der Uebersetzung Hirths (in der A. 51 angeführten Schrift) heisst es in dem vor 429 n. Chr. verfassten Bericht P. 45: further they were always anxious to get Chinese silk for severing it in order to make hu-ling [foreign damask, gauze?], for which reason they frequently trade by sea with the countries of An-hsi [Parthia]. Darnach in Q. 28: they always made profit by obtaining the thick plain silk stuffs of China, which they split in order to make foreign ling kan wên [foreign damask-ling and purple dyed-kan-mustered goods-wên-?], and they entertained a lively trade with the foreign states of An-hsi [Parthia] by sea, vgl. Hirth a. O. p. 257 f. Es ist nicht recht ersichtlich, warum das Auftrennen von Blümner, der Maximaltarif des Diocletian p. 162 (ohne die chinesischen Zeugnisse zu erwähnen) und vorher von Oberst Yule, Cathay I Einl. p. 154 in Zweifel gezogen wird.

26) Apok. 18, 12 mit vollem Recht nach den Preisangaben A. 24.

dem Verfall der Republik greift der Luxus in Rom um sich. Die Anhänger der alten einfachen Sitten mochten noch so heftig gegen die neue Mode donnern, sie unanständig, schamlos schelten, die bunte Halbseide gewinnt dem schlichten weissen Wollkleid unaufhaltsam den Boden ab [27]. Unter Kaiser Augustus wird sie hoffähig [28]. Ja, die Männerwelt missgönnt den Frauen den alleinigen Besitz der Seidenstoffe, bald kleiden sich auch die Stutzer von Rom in Seide und das schien ein wahrer Scandal. Kaiser Tiberius erliess gegen solche Unsitte ein strenges Verbot, aber sein Nachfolger Caligula legte selbst die verpönte Tracht an [29]. Das Beispiel Roms wurde von den übrigen Städten des Westens [30], das Beispiel der höheren Stände von den unteren nachgeahmt [31]. Derart steigert sich die Nachfrage in erstaunlichem Masse und vermehrt die Einfuhr aus China in einem Umfang, der bis dahin unerhört gewesen war [32].

6. Erleichterung des Verkehrs. Verschiedene Um-

---

27) Seneca exc. controv. II 7, Seneca Ep. 90, 20, Dial. XII 16, 4, Benef. VII 9, 5, Plin. N. H. VI 54, XI 76 f., XII 2. 84, Martial VIII 68, 7, Horaz Sat. I 2, 101, Solin 50, 3, Dio XLIII 24.

28) Die Inschrift Thymele Marcellae siricaria, die sich auf Agrippas Gemahlin oder Schwägerin bezieht, CIL. VI 2, 9892 lehrt, dass die vornehmen Damen eigene Beschliesserinnen für ihre seidene Garderobe hatten. Vom Hofe wird das späterhin erwähnt Martial XI 8, 5, Capit. M. Ant. Phil. 17, 4.

29) Tacit. Ann. II 33, Dio LVII 15, Plin. N. H. XI 78. — Dio LIX 26, Suet. Cal. 52.

30) Am Ausgang des zweiten Jahrhunderts empfiehlt Galen X, 942 Kühn seinen ausserhalb Roms prakticirenden Collegen *παρεσκευάσθω τῶν νημάτων τι τῶν σηρικῶν ὀνομαζομένων. ἔχουσι γὰρ αἱ πλούσιαι γυναῖκες αὐτὰ πολλαχόθι τῆς ὑπὸ Ῥωμαίων ἀρχῆς, καὶ μάλιστα ἐν μεγάλαις πόλεσιν ἐν αἷς εἰσι πολλαὶ τῶν τοιούτων γυναικῶν.*

31) Am Ausgang des vierten Jahrhunderts schreibt Ammian XXIII 6, 67 nentesque subtegmina conficiunt sericum ad usus antehac nobilium, nunc etiam infimorum sine ulla discretione proficiens.

32) Als einen Anhalt für die Zunahme der Einfuhr dient der Umstand, dass ganzseidene Kleider erst im dritten Jahrhundert von den Kaisern getragen wurden. Lamprid. Heliogabal 26, 1 primus Romanorum holoserica veste usus fertur, cum iam subsericae in usu essent. Alex. Sev. 40, 1 vestes sericas ipse raras habuit, olosericam numquam induit, subsericam numquam donavit. Ueber Aurelian A. 24. Vopisc. Tac. 10, 4 holosericam vestem viris omnibus interdixit, vgl. Gothofr. Cod. Theod. XV 9, 1, Cod. Justin. XI 9.

stände trafen zusammen, um seit Errichtung der Monarchie einen Welthandel ins Leben zu rufen, dessen Grossartigkeit im ganzen Mittelalter nicht wieder erreicht worden ist. Das Reich der Cäsaren erstreckt sich von der Nordsee bis an die Sahara, vom Atlantischen Ocean bis an den Euphrat: ein Gebiet von 70—80 000 deutschen Quadratmeilen, gut geordnet, gut verwaltet, der Segnungen des Friedens froh. Der Kaiser von Rom ist der mächtigste Fürst auf Erden: dies erkennen die anderen Könige widerstrebend an. Auch der Nachbar am Euphrat, der König der Parther muss sich solchem Geständniss bequemen. Die Parther haben das alte Perserreich, wenngleich in geschmälertem Umfang, erneuert. Im Osten und Norden vertheidigten sie ihren Besitzstand mühsam gegen Skythen und Saken, jene Reitervölker der Steppe, deren ich früher gedachte: ein Kampf der Gesittung gegen die Barbarei, ähnlich wie er von China geführt wurde. Um 212 v. Chr. erbaute Kaiser Shi-hwang-ti zum Schutze seines Reichs die grosse 2450 Kilometer lange Mauer, das grösste Bauwerk auf Erden, die 1400 Jahre hindurch die Einfälle der Mongolen abgewehrt hat. Die nachfolgenden Kaiser dehnten ihre Herrschaft über das Tarymbecken, das ungeheure Steppengebiet zwischen Kuen-lün und Thianschangebirge aus. Ihre Waffen drangen vorübergehend bis an's Kaspische Meer. So arbeiteten Parther und Chinesen einander in die Hände und es entwickelt sich zwischen beiden Völkern ein reger und verhältnissmässig sicherer Verkehr. Baktra j. Balkh am Oxus j. Amu Darja und Alexandria mit dem Beinamen das äusserste am Jaxartes j. Syr Darja sind die Ausgangspunkte der Carawanen, die durch die Wüste Gobi nach Nordchina ziehen, um dort Seide einzukaufen. Eine directe Landverbindung zwischen dem Römerreich und China gibt es nicht [33]: die Parther hatten die Vermittlung und vom Transit der chinesischen Waare erklecklichen Nutzen.

7. S e r i k a. Seit Errichtung der Monarchie wird der Name der Seres oder Chinesen den Ohren der Römer geläufig [34]. Nicht

33) Um 568 sperrten die Perser die Seidendurchfuhr vollständig, die Türken eröffneten eine directe Verbindung mit Byzanz, wahrscheinlich nördlich vom Kaspischen Meer, die nach einigen Jahrzehnten mit dem Verfall der türkischen Herrschaft wieder aufgegeben wurde, s. die anziehenden Berichte Menander fr. 18—22, Theophanes 3 Dind. Theophylaktos VII 9.

34) Augustus, der wie der alte Cato haud sane detractator laudum

dass man in Rom etwas Gescheutes von ihnen zu erzählen gewusst hätte. Sie wohnen, heisst es, an den Grenzen der Erde, werden über 200 Jahre alt, haben rothe Haare, blaue Augen, eine längere Statur als gewöhnliche Menschen: lauter Angaben, die auf reiner Einbildung oder Missverständniss beruhen. Vereinzelt taucht die richtige Ansicht auf, die Seide sei das Gespinnst einer Raupe [35];

---

suarum war, rühmt sich in seiner Grabschrift c. 31 öfters von Königen Indiens Gesandte empfangen zu haben, was keinem römischen Beamten vorher widerfahren sei, fügt auch noch unbestimmt c. 32 hinzu plurimaeque aliae gentes expertae sunt populi Romani fidem me principe, quibus antea cum populo Romano nullum extiterat legationum et amicitiae commercium. Aber wenn höfische Dichter und Geschichtschreiber von Gesandtschaften der Serer oder Kriegszügen gegen die Serer reden, so ist das lediglich rhetorischer Bombast, der die Beschränktheit des hauptstädtischen Gesichtskreises wiederspiegelt: Horaz Od. I 12, 56, III 29, 27, IV 15, 23, Properz V 3, 8 (wo Sericus zu lesen sein wird, cod. Neap. Hericus), Lucan I 19, Juvenal 6, 403, Flor. II 34, Vopisc. Aurel. 41, 10, Claudian 8, 258. Solche Aeusserungen ernsthaft nehmen, heisst ihnen viel zu hohe Ehre erweisen. Der Aufschwung des indischen Handels hat die halb verschollenen, märchenhaften Länderbeschreibungen, die nach den Alexanderzügen in's Kraut schossen, den Zeitgenossen des Augustus in Erinnerung gebracht: erwähnt werden Amometos, der unter dem ersten Ptolemäer schrieb (Plin. N. H. VI 55, Susemihl Gesch. d. gr. Litt. I 323) und Isigonos von Nikaea älter als Varro (Plin. VII 27 Susemihl I 480). Auf diese Gewährsmänner geht die Fabel von der Langlebigkeit der Seren (Strab. XV 701. 2 [Lucian] Makr. 5, Eustath zu Dion. P. 752), die Beschreibung von dem schweigsamen Handelsverkehr in der Wüste (Mela III 60, Plin. VI, 54) u. ähnl. zurück. Als Diodor schrieb, gehörten die Seren noch nicht zum Aufputz einer modischen Geschichtserzählung. In dem nächsten Menschenalter nach Augustus wird die Kunde durch römische Kaufleute und indische Gesandte erweitert (Plin. VI 88), ohne doch zu irgendwie genügenden Vorstellungen durchzudringen. Der Name Serica wird auf das ganze Centralasien nördlich vom Himalaya übertragen. Wenn Plinius XXXIV 145, XXXVII 204 (vgl. Oros. VI 13, 2) als Handelserzeugnisse desselben neben Seide auch Felle und das beste Eisen der Welt aufführt, so ist sonnenklar, dass der Carawanentransport chinesischen Eisens (aus den Bergwerken von Shansi, wie man gemeint hat) zu den Römern in den Bereich des Unmöglichen gehört. Einen bemerkenswerthen Fortschritt der Kenntnisse vermögen wir erst für das zweite nachchristliche Jahrhundert nachzuweisen.

35) Pausanias, der um 173 schrieb, ist in den Besitz neuer, wenn auch nicht durchaus richtiger, so doch der Wahrheit sich annähernder Angaben über die Erzeugung der Seide gelangt, die er im Gegensatz zur herrschenden Anschauung bekannt zu machen einen Anlass an den

allgemein wird sie für ein Produkt des Pflanzenreichs gehalten, wie die Baumwolle; man lässt sie auf Bäumen wachsen, von den Bäumen das herunterhängende Gespinnst abgekämmt werden[36]. Freilich darf ein ausgebreitetes und geläutertes Wissen von der Erde bei lateinischen Schriftstellern nicht gesucht werden. Wie das Wort Geographie der griechischen Sprache angehört, ist diese Wissenschaft das ganze Alterthum hindurch fast ausschliesslich von Griechen gepflegt und betrieben worden. Die überraschende Fülle von Kenntnissen, welche der Welthandel der Kaiserzeit anhäufte, wurde von griechischen Gelehrten im Morgenland theoretisch verarbeitet. Unter diesen leuchten zwei Männer hervor, welche auf die Neuzeit einen starken Einfluss ausgeübt haben: Marinos von Tyros, ein Forscher des ersten, und der auf dessen Schultern stehende Ptolemaeos von Alexandria, ein Forscher des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Beide haben Kartenwerke entworfen, Marinos ist zum Abschluss seiner Arbeiten nicht gekommen[37], von seinem Nachfolger hat die neuere Kartographie ihren Ausgang, ihr Muster und Vorbild genommen. Astronomische Ortsbestimmungen lagen beiden Gelehrten nur in geringer

---

Haaren herbeizieht, VI 26, 6 f. Da Pausanias aus mündlichen Quellen schöpft (§ 9) und keinen ausgedehnten Leserkreis erreicht hat, so begreift man, dass seine Nachrichten sehr mit Unrecht in der Folge (abgesehen von dem Aegypter Pollux VII 76) ganz unbeachtet geblieben sind. Der, sei es mittelbare oder unmittelbare Gewährsmann erklärt Seria für eine Insel, die ähnlich wie das Nildelta vom Fluss Ser gebildet wird, ist mithin bis zum Mündungsgebiet des Jangtsekiang gelangt und zwar zur See. Ohne Zweifel hängt diese Fahrt mit der direkten Seeverbindung zwischen China und dem römischen Reiche zusammen, die nach den chinesischen Annalen unter Marc Aurel eröffnet wurde (S. 24). Dass der Argwohn der chinesischen Regierung den Fremden ein tieferes Eindringen in's Land verwehrt und das Geheimniss der Seidenzucht nach Kräften gehütet hat, entspricht ihren Gepflogenheiten.

36) Verg. Georg. II 121, Strab. XV 693, Plin. VI 54, Sen. Trag. Herc. Oet. 671, Phaedr. 397, Sil. It. VI 4, XIV 664, Dion. Perieg. 752 (übersetzt Avien 936) Solin 50, 2, Ammian XXIII 6, 67, Auson. XXVII 9, 24, Claudian I 179. Die Gespinnste wilder Seidenwürmer werden den Anlass zu dieser Vorstellung gegeben haben.

37) Wir kennen ihn allein aus der eingehenden Würdigung durch Ptolemaeos I 6—21. Für die von diesem rühmend anerkannte unermüdliche Sammlung und Bereicherung des Materials, die Marinos bethätigte, ist der Umstand bezeichnend, dass er seine Erdkunde mehrfach umgearbeitet hat und der letzten Ausgabe eine Karte nicht mehr hat beigeben können (c. 17, 1), was denn von Unberufenen sofort besorgt wurde (c. 18, 3).

Zahl vor, desshalb fielen die Karten nicht im heutigen Sinne genau aus. Aber die Umrisse des Mittelmeeres und seiner Umgebungen sind doch leidlich getroffen. Anders verhält es sich mit den Ländermassen jenseits der römischen Grenze. Marinos stammte aus Tyros, dem Hauptsitz der Seidenmanufactur. In dieser seiner Vaterstadt konnte er von Kaufleuten über den fernen Osten Erkundigungen einziehen. Er legte nun seiner Darstellung den Bericht eines macedonischen Händlers Maës Titianos zu Grunde und verlieh dessen Angaben eine Tragweite, von der ihr Urheber sich schwerlich hat träumen lassen [38]). Maës hatte nämlich Agenten zum Einkauf von Seide nach der Hauptstadt des Seidenlandes, damals Si-ngan-fu, geschickt. Die Agenten reisten durch das Tarymbecken am Nordfuss des Kuen-lün hin und wollten auf der letzten Hauptstrecke 7 Monate unterwegs gewesen sein. Nach ihrem Itinerar berechnete Marinos die Entfernung vom Euphrat bis zum Steinernen Thurm, einer Ortschaft unbestimmter Lage, auf 26280 Stadien, 657 deutsche Meilen, vom Steinernen Thurm bis zur Hauptstadt des Seidenlandes auf 36200 Stadien, 905 d. M., mithin die ganze Entfernung von der römischen Grenze bis zur Hauptstadt von China auf 62480 Stadien, 1562 deutsche Meilen. In Folge dessen setzte Marinos die Ausdehnung der östlichen Halbkugel von der Insel Ferro am Westrand Afrikas bis zum Ostrand Chinas zu 225° an, während sie in Wahrheit nur 130° beträgt. Der lange beschwerliche Weg, den die Seidencarawanen zurückzulegen hatten, führte derart zu einer verhängnissvollen Ueberschätzung der Grösse Asiens. Zwar hat Ptolemaeos mit nüchterner Kritik die 225° auf 180° gekürzt, aber auch dies war 50° zu viel und zudem behielt der Ansatz des Marinos

---

38) Marinos selbst c. 11, 7 nährt berechtigte Zweifel an der Zuverlässigkeit der Kaufleute und erklärt die Angabe über die Zeitdauer der chinesischen Reise für reinen Schwindel. Viele Räthsel der antiken Erdkunde, an denen der Scharfsinn sich vergebens versucht hat, erhalten die einfachste Lösung, wenn man die uralte und stets wiederholte List der Händler im Auge behält, dass sie über unbekannte Länder und die Handelswege dorthin absichtlich unwahre Angaben verbreiten, um den Wettbewerb abzuschrecken oder auf falsche Fährte zu locken. Aus diesem Gesichtspunkt ist auch die Schweigsamkeit des Maës Titianos in Betreff der Carawanenstrasse nach China, über die Marinos sein Befremden äussert, zu beurtheilen: sicherlich waren es Geschäftsrücksichten, die den Kaufherrn davon abhielten, dem Gelehrten offen Rede und Antwort zu stehen.

bei den arabischen Geographen des Mittelalters die gleiche Geltung. Columbus hat bis an sein Lebensende auf dessen Richtigkeit geschworen. Schon früher war der seit Erkenntniss der Kugelgestalt der Erde naheliegende Gedanke ausgesprochen worden [39]), man könne von Europa nach Westen aussegelnd den Ostrand Asiens erreichen: nach der Lehre des Marinos schien der Abstand halb so gross, als er in Wirklichkeit war. Dieser Irrthum hat die Entdeckung Amerikas 1492 unmittelbar veranlasst.

Wohl hat die Seideneinfuhr und die Zahl der Carawanen nach Ptolemaeos stetig zugenommen. Allein bei dem allgemeinen Verfall des Alterthums fehlten die Männer, die daraus wissenschaftlichen Gewinn erzielt hätten. Wir wissen nicht einmal, ob auf dem Landwege und in welchem Jahrhundert Judenthum und Christenthum in China einzogen. Judengemeinden haben sich hier bis auf die Gegenwart erhalten, freilich auch in der Vereinzelung den Zusammenhang mit dem Glauben ihrer Väter und die Kenntniss der heiligen Schriften eingebüsst. Durch den Handelsverkehr sind mancherlei Ortsnamen aus Central- und Ostasien an Ptolemaeos gelangt und von ihm auf seinen Karten eingetragen worden. Indessen gelingt es nur in seltenen Fällen die heutige Lage der Ortschaften nachzuweisen [40]). Am meisten bedauern wir, dass keine eingehenden Schilderungen über Leben und Sitten des damaligen China von den Reisenden aufgezeichnet und von den Schriftstellern uns überliefert worden sind. Nur eine kurze, aus leidlichen Quellen geschöpfte Charakteristik liegt vor, deren wesentliche Züge auch heutigen Tages zutreffen: „Die Seren — heisst es [41]) — meiden das Kriegs-

39) Der erste, bei dem er sich findet, Posidonios von Rhodos, nimmt noch an, dass die Entfernung einen halben Erdumfang betrage Strab. II 102.

40) Auf die Kenntniss der Grossen Mauer scheint Ammian XXIII 6, 64 hinzudeuten: ultra haec utriusque Scythiae loca contra orientalem plagam in orbis speciem consertae celsorum aggerum summitates ambiunt Seras ubertate regionum et amplitudine circumspectos, ab occidentali latere Scythis adnexos, a septentrione et orientali nivosae solitudini cohaerentes: qua meridiem spectant ad usque Indiam porrectos et Gangen.

41) Solin 50, 2
aquarum aspergine inundatis frondibus vellera arborum adminiculo depectunt liquoris et lanuginis teneram subtilitatem humore domant

Ammian XXIII 6, 67
arborum fetus aquarum asperginibus crebris velut quaedam vellera molientes ex lanugine et liquore mixtam subtilitatem tenerrimam pec-

handwerk und den Krieg. Als gesetzte und höfliche Leute lieben sie mit ihren Nachbaren Frieden zu halten. An Bedürfnisslosigkeit gibt es nicht ihres Gleichen. Der Gemeinschaft mit Fremden gehen sie aus dem Wege. Wenn Reisende die Grenze überschritten haben, um Seide einzuhandeln, wird das Geschäft stillschweigend abgemacht. Die Einen legen ihr Geld, die Anderen ihre Waare hin und werden ohne Worte handelseinig. Die Seren führen ihre Produkte aus, führen aber keine fremden Produkte ein: so sparsam sind sie."

8. Der indische Handel[42]). Die Durchgangszölle der Parther vertheuerten die chinesische Waare. Gelegentlich, wenn die friedlichen Beziehungen zwischen Parthern und Römern gestört waren, blieb die Waare überhaupt aus. Es lag desshalb nahe, andere Bezugsquellen der Seide aufzusuchen. Solche fanden die Römer in Indien, das auf verschiedenen Landwegen mit China in Verbindung stand. Der römische Handel mit Indien wurde von Aegypten aus betrieben. So lange dies Land unabhängig war, pflegten jährlich 20 Schiffe nach Indien zu segeln, zehn Jahre nach seiner Annexion durch Augustus war die Zahl der Schiffe auf 120 gewachsen[43]). Sie holten vor allem Gewürze, dann auch Perlen,

---

ad obsequium. hoc illud est sericum in usum publicum damno severitatis admissum et quo ostendere potius corpora quam vestire primo feminis nunc etiam viris luxuriae persuasit libido. Seres ipsi quidem mites et inter se quietissimi, alias vero reliquorum mortalium coetus refugiunt, adeo ut ceterarum gentium commercia abnuant. primum eorum fluvium mercatores ipsi transeunt, in cuius ripis nullo inter partes linguae commercio, sed depositarum rerum pretia oculis aestimantibus sua tradunt, nostra non emunt.	tunt, nentesque subtegmina conficiunt sericum ad usus antehac nobilium nunc etiam infimorum sine ulla discretione proficiens. ipsi praeter alios frugalissimi pacatioris vitae cultores vitantes reliquorum mortalium coetus. cumque ad coemenda fila vel quaedam alia fluvium transierint advenae, nulla sermonum vice propositarum rerum pretia solis oculis aestimantur, et ita sunt abstinentes ut apud se tradentes gignentia nihil ipsi conparent adventicium.

Die wörtliche Uebereinstimmung lehrt, dass beide Schriftsteller von einem gemeinsamen Gewährsmann abhängen (vgl. Mommsen, Vorwort zu Solin p. 24). Dieser ist jünger als Plinius und nach der Vergleichung mit dessen Angaben VI 54. 88 im Besitze besserer Nachrichten gewesen. An Pausanias reicht er freilich lange nicht heran und mag etwa das Wissen der traianischen Epoche darstellen.

42) Lassen, Indische Alterthumskunde III p. 1 f., Leipzig 1858.

43) Strabo II 118, XV 686. 725, XVII 798. 815.

Edelsteine und andere Gegenstände des Luxus. Für die Lebhaftigkeit der Beziehungen spricht der Umstand, dass Gesandtschaften indischer Fürsten zu wiederholten Malen am Hof der Caesaren erblickt worden sind. In anschaulicher Weise unterrichtet uns über den Handelsverkehr ein etwa 80 Jahre n. Chr. in griechischer Sprache abgefasstes Schriftstück, betitelt „Küstenbeschreibung des Rothen Meeres d. h. des Indischen Oceans“ [44]). Es zählt die einzelnen Häfen auf, die von Aegypten aus besucht, sowie die Artikel, die in denselben ein- und ausgeführt wurden. An der afrikanischen Küste wird namentlich Elfenbein eingetauscht, die Händler segeln bis Sansibar und noch weiter südlich vom Aequator. Die Fahrt nach Indien hatte von den arabischen Piraten zu leiden; desshalb sind die Schiffe in Convois vereinigt und führen zahlreiche Bogenschützen an Bord. Uebrigens sind es Lastschiffe mit grossem Laderaum, also für ihr Fortkommen durchaus vom Winde abhängig. Seitdem nun ein Capitän, Namens Hippalos, die Gesetze des Monsuns erkundet hatte, bewegt sich der Verkehr nach festen Regeln und mit verhältnissmässiger Schnelligkeit. Wenn der Hundstern aufgeht, Mitte Juli, laufen die Schiffe mit dem Westmonsun aus, der sie in 40 Tagen von Aden an die indische Küste bringt; Ende December oder Anfang Januar machen sie sich mit dem Ostmonsun auf den Heimweg, so dass die Hin- und Herreise zwischen Aegypten und Indien nicht länger als ein Jahr dauert. Als Gegenstände der Einfuhr nennt unser Gewährsmann, der offenbar das Geschäft aus eigener Anschauung kannte, Juwelen, Stickereien, Korallen, Glaswaaren, Kupfer, Zinn, Blei, ein wenig Wein und grobes Leinen. Aber der Werth der Einfuhr kommt dem Werth der Ausfuhr entfernt nicht gleich; ein grosser oder gar der grösste Theil der einzukaufenden Waaren muss baar bezahlt werden. Man kauft vor allem Pfeffer und Gewürze, dann sehr viel Perlen, ferner Elfenbein, chinesische Seide, wohlriechende Oele, Diamanten und Saphire, endlich Schildpatt [45]). Dieser schwunghafte Handel war freilich geeignet, die Besorgniss römischer Staatsmänner und den Unmuth römischer Patrioten

---

44) B. Fabricius, Der Periplus des erythraeischen Meeres von einem Unbekannten, griechisch und deutsch, Leipzig 1883.

45) Eine Liste der an der römischen Grenze verzollten Einfuhrartikel aus dem J. 177—80 steht Dig. XXXIX 4, 16, 7. Sie enthält metaxa, vestis serica vel subserica, nema sericum, ferner ferrum Indicum, aber kein f. Sericum, wovon Plinius (A. 34) fälschlich redet.

zu erregen [46]). Das Reich bezog ausschliesslich Gegenstände des Luxus für Küche und Tafel, Kleidung und Toilette und musste mit Edelmetallen zahlen. Nach Indien flossen alljährlich laut niedrigster Schätzung 55 Millionen Sesterzen 12 Millionen Mark ab, über die Ostgrenze insgesammt 100 Millionen Sesterzen 22 Millionen Mark [47]). Nach unserer heutigen Bilanz erscheint die Summe von 22 Millionen Mark recht unerheblich: die jährliche Metallausfuhr aus Europa nach Indien und China betrug im 19. Jahrhundert das 10—12fache. Allein den Römern kamen keine amerikanischen Silberminen, keine californischen und australischen Goldfelder zu Gute; ihr Bergbau vermochte den Ausfall nicht zu decken. Der Ausfall hatte auf Jahrzehnte hinaus nichts Erschreckendes; aber nachdem er ein paar Jahrhunderte lang in steigendem Verhältniss angehalten hatte, führte er den Staatsbankerott und jenen völligen Mangel an Edelmetallen herbei, welcher die letzten Perioden der römischen Geschichte kennzeichnet [48]). Wo das römische Gold und Silber geblieben, zeigen die oben erwähnten vergrabenen Schätze an, welche jenseits der

---

46) Tacitus Ann. III 52 f.

47) Plin. VI 101, XII 84 mit dem ingrimmigen Zusatz: tanti nobis deliciae et feminae constant. Abgesehen von den Edelmetallen haben mit der Zunahme des Verkehrs die syrischen und ägyptischen Fabriken ihr Absatzgebiet im Osten ständig erweitert. Die chinesischen Quellen führen an 60 Einfuhrartikel aus dem römischen Reich auf, darunter 17 Arten Gewebe, gefärbte Stoffe, bunte Teppiche, Glas in 10 verschiedenen Farben, Metalle, Juwelen, Gemmen, Bernstein- und Korallenschmuck, Droguen u. s. w., vgl. Hirth, Chin. Stud. I, p. 12 f.

48) Nach einer Vermuthung (C. v. Ernst, Wiener numism. Zeitschr. XII (1880) p. 46 f.) sollen unter Augustus die gefutterten Denare ausschliesslich für den indischen Handel geschlagen worden sein, um die ungünstige Bilanz zu verbessern. Dies erinnert an den zu Anfang der sechsziger Jahre gemachten, von der italienischen Regierung wohlweislich abgelehnten Vorschlag, falsche Napoleonsd'or zur Bestreitung der von den Briganten für die Freiheit ihrer Gefangenen geforderten Lösegelder zu prägen. Man kann den antiken Münzämtern derartige Schelmerei füglich zutrauen (Akermann, Num. chronicle VI p. 57 f.), in Indien mag sie vereinzelt versucht worden sein (Mommsen, Münzwesen p. 726). Immerhin blieb das Gold von der Fälschung unberührt und wenn selbst die Germanen voll- und minderwerthiges Geld zu unterscheiden wussten (Tacit. G. 5), so würde den geriebenen Orientalen ein planmässiger Betrug nicht lange verborgen geblieben sein. In der That haben die Abendländer vielmehr durch unbedingte Ehrlichkeit im Verkehr sich die Anerkennung der Inder (Plin. N. H. VI 85) und der Chinesen (u. S. 24) erworben.

Reichsgrenzen durch den Zufall an's Licht gezogen werden, zeigen die Münzen an, welche die Inder mit Vorliebe zur Ausstattung ihrer Todtenhügel verwandten.

9. China. Die Fahrt nach Indien hat die römischen Kaufleute auch nach China gebracht. Der Verfasser unserer Küstenbeschreibung ist bis Ceylon hinunter mit den indischen Häfen, ihrer Lage und ihren Entfernungen gut vertraut. Er erwähnt weiter die Mündung des Ganges und die Goldene Halbinsel, d. h. die Halbinsel Malacca, die nach seiner Aussage das beste Schildpatt der Welt liefert. Dies ist für ihn das äusserste Land im Osten. Aber er weiss, dass hinter demselben nach Norden zu das Land Thinae oder Sinae[49]) liegt, von wo die Seidengarne und Gespinnste zu Lande nach Indien geschafft werden. Hier begegnet zum ersten Mal der Name, mit dem wir das ferne Ostreich bezeichnen. Seinen eigenen Bewohnern heisst es „das Reich der Mitte", „das Reich der Blumen". Der Name China ist ihnen nicht bekannt. Die Erklärung wird bestritten. Gewöhnlich nimmt man an, er rühre von der mächtigen Tsin-Dynastie her, deren Namen die Chinesen geführt hätten. Einen eigentlichen Volksnamen nehmen die Chinesen nämlich nicht für sich in Anspruch: dazu sind sie viel zu loyal. Sie richten sich nach der regierenden Dynastie Han, Tang, Ming u. s. w. und nennen sich jeweilig Söhne von Han, Tang, Ming, gerade als ob wir Deutsche nach einander Salier-, Hohenstaufen-, Habsburgerleute geheissen hätten und gegenwärtig Hohenzollernleute hiessen. Aber gegen die Ableitung des Namens China von der Tsin-Dynastie hat v. Richthofen Einspruch erhoben: die Tsin-Dynastie war verhasst und wenn den Chinesen ehedem die Bezeichnung Tsin für ihr eigenes Land geläufig gewesen wäre, so hätten sie dieselbe unmöglich auf das römische Reich übertragen können, wie der Fall ist. Vielmehr haben die seefahrenden Malaien den Namen Tshina, den sie für die Küste von Südchina und Cochinchina brauchen, in Umlauf gebracht. Von ihnen haben Inder, Griechen, Perser, in der Neuzeit Portugiesen denselben übernommen und auf das Binnenland mit angewandt. Der Verfasser unserer Küstenbeschreibung ist der einzige antike Schriftsteller, welcher den Namen China mit der Herkunft

49) Beide Formen werden Ptol. VII 3, 6 gleich gesetzt. Der Name kommt in klassischer Zeit nur vor Peripl. mar. er. 64 f., Ptol. I 7 f. und in den aus Ptolemaeos abgeleiteten Abrissen.

der Seide in Verbindung bringt, China und das Seidenland für ein und dasselbe Ding erklärt. Er hat es nicht selbst besucht. „Nach China zu gelangen," schreibt er, „ist nicht leicht; selten und nur vereinzelt kommen Leute von dort. Es liegt aber unter dem Kleinen Bären und soll an die Länder nördlich vom Schwarzen und Kaspischen Meer angrenzen." Sodann berichtet er eine wundersame Geschichte von der Gewinnung eines geschätzten Heilmittels durch die Chinesen, vermuthlich der Cassia, und beschliesst seine Aufzeichnung mit den Worten: „Die Gegenden, welche jenseit China liegen, lassen sich wegen der heftigen Stürme und der hohen Kälte oder auch weil die Macht der Götter es verhindert, nicht erforschen." In dem nächsten Jahrhundert sind die griechischen Seefahrer ein gutes Stück weiter gekommen. Während der äusserste Hafen Afrikas, den die Küstenbeschreibung kennt, etwa unter 9° S. Br. zu suchen ist, weiss Ptolemaeos mindestens bis zum 11.°, vielleicht 15.° Bescheid. Von Hinterindien nennt er die Insel Java und den Golf von Siam, aus China einen grossen Hafen Kattigara und einen Fluss Kottiaris[50]. Kattigara ist der entfernteste namhaft gemachte Platz, den griechische Seefahrer erreichten. Gewöhnlich versteht man darunter Canton oder irgend eine Stadt des eigentlichen China; v. Richthofen behauptet, dass vielmehr an Hanoi in Tongking zu denken sei: Tongking bildete in dieser Epoche eine Provinz des chinesischen Reichs. Welchen Hafen der Gewährsmann des Ptolemaeos im Sinne gehabt habe, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Ueberhaupt wird diese viel erörterte Streitfrage an Bedeutung durch die Thatsache in den Schatten gestellt, dass die Abendländer kurz nach dem Ableben des Ptolemaeos das chinesische Niederland am Jangtsekiang erreichten. Aber leider fehlte der Nachfolger, um die fortschreitende Kunde für die Wissenschaft zu verwerthen.

Ptolemaeos ist der letzte namhafte Vertreter griechischer Geographie und verfügt, mit seinen Vorgängern verglichen, über das reichste geographische Wissen, welches der Welthandel des Alterthums zusammen brachte. Trotzdem hat er die Umrisse der östlichen Halbkugel verzeichnet und aus den Meldungen der Kaufleute nicht klug werden können. Ptolemaeos kannte das Seidenland aus den Berichten der Carawanen, kannte China aus den Berichten der

---

50) Gleichfalls nur bei Ptolemaeos und seinem Abschreiber Marcianus von Heraklea erwähnt.

Seefahrer, ward aber nicht gewahr, dass die beiderseitigen Berichte sich auf ein und dasselbe Land bezögen. Wie wenn Jemand durch ein Stereoskop schaut, die beiden auf seiner Netzhaut sich spiegelnden Bilder nicht zusammen bringt, zwei Dinge flach, statt eines in plastischer Erhabenheit vor Augen hat, so flossen dem Ptolemaeos China und die Heimath der Seide aus einander. Ein theoretischer Irrthum, in dem er befangen war, hat ihm des Weiteren den Blick getrübt. Nach seiner Auffassung des Erdganzen gab es keine offenen Weltmeere, sondern nur geschlossene Binnenmeere. Zu letzteren rechnet er den Indischen Ocean und lässt ihn als ein vergrössertes Abbild des Mittelländischen Meeres gestaltet sein. Auf den Ptolemaeischen Karten setzt sich demnach unter dem südlichen Wendekreis Afrika nach Osten hin fort und liegt China als Theil dieses eingebildeten Continents in der Gegend von Australien. Bei dem canonischen Ansehen, welches der grosse Gelehrte genoss, haben seine Ansätze die ganze Folgezeit beherrscht und sind erst durch James Cook's zweite Reise 1772—75 völlig beseitigt worden.

10. Chinesische Berichte[51]). Es ergibt sich also, dass die griechische Wissenschaft im Alterthum zu einer klaren deutlichen Vorstellung von der Lage und Grösse Chinas nicht vorzudringen vermochte. Noch weniger steht zu erwarten, dass die chinesischen Schriftsteller über das Römische Reich gut unterrichtet gewesen wären. Seit der Han-Dynastie vom Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. besitzt China regelmässig fortgeführte Reichs-Annalen. Sie sind aus der Hofzeitung ausgezogen und umfassen nachgerade mehr als 3000 Bücher. Zum Glück wird die Benutzung dieser ungeheuren Masse durch den Umstand erleichtert, dass die einzelnen Verfasser die auf das Ausland bezüglichen Nachrichten in besonderen Abschnitten vereinigt haben. Alles, was den Westen, d. h. das Römische Reich und Europa bis zum 17. Jahrhundert betrifft, findet auf 60 mässigen Octavseiten Platz. Unser Landsmann Hirth in Shanghai hat diese Abschnitte gesammelt, abgedruckt, mit einer vortrefflichen Uebersetzung und Erklärung versehen. Für abendländisches Denken und Empfinden ist es krauses, wunderliches Zeug, was aus den Hofjournalen der Nachwelt überliefert wurde. Die ältesten Nachrichten

---

51) F. Hirth, China and the Roman Orient, researches into their ancient and mediaeval relations as represented in old Chinese records, Leipzig and München, 1885.

betreffen Parthien um 100 v. Chr. „Als der Kaiser Wu-ti zum ersten Mal eine Gesandtschaft nach Parthien schickte, befahl der König einem General, sie mit 20000 Reitern an der Ostgrenze in Empfang zu nehmen. Die Ostgrenze war ein paar tausend Kilometer (li) von des Königs Hauptstadt entfernt. Nordwärts zu kam man durch einige Dutzend Städte mit vielen Einwohnern, die mit dem Lande verbündet waren. Nach der Rückkehr der chinesischen Gesandtschaft schickten sie eine Gesandtschaft hinterher, um die Ausdehnung und Grösse des chinesischen Reiches zu betrachten. Sie schenkten dem chinesischen Hofe Straussencier und fremde Gaukler, woran Seine Majestät höchlichst Gefallen fand." Sodann begegnet im ersten Jahrhundert n. Chr. Ta-tsin, d. h. das Grosse Tsin oder Römische Reich, von dessen orientalischen Provinzen einige richtige Angaben neben vielen fabelhaften gemacht werden: jede Einsicht in den geographischen Zusammenhang fehlt und das begreift sich; denn kein Chinese war damals noch bis auf römisches Gebiet gelangt. Im Jahr 97 n. Chr., wird erzählt, schickt ein chinesischer General einen Mann nach Ta-tsin aus, der kommt an die Küste der grossen See. „Als er sich einschiffen will, sprechen die Seeleute von der westlichen Grenze Parthiens zu ihm: die See ist weit und gross; mit günstigen Winden ist es möglich, in 3 Monaten hinüber zu kommen; aber wenn Du träge Winde triffst, kannst Du auch 2 Jahre brauchen. Aus diesem Grunde nehmen, die an Bord gehen, Lebensmittel für 3 Jahre mit. Da steckt etwas in der See, das geeignet ist, einem Manne Heimweh zu verursachen und Manche haben davon ihr Leben verloren. Als der Abgesandte dies hörte, machte er weislich Halt." Aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. erhalten wir eine ausführliche Beschreibung des Römischen Reichs, aus der ich einige Proben mittheile. „Sie machen Münzen von Gold und Silber. Zehn Silberstücke sind werth ein Goldstück [52]). Sie treiben Seehandel

---

52) Das Geldwesen des Abendlandes musste die Aufmerksamkeit der Chinesen schon aus dem Grunde auf sich ziehen, als sie sich selber im gewöhnlichen Verkehr mit Kupfer und Papier behelfen (erst 1890 wurde eine Silbermünze nach europäischem Zuschnitt eröffnet), ihrem Kupfergeld aber zu allen Zeiten die unzweckmässigste, wenn auch mehrfach vertauschte Form gaben: vgl. das Verzeichniss des Britischen Museum von Terrien de Lacouperie, Catalogue of Chinese coins from the VIIth century B. C. to A. D. 621, London 1892. Das römische Reich hat seit Nero Goldwährung und das Monopol der Goldprägung in der bekannten Welt·

mit Parthien und Indien, der Handel wirft zehnfachen Gewinn ab. Sie sind ehrlich im Geschäft, zweierlei Preise gibt es nicht. Getreide ist immer wohlfeil. Das Budget beruht auf einem wohlgefüllten Schatz. Wenn die Gesandtschaften benachbarter Länder an ihre Grenze kommen, fährt die Post sie nach der Hauptstadt und sie erhalten Goldmünzen zum Geschenk. Ihre Könige wünschten immer, Gesandtschaften nach China zu schicken, aber die Parther begehrten den Handel in chinesischer Seide für sich zu behalten und das ist die Ursache, warum sie von der Verbindung abgeschnitten waren. Dies dauerte bis zum 9. Jahr der Yen-hsi Periode (d. h. 166 n. Chr.), als der König von Ta-tsin An-tun (d. h. Antoninus, der officielle Name des damals in Rom regierenden Marc Aurel) eine Gesandtschaft schickte, die von der Grenze von Annam herkam und Elfenbein, Rhinoceroshörner und Schildpatt darbrachte. Von jener Zeit datirt der directe Verkehr mit dem Lande. Die Liste ihrer Geschenke enthielt gar keine Juwelen, das ist verdächtig.“ Der chinesische Geschichtschreiber ist so unhöflich anzudeuten, die römischen Gesandten möchten die Juwelen unterschlagen haben. Unser Misstrauen wendet sich nach einer anderen Richtung. Dass der römische Kaiser mit seinem Vetter im Seidenland Verbindungen anzuknüpfen versucht hätte, lässt sich verstehen; aber allem römischen Brauch und aller Wahrscheinlichkeit widerstreitet es, dass er die Geschenke für den Vetter hätte in Indien ankaufen lassen sollen, da doch die römische Industrie geeignetere Dinge liefern konnte, als Elephantenzähne und Schildkrötenschalen. Offenbar sind es pfiffige Handelsleute gewesen, welche in Si-ngan-fu die Maske diplomatischer Agenten vornahmen. Im Übrigen verdient die Nachricht allen Glauben, weil sie zu den bekannten Zeitverhältnissen vortrefflich stimmt; denn gerade in diesen Jahren tobte zwischen Parthern und Römern ein langer erbitterter Krieg, unterbrach die Zufuhr der Seide auf dem Landweg, zwang die syrischen Fabrikanten, ihren Bedarf zur See zu beschaffen. Und dass römische Seefahrer nach China gelangten, wird ohnehin bezeugt. Die neuen Aufschlüsse über

Silber ist zur Scheidemünze herabgesunken und hat während der Kaiserzeit unseres Wissens besten Falles das Werthverhältniss 1 : 12 zum Gold erreicht. Aus der chinesischen Nachricht wird man schliessen, dass es im Osten besser stand und dass die abendländischen Kaufleute ihre Kunden in dem Glauben bestärkt haben werden, 20 Denare seien ebenso gut wie ein Aureus, ist begreiflich genug.

die Entstehung der Seide, die Pausanias in den siebenziger Jahren des zweiten Jahrhunderts erhalten hat, weisen klärlich auf die Zunahme des Seeverkehrs hin. Unter dem J. 226 berichten die Annalen, dass ein fremder Kaufmann vor den Kaiser geführt und über Ta-tsin ausgefragt wird. Der Kaiser gibt ihm einen Abgesandten als Begleiter für die Heimreise mit und fügt als Merkwürdigkeit je 10 Zwerge männlichen und weiblichen Geschlechts bei. Indessen starb der Gesandte unterwegs und der Kaufmann kehrte in seine Heimath zurück.

Die Nachrichten über den Westen, die wir in den Reichsannalen lesen, sind aus der chinesischen Hofzeitung geschöpft. Wir erfahren, dass die fremden Kaufleute bei der Ankunft zur See einem scharfen Verhör unterworfen wurden. Aber wären sie auch die wahrhaftigsten Menschen unter der Sonne gewesen, sie hätten doch den chinesischen Beamten keine klare Anschauung von den Westländern beibringen können. Dazu war die Schwierigkeit des Verständnisses zu gross. Als Seesprache in der Levante diente dazumalen Griechisch; im Indischen Ocean fehlte eine allgemein bekannte lingua franca. Kam nun ein Schiff aus Aegypten nach Ceylon, so nahm es hier einen des Griechischen kundigen Dolmetsch an Bord. Fuhr es weiter nach Annam, so brauchte es einen zweiten Dolmetsch, der sich mit dem Singhalesen verständigen konnte. Endlich in China war ein dritter nöthig, um die Aussagen des Annamiten zu übersetzen. Die Unterhaltung der chinesischen Hofbeamten mit den römischen Kaufleuten war demnach recht umständlich, da Frage und Antwort durch vier verschiedene Sprachen hindurch zu gehen hatten. Was dabei an Sinn und Unsinn heraus kam, mag noch eine Probe darthun: „Einige sagen, im Westen dieses Landes sei das seichte Wasser und die Wüste nahe bei der Residenz der Königin-Mutter, wo die Sonne untergeht. Das alte Geschichtsbuch sagt: von Arabien westlich, wenn man über 200 Tage geht, ist man nahe dem Ort, wo die Sonne untergeht; das stimmt nicht mit diesem Buch. Keine chinesische Gesandtschaft ist bis Arabien gekommen, sie kehrten Alle vorher um. Ferner wird erzählt: das Römische Reich ist dicht bevölkert. Jede 5 Kilometer (li) steht ein Meilenstein, jede 15 Kilometer eine Posthalterei. Von Räubern hat man nichts zu fürchten, aber die Strasse wird unsicher durch wilde Tiger und Löwen, welche die Reisenden anfallen wollen und wenn diese nicht in Carawanen von 100 Mann und mehr reisen oder durch militärische Bedeckung

sich schützen, so können sie von jenen Bestien verschlungen werden. Sie sagen auch, da ist eine fliegende Brücke über 100 Kilometer (li) lang, auf welcher einer zu den Ländern nördlich von der See hinüber kann. Die Artikel aus seltenen kostbaren Steinen, die in diesem Lande verfertigt werden, sind Kinkerlitzchen und meistens unächt, weshalb sie hier übergangen werden."

11. Das Mittelalter [53]). Der Seidenhandel nimmt ständig zu, die Ausbreitung des Buddhismus befördert den Verkehr mit Indien. Seit dem fünften Jahrhundert fahren die chinesischen Dschunken bis Ceylon, ja bis zur Mündung des Euphrat. Sie sind trefflich gerüstet und wissen die Piraten durch Feuerwaffen abzuwehren. Nach China wandern die Fremden in Masse ein, übertragen dorthin Erfindungen des Mittelmeers, wie die Zubereitung von Glas, verbreiten daselbst die Religionen des Mittelmeers, Judenthum, Christenthum, Islam. Umgekehrt werden mancherlei Culturschätze für den Westen gehoben, auch das Geheimniss der Seidenzucht, das China so lange sorgsam gehütet, wird an die Fremden verrathen. Um 552 bringen Mönche Eier des Spinners nach Byzanz, schon 568 kann Kaiser Justin II. Gesandte der Türken durch die Erfolge der ihnen unbekannten Zucht in Staunen setzen [54]). Unter der Dynastie der Tang (618—907) sind die Häfen den fremden Schiffen gastlich geöffnet. Eine amtliche Zählung, die zum Zweck der Auflage einer Kopfsteuer veranstaltet wurde, ergab nach arabischen Berichten die Ziffer von 120000 oder gar 200000 Ausländern, Mohammedanern, Christen, Juden, Parsen, die in Kanfu, dem damaligen Haupthafen Chinas wohnten. Allein eine Empörung brach 878 aus, die Fremden wurden insgesammt hingemetzelt, das Reich der Mitte verschloss vier Jahrhunderte hindurch wiederum seine Thore.

An diesem Austausch von Gaben und Gütern war Europa seit der Völkerwanderung nicht mehr betheiligt. Den chinesischen Annalen heisst das fernste Westland nicht länger Ta-tsin, das Römerreich, sondern Fu-lin, Konstantinopel [55]). Im Occident war eine tiefe

53) W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, 2. B. Stuttgart 1879, in verbesserter französischer Bearbeitung, Leipzig 1885. O. Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttgart 1858. H. Yule, Cathay and the way thither 2 v., London 1866.

54) Prokop, Gothenkrieg IV 17, Theophanes fr. 3 Dind.

55) Wie das türkische Istanbul als εἰς τὴν πόλιν erklärt wird, so liegt die Gleichung von Fu-lin und πόλιν nahe. Jedoch wird sie bestritten:

geistige Nacht eingebrochen. Die Träger seiner Bildung erklärten die Kugelgestalt der Erde für einen schlechten Witz der heidnischen Gelehrten und stritten höchstens darüber, ob sie eine viereckige oder eine runde Scheibe darstelle. Aus der Geographie Asiens beschäftigte sie die Frage nach dem Wohnsitze von Gog und Magog und der Lage des Paradieses. Gog und Magog, die apokalyptischen Völker, deren Ansturm das Ende der Welt ankünden sollte, wurden nach Norden, das Paradies nach dem äussersten Osten, also nach China verlegt. Damit war man am Ende. Erst die Kreuzzüge lenkten die Blicke Europas auf die grossen Mächte Asiens und ihre Bedeutung zurück. In dem Kampf wider den Islam suchte die Christenheit die Bundesgenossenschaft der Mongolen, die im 13. Jahrhundert China erobert und ein Reich gegründet hatten, das sich von Schlesien und Ungarn bis zum japanischen Meer, von Sibirien bis nach Persien erstreckte. Gesandte von Päpsten und christlichen Königen, Missionare, Kaufleute, Abenteurer aller Art sind in Menge an den Hof des Grosschans gezogen. In Peking sass 1306—46 ein katholischer Erzbischof. Allein die Dynastie der Ming stürzte 1368 die mongolische Herrschaft, rottete das Christenthum von Neuem aus — abermals waren die zwischen Europa und China angeknüpften Beziehungen zerrissen. Die Berichte der Reisenden schilderten in leuchtenden Farben die Grösse und Cultur, die Volkszahl, den unermesslichen Reichthum des Ostens und entzündeten das brennende Verlangen, den Verkehr mit jenem Wunderland wieder herzustellen. Die Europäer hatten aus China den Compass mitgebracht, die unscheinbare Nadel, deren Nordweisung auf dem pfadlosen Meer die Richtung der Fahrt bestimmen lehrt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehen wir die Magnetnadel bei den Italienern in praktischem Gebrauch. Das Vordringen der Osmanen, das schrittweise das Christenthum im Morgenland vernichtete und den ganzen levantinischen Handel unterband, zwang den Westen nach neuen Seewegen auszuschauen. Durch Vermittlung der Araber, die bis dahin die Schätze der griechischen Geographie gehütet, waren die Grundwahrheiten derselben bereits den grossen Scholastikern des 13. Jahrhunderts, einem Albertus Magnus, Roger Bacon, Vincenz von Beauvais vertraut geworden. Aber um das eingewurzelte Vorurtheil, dass der westliche

---

Hirth p. 288 will nach dem früheren Lautwerth den Namen auf Bethlehem beziehen und seine Verbreitung den syrischen Christen zuweisen.

Ocean nicht befahren werden könne [56]), zu brechen hat es vieljähriger tastender Versuche, unsäglicher Mühen und Anstrengungen bedurft. Ptolemaeos wurde 1410 ins Lateinische übersetzt. Mit Heisshunger ergriffen die Geographen die von diesem bekämpfte Lehre des Marinos von Tyros, dass unsere Halbkugel sich 225° von West nach Ost erstrecke. Sie glaubten daran, weil die Zeit eine Erneuerung der Verbindung mit Ostasien oder, wie man damals sagte, mit Indien gebieterisch forderte. Andere Trugbilder kamen hinzu, um das Wagniss des Columbus noch leichter erscheinen zu lassen, als es nach jener Irrlehre ohnehin war. Trotz alledem wird man weder die kühne That des Entdeckers, noch die Anregung, die er dem Alterthum schuldete, nach Werth und Bedeutung unterschätzen.

Ein Funke muss in die geladene Mine fahren, auf dass sie ihre schlummernde Kraft entfalte. Der geistige Funke, der eine neue Epoche der Weltgeschichte ins Leben rief, entsprang der griechischen Wissenschaft. Das rastlose, überhastete Treiben des Tages wird ungern an den inneren Zusammenhang menschlicher Dinge erinnert. Die modische Bildung hält das Weltsystem des Pythagoras für ein müssiges Hirngespinnst, ohne zu bedenken, dass Copernicus nach eigener Aussage durch dasselbe zu dem seinigen angeregt worden ist. Die modische Bildung mag mit der Ueberlegenheit heutigen Wissens auf die Irrgänge der alten Geographen herabblicken, die verzerrten Züge ihrer Kartengemälde mitleidig belächeln. Die Jünger Winckelmanns sind bescheidener. Unser schöner Strom gemahnt uns als ein Gleichniss daran, dass wir zu Berg wandern müssen, bis zu den Gletschern und Firnen, die seine Quellen speisen, um die Gesetze des Laufes zu begreifen. Unser Verein wird dem Wahlspruch seiner Stifter treu bleiben, der jetzt den Giebel des stattlichen von Provinz und Staat ihm bereiteten Heims schmückt: Antiquitati Rhenanorum.

56) Vgl. Dante Inferno XXVI 90 f.

2. Die römische Flottenexpedition zum Kimbernlande und die Heimath der Kimbern.

Von

J. F. Marcks.

Als Tiberius im Jahre 4 n. Chr. zum zweiten Male den Oberbefehl in Germanien übernahm, ging er sofort mit Energie daran, das Ansehen Roms, das durch den Aufstand der Cherusker und Chauken im J. 2 in Frage gestellt war, wiederherzustellen. Noch im ersten Jahre seines Oberbefehls unterwarf er die Cherusker wieder und liess dann sein Heer in Germanien selbst die Winterquartiere beziehen; wie es scheint, war es das erste Mal, dass ein römisches Heer dieses that[1]). Als Tiberius im folgenden Jahre den Feldzug fortsetzte, nahm er den Plan seines Bruders Drusus wieder auf, bei der Unterwerfung der Seestämme die Flotte heranzuziehen. Dieselbe segelte an der Küste entlang über die Elbe hinaus nach Norden, um auf der Halbinsel Jütland die römischen Waffen geltend zu machen und von dort aus die Unternehmungen des Tiberius gegen die Elbanwohner zu unterstützen.

Die Fahrt der römischen Flotte ist nicht ohne Bedeutung. Dieses Geschwader hat die deutsche Nordseeküste, soweit sie nicht schon durch Drusus den Römern bekannt geworden war, entschleiert und von einem Meere, das man bisher nicht einmal von Hörensagen kannte, Kunde gebracht[2]). An der ganzen Inselreihe von Holland bis Jütland fuhr es entlang und ermittelte die Zahl der Inseln[3]), die auf 23 angegeben wird[4]). Diese Zahl ist für jene Zeit offenkundig richtig und muss auf genauer Erkundung beruhen; denn auch heutzutage wird man, wenn man die ganz kleinen Inseln beiseite lässt, ungefähr dieselbe Gesammtsumme herausbringen, wobei aber zu be-

1) Schiller GdRK I, 221. Mommsen RG V, 33.

2) Velleius 2, 106.

3) Dass die Nachricht darüber auf jene römische Expedition zurückgeht, hat Müllenhoff DA II, 286 erkannt.

4) Plin. Nat. hist. 4 § 97.

denken ist, dass etliche seit der Zeit der Römer noch durch die Fluth verkleinert oder weggespült, andere durch Theilung, wie die Trümmer des alten Nordstrand, hinzugekommen sind. Wenn Oskar Peschel in seinen bahnbrechenden 'Neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde'[5]) behauptet, die Küsteninseln zwischen Texel und Elbe hätten sich um den dritten Theil vermindert, so liegt dem ein doppelter Irrthum zu Grunde: Die Zahl bei Plinius ist irrthümlich auf 32 statt 23 angegeben und ferner ist sie fälschlich statt auf die ganze Inselreihe von Texel bis Fanö nur auf die Strecke von Texel bis zur Elbe bezogen.

Bis in das Land der Kimbern kam das römische Geschwader, wie Augustus selbst in seinem Rechenschaftsberichte angiebt[6]), soweit wie noch kein Römer, weder zu Wasser noch zu Lande, vorgedrungen war. Die Verhandlungen, welche der Führer des Geschwaders mit jenem germanischen Volke anknüpfte und denen die Flotte selbst den nöthigen Nachdruck gab, führten zu einer Annäherung desselben an Rom. Eine kimbrische Gesandtschaft ging nach der Reichshauptstadt ab, um die römische Freundschaft zu erbitten, und sie brachte dem Kaiser ihren heiligsten Kessel zum Geschenk[7]).

Als Endpunkt der Fahrt nennt Plinius das kimbrische Vorgebirge[8]), das nur die Nordspitze von Jütland sein kann, das jetzige Skagens Horn[9]). Noch heute wird dieses sturmumtobte Vorgebirge vielen Schiffen verderblich, und man könnte daher auf die Vermuthung kommen, der römischen Flotte sei die Umsegelung jenes Vorgebirges misslungen. Sei dem, wie ihm wolle; die Theilnehmer der Fahrt durften wenigstens sagen, man habe das Meer jenseits der jütischen Halbinsel von fern gesehen, und sie hatten als die ersten Römer Kunde über die Ostsee eingezogen. Zwischen Jütland

---

5) S. 112 der vierten Auflage.

6) Res gest. div. Aug. c. 26, wo die Lücke des lateinischen Textes aus der griechischen Uebersetzung ergänzt wird (Mommsen Mon. Anc.[2] 104f.). Die Ergänzung Müllenhoffs DA II, 285 A. wird durch den griechischen Text der Stelle widerlegt.

7) RgdA a. a. O. Strabo 7 p. 293.

8) Plin. N. h. 2 § 167: Septentrionalis vero Oceanus maiore ex parte navigatus est auspiciis divi Augusti Germaniam classe circumvecta ad Cimbrorum promontorium et inde immenso mari prospecto aut fama cognito Scythicam ad plagam et umore nimio rigentia.

9) Dies ergiebt sich mit voller Sicherheit durch Kombination der beiden Pliniusstellen in Anm. 4 und 8.

und Skandinavien, das die Römer für eine Insel hielten, nicht etwa aus ihrer unvollständigen Kenntniss des Landes heraus oder auf Grund germanischer Erdichtung, sondern nach der Vorstellung, welche wahrscheinlich die alten Bewohner des Landes von ihrer Heimat hatten und daher auch die Germanen gewannen[10]), wurde damals noch die Existenz von kleinen Inseln ermittelt[11]); aber nur von Hörensagen erfuhr man davon[12]). Hier stehen wir an der Grenze, bis zu der noch zu Tacitus' Zeit römische Forschung von Westen her nach der Ostsee vorgedrungen war; die weitere Kenntniss des Nordens wurde den Römern von Osten her vermittelt, wo sie zu Neros Zeit direkten Verkehr nach der Weichsel und dem Samland bekamen und wo an der Weichsel sich der alte germanische Handelsweg nach dem Norden anschloss[13]). Beutebeladen kehrte die römische Flotte, nachdem sie noch bei vielen kleinen Stämmen ähnliche Erfolge wie bei den Kimbern erlangt hatte[14]), von ihrer Expedition zur Elbe zurück und schloss sich mit ihren Unternehmungen an das Hauptheer an.

Auf die Erkundungen jener Flotte geht, wenn ich mich nicht täusche, noch eine Tacitusstelle zurück, die einen Gewährsmann voraussetzt, der die Heimath der Kimbern aus eigner Anschauung kannte. Im 37. Kapitel der Germania lesen wir: Eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent, parva nunc civitas, sed gloria ingens. veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem

10) Müllenhoff DA II, 357 f.

11) Plin. 4 § 96. Müllenhoff DA II, 285 f.

12) Ich kann Müllenhoff darin nicht folgen, dass er die Flotte bis auf die Höhe von Samsö und Seeland fahren lässt. Denn wenn auch bei Ptolemäus südlich der Inseln jede spezielle Kenntniss der Küstengestaltung aufhört, so hören doch die Angaben der Entfernungen nicht auf, die er nicht aus der Luft greifen konnte. Darum muss für Ptolemäus eine andere Quelle als der Bericht über die Fahrt der römischen Flotte angenommen werden, und es liegt kein Grund vor, für das Endziel der Fahrt jenes römischen Geschwaders über die Angabe des Plinius hinauszugehen.

13) Müllenhoff DA III, 91.

14) Velleius a. a. O. spricht von einer victoria plurimarum gentium. Wenn Augustus ausser den Charuden die kleineren Stämme nicht erwähnt, so spricht dies gleichwohl nicht gegen die Nachricht des Velleius. Die Existenz von mehr Stämmen wird durch die folgende Stelle aus Ptolemäus bewiesen.

manusque gentis et tam magni exitus fidem. Die Stelle ist sachlich nicht ohne Schwierigkeit. Dass der Stamm der Kimbern damals nur klein gewesen sei im Vergleich zu seiner früheren Grösse, stimmt zu dem, was Ptolemäus[15]) berichtet, nach welchem ausser ihnen, die im Norden Jütlands wohnten, wie wir schon oben sahen, noch eine Reihe anderer Stämme die Halbinsel bewohnte; es stimmt ferner zu dem Berichte des Velleius, eines Theilnehmers an jenem Feldzuge des Tiberius, der die Flotte nach einem Siege über sehr viele Völkerstämme an die Elbe zurückkehren lässt. Was den Wohnsitz der Kimbern angeht, so erwecken die Worte des Tacitus nicht die Vorstellung von einer Halbinsel als ihrer Heimath; selbst den Ausdruck sinus kann man wegen des zugesetzten Pronomens — vorher ist von den Cheruskern und Fosen im Binnenlande die Rede gewesen — nicht auf einen Meerbusen beziehen, sondern muss ihn, wie oft bei Tacitus, in der allgemeinen Bedeutung Landstrich verstehen. Und doch möchte man bei Tacitus die richtige Vorstellung von der Lage und Gestalt des Kimbernlandes wohl voraussetzen und darf es thun, nachdem mindestens schon der Gewährsmann des älteren Plinius sie gehabt und zum Ausdruck gebracht hatte; wenn Tacitus den Namen der Halbinsel nicht nennt, ja wenn er ihre Existenz durch nichts andeutet, so spricht dies nicht dagegen, dass ihm ihr Vorhandensein bekannt war; auch Skandinaviens gedenkt er mit keinem Wort, und dennoch kennt und behandelt er die Bewohner des Landes.

Ganz ohne befriedigende Erklärung sind bis jetzt die Worte utraque ripa castra ac spatia geblieben. Die castra ac spatia werden als veteris famae lata vestigia bezeichnet: das können weitreichende Spuren des alten Ruhmes sein d. h. solche, die man bis nach Gallien hin suchen muss; es sei dabei an die Aduatuker in Belgien erinnert, welche Nachkommen der Kimbern und Teutonen waren und, beim Vormarsch der Stämme nach Italien als Wache bei dem überflüssigen Tross zurückgelassen, sich nach dem Untergange ihrer Landsleute Wohnsitze an der Maas erstritten hatten[16]). Es können aber auch weitausgedehnte d. h. grosse Spuren ihrer Existenz sein, und solche sind hier gemeint, auch wenn sie entfernt liegen sollten; denn es waren castra ac spatia. Sind diese nun in der Heimat der Kimbern oder in der Fremde zu suchen? Manche

15) Geogr. 2, 11, 11 f.
16) Caesar de bell. Gall. 2, 29.

Erklärer denken bei utraque ripa an die Ufer des Rheins und der Donau, so auch Müllenhoff[17]); dann sind die castra also Lager, welche die Kimbern auf ihren Zügen aufschlugen. Sprachlich ist dagegen nichts einzuwenden, da auch in Kap. 17 und 23 proximi ripae d. h. Anwohner von Rhein und Donau erwähnt werden, ohne dass der Name eines Flusses vorher genannt wäre. Aber man darf nicht weiter gehen, als dass man sagt: utraque ripa kann sich auf das Ufer der beiden Grenzflüsse beziehen; nur muss es nicht so sein. Dem widerstreitet schon die Stelle des 28. Kapitels, wo erörtert wird, es sei ungewiss, ob die Aravisken von den Germanen nach Pannonien oder umgekehrt die Osen von den Aravisken nach Germanien eingewandert seien, und zur Begründung folgt: quia pari olim inopia ac libertate eadem utriusque ripae bona malaque erant; hier wird man, wenn man nicht künstelt, utraque ripa nur von den beiden Donauufern verstehen können. Sachlich steht es um die genannte Erklärung um so bedenklicher: denn wer hat je gehört, dass die Kimbern auf ihren Wanderzügen Lager aufgeschlagen hätten, ähnlich wie die Römer es thaten? Es müssten doch grosse Verschanzungen gewesen sein, wenn man sie noch nach vielen Generationen sah, und des Tacitus Gewährsmann muss sie selbst gesehen oder von einem Augenzeugen davon gehört haben. Auch von keinem andern germanischen Stamme ist es bekannt, dass er solche Lager gebaut hätte. Also dürfen wir denen, die jene Erklärung geben oder annehmen, den Nachweis dafür zuschieben und, bis derselbe erbracht ist, uns gegen die Behauptung wehren, dass es irgendwo Ueberreste der Kimbern aus der Zeit ihrer Wanderung gegeben hat, die ein Römer als Lager bezeichnen konnte. Damit wären wir für die Erklärung der castra auf die Heimat der Kimbern verwiesen. Wenn Baumstark[18]) dagegen geltend macht, 'dass das Wort exitus, Auszug aus der Heimath, durchaus nöthigt, nicht an solche Reste in der Heimath zu denken, sondern in solchen Landstrichen, durch welche sich diese Menschenmasse wälzte', so ist das nicht etwa ein fadenscheiniger, sondern überhaupt kein Grund. Der Zusammenhang zeigt, was Tacitus meint: Die Grösse der Ueberbleibsel ist ein Beweis für 'die Glaubhaftigkeit einer so grossen

---

17) DA II, 112.

18) Ausführliche Erläuterungen des besondern Theils der Germania. S. 108.

Auswanderung', wie sie in den römischen Berichten geschildert wird. Von ihren Genossen, den Teutonen, wird erzählt, sechs Tage habe ihr Vorbeimarsch am Lager des Marius mit dem gesammten Tross gedauert; die Angaben über ihre Kopfzahl gehen in die Hunderttausende. Castra nach Römerart kann man nun allerdings auch auf der kimbrischen Halbinsel nicht finden, aber dort gab es wohl etwas, was einem Römer den Eindruck von Ueberresten verschanzter Lager machen konnte. Die Schilderung, die der ältere Plinius [19]) von den Chauken giebt, die ungefähr zwischen Ems und Elbe wohnten, lässt uns in ihnen oder wenigstens in denen, die von ihnen nahe dem Meere wohnten, ein Fischer- und Schiffervolk erkennen, das unter ähnlichen Bedingungen lebte, wie heutigen Tages die Bewohner der Halligen an der Westküste Schleswig-Holsteins. Ich hebe hier aus ihrer Schilderung nur ihre Wohnstätten heraus: Auf künstlichen Erdaufwürfen, Wurten oder Werften, wie man jetzt sagt, standen ihre Hütten mit tiefherabreichenden Dächern, und diese Erhöhungen waren so hoch aufgeworfen, dass sie es auch mit sehr mächtigen Fluthen aufnehmen konnten. Gerade so stehen noch heute die Höfe der Halligen- und Marschbewohner in Holstein, und so haben auch die Hütten ihrer Vorgänger in der Römerzeit gestanden, wie wir aus dem Vergleich mit den gegenwärtigen Bewohnern und mit den alten Chauken mit voller Wahrscheinlichkeit schliessen dürfen; die natürlichen Verhältnisse des Landes, die Nähe des Meeres und die Nothwendigkeit, sich gegen seinen Andrang zu schützen, hat jene Anlage der Höfe schon damals hervorgerufen. Diese Uebereinstimmung in den Zuständen damals und jetzt ist dort nicht befremdender, als wenn man die Befestigungsweise der Nervier, wie sie Caesar schildert, noch jetzt in alten Landwehren bis an den Ober- und Niederrhein verfolgen kann. Solche dorf- oder gruppenweise zusammenliegenden Wurten, einander bald näher bald ferner, durch die Meeresfluth theilweise zerstört, konnten die Römer wohl an ihre verschanzten Lager erinnern. Damit kommen wir nun auch zu einer, wie mir scheint, probabeln Erklärung von utraque ripa. Nördlich der Elbe haben wir die Existenz verlassener Werfte als annehmbar gefunden, westlich der Elbe werden bewohnte durch Plinius bezeugt; dass die römische Expedition auch verlassene dort gefunden habe, ist also möglich. So beziehe ich denn utraque ripa

---

19) N. h. 16 § 2—4.

auf die beiden Ufer der Elbe. An jenen Stellen des Tacitus, wo ripa ohne Zusatz eines Flussnamens gebraucht ist, haben wir es demnach mit der diesem Schriftsteller eigenthümlichen mangelhaften Anschaulichkeit und Sorglosigkeit topographischer Darstellung zu thun, wie sie z. B. bei seinen germanischen Schlachtberichten sich findet, wo wir trotz unserer eignen genauen Ortskenntniss zu gesicherten topographischen Ergebnissen nicht kommen können[20].

Die ausgewanderten Kimbern wohnten mithin mit aller Wahrscheinlichkeit, wie man längst angenommen, in Schleswig-Holstein, während die zurückgebliebenen das dänische Jütland innehatten. Wir würden damit für die Auswanderer gerade diejenige Gegend als Wohnsitz bekommen, die auch in historischer Zeit durch die Jahrhunderte hindurch bis in das unsrige hinein ganz anders als der nördliche Theil der Halbinsel von Sturmfluthen heimgesucht worden ist; ich erinnere nur an die unheilvolle Oktobernacht 1634, in der die grosse Insel Nordstrand grossentheils vernichtet ward, über 6000 Menschen, mehr als 50000 Stück Vieh ertrunken und in ganz Nordfriesland gegen 10000, in den Marschländern Schleswig-Holsteins 15000 Menschen umgekommen sein sollen[21].

Die römische Ueberlieferung, dass die Kimbern durch eine grosse Fluth zur Auswanderung aus ihrer Heimat veranlasst worden seien[22], ist allerdings angefochten worden. Da nämlich Timagenes[23] berichtet, nach der Lehre der Druiden sei ein Theil der Einwohner Galliens durch Fluthen von den Inseln und dem Lande jenseits des Rheines vertrieben worden und in ihre späteren Sitze eingewandert, so nimmt Müllenhoff an, dass die Fluthsage, wie er die Ueberlieferung nennt, von Gallien her übertragen und zudem noch erst von den Teutonen auf die Kimbern verschoben worden sei[24]. Letzteres ist, soweit ich sehe, eine blosse Behauptung, für die ich keinen andern Beweis oder Grund habe finden können als die Annahme Müllenhoffs, dass die alten Kimbern nicht Anwohner der Küste gewesen seien; ist diese Annahme begründet, was wir später untersuchen werden, so ist eine Uebertragung der Fluthsage von den Teutonen auf die Kimbern anzunehmen; andernfalls wäre sie noch

20) Mommsen RG V, 49 Anm.
21) Sach, die deutsche Heimath S. 222 ff.
22) Die Belege bei Müllenhoff DA II, 165.
23) Ammian. Marc. 15, 9, 2. 4. Müllenhoff DA I, 232. II, 166.
24) DA II, 283. I, 231 f.

zu beweisen. Aber auch der ersten Annahme Müllenhoffs kann ich nicht beipflichten. Die Ueberlieferung der Druiden mag richtig sein: Kelten wohnten ja ursprünglich auch im Norden auf dem rechten Rheinufer und ostwärts über die Weser hinaus[25]), und unter den Gründen, welche sie bewogen, über den Rhein abzuziehen, kann bei den Küstenbewohnern neben andern, besonders den vordrängenden Angriffen der Germanen, die Noth mitbestimmend gewesen sein, in welche sie durch die Fluthen geriethen, die ihnen ihre Häuser wegschwemmten und mehr Menschenverlust brachten als der Krieg[26]). Lassen wir demnach die Ansicht der Druiden gelten, so sind wir damit ohne besondere Gründe noch nicht zu der Annahme berechtigt, jene Angabe betreffs der Kimbern sei von den Galliern fälschlich auf sie übertragen. Gleiche Ursache, gleiche Wirkung. Gerade an unserer Nordseeküste können wir nachweisen, wie dieselbe Natur auf Land und Menschen zu verschiedenen Zeiten in gleicher Weise gewirkt hat. Zuider See, Dollart und Jadebusen verdanken ihre jetzige Gestalt grossen Sturmfluthen: Der Zuider See entstand im 13. Jahrhundert aus einem Binnensee, den die Römer Flevum nannten, indem das Meer die trennende Landmasse wegriss; in demselben Jahrhundert, in den Jahren 1277 und 1287, der Dollart; und auch der Jadebusen geht nur bis ins Mittelalter zurück[27]). Gerade die Gleichartigkeit der Entstehung dieser Meerbusen unterstützt die Ueberlieferung darüber, wenn es eines solchen Schutzes bedürfte. Die vielen Inseln vor der Nordseeküste von Helder in Holland bis Blaavands Huk in Jütland, Ueberbleibsel der alten Dühne und des dahinter liegenden Marschlandes, weisen alle — abgesehen natürlich von Helgoland — dieselbe Entstehung auf[28]). Der oben[29]) schon erwähnte Bericht des Plinius über die Chauken zeigt uns ein Volk, das wohnte und lebte wie noch jetzt die Halligbewohner: In ungeheuerem Andrang, sagt er, treibt zweimal des Tages, unermesslich weit ausgedehnt, der Ozean heran und bedeckt das ewig streitige Grenzgebiet der Schöpfung, und zweifelhaft ist, ob es ein Theil

25) DA II, 204 ff. 207 ff. 236.

26) Ephorus bei Strabo 7 p. 293. 'Nur für die Bewohner der Küsten und Uferlandschaften von der Schelde- und Rheinmündung an nordwärts hat der merkwürdige Ausspruch des Ephorus einen Sinn'. DA I, 232.

27) Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie II[5], 537 ff.

28) Guthe-Wagner, II, 533 f.

29) Seite 34.

des Landes oder des Meeres ist. Dort hat jenes armselige Volk auf Wurten seine Hütten; Schiffern sind sie ähnlich, wenn die Gewässer die Umgegend bedecken, Schiffbrüchigen aber, wenn dieselben zurückgewichen sind. Auf die Fische, die mit dem Meere fliehen, machen sie rings um ihre Hütten mit tief herabhängenden Dächern Jagd. Sie können kein Vieh halten, sich nicht von Milch nähren wie ihre Nachbarn, nicht einmal mit wilden Thieren kämpfen. Aus Schilfgras und Binse flechten sie Seile, um Netze für die Fische einzufassen, und indem sie mit den Händen zusammengerafften Schmutz im Winde mehr als an der Sonne trocknen, wärmen sie mit Erde d. h. mit Torf, die Speisen und ihre kältestarrenden Eingeweide; als Getränk haben sie nur Regenwasser, das in Gruben im Vorhof des Hauses aufbewahrt wird. In dieser fast zwei Jahrtausende alten Schilderung wird kein Kundiger die Aehnlichkeit mit dem Leben der heutigen Halligbewohner verkennen. Muss man nun nicht bei solcher Uebereinstimmung in dem Einfluss der Natur auf Land und Leute, wie wir ihn nördlich und westlich der Elbe nachgewiesen haben, die Möglichkeit zugeben, dass, wie nach der Druidenlehre Gallier von der Nordseeküste westlich der Weser, so auch Germanen östlich jenes Flusses sich zur Auswanderung genöthigt gesehen haben? Auf unsern Fall angewandt heisst das: die Ueberlieferung, dass die Kimbern und Teutonen durch Sturmfluthen aus ihrer Heimath verdrängt wurden, ist nur dann als von den Galliern übertragen anzusehen, wenn dafür ganz bestimmte Gründe angeführt werden können; die Thatsache ihrer Uebereinstimmung mit jener gallischen Tradition genügt dafür nicht; sonst ist dieselbe als historische, nicht als sagenhafte Ueberlieferung zu betrachten. Müllenhoff hat diesen zwingenden Beweis nicht geführt. Auch Mommsen[30]) verhält sich gegenüber der Angabe über die Ursache der kimbrischen Wanderung kritisch: er sagt, Genaueres über die Ursache ihrer Heerfahrt hätten die Zeitgenossen aufzuzeichnen versäumt, und fügt (in einer Anmerkung) ergänzend hinzu, ob jener Bericht auf Ueberlieferung oder Vermuthung beruhe, sei nicht zu entscheiden. Wer meiner obigen Ausführung zustimmt, wird hier keine Widerlegung mehr fordern; auf eins sei hingewiesen: Mommsen meint, Zeitgenossen hätten über die Ursache der kimbrischen Wanderung nichts aufgezeichnet. Ich möchte den

30) RG II⁶, 170.

Satz nicht begründen müssen. Wir haben bekanntlich keine gleichzeitigen Quellen über den kimbrischen Krieg; aber Posidonius, der nach Müllenhoffs Vermuthung 'gegen oder um das Jahr 90 für seine Bücher *μετὰ Πολύβιον* sammelte und arbeitete'[31]), bekämpfte bereits die vulgäre römische Ueberlieferung, und da er dies auch schon in der Schrift *περὶ ὠκεανοῦ* that, wie Müllenhoff überzeugend nachgewiesen hat[32]), und diese nach dem Jahre 90 liegt[33]), aber nicht vor dem Geschichtswerk veröffentlicht wurde, so dürfen wir die bekämpfte Ansicht mit einiger Zuversicht auf einen Zeitgenossen des kimbrischen Krieges zurückführen; jedenfalls ist ein gegentheiliger Schluss ex silentio hier unstatthaft. Materiell brauchen wir auf die Einwände des Posidonius kaum einzugehen: er kannte nur die regelmässigen Gezeiten des Ozeans, in denen er die in der Ueberlieferung gegebene Ursache der kimbrischen Auswanderung fand, und da diese täglich zweimal eintraten und auch die Zunahme der Flutherscheinungen bei den Syzygien und Aequinoktien regelmässig wiederkehrt, so klang es ihm begreiflicher Weise unglaublich, dass die Anwohner des Meeres nicht einmal hätten bemerken sollen, dass die Gezeiten unschädlich seien; daher sah er in der Raublust der Kimbern die Ursache ihrer Auswanderung[34]). Wir kennen die Gewalt der Sturmfluthen an unserer Nordsee: wir brauchen nur an die oben berührte Zerstörung des Festlandes durch das Meer, an die gewaltigen Sturmfluthen, von denen friesische Chronisten erzählen, erinnert zu werden, um es glaubhaft zu finden, dass auch jene erste grosse Auswanderung germanischer Stämme durch ein solches Ereigniss veranlasst worden sei. Dadurch ist der Polemik des Posidonius gegen die Fluthtradition der Boden ganz entzogen.

31) DA II, 176. 128.

32) a. a. O. 164.

33) a. a. O. 128.

34) Strabo 7 p. 293, wozu noch 3 p. 173 f. zu vergleichen ist; 2 p. 102 mit der Bemerkung Groskurds zu der Stelle und Müllenhoff DA II, 163 f.; ferner Erhardt in einer Anzeige der DA, die ich erst zu Gesicht bekam, als dieser Aufsatz fertig war, Sybels HZ 69 (1892) 475 ff. Erhardt schlägt für das verderbte *οὐκ ἀθρόαν* 2 p. 102 vor *ὀλεθρίαν* und nimmt diese Stelle als Maassstab für die andere 7 p. 293. 'Das Lob, das Strabo hier dem Posidonius ertheilt', sagt er, 'kann sich nur auf die Zurückweisung der Fabeln des Ephoros und Kleitarchos beziehen; was Strabo dagegen vorher über gewöhnliche und aussergewöhnliche Fluthen sagt, wird gegen niemand anders als gegen Posidonius selbst gehen.

Nun ist aber Müllenhoff in der Kimbernfrage, wenn ich so sagen soll, noch weiter gegangen, indem er behauptete, die Römer hätten auf ihrer Flottenexpedition in Jütland gar keine wirklichen Kimbern angetroffen, sondern nur willkürlich die Stämme, die sie dort vorfanden, Kimbern genannt[35]; die wahren Kimbern hätten in alter Zeit ihre Wohnsitze südlicher im Gebiete der mittleren Elbe gehabt[36]. Auch auf diese Ansicht müssen wir hier näher eingehen.

Das Alterthum kannte die Kimbern nur als Anwohner der See. In solche Wohnsitze versetzt sie schon die Ueberlieferung über die Ursache ihrer Auswanderung, also eine Zeit, die vor Posidonius liegt. So lässt sie auch 'der alte Gewährsmann' des Pomponius Mela wohnen, in einer Stelle seiner Chorographie, wo man die Nordseeküste mit ihren Watten aufs klarste geschildert findet[37]. Aber vor der Fahrt der römischen Flotte im J. 5 ist nirgends eine Halbinsel als Heimath der Kimbern genannt. Wenn Strabo sie in dem Auszuge aus Posidonius auf dieser Halbinsel voraussetzt und ihre Gesandtschaft an Augustus erwähnt, so ist das eine wie das andere aus eignem Wissen hinzugethan[38]. Alle späteren Zeugnisse können unter dem Einflusse der Augusteischen Ueberlieferung stehen.

Wie sollen nun die Römer dazu gekommen sein, die Kimbern auf der jütischen Halbinsel zu fixiren, während sie die Teutonen jenseits des von ihnen besuchten und erkundeten Landes, auf Skandinavien und der gegenüber liegenden Küste wohnen liessen[39]?

Posidonius war derjenige gewesen, welcher, auf bessere Kenntniss der Flutherscheinungen gestützt, der falschen Ansicht entgegentrat, als ob die gewöhnliche Fluth die Kimbern zum Aufbruch habe veranlassen können, und statt dessen auf eine Sturmfluth hinwies'. Diese Ansicht ist gegenüber den Darlegungen Müllenhoffs nicht haltbar. Man kann nicht die erste, verderbte Stelle zur Grundlage für die zweite machen; die Gründe, weshalb Posidonius die Angaben des Ephorus und Kleitarch verwarf, sind offenbar die von Strabo angeführten, aus denen sich für Posidonius nur die Kenntniss der regelmässigen Gezeiten, nicht die der Sturmfluthen an der germanischen Küste ergiebt. Es freut mich aber, dass ich in der Hauptsache, dem Grunde für die kimbrische Auswanderung, mit Erhardt übereinstimme.

35) DA III, 226. II, 117. 286. 288 f.

36) a. a. O. 289. 300.

37) 3, 3, 31. Müllenhoff DA I, 489.

38) DA II, 284.

39) Mela 3, 6, 54. Für Plinius und Ptolemäus vergl. Müllenhoff DA II, 287.

Warum haben denn die Römer zu Augustus' Zeit nicht auch die Kimbern in die unbekannte Ferne gerückt, da dort noch Raum genug zur Verfügung stand? Was könnte sie zu dem Ansatz auf der jütischen Halbinsel veranlasst haben? Einen stichhaltigen Grund dafür vermag ich allerdings nicht zu finden. Müllenhoff denkt an Augustus 'Bestreben, dem römischen Volke für Beleidigungen, die seiner Majestät früher widerfahren waren, Genugthuung zu verschaffen, wäre es auch nur zum Scheine'[40]); er erinnert dabei an die Parther. Allein erstlich kann jenes Streben doch kaum im Ernste als Grund hinreichen, eine unverdächtig überlieferte Thatsache anzufechten; zum andern hinkt der Parthervergleich ganz bedenklich: den Parthern gegenüber hatte Augustus die Schmach einer grossen Niederlage noch zu rächen, während den Einfällen der Kimbern gegenüber die Siege des Marius als Genugthuung wohl hinreichten und durch eine unterwürfig erscheinende Gesandtschaft kaum verstärkt werden konnten. Zum dritten tritt nirgendwo ein besonderer Stolz des Augustus auf die kimbrische Gesandtschaft zu Tage; er erwähnt sie in seinem Rechenschaftsbericht in schlichter Weise neben den übrigen germanischen Gesandtschaften ohne jede Hervorhebung, obwohl, wenn er auf sie besondern Werth legte, eine Hindeutung auf seine Befriedigung darüber nahelag.

Dass es nicht wirkliche Kimbern gewesen seien, welche die Römer in Jütland trafen, hat Müllenhoff aus der Etymologie des Namens geschlossen, durch die bewiesen werden soll, dass die Kimbern erst ausserhalb Germaniens ihren Namen bekommen haben. Er leitet das Wort aus dem Keltischen ab; denn 'ein Wort kimbr latro findet sich in keiner germanischen Sprache, noch ein Wortstamm, der auf diese Bedeutung führte'; ausserdem hält er es für wahrscheinlicher, 'dass ein Gesammtname des angegebenen Sinnes den hereinbrechenden Scharen von den Galliern beigelegt wurde als den abziehenden von ihren Landsleuten oder nach eigener Wahl'[41]). Hiergegen liegen verschiedene Bedenken vor. Es ist nicht erwiesen noch erweisbar, dass erst zur Zeit der Auswanderung den Kimbern jener Name beigelegt worden ist. Warum soll er nicht älter sein, gerade wie der Teutonenname? Ist es glaubhaft, dass der Suebenhäuptling Cimberius[42]) von der gallischen Bezeich-

40) DA II, 286. 41) DA II, 117. 118.

42) Caesar de bell. Gall. 1, 37. Zeuss, die Deutschen und ihre Nachbarstämme 141 Anm.

nung germanischer Scharen seinen Namen gehabt habe? Den Namen Teutobod vertheidigt Müllenhoff mit Recht als deutsch[43]; schwindet damit aber nicht die Wahrscheinlichkeit keltischer Ableitung des Teutonennamens[44])? Und steht es mit dem Kimbernnamen anders? Ist kimbr = latro durchaus als Grundlage für die Etymologie anzusehen? Ist die Möglichkeit der Erklärung aus einer andern germanischen Wurzel auszuschliesen? Müllenhoff will doch nur die Richtigkeit der Ableitung von dem einen germanischen Worte kimbr abweisen. Dieser Sachlage gegenüber muss man um so mehr festhalten, was mir für unumstösslich gilt: die Etymologie kann man nicht als Beweis gegen eine beglaubigte Thatsache aus historisch heller Zeit anführen, wenn die Thatsache nicht als solche durch andere Gründe widerlegt wird; sonst muss sich die Etymologie nach der geschichtlichen Thatsache richten[45].

Eine Spur davon, dass es nach der Wanderung der Kimbern in Germanien kein Volk des Namens mehr gab, glaubt Müllenhoff in Tacitus Germania zu finden. Er behauptet, die Diathese, welche jenem Schriftsteller vorlag, habe von Kimbern nichts mehr gewusst; Tacitus habe Kapitel 37 nur eingeschoben, 'um einen der nächsten Absicht seiner Schrift entsprechenden geschichtlichen Exkurs über die Gefährlichkeit der germanischen Kriege für die Römer an den Namen der Kimbern zu knüpfen'; er habe sie 'nur deshalb vermuthungsweise als eine parva nunc civitas an den Ozean' gesetzt, 'weil die Diathese sie nicht kannte'[46]. Wenn diese Hypothese Müllenhoffs richtig ist, so ist sie von sehr grosser Bedeutung; in diesem Falle hätte ein alter Geograph den offiziellen römischen Betrug mit den Wohnsitzen der Kimbern erkannt und sich dagegen erklärt; denn dass der Gewährsmann des Tacitus nicht etwa über die Zeiten des Augustus zurückliegt, bedarf keines Beweises. Müllenhoff begründet seine Ansicht folgendermassen — ich citire wörtlich, um ihm sein volles Recht zu lassen: Tacitus

43) DA II, 119 f.

44) Der Wortstamm ist unzweifelhaft deutsch, wie Müllenhoff auch für Teutobod zugiebt. Wenn sich das Schwanken in der Endung wie Teutoni und Teutones sonst nur bei gallischen, nie bei deutschen Namen findet (DA II, 115), so kann sich für die Teutonen dies daraus erklären, dass den Römern der Name des germanischen Volkes durch die Gallier vermittelt wurde.

45) In gleichem Sinne spricht sich Erhardt in der oben erwähnten Anzeige der DA aus.

46) DA II, 288.

'hat c. 36 die Cherusker an der mittleren Weser und Elbe und vorher c. 35 die Chauken an der Nordsee bis zur Elbe besprochen. Seiner Ordnung gemäss, indem er der Richtung des Rheines folgte (c. 41), sollte nun der Raum zwischen den Cheruskern und Chauken ausgefüllt, dann die Völker nördlich der Elbe längs der Nordsee aufgeführt werden. Dies geschieht auch nach c. 37, indem Tacitus c. 38. 39 von den suebischen Semnonen im Osten der Cherusker ausgehend, c. 40 die Longobarden nördlich von den Cheruskern und östlich von den Chauken und weiter Raudigni, Aviones (Inselbewohner), Anglii u. s. w. jenseit der Elbe nach Norden hin folgen lässt, so dass der Raum über den Cheruskern vollständig ausgefüllt wird und für die parva nunc civitas kein Platz bleibt. Man geräth schon mit ihr in Verlegenheit, wenn es nach den Cheruskern von c. 36 mit einem Male, aber sehr unbestimmt c. 37 heisst, die Kimbern hätten eundem Germaniae sinum, denselben Winkel oder dieselbe Strecke von Germanien proximi Oceano inne, da von den Cheruskern bis zum Meere eine Lücke bleibt, die weder die parva civitas ausfüllen, noch Tacitus nach der von ihm sonst beobachteten Ordnung überspringen konnte'.

Wie steht es nun mit dieser Begründung? Müllenhoffs Ansicht kann auch nur als wahrscheinlich bloss dann angesehen werden, wenn der Zusammenhang des Taciteischen Berichtes mit Nothwendigkeit auf eine Durchbrechung durch Kap. 37 hinweist. Eine Lücke ist aber in Wirklichkeit nicht vorhanden. Tacitus hat bis Kap. 34 die westlichen Germanen aufgezählt. Er ist in der Richtung des Rheines vorgegangen; nun schwenkt er nach rechts ab, um die nördlichen Stämme zu schildern. Diese Veränderung in der Richtung bei der Aufzählung ist durch den Anfang von Kap. 35 deutlich bezeichnet: hac tenus in occidentem Germaniam novimus; in septentrionem ingenti flexu redit. In Kap. 41 beweist die Hindeutung auf die früher befolgte Ordnung: ut quomodo paullo ante Rhenum, sic nunc Danuvium sequar, dass Tacitus nicht bis K. 40 einschliesslich die Richtung des Rheines verfolgt haben wollte; sonst hätte er statt 'kurz vorher' (paullo ante) sagen müssen 'bis jetzt' oder ähnlich. Man darf also nach der Erwähnung der Chauken in K. 35 nicht die Forderung stellen, dass Tacitus jetzt zuerst den Raum zwischen Cheruskern und Chauken hätte ausfüllen und dann erst die Kimbern jenseits der Elbe anführen müssen. Mit Unrecht sieht daher Müllenhoff in K. 38 die richtige Fortsetzung von K. 36. Was ferner den Tadel betrifft,

dass K. 36 von den Cheruskern bis zum Meere eine 'Lücke bleibt, die weder die parva civitas ausfüllen, noch Tacitus nach der sonst von ihm beobachteten Ordnung überspringen konnte', so musste Tacitus diese Lücke lassen; denn sonst hätte er später eine andere Lücke eintreten lassen müssen, da er die Kimbern nicht zu den Sueben zählt; er hätte seine zusammenhängende Schilderung derselben in zwei Theile zerlegen müssen und dadurch ohne Zweifel eine viel schlimmere Unterbrechung seiner Darstellung hervorgerufen und sicherlich noch mehr Tadel gefunden. Dass es für Römer ebenso unmöglich gewesen ist wie für uns, aus den Angaben des Tacitus sich eine richtige Vorstellung von der geographischen Lage des Kimbernlandes zu machen, ist zuzugeben; diesen Mangel an klarer geographischer Darstellung finden wir aber nicht bloss in der Germania, sondern allgemein in Tacitus' Schriften, worauf oben bereits hingewiesen wurde.

Das 37. Kapitel für ein Einschiebsel zu halten, sind wir also nicht berechtigt, da die Nähte des alten Zusammenhanges, die Müllenhoff gesehen zu haben glaubte, auf einem Versehen beruhen. Auf die Tendenz, welche nach Ansicht jenes Gelehrten der Germania zu Grunde liegt, kann man sich natürlich nicht zur Begründung jener Hypothese, sondern nur zu ihrer Erläuterung berufen, um klarzulegen, woher für Tacitus das Bedürfniss nach einem Einschub stamme. Mit der Annahme des Einschiebsels fällt von selbst nun auch die Behauptung, der Schriftsteller habe nur vermuthungsweise die Kimbern an den Ozean gesetzt, wofür jeder Grund fehlt.

Für die Wohnsitze der Kimbern an der mittleren Elbe, wie Müllenhoff sie annimmt, lässt sich ein Schriftstellerzeugniss durchaus nicht beibringen. Was Müllenhoff dafür anführt, z. B. den Umstand, dass die Kimbern bei der Wanderung zuerst, dann erst die Teutonen erscheinen, ist gegenüber der ausdrücklichen Ueberlieferung ohne Belang: über den Zug der Teutonen bis zu ihrem Zusammentreffen mit den Kimbern sind wir zu wenig unterrichtet, als dass sich daraus Schlüsse ziehen liessen. Den Versuch Müllenhoffs[47]) gegen Mommsen[48]) die Anwesenheit der Teutonen schon in der Schlacht bei Noreia zu erweisen, muss ich für misslungen

47) DA II, 290 ff.
48) RG II^{6}, 182.

halten; denn keiner der drei Gründe, welche diese Annahme auf Posidonius, Livius und Caesar zurückführen, ist beweiskräftig. Nicht der für Posidonius: denn wenn dieser einen Soldaten des Marius, während ihnen die Teutonen gegenüberstanden, fragen lässt, ob den Marius das Schicksal des Carbo und des Caepio schrecke, über welche die Feinde gesiegt hätten, so folgt daraus nicht die Anwesenheit der Teutonen in der Schlacht bei Noreia; denn Kimbern und Teutonen waren, seitdem sie sich vereinigt hatten, für die Römer ein Feind. Nicht besser der Beweis für Livius: die Anekdote von dem Gesandten der Teutonen, der auf die Frage, wie hoch er den Werth eines alten Kunstwerks, eines alten Hirten mit einem Stocke, schätze, zur Antwort gab, den möge er nicht geschenkt, wenn er leibte und lebte; die Anekdote ist doch nichts mehr als eine Anekdote. Wer sie erzählte und auch der sie uns überliefert, Plinius, dem kam es darauf an, die Pointe zu treffen und nicht, wie Kent zu König Lear von sich sagt, eine gute Geschichte durch Erzählen zu verderben; ob der Gesandte der Teutonen historisch war, wird keinen gekümmert haben. Der Schluss, dass bei der Kimberngesandtschaft vom Jahre 109 auch Teutonen gewesen, ist also wohl recht gewagt. Mit Caesar steht's nicht anders. Wenn er immer, bis auf eine Stelle, beide Völker zusammen nennt, so ist darin nichts Auffälliges, selbst wenn erst nur das eine und später das andere Volk kam; keine einzige Stelle giebt es, die eine Trennung der Namen nothwendig gemacht hätte und die zu der Annahme zwingt, er müsse es 'gar nicht anders gewusst haben, als dass beide Scharen mit einander in Gallien eingefallen' wären.

Ich stehe am Ende meiner Erörterung und möchte wünschen, es wäre mir der Nachweis gelungen, dass Müllenhoff für seine Kimbernhypothese keinen durchschlagenden Beweis erbracht hat. Wären wirklich, wie jener annimmt, die Kimbern kein in sich geschlossenes Volk gewesen, wären sie zusammen mit den Teutonen im Keltenlande erschienen und hätten sie dort erst ihren Namen bekommen, so würde es unerklärlich sein, wie es gekommen wäre, dass sie anders als die Teutonen benannt und nicht mit ihnen unter denselben Namen zusammengefasst worden wären. Dass sich beide Völkerscharen auf der Wanderung augenfällig unterschieden, ist leicht gesagt, aber schwer zu beweisen. Nach Körperbeschaffenheit, Lebensweise und Einrichtungen nicht: wenigstens deutet kein alter Schriftsteller das an. Ob in der Sprache? Müllenhoff selbst

weist einmal darauf hin, dass die dialektischen Verschiedenheiten innerhalb des Germanischen 'um den Anfang unserer Zeitrechnung und in den ersten ihm folgenden Jahrhunderten gewiss so gering' waren, 'dass nicht nur die Westgermanen sich unter einander ohne Mühe verständigten, sondern auch mit den Ostgermanen und umgekehrt. Nie ist auch von einer Mehrheit germanischer Sprachen bei den Römern die Rede und noch im sechsten Jahrhundert sagt Prokop, dass alle östlichen Völker, die Vandalen, Gepiden, Goten, dieselbe Sprache redeten'[49]. Und wäre eine solche Verschiedenheit wirklich vorhanden gewesen, wie hätte sie den Kelten zum Bewusstsein kommen können, da doch selbst das klassische Alterthum in der Sprachvergleichung und in Folgerungen über Zusammengehörigkeit von Völkern auf Grund ihrer Sprache auf niedrigster Stufe stand? Ein leuchtendes Beispiel, das nicht ferne liegt, giebt Tacitus Germ. 45, wo er die Sprache der Aestier für näher verwandt mit dem Britannischen als mit dem Germanischen und jenes Volk dennoch für Germanen erklärt.

So wird man denn dabei stehen bleiben müssen, dass die Kimbern wirklich ein germanisches Volk, kein bunter Völkerschwarm aus verschiedenen Stämmen gewesen sind und in Schleswig-Holstein und Jütland wohnten, dass ein Theil von ihnen im zweiten vorchristlichen Jahrhundert auswanderte, ein anderer Theil zurückblieb, den die römische Flotte im J. 5 n. Chr. noch vorfand. Später sind sie verschwunden, wie so mancher andere germanische Stamm spurlos verging.

Exkurs.

Die Herkulessäulen in Tacitus' Germania.

Im 34. Kapitel der Germania erwähnt Tacitus, wo er von den Friesen handelt, dort hätten die Römer auch den Ozean zu befahren versucht, und es gehe das Gerücht, dass es dort noch Herkulessäulen gebe. Was hiermit gemeint sein soll, ist streitig. Jakob Grimm führt einen Riesen Hugilaich an, dessen Gebeine auf einer Insel im Rheine, wo er in den Ozean mündet, aufbewahrt und den von fernher Kommenden als Wunder gezeigt wurden; er dachte, ob vielleicht schon die Römer bei den Friesen von diesem Helden Kunde

49) DA III, 202.

bekommen hätten und darauf die Angabe des Tacitus über Herkules und seine Säulen zurückgehe[1]). Rieger fasste die Herkulessäulen als Irminsäulen auf[2]). Schweizer-Sidler (in seiner Ausgabe) denkt an 'eine Schiffersage, die ihren Anhalt, wenn ein solcher nothwendig scheint, an Klippen, die man aus dem Meere hervorragen sah, oder an Vorgebirgen, die man aus der Ferne erblickte, haben dürfte'. Allein, wo sind an unserer Nordseeküste Klippen, die aus dem Meere hervorragen? Meines Wissens giebt es deren keine, und auf den Felsen von Helgoland passt der Ausdruck auch nicht, ebenso wenig der folgende Inhalt des Kapitels.

Die Erklärungsversuche aus der deutschen Sage halte ich für verfehlt, wenn es nicht gelingt nachzuweisen, dass sich ein dem Namen des römischen Herkules entsprechender germanischer Name an eine für die Römer wichtige Oertlichkeit geknüpft hat. Denn nur in diesem Falle ist es verständlich, was Tacitus anfügt: dem Drusus Germanicus habe es nicht an Muth gefehlt, jene Säulen des Herkules aufzusuchen, aber der Ozean selbst habe die Erforschung gehindert. Niemand wird doch glauben, in jener Zeit der Kämpfe zwischen Römern und Germanen habe sich ein römischer Feldherr aus reiner Neugierde oder, edler gesprochen, aus blossem Wissensdrang, um eine Felspartie kennen zu lernen, an die sich eine deutsche Sage knüpfte, auf eine Rekognoszirungsfahrt dorthin begeben. Es handelt sich aber offenbar um ein Unternehmen des römischen Feldherrn, so gross oder klein man es sich vorstellen mag; man muss die Existenz von Herkulessäulen vor der Fahrt gekannt oder durch sie kennen gelernt haben, aber nicht bis zu ihnen gekommen sein. So haben mich denn meine Erwägungen zu römischen Vorstellungen und dabei auf eine von dem obigen Erklärungsversuche abweichende Interpretation der Stelle geführt.

Als Säulen des Herkules an der Meerenge von Gibraltar galten meist die beiden Inseln Abila und Calpe. Es waren nicht etwa hervorragende Felseninseln, noch konnte man deren in jener Enge finden, so dass man aus diesem Grunde die Richtigkeit der Bezeichnung leugnete und sie nach Gades verlegte[3]). Aber Posidonius[4]) betont hiergegen mit Recht, dass man Meerengen, hineinragende Vorgebirge und Inseln als Grenzen gewisser Gegenden ausgewählt

1) Geschichte der deutschen Sprache S. 591.
2) ZfdA XI (1859), 183 f.
3) vergl. Posidonius bei Strabo 3 p. 170. 4) a. a. O. p. 171.

habe und diesen Vorgebirgen oder Inseln die Bezeichnung Säulen zukomme gleichsam als Pfosten jenes Seethores. Auch anderswo kannten die Alten diese Benennung. Ephorus[5]) erwähnt solche Säulen, die kleine Inseln waren, südlich vom rothen Meere. Säulen des Dionysos oder Säulen des Herkules nannten die Makedonier auf Alexanders Kriegszug nach Indien gewisse Gegenden, wo sie eine Erinnerung an jene zu finden meinten[6]). Wie die Griechen bei den Barbaren im fernen Osten, so glaubten die Römer auch im Nordwesten Spuren des Herkules zu finden[7]). Nicht unmöglich scheint es mir daher, dass nach Analogie der Herkulessäulen am Eingang zum atlantischen Ozean auch der Zugang zur Ostsee als Säulen des Herkules bezeichnet worden ist. Seit der Flottenexpedition des Tiberius hatten die Römer Kunde von der Einfahrt in die Ostsee. Dass es für sie ein wichtiger Punkt war, bedarf keines Nachweises. Wir kennen das Unternehmen, das bis in die Nähe der Einfahrt führte, und doch kam man an dieselbe nicht heran.

Nur mit dieser Erklärung von Herculis columnae wird die Tacitusstelle verständlich und ein Zusammenhang des Satzes et superesse adhuc Herculis columnas fama vulgavit mit dem vorhergehenden ipsum quin etiam Oceanum illa temptavimus und dem folgenden Hinweis auf die Flottenexpedition hergestellt. Aber die Erwähnung des Drusus Germanicus macht Schwierigkeiten. Es kann damit nicht Germanicus gemeint sein, weil dieser nie so genannt wird; Drusus hingegen hatte nach Senatsbeschluss den Beinamen Germanicus erhalten[8]) und wurde damit auch genannt[9]). Nimmt man aber an, dieser Drusus sei gemeint, so geräth man in Widerspruch zu dem Satze mox nemo (Oceanum) temptavit; denn Tiberius hat doch später seine Flotte auf die See hinausgeschickt und ebenso Germanicus, während es ausgeschlossen ist, dass Tacitus die Fahrt des Tiberius nicht gekannt habe. Dafür sei auf das erste Kapitel der Germania verwiesen: der dort erwähnte Krieg muss die Flottenexpedition des Tiberius einschliessen, durch die allein die lange Inselreihe an der norddeutschen Küste ganz bekannt wurde; und im 37. Kapitel wird Tiberius neben Drusus und Germanicus nament-

---

5) Plin. Nat. hist. 6 § 199. Müllenhoff DA I, 89 Anm.
6) Strabo a. a. O.
7) Germania 3. 9.
8) Flor. 4, 12, 28.
9) Strabo 5 p. 291. Tac. Hist. 5, 19.

lich erwähnt. Ja Tacitus hätte von allen Unternehmungen des Germanicus auf der Nordsee nichts wissen müssen. Ich glaube daher, dass in der Ueberlieferung ein Irrthum liegt und zu schreiben ist: nec defuit audentia Druso, Neroni (= Tiberio, cf. K. 37), Germanico. Germanicus hatte bekanntlich wieder den Muth in See zu gehen und hatte, als er abberufen wurde, vor, im J. 17 noch einmal gegen die Germanen zu ziehen[10]; ob zur See, wissen wir nicht; aber er hatte das Werk des Tiberius weitergeführt, auch mit der Flotte. So konnte Tacitus ihn den beiden Vorgängern anreihen. Dann folgt richtig: mox nemo temptavit, und die fromme Phrase am Schlusse des Kapitels dient dazu, den wahren Grund, warum die Rekognoszirungsfahrten an der germanischen Küste nicht fortgesetzt wurden, zu verdecken.

Einen Einwand könnte man noch machen: Wie kommt Tacitus hier bei den Friesen dazu, der Versuche, die Einfahrt in die Ostsee zu gewinnen, Erwähnung zu thun? Ist das nicht die ungeeignetste Stelle? Dagegen frage ich zunächst: Warum spricht Tacitus K. 37 bei den Kimbern von allen Kriegen, die Rom mit Germanen geführt hat? Weil dieselben von den Kimbern ihren Ausgang nehmen und weil er bei den noch vorhandenen Kimbern, von denen er wenig zu sagen hatte, länger verweilen wollte; durch den Exkurs hielt er den Leser bei den Kimbern fest. Aehnlich ist es K. 34. Jene Expedition nach der Ostsee hin nahm vom Lande der Friesen ihren Ausgang. Ist auch der zweite Anlass hier massgebend gewesen? Keinesfalls aber kann man, wenn man auf die Parallele des Kimbernkapitels gesehen, daran Anstoss nehmen, dass sich der Exkurs über die Herkulessäulen in dem Kapitel über die Friesen findet.

---

10) Tac. Ann. 2, 26.

3. Die Kölner Aeneasgruppen.

Von

A. Brüning.

Hierzu Taf. I.

Max Ihm hat im 93. Hefte der Bonner Jahrbücher S. 66 ff. eine 1884 am Chlodwigsplatze in Köln gefundene und im Wallraf-Richartz-Museum befindliche Gruppe aus Jurakalk veröffentlicht, welche Aeneas darstellt, wie er eilenden Schrittes seinen Vater auf der linken Schulter davonträgt. Er glaubt, dieselbe sei als Relief an einem Grabmale angebracht gewesen[1]), und führt sie, sowie die verwandten Monumente, welche dieselbe Composition zeigen, nach dem Vorgange Heydemanns[2]) auf eine Statue des Aeneas zurück, die nach den Worten Ovids[3]) auf dem forum Augustum gestanden hat.

Ende November 1892 kam an der Ecke der Händel- und Richard-Wagner-Strasse in Köln eine ebenfalls aus Jurakalk gearbeitete Gruppe zu Tage, die eine fast genaue Wiederholung des eben erwähnten Bildwerkes ist, ausserdem aber noch den Torso des Askanius bietet, den man dort vermisste. Sie wurde von dem Bonner Provinzialmuseum erworben. Die Erhaltung derselben lässt die Abbildung auf Taf. I erkennen. Aeneas trug auch in diesem Exemplar den Helm, dessen Ansatz noch im Nacken sichtbar ist; ein Metallpanzer, der die Muskulatur sorgfältig nachbildet, umschliesst die Brust. An der linken Seite trägt der Held an einem

1) A. a. O. S. 67.
2) Arch. Zeit. 1872. S. 120, Anmerk. 32.
3) Fast. V 563 ff.

von der rechten Schulter herabhängenden Bande das Schwert; ein Riemen — nach A. Müller[1]) das cinctorium der Legatenuniform — der bei dem Kölner Exemplar fehlt, läuft um den Leib und ist über dem Nabel festgeknotet. Da dieser Gurt plastisch nur schwach angedeutet ist, so wird ihn der Künstler durch Bemalung hervorgehoben haben, die bei dieser, wie bei aller sorgfältig ausgeführten rheinischen Kalksteinsculptur, in ausgedehntem Maass vorauszusetzen ist. Anchises trägt die Tunica und einen weiten Mantel, der, wie die Falten im Nacken zeigen, über das Haupt gezogen war, der Knabe die gegürtete Tunika und den Mantel. Dieser wird wie bei dem Vater durch eine Spange auf der rechten Schulter festgehalten. Im rechten Arme hält der Kleine den Hirtenstab, der linke war hoch erhoben. Doch hat der Vater den Knaben nicht an der Hand gefasst, sondern wie in der pompejanischen Terracotte und verwandten Monumenten[2]) am Arm. Denn die Armhaltung des Aeneas in der Kölner Gruppe und der Ansatz des Arms des Askanius in Bonn schliessen eine Berührung der Hände aus.

Bezeichnen wir das Kölner Exemplar mit A, das Bonner mit B, so erscheint A frischer und lebendiger, B sorgfältiger in der Ausführung, ein Eindruck, der dadurch gesteigert wird, dass die Oberfläche von B besser erhalten ist als die von A. Auch in der Composition ist A energischer, belebter. Aeneas fasst z. B. in dem Kölner Exemplar mit festem Griff das Bein des Greises, während er in dem Bonner seine Hand nur flach an dessen Unterschenkel legt. Sowohl der Ausdruck der schnellen Bewegung, als auch der der Belastung ist dort besser wiedergegeben. Der Kölner Aeneas schreitet energisch mit dem rechten Beine aus. Dadurch erhält sein Oberkörper eine Neigung nach rechts und diese wird durch das Gewicht auf der linken Schulter noch verstärkt. Bei der neuaufgefundenen Statue ist dagegen das linke Bein vorgesetzt, so dass

1) Siehe A. Müller. Das cingulum militiae. Progr. d. Gymnas. zu Ploen. 1873 S. 19 ff. Vgl. dazu Arch. Zeit. 1872 Taf. IV Nr. 1. Die Gürtung über dem Panzer zeigen schon die pergamenischen Balustradenreliefs, wo ein ganz ähnlicher vorn zusammengeknoteter schmaler Lederriemen um den Panzer läuft. Siehe Baumeister, Denkm. d. klass. Alterth. Abb. 1432.

2) Vgl. Die pompejanische Terracotte abgeb. von Rohden, Die Terrac. v. Pomp. Taf. XXXVII und Münzen des Antoninus Pius abg. Stevenson, Diction. of Rom. coins. S. 16; Cohen, Descript. des mon. impér. II Taf. 13. Nr. 751.

die schräge Haltung, die der Oberkörper wegen der Belastung nach rechts hin annehmen müsste, durch die entgegengesetzte Bewegung, welche die Voranstellung des linken Beines zur Folge hat, wieder aufgehoben wird. In Folge dessen erscheint Aeneas hier fast ganz gerade aufgerichtet, im Vergleich zur Kölner Gruppe steif. Zu bemerken ist noch, dass Askanius im Gegensatze zu seinem Vater das rechte Bein vorstellt. Hierdurch wird eine wohlthuende Abwechslung in die Gruppe gebracht, vielleicht auch angedeutet, dass der Kleine, wie Vergil sagt [1]), sequitur patrem non passibus aequis.

In der Grösse stimmen A und B ziemlich überein. Der Knabe ist halb so gross wie sein Vater [2]).

Als ich nun im November v. J. bei einem Besuche des Wallraf-Richartz-Museums das Kölner Exemplar genauer betrachtete, fiel mir ein in der Nähe am Fensterpfeiler befestigter Torso einer kleinen Gewandfigur (Nr. 95 a) auf, die sich bei näherem Zusehen als der verlorene Sohn herausstellte. Die Figur, welche mit dem Bonner Askanius fast völlig übereinstimmt, zeigt auch eine ganz ähnliche Verstümmelung [3]). Nur ist vom Halse ein kleines Stück erhalten, welches zeigt, dass der Kopf etwas zur rechten Seite geneigt war. Auch ist ein grösseres Stück vom Mantel übrig geblieben. Die Beine sind schon oberhalb der Kniee abgebrochen. Da der Torso in Material und Grösse (von der Halsgrube bis zum Ende des Gewandes zwischen den Knieen 0,21 m) genau zu dem Kölner Aeneas passt, und er zugleich mit dieser Statue auf dem Chlodwigsplatze ausgegraben wurde [4]), so dürfte an der Zusammengehörigkeit kein Zweifel möglich sein, zumal auch die Schrittstellung des Knaben denselben Wechsel gegenüber der des Vaters aufweist, wie die Bonner Gruppe.

---

1) Vergil. Aen. II 724. Vielleicht schwebte dem Dichter an dieser Stelle eine derartige bildliche Composition vor Augen. Vgl. meine Abhandl. „Ueber die bildl. Vorlagen der ilischen Tafeln". Jahrb. d. Instit. 1894 Heft. 2.

2) Aeneas misst von der Halsgrube bis zum Rand der Tunica in A 0,42, in B 0,46, Askanius 0,23 m.

3) Düntzer (Verzeichniss der röm. Alterth. d. Mus. Wallraf-Richartz in Köln 3. Aufl. 1885 S. 59) sieht in den Resten des Pedums ein über den rechten Arm herabhängendes Gewandstück.

4) Die Funde auf dem Chlodwigsplatze sind verzeichnet bei Düntzer, a. a. O. S. 125, von Veith, Das römische Köln. Bonner Winckelmannsprogr. 1885 S. 58 f.

Nun zeigt das Kölner Exemplar an der Statue des Aeneas, dort, wo der Mantel auf den Unterkörper fällt, eine knaufartige Verdickung, die sich nach unten hin zu einer rundlichen Fortsetzung verjüngt. Das linke Bein des Aeneas liegt fest an derselben an. Auch die Figur des Askanius wird mit diesem Wulste verbunden gewesen sein, da die demselben zugekehrte Seite aussergewöhnlich stark und wenig ausgearbeitet erscheint. Ausserdem verband noch eine Stütze den Knaben mit dem Vater; der rechte Oberschenkel des Aeneas zeigt noch die Ansatzstelle dafür und auch bei der Bonner Gruppe ist eine derartige Verbindung noch nachzuweisen. Der Mittelknauf wird demnach wohl der Träger der ganzen Gruppe gewesen sein, die also besonders gestützt und in ihren Theilen verbunden erscheint.

Die Auffindung von zwei so ähnlichen Wiederholungen derselben Composition innerhalb Kölns legt die Vermuthung nahe, dass diese decorativ verwendet zu werden pflegte. Genauere Auskunft darüber, in welchem Zusammenhang dies vermuthlich geschehen ist, bieten die gleichzeitig mit der Gruppe am Chlodwigsplatz gefundenen Architekturreste. Abgesehen von einigen nicht genauer zu bestimmenden Bruchstücken, sind es folgende Bauglieder, sämmtlich aus Jurakalk gearbeitet: zunächst der untere Theil eines kannelirten Eckpilasters (Nr. 32 b), 0,39 m breit, sowie vier Platten von mächtigen, über $^1/_4$ Meter ausladenden Gesimsen (72 a, 160 a—c), von denen zwei, 72 a und 160 c, zusammengehören. Sie sind geschmückt mit akanthusartigem Blattwerk und Consolen, deren Zwischenräume Rosetten ausfüllen. Einmal tritt an die Stelle der Rosette ein Storch, welcher den Schnabel zur Erde senkt. Sodann ist noch das Fragment eines mit breiten Akanthus- und schmalen Schilfblättern verzierten Pfeilerkapitäls (139 a) erhalten und endlich drei anscheinend zusammengehörige Stücke eines pyramidenartig ansteigenden Decksteins (215 a), dessen Oberfläche in schuppenförmige Schindeln gegliedert ist. Die Höhe der Schindeln beträgt etwa 0,30, die Breite etwa 0,20 m. Unter derselben Nummer befindet sich noch im Kölner Museum ein viereckiger, mit kleineren Schuppen bedeckter, sich leicht nach oben verjüngender Pfeiler. An bildlichen Skulpturen kamen an derselben Stelle verschiedene Bruchstücke von Gestalten in Lebensgrösse zu Tage: die Spitze eines beschuhten Fusses (54), ein ebenfalls mit einem Schuh bekleideter Fuss, daneben ein Gewandzipfel (54 a), ein nackter Fuss, der, wie aus seiner Stellung

und dem noch erhaltenen Gewandsaume ersichtlich ist, wohl einer Tänzerin angehört haben wird (65 a), der linke Untertheil einer Gewandfigur (32 a) und eine Hand mit einem Stück des umgebenden Gewandes (104 b); die Hand, deren drei äussere Finger mit Ringen besetzt sind, hält einen Zipfel des Gewandes. Dann ist noch des Körpers einer kleineren Gewandfigur (95), der vom Halse bis zu Knieen erhalten ist (Höhe 0,50 m), und des Obertheils einer weiblichen Flügelgestalt zu gedenken (28 a), welche in den gekreuzten Armen Granatäpfel, Trauben, Aehren und andere Früchte trägt. (Höhe von der Stirn bis zu den Unterarmen 0,60 m, Breite 0,50 m.) Sie sollte vielleicht eine Pomona vorstellen.

Da alle diese Stücke ausserhalb des römischen Kölns an der nach Bonn führenden Römerstrasse[1]) gefunden sind, so werden wir es mit den Ueberresten grösserer Grabdenkmäler zu thun haben, und zwar in Art jener zweistöckigen Grabthürme mit pyramidalem Dache, wie sie uns besonders in Arlon, Igel und Neumagen entgegen treten[2]). Dem von Pilastern (32 b) eingeschlossenen Hauptgeschosse werden die erhaltenen Bruchstücke von Gewandfiguren in natürlicher Grösse zuzusprechen sein, während die kleinere Reliefligur (95) etwa in einer Attika Platz finden könnte, die weibliche Flügelgestalt mit den Früchten in einem am Dache angebrachten Giebel-

---

1) Siehe den Plan in von Veith, Das röm. Köln.

2) Ladner (Picks Monatsschr. f. rhein.-westf. Geschichtsforsch. u. Alterthumsk. Trier 1876 S. 346 f.) meint, dass die Familie der Sekundiner nach den in Nordafrika entdeckten zweistöckigen Grabmonumenten mit pyramidenförmigem Aufsatz, die sie auf ihren Reisen kennen gelernt, die Igeler Säule hätten errichten lassen. Wahrscheinlicher ist wohl, dass die Muster solcher Bauten, deren Vorbild in kleinasiatischen Grabdenkmälern von der Gestalt des Mausoleums zu Halikarnass zu suchen ist, ebenso wie die anderen griechischen Einflüsse in die Kunst der Rheinlande direkt von Kleinasien über Massilia in die Provence (das Julierdenkmal zu St. Remy) und von da in das belgische Gallien und die Rheinlande hergeleitet worden sind. Vgl. darüber den Festvortrag Löschcke's bei der Winckelmannsfeier in Bonn 1892 über: „Griech. Elemente in der Kunst des Rheinlands." Berl. philol. Wochenschrift 1893 p. 283). Aus dem Mosellande führen uns dann Funde von Fragmenten derartiger Pyramidendächer unter den Ueberresten der spätrömischen Moselbrücke bei Coblenz (Bonn. Jahrb. 42 Taf. III, 1) und von der Kölner Chaussee in Bonn (a. a. O. 43. S. 221 ff.) geradenwegs nach Köln. Die Monumente in Nordafrika repräsentiren eben einen andern Ableger der kleinasiatischen Kunst.

dreiecke. Die unter 215 a erhaltenen Fragmente sind Theile eines Schuppendachs, wie es die Igeler Säule trägt.

Nach alledem wird der Gedanke, dass auch die Aeneasgruppe an einem derartigen Denkmal angebracht gewesen war, nicht abzuweisen sein. Da dieselbe, wie ausgeführt, lediglich von unten her, hier aber sehr stark unterstützt ist, also an einem exponirten Ort freistehend gedacht werden muss, so wird sie wohl wie die Ganymedgruppe auf der Igeler Säule als Bekrönung eines solchen Grabthurmes gedient haben. Der Charakter des Bildwerks spricht nicht dagegen. Mustern wir die figürlichen Aufsätze von Gebäuden, wie sie die ionische Kunst zeigt, so sehen wir hauptsächlich Darstellungen von Flügeldämonen (besonders herabschwebenden Niken), Entführungsscenen, Viergespannen oder sonst in lebhafter Bewegung begriffenen Figuren[1]; nur ganz vereinzelt finden sich Compositionen, welche Gestalten in ruhigem Beisammensein wiedergeben[2]. Der Grund für eine solche Auswahl lässt sich nachfühlen. Die hoch und frei in die Luft ragenden Gebäudespitzen luden nicht zu ruhigem Aufenthalt und längerem Verweilen ein, nur dem flüchtig Weitereilenden geben sie momentanen Ruhepunkt: wie der beschwingte Vogel sich auf hoher Thurmesspitze zur kurzen Rast niederlässt. Daher die Vorliebe für Gestalten, die wie in schnellem Flug an uns vorüber eilen. Auch unsere Gruppe könnte man den Compositionen, die eine Entführung zeigen, in gewissem Sinne beizählen, da es sich ja auch hier um eine mit eiligem Schritte fortgetragene Gestalt handelt. Gleich Flügeln, vom Winde gehoben, so bauscht und bläht sich der Mantel des Aeneas hinter seinem Rücken auf und erinnert an das ähnlich in weitem Bogen flatternde Gewand der Nike des Paionios. Spricht doch Düntzer[3]) bei der ersten Beschreibung des Bildwerks geradezu von einem „nach der Höhe schwebenden Krieger."

Auch inhaltlich würde unsere Gruppe gut zu einem solchen Grabmale passen. Findet doch in ihr, die uns den Stammvater des Römervolkes vorführt, wie er in rührender Weise seine Pflichten gegen Götter, Vaterland und Familie erfüllt, diejenige Tugend ihre

1) S. Arch. Zeit. 1882 S. 335 ff. Furtwaengler, Meisterwerke d. gr. Pl. S. 250 ff.

2) Z. B. Athena, die dem ruhenden Herakles einschenkt; abg. Martha, l'art étrusque p. 324.

3) A. a. O. S. 63.

glanzvollste Verherrlichung, die nach römischem Begriffe alle übrigen in sich begreift — die pietas.

Der Wunsch, auch äusserlich zu bekunden, dass man selbst in der Fremde als römischer Bürger sich fühle und lebe, könnte leicht römische Familien, die in einem derartigen prächtigen Bau sich ein stolzes Denkmal setzten, bestimmt haben, dies Bild des echten Römerthums an hervorragender Stelle anzubringen, erinnerte sie doch die Darstellung an ihr eigenes Los. Auch sie waren wie einst der fromme Aeneas mit ihren Penaten ausgezogen aus der Heimath, um sich in unbekannter Fremde ein neues Heim zu suchen.

Da auch die Gruppe des Bonner Museums in der Nähe einer alten nach Jülich führenden Römerstrasse, der jetzigen Aachener Strasse, wo auch sonst Grabfunde zu verzeichnen sind [1]), zu Tage gefördert wurde, so wird sie eine gleiche Verwendung gehabt haben.

Es erhebt sich nun die Frage nach dem Original der beiden Gruppen. Um diese zu beantworten, bedarf es einer kurzen Uebersicht über die Bildwerke mit Darstellungen der Aeneasflucht.

Die ältesten bildlichen Wiedergaben der Flucht des Aeneas aus Troja finden wir, abgesehen von einer Münze der Stadt Aineia [2]), wo wir es mit einer vereinzelten lokalen Fassung zu thun haben, auf schwarzfigurigen attischen Vasen [3]). Hierbei ist zu beachten, dass Aeneas den Vater nicht, wie es bei flüchtiger Betrachtung scheint, in der Art des Huckepacks auf dem Rücken trägt [4]), sondern vielmehr unter dem rechten Arm [5]). Vgl. Gerhard A. V. B. 231, 3 und Overbeck Gallerie XXV 24.

Auf einer rothfigurigen unattischen Amphora [6]) aus Nola sitzt dagegen der Alte auf der linken Schulter [7]) des Aeneas. Dieser, unter

1) Vgl. die Fundkarte bei von Veith, Das röm. Köln.

2) Vgl. Robert, Arch. Zeit. 1879. S. 23 ff.

3) Siehe Overbeck, Heroengallerie S. 655 ff. Heydemann, Iliupersis, S. 31 Anmerk. 1. Luckenbach, Neue Jahrb. f. Phil. Suppl. 11 S. 636 Anm. 1. Schneider, der troische Sagenkr. S. 174 Anm. 4.

4) Dieser Meinung ist Ihm, a. a. O. S. 72.

5) Eine Ausnahme bildet das Vasenbild bei Overb. XXVII 8, wo Anchises die Hüften des Sohnes mit den Knieen zu umklammern scheint.

6) Overbeck, Heroengall. XXVII 12, Gerhard, Auserl. Vas. III 217.

7) Diese Art, eine Person zu tragen, ist dem Alltagsleben entnommen. Eine Terracotta (Kekulé, Die ant. Terrac. II S. 23) zeigt uns eine Frau, der ein Kind auf der linken Schulter sitzt. Auf Denaren des Münz-

der Last tief gebeugt, stützt sich auf zwei Speere. Askanius eilt an der Hand Kreusas den Beiden vorauf.

Während aus der Zeit von 500 bis gegen 250 v. Chr. keine Darstellung der Aeneasflucht vorhanden ist, so regte das Interesse, das man in Italien an der Person des Aeneas nahm, von da ab zu mehrfachen Darstellungen der Rettung des Troerhelden an. Schon aus der Zeit gleich nach dem ersten punischen Kriege finden wir auf Münzen von Segesta den Aeneas, seinen Vater auf der linken Schulter, in der Rechten das Schwert[1]. Eine Erklärung dafür geben uns die Worte Ciceros[2]: Segesta est oppidum pervetus in Sicilia, quod ab Aenea fugiente e Troia atque in haec loca veniente conditam esse demonstrant. Itaque Segestani non solum perpetua societate atque amicitia, verum etiam cognatione se cum populo Romano coniunctos esse arbitrantur. Es scheint demnach in diesem Münzbilde die Genugthuung über die Vereinigung der verwandten Städte zum Ausdruck gekommen zu sein.

Vor allem aber treten die Darstellungen der Aeneasflucht hervor, als das julische Haus die Leitung des römischen Staatswesens übernahm. Auf Münzen des Julius Caesar[3], sowie der Stadt Segesta[4] erscheint Aeneas, der auch hier den Vater auf der linken Schulter trägt, mit dem Palladium in der rechten Hand.

Eine andere Fassung bietet uns der bekannte pompejanische Broncehelm mit Scenen aus der Iliupersis[5]. Er stellte den Gegenstand in der Weise dar, dass Aeneas mit hocherhobener Rechten den in der bekannten Art dasitzenden Vater unterstützt. Da dieselbe Composition auch auf einem Medaillon des Antoninus Pius[6] und zwar hier neben dem ruminalischen Feigenbaum zu sehen ist,

meisters M. Herennius und des S. Pompeius (Babelon, monn. de la républ. Rom. I S. 539, II S. 353, 354, 582) tragen in gleicher Weise die beiden Brüder Amphinomus und Anapias aus Catana ihre Eltern, um sie vor dem Ausbruch des Aetna zu retten. Aehnlich findet sich auch der Leukippidenraub auf einer etrusk. Aschenkiste dargestellt. (Brunn, rel. etr. II 37, 38.)

1) Head, Historia Numorum. Oxford 1887 S. 146, Catal. of the Greek coins in Brit. mus. Sicily. S. 137.

2) Verres IV 33.

3) Grässe, Handbuch d. alt. Numismatik XXII 6, 7. Babelon monn. de la républ. Rom. II S. 11 und 578.

4) Catal. of the Greek c. in Brit. mus. Sicily, S. 137.

5) Heydemann, Iliupersis III 1; Steinbüchel, Antiqu. Atlas XX.

6) Fröhner, les Médaill. de l'emp. Rom. S. 59.

dürfte vielleicht das Original in einer Statue auf dem Forum in Rom zu suchen sein [1]).

Ihren Abschluss erhielt die Gruppe erst durch Zufügung des Julus, der als mythischer Stammvater des julischen Kaiserhauses an der rechten Hand des Vaters erscheint und gleichsam der belasteten linken Seite des Aeneas das Gleichgewicht hält. Die Monumente, die uns diese Composition bieten, lassen sich in zwei Reihen gliedern, je nachdem Anchises die Cista mit der linken gefasst hat, mit der anderen Hand aber sich auf die rechte Schulter des Sohnes stützt [2]), oder der Greis mit beiden Händen das Kästchen auf dem Schosse festhält [3]).

Betrachten wir die Monumente der ersten Gattung, so fällt zunächst auf, dass sie alle die Gruppe nur in Vorderansicht und zwar von demselben Gesichtspunkt aus vorführen, während dies bei den Bildwerken der anderen Reihe durchaus nicht der Fall ist. Sodann ist die eigenartige Schrittstellung der meisten dieser Darstel-

---

1) Vereinzelt steht eine Darstellung auf einer Münze Octavians (Babelon, a. a. O. S. 42), auf welcher Aeneas den Greis mit beiden Händen hoch über der linken Schulter hält.

2) Zu dieser Reihe gehören: das Mittelbild der tabula Iliaca (Jahn, Griech. Bilderchroniken I*), eine Thonlampe des Mus. Kircherianum (von Rohden, Pomp. Terracotten I S. 48), die Fragmente zweier gleichen Gruppen, Mus. Nazionale in Neapel No. 8. 1874 und No. 4303), das Relief aus Turin (Overbeck, Gall. XXVII 16). Münzen des Antoninus Pius (Cohen, méd. impér. II, No. 288, 751 (abg. Taf. 13), 810, Stevenson, Diction. of Rom. coins S. 16), sowie eine Menge von Gemmen (Stosch IV 119—122 Impronte gem. II 62, Gerhard'sche Abgusssammlung im Bonner Kunstmuseum XVI 1141—43, 1145—47).

3) Die zweite Reihe wird ausser den Kölner Gruppen durch folgende Monumente vertreten: Die Carricatur aus Herkulanum (v. Rohden, Pomp. Terracotten S. 47, Millin, gal. myth. 173, 607), sodann Münzen von Dardanus (Gardner, Types of Greek coins XV 7), Ilion (Overbeck, Gall. XXVII 10), Patrae (Catal. of Gr. c. Peloponnes. VI 5). Von anderen Münzen, die auch dieselbe Gruppe zeigen (Apamea, Catal. of Gr. c. Pontus etc. S. 114, Berytus, Eckhel, doctr. num. vet. III S. 359, Coela, Sabatier, Descript. géner. des méd. contorn. S. 94, Corinth, ebenda S. 93, Othrus, Head, Hist. num. S. 567) standen mir leider keine Abbildungen zu Gebote. — Ein Contorneat (Sabatier, a. a. O. XIV 10), auf welchem Anchises seine rechte Hand erhebt und nach rückwärts blickt, als schaue er sich nach Kreusa um, und eine Thonlampe (Bartoli, lucernae III 10), wo der Alte auf der rechten Schulter des Sohnes sitzt und seine Linke auf dessen Helm legt, fallen aus diesen Reihen heraus.

lungen zu beachten. Die Knie des Aeneas sind nämlich in einer Weise auseinandergesetzt, wie man es häufig auf Reliefs oder Gemälden findet, wenn eine heftig ausschreitende Gestalt in Frontansicht wiedergegeben werden soll. Diese gespreizte Stellung der Beine scheint mir den Beweis zu liefern, dass sich in diesen Repliken ein Gemälde oder Relief wiederspiegelt. Würden nämlich diese Monumente auf eine Statuengruppe als Vorbild zurückgehen, so müssten bei der Uebersetzung der Gruppe in den Flächenstil die Kniee des ausschreitenden Aeneas nahe an einander gerückt sein. Wollte man aber annehmen, dass diese Spreizstellung erst vom Kopisten eingeführt worden sei, so liesse sich nicht ersehen, wie sämmtliche Kopisten darauf gekommen sein sollten, diese Umänderung in der gleichen Weise vorzunehmen. Für ein Gemälde spricht der Umstand, dass zu Rom, wo wir ja das Original suchen müssen, grössere Gemäldecyklen mit Darstellungen aus dem troischen Sagenkreise zu Anfang der Kaiserzeit vorhanden waren, in denen natürlich diese Scene nicht fehlen durfte.

Ziehen wir die allen diesen Wiederholungen charakteristischen Züge heraus, so ergibt sich folgendes Bild: Aeneas, bärtig[1]) und unbedeckten Hauptes, schreitet stark nach rechts hin aus. Er ist bekleidet mit Tunica, Panzer und hohen Stiefeln, ein langer Mantel wallt von seinem Rücken herab. Während er mit der einen Hand den linken Unterschenkel des Vaters umfasst, hält er den Sohn am Arme fest. Der Kleine, mit phrygischer Mütze und gegürteter Tunica angethan, scheint nur mühsam dem Vater folgen zu können, so dass dieser sich besorgt umblickt und den zu ihm aufschauenden Knaben ermuntert. Anchises, der in der Linken das Kästchen hält, stützt sich mit der andern Hand auf die rechte Schulter des Sohnes, um sich so auf seinem unbequemen Sitze besser halten zu können. — Auf dem Mittelbilde der tabula Iliaca sehen wir ausser den erwähnten drei Personen über Askanius noch die undeutlichen Umrisse einer Gestalt, in der Jahn[2]) wohl richtig Kreusa vermuthet, sowie den inschriftlich bezeichneten Hermes, der rechts von der

---

1) So zeigen ihn die Thonlampe und die Münzen des Antoninus Pius (vgl. S. 57 Anm. 2), die wohl der Vorlage am nächsten stehen; ferner von den Gemmen, soweit es kenntlich ist, folgende: Stosch IV 121, 122. Impronte gem. II 62, Gerhard'sche Abgusssamml. XVI 1141. 1147.

2) Jahn, Griech. Bilderchr. S. 36.

Hauptgruppe dem Aeneas den Weg zu zeigen scheint. Vielleicht gibt uns dieses Bild das Original in grösserer Ausführlichkeit wieder.

Bei den Monumenten der zweiten Reihe ist, wie schon bemerkt, beachtenswerth, dass sie die Gruppe von verschiedenen Gesichtspunkten aus wiedergeben. Völlige Seitenansicht bietet die Münze von Patras, mit der die Carricatur aus Herculanum besonders in der Haltung der Köpfe des Aeneas und Anchises übereinstimmt; von vorn gesehen zeigt sie die bei Overbeck abgebildete Münze von Ilion. Von der Seite aus erscheint die Composition auch auf der Münze von Dardanus; doch findet sich hier noch die Besonderheit, dass trotzdem der Körper des Greises in Vorderansicht dargestellt ist. Bei allen diesen Repliken ist Anchises puppenhaft klein gebildet. Er sieht gegenüber den lebhaft bewegten Gestalten des Aeneas und Askanius fast wie eine Statuette aus, während auf den Bildwerken der ersten Klasse der Körper des Greises durch die Verschiebung des Oberkörpers nach der Seite und die dadurch veränderte Lage der Gliedmassen grössere Lebendigkeit und gefällige Natürlichkeit gewinnt.

Alle diese Eigenthümlichkeiten finden am besten ihre Erklärung, wenn man annimmt, dass das Bildwerk, welches den genannten Darstellungen als Vorlage diente, ein statuarisches Monument war, das frei aufgestellt, von verschiedenen Seiten her betrachtet und kopiert werden konnte. Die unnatürlich kleine Bildung des Greises erklärt sich dadurch, dass aus technischen Rücksichten eine getragene Gestalt in schwer lastendem Material nicht über ein gewisses Mass hinaus gebildet werden konnte.

Möglicherweise ist das Original der zweiten Reihe, welches den Aeneas unbärtig dargestellt zu haben scheint, nur eine Uebertragung des Vorbildes der ersten Gattung in die Plastik. Das Zusammenschrumpfen des Anchises hatte auch jene Veränderung des Sitzmotivs zur Folge. Vielleicht gingen auch beide auf eine gemeinsame Quelle zurück. Die Bildwerke des statuarischen Typus aber mit Heydemann und Ihm auf die von Ovid erwähnte Gruppe zurückzuführen ist bei der Unbestimmtheit des Ausdruckes, womit dieses Monument bezeichnet wird (Aenean oneratum pondere caro) und der Mannigfaltigkeit der Fassungen, in denen uns die Scene der Aeneasflucht entgegentritt, nicht statthaft.

Da sämmtliche aufgezählten Nachbildungen, auch die Münzen [1], erst aus der Kaiserzeit stammen, so wird diese Composition, in der Julus der Gruppe eingegliedert erscheint, eine Erfindung aus der Zeit der julischen Monarchie sein. Die beiden Kölner Repliken aber wird man wegen der relativen Vortrefflichkeit ihrer Ausführung kaum später als in den Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. setzen dürfen [2].

---

1) Die bei Mionnet, Descript. des méd. ant. II S. 658 No. 195, 196. Suppl. 5. S. 557. No. 396—398 angeführten Autonommünzen von Ilion sind nach gütiger Mittheilung von Herrn Dr. H. Dressel ebenfalls in die Kaiserzeit zu setzen.

2) Wie beliebt und bekannt auch später noch die Composition war, zeigt ein Marmorrelief des dritten Jahrhunderts nach Chr. im Museo Nazionale in Neapel (Arch. Zeit. 1872 Taf. 54, 2. Vergl. S. 118), welches die Landung des Aeneas auf Sizilien darstellt. Aeneas ist im Begriffe, das Schiff zu verlassen. Askanius, vom Vater am linken Arme festgehalten, eilt schon die Landungsbrücke herunter, die sein Vater gerade betreten will. Der Alte, den Aeneas mit der Hand im Rücken unterstützt, legt seine Rechte auf die Schulter des Sohnes. Alle drei zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Gestalten unserer Gruppe. Der Oberkörper des Aeneas entspricht in seinem Costüm — selbst das cinctorium fehlt nicht — fast genau dem Bonner Torso. Auch Sohn und Vater, der sogar noch seine sitzende Haltung bewahrt hat, erscheinen in derselben Tracht, wie auf den angeführten Bildwerken. Es kann kein Zweifel sein, dass der Reliefbildner seine Figuren unmittelbar einer Darstellung unserer Composition entlehnt und die Gruppe für seine Zwecke in dieser Weise aufgelöst hat.

4. Aus dem Bonner Provinzialmuseum.

Von

H. Dressel.

Hierzu Taf. II.

I. Beschlag einer römischen Schwertscheide.

Im Jahre 1886 kam ein an der Heisterbacherhofstrasse zu Bonn gefundener Broncebeschlag in's Museum (Nr. 4320), welcher wohl verdient, der ihm bisher zu Theil gewordenen Vergessenheit durch die Publication entzogen zu werden[1]). Dieses Beschlagstück, dem ich bei der Neuordnung des Museums einen Ehrenplatz angewiesen habe, rührt, wie aus seiner Form und Ausschmückung unzweifelhaft hervorgeht, von der Schwertscheide eines römischen Officiers her und besteht aus einem seiner Bestimmung entsprechend gebogenen Streifen Bronceblech (jetzt in zwei Stücke zerbrochen)[2]), der auf der oberen Seite drei in Hochrelief getriebene Brustbilder zeigt (Taf. II n. 1), während die schmucklose untere Seite nur mit einem Namen versehen ist. Ob es zur Verzierung des Mundstückes der Schwertscheide gedient hat oder, wie beim Schwert des Tiberius, unmittelbar unter dem Mundstück seinen Platz hatte, oder ob es den zwischen den beiden Querbändern liegenden Raum der Scheide ausfüllte[3]), dürfte wohl schwer zu entscheiden sein.

Die Darstellung der Schauseite ist durchaus symmetrisch angeordnet. In der Mitte das Brustbild einer Frau von vorn, zu ihren

---

1) Nur mit sechs Worten wird er in diesen Jahrbüchern LXXXIV (1887) S. 236 erwähnt.

2) Höhe 0,061, Breite 0,087.

3) Vgl. z. B. Lindenschmit Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres Taf. V, 2.

Seiten je eine jugendliche männliche Büste, ebenfalls von vorn, aber mit einer leichten Wendung nach der Mittelfigur.

Die Frau hat gewelltes Haar mit einer über dem Scheitel liegenden Flechte; über den Schultern sind ausserdem zwei hinten frei herabfallende Haarlocken angedeutet. Sie ist bekleidet und hat an ihrer linken Schulter einen Gewandüberwurf.

Die beiden männlichen Brustbilder, beide nur wenig kleiner als das der Frau, sind fast vollkommen gleich behandelt; doch hat der Künstler das Brustbild rechts durch die etwas grössere Kopfbildung als älter charakterisirt und durch eine ornamentale Zuthat, welche bei dem andern fehlt, vielleicht auch besonders auszeichnen wollen. Das Haar beider Jünglinge ist schlicht und ziemlich kurz; beide tragen den Panzer, der mit einer grossen Gorgonenmaske geschmückt ist; auf den linken Schultern liegt ein Gewandüberwurf, während von den rechten Schultern schräg über den Panzer das Bandelier geht. Bei dem Brustbilde links erscheint an seiner rechten Schulter und Seite das sogenannte Schutzband; bei dem anderen ist es nicht sichtbar, weil die Stelle durch den Gewandüberwurf der Frau verdeckt ist. Den Abschluss beider Brustbilder bildet ein Gurt, welcher bei der Büste rechts breiter als bei der anderen und durch eine ornamentale Wellenlinie verziert ist.

Unter den drei Bildnissen befindet sich, einen flachen Bogen bildend, ein Ornament mit Wellenlinie, welches, da es keinen rechten Abschluss hat, wohl auf dem nicht mehr erhaltenen anschliessenden Theile des Beschlages seine Fortsetzung hatte.

Der Grund, aus dem sich die Reliefbilder abheben, ist punktirt und die ganze Vorderseite leicht versilbert.

Auf der anderen Seite des Beschlagstückes, welche keinerlei Schmuck zeigt, befindet sich am unteren Rande die punktirte Inschrift

VALIIRI

offenbar der Name des Officiers, dem einst das Schwert gehört hat.

Das Stück ist, abgesehen von einigen Quetschungen, welche die Nasen und, bei dem ersten Brustbilde, die rechte Wange erlitten haben, gut erhalten. Die Ausführung ist keineswegs fein, kann aber auch nicht als roh bezeichnet werden. Auch die Gruppirung ist nicht tadellos; denn die enge Aneinanderschiebung der Büsten, durch welche die Köpfe mehr als die Oberkörper zur Geltung kommen und unverhältnissmässig gross erscheinen, ist ein

Fehler, der die Gesammtwirkung des Bildes sehr beeinträchtigt und nur durch den ziemlich lebendigen Ausdruck der männlichen Köpfe und ihre leichte Wendung nach der Mittelfigur einigermassen gemildert wird.

Wen stellen nun diese drei Bildnisse vor? Es ist zunächst klar, dass es eine Mutter mit ihren beiden Söhnen ist, sie eine Frau in den dreissiger Jahren, die Söhne augenscheinlich eben dem Knabenalter entwachsen, also etwa im 14ten bis 17ten Jahre stehend. Dass so jugendliche Söhne bereits den Soldatenrock tragen führt uns ferner darauf, dass hier nicht etwa Familienangehörige des Officiers Valerius dargestellt sind, sondern Personen aus dem kaiserlichen Hause, bei denen derartige Anticipirungen nicht auffällig und auch nachweisbar sind [1]). Fügen wir noch hinzu, dass die Haartracht, besonders der Frau, diese Personen nur in der allerersten Kaiserzeit zu suchen gestattet und nicht allein die beiden Agrippinen mit ihren Söhnen, sondern auch Antonia, des älteren Drusus Gemahlin, mit ihren Söhnen Germanicus und Claudius ausschliesst [2]), so würden nur noch die beiden folgenden Gruppirungen hierbei in Betracht kommen:

A. Livia, die Gemahlin des Augustus, mit ihren Söhnen aus erster Ehe Tiberius (geb. 42 v. Chr.) und Drusus sen. (geb. 38 v. Chr.),

B. Iulia, die Tochter des Augustus und Gemahlin des Agrippa, mit ihren Söhnen Gaius (geb. 20 v. Chr.) und Lucius (geb. 17 v. Chr.).

Die Frage, welche von beiden Gruppen dargestellt sein könnte, lässt sich durch Vergleiche auf die Porträtähnlichkeit hin leider nicht beantworten. Denn einerseits ist unser Beschlagstück kein Kunstwerk, das auf die Wiedergabe des Individuellen grosse Sorgfalt verwendet und leidet überdies an jener Unbestimmtheit in Form und Umriss, die fast allen getriebenen Arbeiten eigen zu sein pflegt; andererseits ist das uns zur Verfügung stehende Vergleichsmaterial nicht derart, dass es in unserem Falle mit Erfolg verwendet werden könnte. Sicher beglaubigte Bildnisse der Livia und der Iulia liegen uns zwar in einer Reihe von Münzen vor; allein diese Münzbilder

1) So erhielt z. B. Tiberius die *toga virilis* bereits im Alter von $14^1/_2$ Jahren, Nero noch nicht 14 Jahre alt.

2) Diese müssten auch schon wegen des Altersunterschiedes der beiden Söhne (5 Jahre) ausgeschlossen werden.

zeigen uns alle den Kopf im Profil und sind daher für den Vergleich mit dem von vorn dargestellten Frauenkopfe unseres Beschlagstücks ungeeignet. Dazu kommt der kleine Massstab, in welchem diese Bilder ausgeführt sind. Aber auch der Vergleich mit dem einzigen sicher beglaubigten Rundbilde der Livia, der in provinzialer Mittelmässigkeit ausgeführten Broncebüste von Neuilly-le-Réal[1]), und mit dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Livia darstellenden Cameo von Petescia (im Berliner Museum) führt zu keinem Ergebniss, das für die Aehnlichkeit der Gesichtszüge irgendwie ausschlaggebend wäre.

In noch höherem Masse, als für das Bildniss der Frau, gelten die erwähnten Schwierigkeiten für die beiden Prinzen, welche in einem Alter dargestellt sind, das die unterscheidenden Merkmale noch nicht zur rechten Entwicklung gebracht hat; hier, so gut wie auf den Münzen, sind es eben Knabengesichter, die zwar im Allgemeinen dem Charakter der Iulischen Zeit nicht widersprechen, aber noch nichts entschieden Individuelles zeigen.

Es bleibt also nur übrig, in der eigenthümlichen Haartracht der Frau einen Anhalt für die eine oder die andere Gruppe zu suchen. Das Hauptmerkmal ihrer Haartracht, der über dem Scheitel liegende Haarwulst oder Zopf, begegnet uns in den letzten Jahren der römischen Republik und zu Anfang der Kaiserzeit bei den Köpfen der Fulvia (der zweiten Frau des Antonius), der Octavia (der Schwester des Augustus und dritten Frau des Antonius) und der Livia[2]). Es sind hier wiederum die Münzen, welche uns das sichere Material dafür liefern und auf ihren Profilköpfen jene Eigenthümlichkeit der Frisur deutlich erkennen lassen. Dass Livia im Laufe ihres langen Lebens ihre Haartracht gewechselt hat[3]), ist für unsere Untersuchung ohne Belang, denn wir haben es hier mit einer noch jugendlichen Frau zu thun und aus den Münzen geht hervor, dass Livia noch in den letzten Jahren des Augustus und sogar bis über

---

1) Abgebildet bei Fröhner musées de France Taf. II und bei Rayet monuments de l'art antique II livr. VI pl. II.

2) Vgl. die ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes durch Helbig in den Mittheilungen des archäol. Instituts (röm. Abtheilung) II (1887) S. 7 ff. und in den Monumenti antichi pubblicati per cura della R. Accademia dei Lincei I (1891) S. 573 ff., auch was Bernoulli röm. Ikonographie II S. 110 f. darüber sagt.

3) Vgl. Helbig a. a. O. S. 7. 8.

den Tod ihres Mannes hinaus die Scheitelflechte getragen hat; als Beleg dafür die beiden auf Taf. II n. 2 und 4 abgebildeten Münzen, von denen die erste in Alexandrien geprägte auf der Kehrseite das 39ste Regierungsjahr des Augustus trägt, die zweite in Emerita unter Tiberius geprägt ist und daher Livia als Iulia Augusta bezeichnet [1]).

Da ausser der Scheitelflechte auch das gewellte Haar bei Livia gesichert ist (vgl. z. B. Taf. II n. 4) und selbst die beiden Schulterlocken auf einigen Münzen (vgl. z. B. n. 3) und auf der oben erwähnten Broncebüste von Neuilly-le-Réal sich bei ihr vorfinden, so könnte die auf unserem Beschlagstücke dargestellte Frau der Haartracht nach recht wohl Livia sein.

Aber sie könnte ebenso gut auch Iulia, die Tochter des Augustus, sein. Denn dass Iulia ihr Haar im Wesentlichen nicht anders getragen, als Livia und andere hohe Damen des Augusteischen Zeitalters, konnte schon von vorn herein als sicher angenommen werden und wird bestätigt durch eine kleine pergamenische Kupfermünze mit den Köpfen der Livia und der Iulia (Taf. II n. 3), die mit feiner Anspielung auf ihre Charaktereigenschaften als Livia-Hera und als Iulia-Aphrodite bezeichnet werden. Die Frisuren beider Frauen stimmen da in der Anordnung des Haares über der Stirn und um das Gesicht ganz genau überein und die über dem Scheitel liegende Flechte ist, wenn sie auch auf unserer Abbildung nicht klar erscheint, auf der Münze vollkommen sicher; nur am Hinterkopfe ist ein Unterschied bemerkbar, denn Iulia trägt einen kurzen Zopf, Livia einen Knauf, auch fehlen bei Iulia die Schulterlocken, die bei Livia besonders deutlich sind.

Da die charakteristische Scheitelflechte sich also für beide Frauen nachweisen lässt, haben wir auch nach dieser Seite hin zwischen Livia und Iulia vollkommen freie Wahl. Ich glaube wenigstens nicht, dass die Schulterlocken unseres Bildnisses das Zünglein der im Gleichgewicht schwebenden Waage noch im letzten Augenblicke zu Gunsten der Livia bewegen dürfen; kommt doch Livia auf einigen Münzen auch ohne dieselben vor (z. B. auf den abgebildeten von Alexandria und Emerita) und ist doch nicht ausgeschlossen, dass auch Iulia einmal mit Schulterlocken vorkommen kann.

---

1) Bekanntlich wurde Livia durch das Testament des Augustus in das Iulische Geschlecht aufgenommen und erhielt den Beinamen Augusta; vgl. Eckhel doctr. num. VI S. 147.

Dagegen könnte Jemand versucht sein, für die Deutung auf Iulia den Umstand in's Gewicht fallen zu lassen, dass auf einer Münze des Augustus, ähnlich wie auf unserem Relief, Iulia zwischen Gaius und Lucius dargestellt ist [1]), während wir für Livia und ihre Söhne eine derartige Gruppirung auf Münzen nicht haben; ferner auch anführen, dass der dreijährige Altersunterschied zwischen Gaius und Lucius besser als der vierjährige zwischen Tiberius und Drusus auf unsere Darstellung zu passen scheint, und schliesslich noch den reicheren Gürtelschmuck des einen Prinzen als eine Andeutung auf die notorische Bevorzugung des Gaius vor seinem jüngeren Bruder ansehen. Ich habe geglaubt, diese Einzelheiten nicht verschweigen zu sollen, bin aber weit davon entfernt, dort wo Schein und Zufall ihr Spiel treiben können, derartige Anhaltspunkte zu beweiskräftigen Factoren anwachsen zu lassen, nur weil man eine Entscheidung wünscht.

So wollen wir uns denn lieber bescheiden zu sagen, die drei Brustbilder des Bonner Beschlagstückes stellen entweder Livia mit Tiberius und Drusus vor, oder Iulia mit den *gemini Caesares* Gaius und Lucius.

II. Eine Amphora aus Spanien mit lateinischen Inschriften.

Eines der unscheinbarsten Stücke des Museums ist die auf dem Kessenicher Felde bei Bonn gefundene grosse kugelförmige Amphore Nr. 8352, ein roh ausgeführtes Gefäss, vielfach geborsten, ohne Hals und ohne Henkel und dessen schlecht eingedrückte, halb verwischte Fabrikmarke nahezu unleserlich ist. Auf diesem so wenig erfreulichen Stücke befinden sich aber einige mit schwarzer Farbe aufgezeichnete, trotz ihrer verhältnissmässig guten Erhaltung bisher unbemerkt gebliebene Inschriften, die, wie aus dem Folgenden sich ergeben wird, das Gefäss zu einem der merkwürdigsten Monumente der Sammlung machen. Bevor ich auf ihren Inhalt eingehe, muss ich, des besseren Verständnisses wegen, einige allgemeine Bemerkungen über diese Gattung von Amphoren und ihre Aufschriften vorausschicken.

Die Bonner Amphore gehört in die Klasse derjenigen Transportgefässe, welche in ungeheueren Massen aufgeschichtet den be-

1) Cohen I S. 186 n. 1. 2 der zweiten Ausgabe.

kannten Scherbenberg in Rom, den *monte Testaccio*, bilden. Ueber die Entstehung und die Bestandtheile dieses merkwürdigsten aller Hügel habe ich in den Annalen des römischen Instituts (1878 S. 118 ff.) ausführlich gehandelt; spätere Nachgrabungen haben dann die Richtigkeit der von mir damals gewonnenen Ergebnisse in jeder Weise bestätigt (vgl. Bullettino archeologico comunale 1892 S. 48 ff.) Dass der Testaccio eine mit dem benachbarten Emporium und seinen ausgedehnten Speichern in engstem Zusammenhang stehende Scherbenablagerung ist und dass diese Ablagerung keine tumultuarische, durch irgend eine plötzliche Katastrophe bedingte war, sondern im Laufe der Jahrhunderte allmälig und in durchaus geordneter Weise entstanden ist, sei hier nur im Vorübergehen bemerkt. Von weit grösserer Bedeutung ist für uns die Thatsache, dass der Testaccio aus Bruchstücken von Amphoren besteht, die fast alle aus Spanien, vornehmlich aus den Provinzen Baetica und Tarraconensis, zur Verproviantirung der Hauptstadt während der römischen Kaiserzeit verschickt worden sind. Andeutungen dafür hatten einige auf den Amphoren aufgedrückte Fabrikstempel bereits früher geliefert, den vollen Beweis erbrachten erst die auf diesen Gefässen von mir entdeckten Aufschriften, welche in sehr vielen Fällen datirt sind und bisher den Zeitraum vom Jahre 140 oder 144 bis 251 nach Chr. umfassen. Diese fast durchgängig mit schwarzer Farbe aufgemalten Inschriften, von denen mehr als tausend zu entziffern mir gelungen ist[1]), haben uns ein Material geliefert, das, abgesehen von seiner paläographischen Wichtigkeit, nicht allein für die römische Verwaltungsgeschichte werthvoll ist, sondern auch unsere Kenntnisse der antiken Handelsverhältnisse wesentlich bereichert.

Während die sonst auf römischem Boden gefundenen Amphoreninschriften ausserordentlich mannigfaltig sind und, je nach der Form des Gefässes, bald die Weinsorte nennen (nicht selten mit einer auf das Alter des Weins und das Datum der *diffusio* bezüglichen Notiz), bald als ihren Inhalt das *garum*, das *liquamen*, die *muria* oder auch Oel, Oliven und mancherlei andere Fruchtarten bezeichnen, sind die Inschriften der auf dem Testaccio gesammelten Amphoren spanischer Herkunft von einer geradezu stereotypen Gleichförmigkeit

---

1) Einige Beispiele davon finden sich in der oben erwähnten Untersuchung in den Annali dell' Inst. 1878; eine vollständige Zusammenstellung im Corpus inscr. Lat. XV n. 3691 ff.

und auch nicht eine klärt uns darüber auf, was in diesen Gefässen einst versandt worden ist. Dementsprechend ist auch die Form dieser Amphoren immer dieselbe, fast kugelrund, mit kurzem Halse und bogenförmig gekrümmten Henkeln, derb und fest gebaut, genau so wie die Bonner Amphore ist, oder, richtiger gesagt, war[1]).

Auch in Bezug auf ihre räumliche Vertheilung und auf ihren Inhalt herrscht bei den Amphoreninschriften des Testaccio strenge Gleichmässigkeit. Unmittelbar unter dem Halsansatz ist eine Zahl verzeichnet, einige Zoll darunter steht ein mit grossen Kapitalbuchstaben voll ausgeschriebener Name im Genetiv, in welchem wir die Firma des Fabrikanten oder Producenten des Gefässinhaltes zu erkennen haben, und wiederum einige Zoll tiefer abermals eine Zahl. Diese beiden Zahlen — über die Bedeutung der ersten wissen wir nichts, die zweite bezeichnet das Gewicht des Amphoreninhalts in römischen Pfunden[2]) — sind ausnahmslos mit Ziffern von einer bisher auf keinem andern Denkmal des Alterthums nachgewiesenen Form geschrieben[3]) und tragen, gleichwie der Fabrikantenname, die deutlichsten Merkmale des Pinsels an sich, mit dem sie auf die Amphore gemalt worden sind; es war fast durchweg eine äusserst schreibgeübte Hand, welche die feinsten und breitesten Linienzüge flott dahin malte und nicht selten an allerlei kalligraphischen Künsteleien und den kühnsten Schlussstrichen ihr Gefallen äusserte.

Mit dem dritten Jahrhundert tritt in der eben besprochenen Inschrift in sofern eine Aenderung ein, als die Fabrikantenfirma fast gänzlich verschwindet und dafür die Bezeichnung *Fisci rationis patrimoni provinciae Baeticae* oder auch *Fisci rationis patrimoni provinciae Tarraconensis* gesetzt wird, während die beiden Zahlen bleiben und dieselbe Stelle wie zuvor einnehmen. Die neue Bezeichnung sagt aus, dass die Amphoren dem *fiscus* (d. h. der Kasse) des in der Provinz Baetica, beziehungsweise Tarraconensis, befindlichen kaiserlichen Patrimoniums (*ratio patrimonii*) gehören, und lehrt uns, dass die früher von Privatpersonen betriebene Produc-

1) Vgl. die Abbildung nach einem römischen Exemplar in den Annali d. Inst. 1878 Taf. L n. 1.

2) Vgl. meine darüber angestellten metrologischen Untersuchungen im Bullettino archeologico comunale 1879 S. 149 ff.

3) Eine Zusammenstellung dieser Ziffern in den Annali d. Inst. 1878 Taf. M.

tion nunmehr der Verwaltung des kaiserlichen Patrimoniums unterstellt ist.

Neben der dreifach gegliederten, mitten auf dem Bauche des Gefässes angebrachten Aufschrift, die gleichsam die Etikette bildet, mit welcher der Fabrikant oder Producent (und später das kaiserliche Patrimonium) seine Transportgefässe versieht, sind die Amphoren des Testaccio noch mit einer zweiten, gewöhnlich aus mehreren Zeilen bestehenden Inschrift versehen, die stets dieselbe Stelle längs des rechten Henkels einnimmt und, im Gegensatz zu der ersten, mit kleiner Cursivschrift geschrieben ist.

Diese zweite Inschrift — ich werde sie im Folgenden die Cursivinschrift nennen — besteht aus einer Anzahl von Notizen, die, in ihrer Gesammtheit betrachtet, es unzweifelhaft machen, dass sie in einem Verwaltungsbureau niedergeschrieben wurden. Hier einige Beispiele aus dem grossen Vorrathe des Testaccio, die zugleich zur Erläuterung der folgenden Analyse dienen mögen:

I (= C. I. L. XV 4174)
R *XXXV CCIIS*
Attianum Pontiani, Phil(eros)
acc(epit) Pius, Orfito et Prisco cos.

II (= C. I. L. XV 3919)
R *CCVIS*
Orfito et Prisco cos.
Lautrese Galli, XV
Modest(us), Veget(us).

III (= C. I. L. XV 3976)
R *at Portu(m) CCXIIS*
Silvini XX *Septuminus*
Orfito et Prisco cos.

IV (= C. I. L. XV 4111)
R *Astigis arca ....*
actus Agathephori et Memmia(ni), p(onderavit) Atimetio
Domino n(ostro) et Sacerdo(te) cos.

Da begegnen wir zunächst einem Zeichen, das aus einem horizontal durchstrichenen R besteht (in Beispiel I, II, III, IV); ich vermuthe darin das Wort *r(ecognitum)* oder *r(ecognita)*, d. h. die

Bezeichnung, dass die Amphore nach ihrer Einlieferung in der vorgeschriebenen Weise controlirt worden ist (vgl. C. I. L. XV S. 562). — Sodann finden sich Städtenamen (*Portus* in Beispiel III, *Astigis* in IV), nur selten ausgeschrieben und dann im Nominativ oder im Accusativ stehend; wir dürfen also wohl annehmen, dass hier immer die Angabe vorliegt, wohin die Amphore zunächst zu senden ist. Am häufigsten kommen *Astigis, Hispalis* und *Corduba* vor, mehrmals wird *Portus* genannt, in dem ich den *Portus Gaditanus* vermuthe (auch der *Portus Ilipensis* könnte gemeint sein, vgl. C. I. L. II 1085), ein Mal erscheint *Malaca*, mithin lauter Städte der Provinz Baetica, die theils am Meer, theils an der grossen Wasserstrasse des Baetis gelegen, im Alterthum ohne Zweifel Stationen oder Ausgangspunkte für den direkten Handelsverkehr mit Italien waren; von den Städten, deren Lesung weniger sicher ist, erwähne ich *Castulo*, auch diese im Gebiet des Baetis gelegen, aber zur Tarraconensis gehörig. — Einen weiteren Bestandtheil der Cursivinschrift bilden Zahlen, die in vier verschiedene Gruppen zerfallen. Unter ihnen erscheinen die beiden in der ersten Inschrift befindlichen Zahlen wieder, und zwar ist derjenigen Zahl, welche der u n t e r dem Fabrikantennamen befindlichen entspricht, in der Cursivinschrift der Buchstabe P, d. h. *p(ondo)*, vorgesetzt und damit ihre Bedeutung als Gewichtsangabe vollkommen gesichert. Die Wiederholung dieser Zahl in der Cursivinschrift aber erklärt sich so, dass das vom Fabrikanten angegebene Gewicht nach der Einlieferung des Gefässes an officieller Stelle nachgeprüft wurde. Was die übrigen Zahlen bedeuten, lässt sich leider nicht mehr feststellen. Sicher scheint nur, dass sie nicht alle Ordnungszahlen sind, weil sie nicht selten Bruchzahlen enthalten; auch an Massangaben oder Preisbezeichnungen kann nicht gedacht werden, wie ich das im C. I. L. XV S. 562 näher begründet habe. — Unverständlich ist uns auch eine andere in der Cursivinschrift vorkommende Zahlenangabe; sie besteht gewöhnlich aus dem Zeichen λ́λ́ (es findet sich auch λ́λ́λ́ oder λ́λ́λ́λ́), das bald allein steht (so in Beispiel III), bald von einer niedrigen Zahl begleitet wird, die nicht selten Bruchzahlen enthält.

Allerlei Namen, welche die ferneren Bestandtheile der Cursivinschrift bilden, sind an und für sich nicht unverständlich, ihre Deutung jedoch ist zum Theil schwierig und unsicher. Zunächst finden sich auf *-num* und auf *-ense* oder *-ese* endigende Bezeich-

nungen (in Beispiel I, II), die bald von einem lateinischen Nomen oder Cognomen abgeleitet sind (z. B. *Aelianum, Cornelianum, Fulvianum, Maxsimianum, Sabinianum, Severianum*), bald von spanischen Städtenamen herrühren wie *Sacranese* (von *Sacrana* im *conventus Hispalensis*), *Singiliese* (von *Singili* im *conventus Cordubensis*), *Portense* (vom *Portus Gaditanus* oder *Ilicitanus*), bald, wie es scheint, auf Namen von Gehöften und Gründen und anderen Localitäten zurückzuführen sind (z. B. *Castillense, Frigidese, Turrense*), von denen einige wohl sicher keltiberischer Abstammung sind, wie *Baganiese, Barcufiense, Detaumdese*. Ich habe die Vermuthung ausgesprochen (C. I. L. XV S. 562 f.), dass hier Bezeichnungen vorliegen, welche auf den Inhalt der Gefässe zu beziehen sind. Wie wir gesehen haben, kamen die gefüllten Amphoren aus den Officinen der Lieferanten ohne jede Angabe dessen, was sie enthielten; dass es Oel oder Wein oder das im Alterthum so vielfach verwendete *garum* war, mochte ja durch irgend ein einfaches Zeichen angegeben sein, das heute verschwunden ist oder uns entgeht. In der fiscalischen Station jedoch, wo die Amphoren vor der Versendung nach ihrem Bestimmungsort revidirt und controlirt wurden, wird man es für nöthig befunden haben, eine genauere Angabe über die Herkunft der Gefässe zu geben, die wohl hauptsächlich für den Beamten bestimmt war, der am Ankunftsort über die Sendung Buch zu führen hatte. So mag z. B. *Fulvianum* das Oel bezeichnen, das aus einem *fundus Fulvianus* eingeliefert, *Portense* das garum, welches im Hafen von Gades hergestellt worden war. — Auf diese adjectivischen Bezeichnungen folgt nicht selten ein Personenname im Genetiv (so in Beispiel I, II), der auch dann regelmässig, und zwar zu Anfang einer Zeile, aufzutreten pflegt, wenn die adjectivische Bezeichnung ausgelassen wird (wie in Beispiel III). Die Genannten sind bald Liberten, bald Sklaven, zuweilen auch Frauen, und werden höchst wahrscheinlich Actoren und Procuratoren der kaiserlichen Krongüter sein[1], welchen die Einsammlung der Amphoren und ihre Ablieferung an die fiscalische Station oblag. Ihre Nennung in der Cursivinschrift kann natürlich nur einen administrativen Grund gehabt und wird ebenfalls lediglich zur Controle gedient haben.

---

1 Dass auch Frauen hierbei Verwendung fanden, lehrt die allerdings späte Inschrift C. I. L. XI 1730, welche eine *Prudunia Maximina actrix consularis(?) domus* nennt.

Anderer Art sind die noch übrigen zwei Namen, welche in der Cursivinschrift verzeichnet zu sein pflegen (in Beispiel I und II; in III ist nur ein Name genannt); sie stehen im Nominativ und sind immer Sklavennamen. Zur Erklärung dieser beiden Namen habe ich ein bald *acc* oder *act*, bald *accp* abgekürztes Wort, das sich einige Mal diesen Namen vorangestellt findet (so in Beispiel I), sowie ein vereinzeltes P herangezogen, welches nur auf Amphoren der späteren Zeit (3. Jahrhundert), ebenfalls vor dem Namen, steht (Beispiel IV). In dem vereinzelten P vermuthe ich das Wort *ponderavit*, in dem anderen, in verschiedener Abkürzung vorkommenden Worte das Verbum *accepit*, mithin die Nennung zweier Beamten der fiscalischen Station, des *ponderator* und des *acceptor*, die durch ihren Namen den erfolgten Empfang und die erfolgte Wägung des Gefässes bestätigten. — Ueber einige andere in der Cursivinschrift zuweilen vorkommende Angaben, wie die Erwähnung einer Kasse (*arca*, vgl. Beispiel IV) und die Nennung der Töpferei, aus welcher die Amphore stammt, kann ich kurz hinweggehen, da die letztere gewiss nur eine wiederum mit der administrativen Controle in Zusammenhang stehende Massnahme ist, und *arca* ohne jeden weiteren Zusatz (auf Inschriften des 3. Jahrhunderts) für uns unverständlich bleibt. Das Wort *actus* dagegen, das erst auf Amphoren des 3. Jahrhunderts erscheint und dann fast regelmässig vorkommt, verdient hier besonders hervorgehoben zu werden. Da es immer mit einem im Genetiv stehenden Namen verbunden auftritt (mitunter auch mit zwei Namen, vgl. Beispiel IV), ist seine Bedeutung klar; mit *actus illius* wird eben angegeben, welcher Beamte in der fiscalischen Station die vorgeschriebene Behandlung des zu versendenden Gutes, also die Empfangnahme und die Eintragung in das Register, besorgt hat, und wir dürfen demnach annehmen, dass man im 3. Jahrhundert mit *actus illius* im Wesentlichen dasselbe bezeichnete, was man in älterer Zeit durch *accepit ille* auszudrücken pflegte. — Keiner besonderen Erklärung bedarf endlich der für uns wichtigste Bestandtheil der Cursivinschrift, die Datirung (in Beispiel I, II, III, IV). Die Zeitangabe ist eine allgemeine nach Jahren, die Namen der Consuln sind fast regelmässig ausgeschrieben und lassen sich bisher nicht vor dem Jahre 140 oder 144 n. Chr. nachweisen; die jüngste datirte Amphore vom Testaccio ist aus dem Jahre 251 n. Chr.

Soviel über die Bestandtheile der Cursivinschrift, die in gar mannigfacher Gruppirung weder in einer bestimmten Reihenfolge,

noch auch in derselben Vollständigkeit auf den einzelnen Amphoren vorzukommen pflegen.

Wer meiner bisherigen Auseinandersetzung über die Amphorenaufschriften des Testaccio gefolgt ist, wird die Inschriften des Bonner Gefässes, zu denen ich nun übergehe, auch ohne Commentar verstehen.

Hier zunächst der Text der Inschriften mit den nöthigen Ergänzungen.

Mitten auf dem Bauche des Gefässes:

(α) [. . S]

(β) C CONSI CARICI ET FILIORVM

(γ) [CCXVS]

Längs des rechten Henkels die Cursivinschrift:

[R] LXX HISPALIM P CCXVS

[. .]ILIANVM VERI · CVS TRYPHON

[A]CCPET EROS

Der oberste Theil der Hauptaufschrift, die sonst unmittelbar unter dem Halsansatz befindliche Zahl (α), ist auf dem Bonner



Gefäss mit dem fehlenden Halse verloren gegangen; nur von der letzten Ziffer (S = $^1/_2$) hat sich das Ende der weit abwärts reichenden

Schlusslinie erhalten (es erscheint als schräger Strich in dem letzten Worte der S. 73 im Facsimile wiedergegebenen Fabrikantenfirma). Da indessen zwischen dieser und der unterhalb der Firma verzeichneten Zahl (γ) ein gewisses Verhältniss zu bestehen pflegt, dürfen wir auf Grund der Amphoren vom Testaccio annehmen, dass die verlorene Zahl eine zwischen $78^1/_2$ und $108^1/_2$ liegende war. Vielleicht war die Zahl, wie wir in der Folge noch sehen werden, $105^1/_2$. Die Bedeutung derselben ist uns, wie bereits gesagt, unbekannt.

Unterhalb der Bruchstelle befindet sich die S. 73 im Fascimile auf $^2/_3$ verkleinert wiedergegebene Inschrift (β) *C. Consi Carici et filiorum.* Das ist die Firma des Fabrikanten oder Producenten der einst in dem Gefäss enthaltenen Materie, und in sofern von besonderem Interesse, als sie nicht, wie gewöhnlich, aus einem einzigen Namen besteht, sondern uns als Inhaber mehrere Personen bezeichnet. Für die Kenntniss des antiken Handelswesens sind diese Compagniefirmen besonders lehrreich, da sie je nach ihrer Fassung einen Rückschluss auf die gegenseitige Stellung der Inhaber zulassen. Wurde das Geschäft von mehreren Mitgliedern derselben Familie betrieben (z. B. von zwei oder mehreren Brüdern oder von Vater und Sohn) oder auch von mehreren Personen aus verschiedenen Familien, und waren alle in gleicher Weise an dem Gewinn des Geschäfts betheiligt, so wird das in der Firma dadurch zum Ausdruck gebracht, dass jeder einzelne Theilhaber in vollkommen gleichartiger Weise namhaft gemacht wird. So z. B. allgemein *Verriorum*[1]) (wahrscheinlich zwei oder mehrere Brüder), oder genauer *MM. Claudiorum Senecionum* oder *L. Vibi Polyanthi et L. Fabi Phoebi* oder *Ant(oniae) Agathonices et Semp(roni) Epagathonis* oder *L. Ocrati Saturnini et Cassiorum Apol( ) et Art( )* oder, mit der ausdrücklichen Bezeichnung, dass die genannten Personen eine Societät bilden, *Socior(um) Hyac(inthi) Isid(ori) Pollionis* oder *S(ociorum) quattuor Pomp(eiorum?) Corneliani patris et filiorum Marci(ani) Epitync(ani) Cornel(iani) et ....*; in letzterem Falle sind es fünf Personen, welche das Compagniegeschäft bilden, nämlich Pomp(eius?) Cornelianus der Vater nebst seinen drei Söhnen Marcianus, Epitynchanus, Cornelianus sowie eine fünfte Person, deren Namen zu entziffern mir nicht gelungen ist. Ob dieselbe gleichberechtigte Stel-

1) Sämmtliche hier angeführte Beispiele sind den Amphorenaufschriften des Testaccio entnommen.

lung der Geschäftsinhaber auch in solchen Fällen angenommen werden darf, wo neben dem Vater als Theilnehmer einfach 'der Sohn' oder 'die Söhne' genannt werden, wie in der Bonner Amphore *C. Consi Carici et filiorum* und auf Amphoren des Testaccio *Vibianor(um) patris et iunioris* oder *Duorum Segolatiorum*[1]) *et f(iliorum)*, ist unsicher. Möglich wäre es, dass in diesen Fällen die namentliche Aufführung der theilhabenden Söhne nicht nothwendig war, weil diese dasselbe Nomen und Cognomen des Vaters führten; es wäre aber auch recht wohl denkbar, dass mit der allgemeinen Bezeichnung 'und Sohn', 'und Söhne' eine untergeordnete Geschäftsstellung angegeben wird, wie das sicher bei solchen Firmen der Fall gewesen ist, die, wie *Caeciliorum et lib(ertorum)*, dem Namen des Inhabers die allgemein gehaltene Bezeichnung 'und seine Liberten' beifügen. Denn hier kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die von dem Fabrikherrn als Geschäftstheilhaber angenommenen Freigelassenen — als Sklaven waren sie offenbar seine Arbeiter gewesen — eine nur untergeordnete und jedenfalls nicht gleichberechtigte Stellung gehabt haben und daher in der Firma in derselben Weise anonym erwähnt werden, wie das heutzutage in ähnlichen Fällen durch die Formel '& Comp.' zu geschehen pflegt.

Abgesehen von ihrem allgemeinen Interesse gibt uns die Firma *C. Consi Carici et filiorum* ein Mittel an die Hand, das Alter des Gefässes ziemlich genau zu bestimmen. Auf den Amphoren des Testaccio kommt derselbe Name zwar nicht vor, aber es finden sich zu wiederholten Malen zwei Mitglieder derselben Familie, ein *C. Consius Eucarpus* und ein *C. Consius Hermeros*. Bei der Seltenheit des Namens Consius liegt die Vermuthung nahe, dass diese beiden auf spanischen Amphoren des Testaccio als Geschäftsinhaber auftretenden Consier eben die ungenannten Söhne des C. Consius Caricus sind, die auf der ebenfalls aus Spanien gekommenen Bonner Amphore als Theilhaber der Firma erscheinen; sie müssten dann, etwa nach dem Tode des Vaters, sich in das Geschäft getheilt haben und dieses darauf ein jeder für sich selbständig weiter betrieben haben[2]). Die Amphoren des C. Consius Eucarpus sind, da sie in

---

1) Der Name *Segolatius* ist sicher keltischer Abstammung; vgl. G. Phillips die Wohnsitze der Kelten auf der pyrenäischen Halbinsel in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 71 (1872) S. 708. 738.

2) Für ähnliche Geschäfts- und Betriebsveränderungen liefern auch die Inschriften des Testaccio Beispiele. So begegnet uns auf Amphoren

nur lückenhaftem Zustande erhalten sind, ohne Datum; unter acht Amphoren des C. Consius Hermeros sind zwei aus dem Jahre 149 n. Chr., eine aus dem Jahre 154, eine aus dem Jahre 161; mithin würde, falls meine Vermuthung über den Zusammenhang dieser Consier richtig ist, das Bonner Gefäss nicht lange vor 149 anzusetzen sein. Da ich auch ohne die eben angeführten Kriterien die Amphore aus paläographischen Gründen und wegen gewisser anderer Analogieen in die Mitte des zweiten Jahrhunderts gesetzt haben würde, kann die vorgeschlagene Datirung als vollkommen sicher angesehen werden.

Von der unterhalb der Firma einst befindlichen Zahl (ϒ), durch welche das Gewicht des Gefässinhalts in römischen Pfunden angegeben wurde, sind nur noch ganz schwache Farbspuren vorhanden, die sich jeder Deutung entziehen; wenn wir trotzdem mit voller Sicherheit angeben können, dass diese Zahl 215$^{1}/_{2}$ war, so verdanken wir das der Wiederholung derselben in der längs des Henkels befindlichen Cursivinschrift, die, wie oben auseinandergesetzt worden ist, aus einer Reihe administrativer Angaben besteht, welche von den mit dem Empfange und der weiteren Versendung der Amphoren betrauten kaiserlichen Beamten herrühren.

Von der Cursivinschrift (das auf S. 77 wiedergegebene Facsimile ist auf $^{2}/_{3}$ verkleinert) sind durch den Bruch des Gefässes die Anfangsbuchstaben aller drei Zeilen verloren gegangen, doch nicht mehr als jedesmal etwa zwei bis drei Buchstaben. Den Anfang machte das von mir *recognitum* oder *recognita* gedeutete, horizontal durchstrichene R (erhalten ist davon nur noch das Ende des Horizontalstrichs), durch welches die erfolgte Controlirung im Allgemeinen bezeichnet wurde. Darauf folgt die Zahl LXX, für welche ich keine Deutung habe (vgl. S. 70). Dann ist mit *Hispalim* die Stadt angegeben, wohin die Amphore von der Lieferungsstation

aus den Jahren 147 und 149 n. Chr. als Inhaber der Firma bald ein *D. Caecilius Hospitalis*, bald ein *D. Caecilius Maternus*; bald darauf müssen beide Producenten (sie dürften Brüder gewesen sein) sich geschäftlich verbunden haben, denn aus dem Jahre 154 besitzen wir Amphoren, die mit *DD. Caeciliorum Hospitalis et Materni* gezeichnet sind. Eine Geschäftsveränderung umgekehrter Art zeigt sich bei der Firma *L. Mari Phoebi et Vibiorum Viat(oris) et Rest(ituti)*, von der wir eine Menge Amphoren aus den Jahren 153 und 154 besitzen; denn da im J. 161 die Firma nur noch *L. Mari Phoebi* lautet, müssen die beiden anderen Compagnons aus dem Geschäft ausgeschieden oder gestorben sein.

aus zu senden war, um von dort die grosse Seereise anzutreten; die Bonner Amphore stammt also sicher aus Baetica. Am Schluss der ersten Zeile wird amtlich bestätigt, dass der Gefässinhalt $215^{1}/_{2}$ römische Pfund wog, *p(ondo) CCXVS.*

Zu Anfang der zweiten Zeile steht eine jener adjectivischen Bezeichnungen, über welche ich S. 71 gesprochen habe; wie ... *ilianum* zu ergänzen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln, es könnte an *Atilianum* oder an *Aemilianum* gedacht werden, wofür *Aelianum, Aemilianum, Sextilianum* u. s. w. auf Amphoren des Testaccio Analogieen bieten. Der folgende im Genetiv stehende Name *Veri* dürfte nach meiner obigen Auseinandersetzung (S. 71) als der Name desjenigen Actor oder Procurator aufzufassen sein, welcher mit der Einlieferung der Amphoren beauftragt war. Auf Veri folgt eine dreizifferige Zahl, deren Lesung zweifelhaft ist, da die beiden letzten undeutlichen Ziffern verschieden aufgefasst werden können; die Zahl scheint CXI oder CXS zu sein (I und S = $^{1}/_{2}$ unterscheiden sich in der Cursivschrift oft kaum von einander), doch könnte auch an CVI oder CVS gedacht werden. Vielleicht ist CVS die richtige; sie würde dann die Wiederholung derjenigen Zahl sein, welche in der Hauptinschrift an erster Stelle (α) verzeichnet war, jetzt aber bis auf einen Rest des letzten Zahlzeichens (S = $^{1}/_{2}$) verloren gegangen ist, und von der ich oben (S. 74) vermuthet hatte, dass sie zwischen $78^{1}/_{2}$ und $108^{1}/_{2}$ liegen müsste. Der am Schluss der Zeile genannte *Tryphon* kann Niemand anders sein, als derjenige Beamte, der die Amphore gewogen hat und durch seinen Namen für die Richtigkeit des Gewichts Bürgschaft leistet (vgl. oben S. 72).

Die letzte Zeile der Inschrift besteht nur aus zwei Wörtern, von denen das zweite der Name *Eros* ist, das erste, leider zu An-

fang verstümmelte, zunächst einige Schwierigkeiten bereitet. Ueber die Lesung der drei letzten Buchstaben PET kann kein Zweifel sein; von den zwei vorhergehenden ist der erste ein sicheres C, der folgende ein fast ebenso sicheres C, dessen unterer Ausläufer durch eine kleine Verletzung der Amphore eine Unterbrechung erlitten hat. Dass hier kein Personenname vorliegt, ist ganz sicher; denn die Inschrift enthält bereits drei Namen und dass nicht mehr als drei Personen in der Cursivinschrift vorkommen, wissen wir aus zahlreichen Beispielen vom Testaccio. Auch ein Stadtname kann es nicht sein, weil ein solcher sich bereits in der ersten Zeile findet, und mehr als eine Stadt wird nie genannt. Es kann also nur ein Verbum sein; welches Verbum, deutet uns die Stellung vor dem Namen Eros an. Eros kann nämlich, nachdem der actor (Verus) und der ponderator (Tryphon) bereits erwähnt sind, nur der Name des empfangenden Beamten sein; wir erwarten hier also *accepit*, das ja, wie wir oben S. 72 gesehen haben, auf Amphoren des Testaccio in der abgekürzten Form *acc*, *act*, *accp* vorkommt. Hier erscheint es erfreulicherweise vollständig genug, um jeden Zweifel, den man an der Auflösung jener Abkürzungen noch haben konnte, gänzlich zu beseitigen. Ich glaube wenigstens mit voller Sicherheit annehmen zu können, dass *[a]ccpet* zu ergänzen und dieses nichts anderes als *acc(e)pet* ist. Auf der Cursivinschrift zweier Amphoren vom Testaccio (C. I. L. XV 3977. 3979) lautet die dritte Zeile *accp Dionisus*, und das entspricht vollkommen der dritten Zeile unserer Inschrift *[a]ccpet Eros*; nur hat der Schreiber hier wie dort mitten im Worte einen Vocal unterschlagen, dafür aber auch hier eine Flexionsform geliefert, über die wir uns nur freuen können. Ich möchte wenigstens in *accepet* nicht einen Schreibfehler für *accepit* erblicken; eine solche Annahme ist ja immer misslich, und hier auch wirklich unnöthig, nachdem für die dritte Person des Perfectums die Form auf *-et* sowohl im alten Latein, als auch für die Spätzeit nachweisbar ist: *fuet*, *dedet* in dem Elogium des jüngeren Scipio, *vixet*, *recesset* und andere auf christlichen Inschriften (vgl. z. B. C. I. L. XII S. 953). Ein Beispiel für die mittlere Zeit liefert uns nun die Bonner Amphore.

Zum Schluss sei noch der Töpferstempel erwähnt, mit dem unser Gefäss versehen ist. Die schlechte Erhaltung des nur leicht eingedrückten Stempels erschwert die Lesung nicht wenig; doch scheint mir

P И N

einigermassen sicher zu sein. Dieselben drei Buchstaben kommen auch in vielen Variationen (P·N·N, P N N, P И И u. s. w.) auf zahlreichen Amphoren des Testaccio vor (C. I. L. XV 3041 a—z).

Aus Hispalis in Baetica fuhr um das Jahr 149 n. Chr. eine Anzahl von Frachtschiffen, die mit Amphoren beladen waren, den Strom hinab. An der Mündung des Baetis angelangt, nahmen die meisten ihren Curs nach der Gaditanischen Meerenge, denn ihr Ziel war das Mündungsgebiet der Rhone und der Tiberfluss; die anderen steuerten westwärts, um an den grossen französischen Strömen und zuletzt an der Themse und am Rhein ihre Ladungen zu löschen. Leichtere Fahrzeuge mögen dann, wo es nöthig war, den Transport flussaufwärts bis tief ins Land hinein übernommen haben. So kam unsere Amphore nach Bonn, und auf demselben Wege kamen auch noch viele andere nach dem Rhein, nach Holland, nach England und Frankreich, hier zumal in grosser Anzahl nach dem Rhonegebiet bis Vienne hinauf. Dass alle auf deutschem, holländischem, englischem und französischem Boden gefundene Amphoren, deren Töpferstempel sich auf dem aus spanischen Transportgefässen bestehenden Testaccio nachweisen lassen, spanischer Herkunft sein müssten, hatte ich bereits früher bei Gelegenheit meiner Untersuchung über den Testaccio ausgesprochen (Ann. dell' Inst. 1878 S. 189 ff.); einen neuen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung hat uns nun die Bonner Amphore mit ihrer unzweideutigen Provenienzangabe geliefert[1]).

III. Ein Kassenschlüssel aus dem Römerlager bei Neuss.

In diesen Jahrbüchern (LXXXX, 1891, S. 35) hat Klein einen im Römerlager bei Grimmlinghausen gefundenen Bronceschlüssel

1) Fast alle in diesen Jahrbüchern von Klein herausgegebenen Amphorenhenkelinschriften des Bonner Provinzialmuseums sind spanischer Herkunft, da sie auch auf dem Testaccio vorkommen (Jahrb. LXXXVIII S. 112 f. n. 2 = C. I. L. XV 2575 d; n. 3 = XV 2804 b; n. 4 = XV 2774 b; n. 6 = XV 2736 a; n. 7 = XV 2589 b; n. 9 = XV 2887; n. 10 vgl. XV 3167 p; n. 11 vgl. XV 3186; n. 14 = XV 2816 a. Jahrb. LXXXX S. 48 n. 1 = XV 2966 b; n. 2 = XV 2933 a). — Einen schriftlosen Henkel einer sicher spanischen Amphore sah ich bei Herrn Gymnasialdirector Prof. Dr. Vogt in Neuwied. Er gehört zu den in den B. J. Heft LXXXX

(Nr. 5323) publicirt, dessen Handhabe auf zwei Seiten mit einer punktiren Inschrift versehen ist. Diese Inschriften hat der Herausgeber so gelesen:

DASSI·CLAVDI
FABI·SIG und L·FΛBI·SIG
ƽ·RC////////
CLAV//ı//ɹ/////

ohne über die Bedeutung derselben etwas zu sagen. Nach meiner Lesung lauten sie folgendermassen:

DASSI·CLAVDI
FABI·SIG und L·FΛBI·SIG
ƽ·BAS*si*
CLAV*di*

Daraus ergiebt sich zunächst, dass die eine Inschrift im Wesentlichen nur die Wiederholung der anderen ist und damit haben wir die sichere Ergänzung der wenigen durch Rost zerstörten Buchstaben gewonnen. Wenn in der kürzer gefassten Inschrift der eine Name *Dassi Claudi* lautet, in der volleren Wiederholung aber *Bas[si] Clau[di]* steht, so wird man keinen Augenblick Bedenken tragen, *Bassi* für die richtige Form zu halten und das D entweder als einen Fehler oder lieber noch als ein nachlässig geformtes B anzusehen [1]). Fügen wir noch hinzu, dass SIG nicht etwa das Cognomen des *L. Fabius* ist, sondern die conventionelle Abkürzung für *signifer*, so ist in den beiden Inschriften alles klar: sie bezeichnen den Schlüssel als Eigenthum des in der Centurie des *Bassius Claudius* [2]) dienenden Fahnenträgers *L. Fabius*.

Dass ein im Römerlager zu Neuss stationirter Soldat einen Schlüssel besessen hat, ist nun allerdings nichts Merkwürdiges. Wenn

---

S. 206 beschriebenen Funden aus Heddesdorf. Die mitgefundenen Münzen (Hadrian) und Scherben roth glasirter Gefässe (Medaillon mit dem Bild eines Töpfers) stammen aus dem 2. Jahrhundert.

1) Da vor und unter dem D ein Oxydfleck ist, könnte man auch denken, dass der jetzt wie D aussehende Buchstabe nur die obere Hälfte eines B ist; dann müsste allerdings dieser Buchstabe grösser gewesen sein als die folgenden.

2) *Claudius* als Cognomen ist zwar sehr selten, aber bezeugt (z. B. C. I. L. VIII 3894); sonst könnte der Name des Centurio auch *Bassius Claudus* gewesen sein, obwohl dieses Cognomen nicht sicher bezeugt ist; denkbar wäre auch *Bassius Claudi(anus)*, und endlich nicht unwahrscheinlich *Bassus Claudius* (vorangestelltes Cognomen).

ich trotzdem glaube, diesem Schlüssel eine besondere Bedeutung beilegen zu müssen, so gehe ich dabei von dem Gedanken aus, dass bei einem Gegenstande, der nicht zur Bewaffnung oder zur Ausrüstung eines Soldaten gehört, sondern zunächst als ein Geräth rein privater Natur angesehen werden muss, eine so präcise und ausführliche Besitzangabe weder üblich war noch begründet erscheint. Die Fassung der Inschrift — Name und Charge des Besitzers und dazu der Name des Officiers, in dessen Centurie er diente — entspricht nun aber so vollkommen den sicherlich officiellen Besitzangaben, mit denen einige bei Schaan (Liechtenstein) und bei Agram im Flussbette der Sau gefundene Soldatenhelme versehen sind [1]), dass ich kein Bedenken trage, dem Neusser Schlüssel den privaten Charakter abzusprechen und ihm eine officielle Bedeutung beizulegen. Was es für ein Schlüssel war, lehrt uns die Charge seines einstigen Besitzers. Denn aus Vegetius (2, 20) wissen wir, dass es in jeder Legion aus den Donativen gebildete Cohorten-Sparkassen, sowie eine aus kleineren Beiträgen der Legionsmannschaft bestehende Begräbnisskasse gab, und dass diese Kassen unter der Verwaltung der Fahnenträger standen; *et ideo*, führt dann Vegetius weiter aus, *signiferi non solum fideles sed etiam litterati homines eligebantur, qui et servare deposita et scirent singulis reddere rationem.* Der in Neuss gefundene Schlüssel des Fähnrichs L. Fabius ist also ein officieller Kassenschlüssel.

IV. Gewandnadeln mit Fabrikmarke.

Mit der Fabrikmarke versehene Gewandnadeln gehören zu den Seltenheiten. Aus Italien sind mir nicht mehr als drei solcher Fabrikstempel bekannt [2]); nicht viel zahlreicher kommen sie in den nichtklassischen Ländern vor [3]). Um so bemerkenswerther sind die drei

1) C. I. L. III suppl. 12031, 3. 4. 5. 7, überall der Name des Soldaten und seines Centurio, ein Mal mit dem Zusatz der Cohorte; besonders interessant n. 7 mit den Angaben von vier auf einander gefolgten Besitzern.

2) C. I. L. X 8072, 17 und 22 nebst Bull. d. Inst. 1831 S. 42. Garrucci sylloge n. 2271.

3) C. I. L. III 3219 und suppl. 12031, 18—20. 22 (doch bin ich bei den letzteren nicht sicher, ob überall Fabrikstempel vorliegen, da die nöthigen Angaben darüber fehlen); XII 5698, 15. 16. 17. 19; einige andere dürfte der noch nicht erschienene XIII Band des Corpus bringen.

folgenden Marken rheinischer Herkunft, die erste auf einer Fibula mit verzierter Hülse — eine genau ebenso geformte Fibula, aber ohne Fabrikmarke, wurde in einem Grabe aus Augusteischer Zeit zu Andernach gefunden und befindet sich im Bonner Provinzialmuseum —, die beiden anderen auf sogenannten Militärfibeln.

Gewandnadeln der letzteren Form[1]) kommen, soweit meine Kenntniss reicht, in Italien nicht vor; ihre Gestalt und Gliederung ist so aussergewöhnlich und eigenartig, dass eine Bemerkung darüber nicht überflüssig erscheint. Von der die Federung umschliessenden Hülse geht ein breiter, wie ein leicht gewölbtes, geripptes Band gestalteter Bügel aus, der zunächst in starker Krümmung sich hebt und senkt, dann mitten durch eine grosse, horizontal liegende Zierscheibe gleichsam durchgesteckt erscheint und an der unteren Peripherie der Scheibe wieder zum Vorschein kommt; dieser Ausläufer des Bügels ist flach und nach unten zu mehr oder weniger geschweift. Die Zierscheibe selbst ist einer Rosette sehr ähnlich und besteht im Wesentlichen aus einer runden, flachen Platte, auf welcher ein wulstförmiger Kranz von ornamentalen, zum Theil durchbrochen gearbeiteten Blättern sich entwickelt, die vom Rande ausgehend nach der Mitte zu sich neigen. Auf dem oberen Theil der Rosette befindet sich, parallel mit der Hülse und von dem Bügel überwölbt, ein Stift, der an beiden Enden mit zierlichen Knöpfen versehen ist. Diese ebenso eigenthümliche wie complicirte Form kann unmöglich eine zufällige, bedeutungslose sein. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, dass hier die künstlerische Umgestaltung einer im gewöhnlichen Leben sehr einfach aussehenden Vorrichtung vorliegt, nämlich des Verschlusses mittelst eines durch eine Schnalle hindurchgezogenen Lederriemens, wie er besonders an Gürteln häufig vorkommen musste; in der künstlerischen Umbildung wurde die einfache Schnalle zur reich verzierten Rosette und an die Stelle des nüchternen Riemens trat das fein gerippte Band als Bügel der Gewandnadel.

Lindenschmit (a. a. O.) und Dütschke (in diesen Jahrbüchern LXIV S. 86) halten diese Gewandnadel für spätrömisch, gewiss mit Unrecht. Letzterer beruft sich dabei auf 'die schon etwas

---

1) Abbildungen bei Houben und Fiedler Denkmäler von Castra vetera Taf. XXIII, 10, bei Lindenschmit II Heft XII Taf. 3 n. 1. 4 und in diesen Jahrbüchern LXIV (1878) Taf. V—VI n. 9.

rohe Art ihrer ganzen Construction und Form', sowie auf einen Anhängsel, mit dem ein Exemplar dieser Fibula versehen ist (n. 8 der beigegebenen Tafel). Dieser Anhängsel, der aus einem an einer Kette hängenden 'Imperatorenmedaillon' bestehen soll, beweist aber nichts; denn welcher Art auch jene Münze sein mag — aus der Abbildung ist nur ersichtlich, dass es kein Medaillon ist, sondern nur eine ziemlich kleine Kaisermünze —, Kette und Münze gehören sicherlich nicht zur Fibula und sind nur die alberne Zuthat irgend eines Antiquitätenhändlers. Roh ist aber diese Art von Gewandnadeln weder in ihrer Construction noch in ihrer Form; sie zeugt vielmehr von geschmackvoller Erfindungsgabe und ist in der technischen Ausführung von ungewöhnlicher Feinheit. Damit stimmt denn auch vollkommen überein, dass sie in Andernach mehrfach in Gräbern gefunden ward, die ihrem sonstigen Inhalt nach (Thongeschirr und Münzen) der besten Kaiserzeit angehören, d. h. der Mitte des ersten Jahrhunderts [1]). Nebenbei bemerke ich, dass diese Gräber auch sonst keinerlei Anhalt dafür geliefert haben, die willkürliche Benennung 'Militärfibula' irgendwie zu rechtfertigen; richtiger, glaube ich, würde man diese Gewandnadel gallische Schnallenfibula benennen.

Broncefibula von besonderer Form und feiner Arbeit (Nr. 3756, bei den Ausgrabungen zu Pommern an der Mosel gefunden) (Taf. II n. 7). Auf der Hülse, welche die Federung umschliesst, ein undeutlich ausgeprägter Stempel mit erhabenen Buchstaben

B///DVΛ

Vor dem B scheint der Stempelrand zu sein, der Name dürfte also links vollständig sein; ob auf Λ noch etwas folgte, lässt sich nicht mehr feststellen. Zwischen B und D fehlt nur ein Buchstabe. Wahrscheinlich ist *B[o]dua(cus)* zu lesen; vgl. C. I. L. XII 1231, 8 a.

Grosse Schnallenfibula (Nr. 4305, in Engers gefunden; aus der

1) Diese Grabfunde sind von Koenen veröffentlicht B. Jahrb. LXXXVI S. 151 ff. — Nach einer dankenswerthen Mittheilung Professor Hettners sind zwei im Trierer Museum befindliche sog. Militärfibeln (beide mit dem Stempel CON; Inventar G 7 und P. M. 5805) in Gräbern des ersten Jahrh. zu St. Paulin bei Trier gefunden; derselben Zeit gehören an die bei Cochet Normandie souterraine p. 107 erwähnten Funde. Auf ein noch höheres Alter der Schnallenfibel lässt ihr Vorkommen in Bibracte schliessen (vgl. S. Reinach bei Daremberg et Saglio dict. des antiquités S. 2009).

XVI. Kunstauction von P. Hanstein, Katalog n. 500). Auf der unteren Fläche der Stempel

CON

mit erhabenen Buchstaben. Derselbe Stempel befindet sich auf zwei anderen, grösseren und sorgfältiger gearbeiteten Fibeln derselben Form (Nr. 8013 und 8014, gefunden bei Bertrich) (erstere Taf II n. 6). Auf allen drei Exemplaren ist der Stempel auf der linken Seite nicht ganz vollkommen ausgeprägt; der Name dürfte indessen vollständig sein, also *Con( )*. Bemerkenswerth ist das mit einem Punkt in der Mitte versehene O, das eine auf bestimmte Gegenden beschränkte Nebenform zu sein scheint; auf griechischen Münzen erscheint es z. B. in der Chersonesus Taurica, in Olbia, Tomi u. s. w. (vgl. den Berliner Münzkatalog: Beschreibung der ant. Münzen I S. 7. 20. 21. 90. 91), auf lateinischen Inschriften besonders in Gallien auf Töpferstempeln (z. B. C. I. L. XII 5686, 43. 176. 363. 377. 386. 489. 599. 940).

Grosse, sehr fein gearbeitete Schnallenfibula (A. V. 1082, in Bingen gefunden) (Taf. II n. 5). Auf der unteren Fläche der Stempel

//////IBIBI

mit erhabenen Buchstaben. Der Name ist links unvollständig ausgeprägt, vor dem ersten B ist nur noch die Spur einer Hasta zu sehen. War es *[Am]bibi* (= *Ambivi*)?

V. Epigraphische Miscellen.

Aehnliche Besitzangaben wie die auf dem oben besprochenen Neusser Kassenschlüssel befindlichen stehen auch auf zwei im Römerlager bei Neuss gefundenen Broncegegenständen (Nr. 6216 und 6600), die demnach beide als zur officiellen Ausrüstung römischer Soldaten gehörig zu betrachten sind. Die Inschriften fehlen in der von Klein in diesen Jahrbüchern gegebenen Zusammenstellung.

Nr. 6216. Täfelchen *(tabella ansata)* aus sehr dünnem Broncebech (0,029 hoch, 0,071 breit), links und rechts mit je einem Nietloch versehen. Darauf die punktirte Inschrift:

ↃCLO⁝⁝⁝
LSEMPR
L·.·CΛNI

Der Name des Centurio dürfte *Clodius* gewesen sein. *(Centuria) Clodi*; *L. Sempr(oni) Lucani.*

Nr. 6600. Scheibe aus sehr dünnem Broneeblech (Durchmesser 0,042) mit schwach umgebogenem Rande und auf der unteren Fläche mit einem nagelförmigen Zapfen versehen (Beschlagstück). Auf der oberen Fläche eine punktirte Inschrift (im Kreise), die so zu lauten scheint:

ↃFIR·MAX·ΛVIIM·RVF

Der Name des Centurio scheint mir sicher zu sein, *Fir(mi) Max(imi)*; der darauf folgende des Soldaten befriedigt mich nicht, denn mit *Avem* vermag ich nichts anzufangen. Da IIM sicher ist, liegt die Schwierigkeit in dem wie eine Ligatur von A und V aussehenden Buchstaben. Oder sollte hier eine durch irgend eine Zufälligkeit bewirkte Entstellung vorliegen und das scheinbare ΛV einfach A oder ein N sein? Dann könnte man an *Aem(ili) Ruf(ini?)* oder an *Nem(oni) Ruf(ini?)* denken.

Auf der Rückseite des von Klein in diesen Jahrbüchern LXXXX (1891) S. 37 n. 12 publicirten geschweiften Broncegriffs befindet sich die vom Herausgeber übersehene Vormerkung des auf der oberen Seite eingegrabenen Namens Ↄ·TERENTI·ROMANI· in folgender Weise:

Ↄ·TIIRIINTI·

mit punktirten Buchstaben geschrieben. Der Name geht zum Theil über ein ganz leicht eingeritztes *graffito*, das ich nicht habe lesen können.

Das schöne, im Rheinbett zu Bonn gefundene eiserne Schwert A. V. 1355, welches auch bildlich öfters publicirt worden ist und zuletzt von Klein in diesen Jahrbüchern LXXXX S. 40 besprochen ward, gilt als das Erzeugniss eines Fabrikanten *Sabinus*, weil auf dem kantigen Griff (Angel) der Stempel

SABINI

eingeschlagen ist. Das ist nicht ganz richtig; denn auf der Klinge desselben Schwertes, die, nebenbei bemerkt, sehr schön geflammt ist, befindet sich ebenfalls ein Stempel, den trotz seiner vorzüglichen

Erhaltung alle Herausgeber übersehen haben, und dieser zweite Stempel lautet

SVLLA·I

Er ist rechts, wie es scheint, nicht vollständig ausgeprägt, da nach dem Punkt noch eine schwache Spur, wie von einer Hasta, zu sehen ist, die z. B. ein schlecht ausgeprägtes F = *fecit* sein könnte; die scheinbare Hasta könnte aber auch der Rand der Stempelumrahmung sein. Wie dem auch sein mag, für die Erklärung dieses Stempels ist das Vorhandensein oder das Fehlen von *f(ecit)* gleichgültig; denn da dieser Name im Nominativ steht, jener andere im Genetiv, kann nur *Sulla* als der Verfertiger des Schwerts angesehen werden. Natürlich muss nun der andere Stempel *Sabini* mit diesem in Verbindung gesetzt werden, und da steht es uns frei, entweder *Sulla Sabini (scilicet servus)* zu lesen oder die beiden Stempel so zu verstehen: *(ex officina) Sabini, Sulla (fecit)*. In beiden Fällen bleibt Sulla der Verfertiger des Schwerts, und Sabinus (oder auch Sabinius) ist der Vorsteher der Waffenfabrik.

Dass Arbeiter und Fabrikherr sich verschiedener Stempel bedienen, ist nichts Neues. Denn wenn es auch Regel ist, dass, sobald beide sich nennen, beider Namen auf einem einzigen Stempel verbunden stehen, wie das z. B. bei den Arretinischen Gefässen, bei den Amphoren, bei den Ziegeln der Fall ist, so giebt es doch Ausnahmen davon [1]), besonders zahlreiche bei den grossen irdenen Dolien [2]). Ein Beispiel dafür hat auch das Römerlager bei Grimmlinghausen geliefert, ein irdenes Ausgussgefäss *(pelvis)* mit den beiden Stempeln *G. Atisius* und *Gratus f(ecit)*, welche der Herausgeber (Klein in diesen Jahrbüchern LXXXIX S. 59) zu dem einen Namen *G. Atisius Gratus f(ecit)* verbindet, während mir die Deutung auf Fabrikherrn und Arbeiter (also *G. Atisius*, *Gratus fecit*) wahrscheinlicher scheint.

Für die Importation metallener Küchengeräthe aus Italien in die Rheinlande lagen im Bonner Provinzialmuseum bereits Nachweise vor in den beiden Casserolen aus der Fabrik des *P. Cipius*

---

1) Für Ziegel und Amphoren z. B. C. I. L. XV 785. 1473. 2247. 2248; 2938. 3424. 3477.

2) Vgl. C. I. L. XV 2448. 2479. 2481. 2489. 2491—2493. 2500 u. s. w.

Polybius, welche Klein in diesen Jahrbüchern LXXXX (1891) S. 37. 38 veröffentlicht hat. Als weiteres Beispiel füge ich nun die Fabrikmarke

/////HAPROD

hinzu, welche sich auf dem fragmentirten Griff einer im Römerlager bei Grimmlinghausen gefundenen broncenen Casserole befindet (Nr. 7465). Links ist der Stempel unvollständig ausgeprägt; ob er rechts vollständig ist, lässt sich nicht erkennen. Der Fabrikant hiess *L. Ansius Epaphroditus*. Er pflegte seine Erzeugnisse bald mit dem vollen Namen, bald nur mit seinem Cognomen zu stempeln [1]; auf dem Bonner Griff ist daher *[Ep]haprod(iti)* zu lesen. Die Fabriken des L. Ansius Epaphroditus sowie des P. Cipius Polybius müssen ungefähr in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. thätig gewesen sein, da mit diesen Namen versehene Gefässe in Pompei vorkommen.

1) Vgl. C. I. L. X 8071, 28 und 29.

5. Zu Heft XCIII, Taf. VII.

Von

A. Furtwängler.



Als ich die Broncebüste eines Römers in Speier in diesen Jahrbüchern veröffentlichte, konnte ich unter den erhaltenen Marmorköpfen, deren Vergleichung mir damals möglich war, kein Porträt derselben Person nachweisen; ich konnte nur die Hoffnung aussprechen, dass dies möglich sein werde, wenn erst einmal die vorhandene Menge von Porträtköpfen besser durchgearbeitet und bekannt gemacht sei. Rascher als ich dachte hat sich dies erfüllt, indem mir Paul Arndt ein Marmorporträt desselben Mannes nachweist, das, jetzt im Neapler Museum in der sala dei capolavori befindlich (Inv. No. 6068), 1888 in Pompeji gefunden worden ist [1]).

1) Giornale degli scavi di Pompeji, nuova serie I, Taf. 5, 2; S. 133 ff. (de Petra). Bernoulli, römische Ikonographie Bd. I, S. 127, Fig. 17 (eine kaum kenntliche Abbildung). Nach Arndt „im Wesentlichen intakt".

Es ist eine vortrefflich erhaltene Büste von derselben Form wie die zu Speier. Sie stand einst als Gegenstück eines Kopfes, den man für Brutus zu erklären pflegt [1]), im Hause des Popidius zu Pompeji. Man wollte früher Pompejus in ihr sehen, wogegen sich schon Bernoulli wandte; inzwischen ist diese Deutung durch den Nachweis des wirklichen Porträts des Pompejus ganz unmöglich geworden; eine neue ist bis jetzt nicht aufgestellt worden.

An der Identität der Person in der Speierer Bronce und dem Marmor von Pompeji ist nicht zu zweifeln. Schädelform, Profillinie, Bildung des Ohrs und das Haar mit dem charakteristischen Wisch in der Mitte über der Stirne, die Form der breiten Stirne, der Nase und des geschlossenen Mundes, alles stimmt überein. Nur sind alle Formen im Marmor ein wenig runder und voller; namentlich erscheint die Nase fleischiger; nur die Lippen sind noch etwas dünner als an der Bronce. Die Person macht in der Bronce einen mehr jugendlichen, im Marmor einen älteren Eindruck.

Zur Bestimmung des Dargestellten hilft die Marmorbüste leider nichts; sie kann nur dazu dienen, uns darin zu bestärken, dass kein beliebiger Römer, sondern eine hervorragende Person dargestellt ist, die am Rheine ebenso wie in Pompeji geehrt werden konnte. Und ferner kann aus der Thatsache, dass die Büste zusammen mit ihrem Gegenstück ohne Postament auf dem Boden des Hauses in Pompeji gefunden worden ist [2]), geschlossen werden, dass man in Pompeji zur Zeit der Verschüttung kein Interesse mehr an der Person nahm oder gar Grund hatte, ihr Porträt im Hause zu verbergen [3]).

1) Giornale d. scavi a. a. O. Taf. 5, 1. Bernoulli a. a. O. S. 192, Fig. 26.

2) S. de Petra a. a. O. Die beiden Büsten wurden „all' altezza di un terzo piano, a 4 o 5 metri dal suolo, senza pilastro o base" gefunden. Die Benennung des Gegenstückes als Brutus ist, wie Bernoulli a. a. O. mit Recht bemerkt, eine sehr zweifelhafte.

3) Die Reproduktion des Bildwerkes über diesem Aufsatze ist mit Erlaubniss der Verlagsanstalt Bruckmann zu München nachgebildet aus Brunn-Arndt, Griechische und römische Porträts.

6. Römische Broncereliefs aus Köln.

Von

H. L. Urlichs.

Hierzu Taf. III.

Beim Ausschachten eines Fundaments in der Agrippastrasse in Köln wurden 1892 Bruchstücke römischer Broncereliefs gefunden, die in den Besitz des Bonner Provinzialmuseums übergingen. Es sind Reste von fünf oblongen Blechen erhalten, die ursprünglich in Grösse, Form und Decoration einander vollständig glichen. Reste von Nägeln und Nagellöcher beweisen, dass die papierdünnen Bleche einst auf einer festeren Unterlage aufsassen und es ist die natürlichste Annahme, dass es ein wenigstens fünfseitiges Kästchen war, das diese Zierbleche bekleideten. Taf. III 1 giebt uns diese Bleche in natürlicher Grösse wieder; nicht wie sie erhalten sind (denn kein Exemplar ist vollständig), sondern wie alle einst waren. Mittels Stempel war jedes Blech in sechs oblonge Felder getheilt und jedes mit einer figürlichen Darstellung gefüllt. Diese sind auf den verschiedenen Exemplaren verschieden gut erhalten und waren wohl von Anfang an bald flauer, bald schärfer ausgeprägt. Aus diesen Gründen musste ein vollständiger und gewissermassen „stempelfrischer" Abdruck in der Zeichnung reconstruirt werden.

Die Sitte, Beschlagbleche mit oblongen Bildern zu verzieren, ist alt und weit verbreitet. Wir begegnen ihr bereits unter alterthümlichen griechischen Broncen aus Olympia, Boeotien und Athen[1]) und finden sie noch auf dem Bonner Kästchen mit altchristlichen Darstellungen, das B. Jahrb. XIII Taf. V, VI abgebildet ist. Auch

1) Bull. de Corresp. Hell. XVI, 387.

inhaltlich bieten die meisten Darstellungen nichts Ueberraschendes und bedürfen keiner Erklärung.

In den beiden untersten Feldern sehen wir zwei Amoretten mit Traube und Schale, wie sie ähnlich auf den Pilasterreliefs römischer Grabmäler im Typus der Igeler Säule vorkommen, als deren Vorbilder G. Loeschcke (vgl. den Bericht über die Winckelmannsfeier 1892 in diesem Jahrbuch) auch Metallbeschläge vermuthet. In der obersten Reihe finden wir Mars von Victoria bekränzt, die im l. Arm die Palme hält, und Mercur mit Beutel und Heroldsstab, neben sich den Hahn, im Feld eine Strigilis aufgehängt. In der zweiten Reihe fällt Diana sogleich ins Auge, im kurzen Jagdgewand, die Brust entblösst. Sie hält in der Linken den Bogen und holt mit der anderen Hand einen Pfeil aus dem Köcher; neben ihr erscheinen ihr Jagdhund und ein Reh, im Hintergrund Bäume. Die hier zur Darstellung der Götter gewählten Typen sind die auf Denkmälern der römischen Provinzialkunst in Gallien und Germanien geläufigen, mehr oder weniger übereinstimmend kehren sie z. B. sämmtlich auf den 'Viergötteraltären' wieder [2]). Einzig das dritte Bild fordert eine ausführlichere Erläuterung und rechtfertigt die Publication des ganzen Denkmals.

Nach rechts schreitet ein kräftiger Jüngling, die Keule hoch erhoben zum Schlage gegen ein Schlangenweib. Dieses hat menschlichen Kopf und windet das Ende des Körpers um das linke Bein des Gegners. Neun Schlangen, die die Stelle des Haars vertreten, umgeben das Gesicht; mit fester Hand greift der Held in dieselben hinein. Der starre Ausdruck des Gesichtes, die Stellung in Vorderansicht deuten ebenso auf späte Zeit hin, wie die Figur des Herkules selbst. Denn so dürften wir, auch wenn der mit Pfeilen gefüllte Köcher, der im Hintergrund aufgehängt erscheint, nicht schon die äussere Bestätigung böte, den Gegner benennen, da die Scene auf Sarkophagen und Mosaiken, welche den Kyklus der Heraklesthaten darstellen, an der zweiten Stelle, wo sonst die Hydra mit vielen Schlangenköpfen in üblicher Bildung erscheint, in einem mit unserer Reliefdarstellung gleichen Typus vorkommt [3]). Der Handwerker hat aus

2) Vgl. Westd. Zeitschr. X (1891) 12 ff. (Haug), z. B. Mars a. a. O. Nr. 125, 128, Victoria Nr. 58, Mercur sehr häufig z. B. Nr. 3, 41, 42, 52, 131; Diana Nr. 109, 148, 167.

3) Verhandlungen der Görlitzer Philologenversammlung, Leipzig 1890, 312 ff.; Sonderabdruck 1—19, nach dem im Folgenden citirt wird.

dem ihm geläufigen Vorrath von Typen statt des ruhig stehenden Helden das jedem Beschauer bekannte Kampfschema gewählt[4]). Das Ungethüm ist so gebildet, wie Hesiod und Herodot[5]) die Echidna[6]) beschreiben, nur setzt sich die Schlange unmittelbar am menschlichen Kopfe an, ein Anzeichen mehr dafür, dass das Relief in recht späte Zeit gehört[7]). Wichtig ist vor allem die Thatsache, dass erst in der römischen Kaiserzeit der neue Typus der Hydra sich nachweisen lässt, während die gewöhnliche Darstellung, die seit alter Zeit üblich ist, auch in der späteren Zeit in überwiegendem Masse beibehalten wird. Das Kölner Relief gibt die erwünschte Veranlassung, das gesammelte Material zu berichtigen und zu ergänzen.

Auszuscheiden ist die Gemme in den Uffizien zu Florenz (S. 19 der Görlitzer Verhandlungen); eine Untersuchung des Originals, das jetzt mit rother Nummer 53 bezeichnet ist, lehrt, dass die Abbildung im Museum Florentinum, Gemmae Taf. XXXVII, VI ungenau ist. Hydra ist nicht wie Echidna dargestellt. Dagegen sind folgende Bildwerke einzureihen: 1. die vierseitige Basis im alten Kapitolinischen Museum zu Rom, früher in Albano (Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen I, Nr. 417). Auf den Seiten

---

4) So auch auf den Viergöttersteinen, Westdeutsche Zeitschrift X (1891) Nr. 198, 204, vgl. das Verzeichniss S. 306 f.

5) Hesiod Theogonie 295 ff.:

῍Η (Kallirrhoe) *δ' ἔτεκ' ἄλλο πέλωρον, ἀμήχανον, οὐδὲν ἐοικὸς*
θνητοῖς ἀνθρώποις οὐδ' ἀθανάτοισι θεοῖσι,
σπῆι ἐνὶ γλαφυρῷ, θείην κρατερόφρον' Ἔχιδναν
ἥμισυ μὲν νύμφην ἑλικώπιδα, καλλιπάρῃον,
ἥμισυ δ' αὖτε πέλωρον ὄφιν δεινόν τε μέγαν τε

Herodot 4, 9: *ἐνθαῦτα* (in Hylaia im Skythenlande) *αὐτόν εὑρέειν* (wird von Herakles erzählt) *ἐν ἄντρῳ μιξοπάρθενόν τινα ἔχιδναν διφυέα, τῆς τὰ μὲν ἄνω ἀπὸ τῶν γλουτέων εἶναι γυναικός, τὰ δὲ ἔνερθε ὄφιος.*

6) Ueber Echidna, die Mutter der Hydra, im Kreise der Heraklessage, vgl. was in den Görlitzer Verhandlungen 17 f. bemerkt ist. Uebrigens ist bei Vergil Aeneis 8, 298 kein neues Zeugniss für den Echidnakampf zu suchen, wie Wernicke, Görlitzer Verhandlungen 284 Anm. 3 meint. Die Erwähnung des Kampfes mit Typhoeus bezieht M. Mayer, Giganten und Titanen 297 f. auf den Gigantenkampf, Ladewig z. d. Stelle des Vergil auf die Begegnung in der Unterwelt bei der Heraufholung des Kerberos.

7) So beispielsweise auch auf der Terracottaform des Berliner Antiquariums, abgebildet Görlitzer Verhandlungen 14.

sind die Arbeiten des Herakles in einem archaisirenden Stile dargestellt.

2. Der Vergessenheit entzogen und durch baldige Veröffentlichung der Forschung zugänglich gemacht zu werden verdient ein höchst merkwürdiges, leider sehr zerstörtes Stück in Athen, jetzt im Polytechnion; früher war es lange in der Sammlung des Kultusministeriums aufbewahrt, Fundort und Herkunft liessen sich nicht ermitteln. Es trägt die Inventarnummer 2624 *a* und die Aufschrift: *δίσκος χαλκοῦς κατόπτρον μετὰ περιθωρίου ἀργυροῦ καὶ καλλύμματος ἀργυροῦ, φέροντος χρυσοκολλήτους παραστάσεις τῶν ἄθλων Ἡρακλέους*[8]). Es hat das Ganze einen runden gewölbten Deckel im Durchmesser von 0,11 m gebildet und baut sich in drei jetzt nicht mehr verbundenen Lagen auf: Zunächst aussen ein schmaler, nur theilweise erhaltener Silberring, an diesen schliesst sich nach Innen ein zweiter Silberring an, auf dem die Darstellung des Dodekathlos in der einen Hälfte zu sehen ist; in der anderen ist eine jetzt grösstentheils unkenntliche, vielleicht bacchische Scene dargestellt. Den grössten Theil der Wölbung nimmt eine reich ornamentirte Fläche ein, in deren Mitte das Loch zur Anbringung eines Knopfes erhalten ist. Der flache äussere Silberring hat auf Bronce geruht, die zum Theil noch erhalten ist. Ob diese aber selbst einen Ring oder eine Platte gebildet hat, ist nicht zu entscheiden, erstere Annahme wahrscheinlicher. Das Ganze wird wohl der Deckel eines dosenartigen Gefässes gewesen sein. Leider haben auch erfahrene Kunstkenner eine Zeitbestimmung nicht gewagt. Die Ornamente scheinen nicht griechisch zu sein, die Figuren, eingeritzt und mit Gold ausgelegt, für späte Arbeit zu sprechen. Eine nähere Festsetzung der Zeit ist nicht möglich. Trotzdem verdient das Stück unserer Untersuchung eingereiht zu werden. Denn der zweite Kampf scheint einen neuen Beitrag zu dem zu erörternden Typus der Hydra zu geben. Es liess sich aus dem sehr zerstörten Original und der Photographie der jugendliche Held en face erkennen; er scheint das Schlangenweib am Hinterkopfe mit der linken Hand zu fassen, mit dem erhobenen rechten Arme holt er zum Schlage mit der Keule aus. Seine Gegnerin hat menschlichen Oberkörper

---

8) Eine Photographie liegt vor; sie wird der gütigen Vermittlung von Herrn Preger verdankt. Darnach ist Taf. III 2 in doppelter Grösse die Gruppe des Herakles mit der Hydra abgebildet.

und vielleicht Arme, die emporgehalten sind, der Kopf in Seitenansicht, ist nach links etwas gesenkt. Am Kopfe liessen sich keine Schlangen erkennen. Der Unterkörper war, soweit ersichtlich, ein Schlangenleib, der sich wohl um das linke Bein des Herakles gewunden hat.

3. Wohl eine Münze ist in Ligorios Papieren, Neapel Band VI, 413 mit Feder gezeichnet, ohne Legende, auch ohne handschriftliche Erläuterung. Auf der folgenden Seite des Bandes befindet sich eine Münze Col. Iul. Alexandria. Daraus wird man wohl schliessen dürfen, dass auch die erwähnte dahin gehört. Sie zeigt (Taf. III 3) den Helden nach rechts ausschreitend, die Keule hoch erhoben, das Löwenfell über den Hinterkopf gezogen und im Rücken herabhängend; er fasst mit der linken Hand eine der neun anscheinend aus dem Oberkörper des Weibes sich hervorwindenden Schlangen. Menschlicher Kopf und Brust, der Unterkörper um das linke Bein des Herakles gewickelt. Unten ist ein Krebs gezeichnet. Es würde die ‚Münze' kaum einer Erwähnung werth sein, da erst eine systematische Durchsicht des numismatischen Materials, das in den Manuscripten des Ligorio aufgehäuft ist, darüber wird entscheiden können, ob überhaupt ächte Stücke darin gezeichnet sind [9]). Aber Beachtung verdient sie deshalb, weil Ligorio unter allen Umständen in Erinnerung an ein oder mehrere antike Monumente die Zeichnung entworfen hat und weil gerade auf Münzen von Alexandria die Thaten des Helden besonders häufig erscheinen. Aus Sarkophagen konnte übrigens Ligorio sein Muster bereits entnehmen (vgl. zum Beispiel die Görlitzer Verhandlungen S. 10 unter III. IV. angeführten Denkmäler).

Wenn wir die wenigen Monumente, die wir dem bereits gesammelten Materiale beifügen konnten, im Zusammenhange mit diesem betrachten, so lernen wir wenigstens etwas Neues: Die Neunzahl der Schlangen im Haare ist durch das Kölner Relief aufs Neue gesichert und zeigt wieder, wie der Typus des Schlangenweibes für Hydra kein ursprünglicher war, sondern nur übertragen wurde: Die Schlangen, die sonst aus einem Körper hervorwachsen, sind in derselben Anzahl an das Haar des weiblichen Kopfes angefügt [10]). Ferner gleicht das Athenische Monument dem Relief in Villa Albani (Görlitzer Verhandlungen 10, IV) [11]) darin, dass es auch mensch-

9) Vgl. Dessau, Berliner Akademieberichte 1883 (II) 1078 Anm. 3.

10) Vgl. auch, was Görlitzer Verhandlungen 16 angeführt ist.

11) Heydemann, Mittheilungen aus den Antikensammlungen in

liche Arme zeigt, freilich aber, wie es scheint, nur ein Schlangenende als Unterkörper hat. Nunmehr darf als feststehend gelten: Im Dodekathlos erscheint Hydra wie Echidna, meist Schlangen im Haare, der obere Theil des Körpers menschlich, der untere eine Schlange. Auf Grund dieser Feststellung ist auch die Deutung des Würzburger Torsos (in Görlitzer Verhandlungen auf Doppeltafel abgebildet) und der Kapitolinischen Gruppe (Helbig Führer I, Nr. 403, 404) über allen Zweifel erhaben, da sie vollständig mit den gesicherten Bildwerken übereinstimmen [12]).

Von besonderer Wichtigkeit ist eine Beobachtung von Wieseler, Nachrichten d. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen 1888, Nr. 16, 423 ff.: Er hat auf Münzen der späteren Kaiserzeit [13]) hingewiesen, auf denen der Kaiser mit Kreuz und der auf einer Kugel stehenden Victoria in den Händen, den rechten Fuss auf eine Schlange mit menschlichem Kopf stellt, und vermuthet, dass dieses Schlangenweib Hydra [14]) als Symbol des besiegten Feindes sei. Schon die Umschrift Victoria Augg. gibt eine Bestätigung, die noch bekräftigt wird durch den Hinweis auf eine Kupfermünze Mark Aurels bei David, Museum de Florence V pl. LII Nr. 1: Der

---

Ober- und Mittelitalien, Hallens. Winckelmannprogramm 1879, 17 bemerkt bei der Erwähnung der in Venedig an der Vorderseite von San Marco hoch oben eingemauerten Reliefs, Herakles den Eber tragend mit Eurystheus im Fass und Herakles und der Hirsch: „sie gehörten ursprünglich — als Nebenseiten vielleicht eines Sarkophags sind sie zu hoch — als Gegenstücke zusammen und gewiss zu einer Reihe von Heraklesthaten, für deren Verwendung als Wandschmuck etwa auf die Reliefs im Palazzo Spada verwiesen werden könnte“ u. Anm. 30: „Dazu gehört vielleicht auch das einstige Original des Reliefs der Villa Albani . . . vgl. Matz, Monatsberichte der Berliner Akad. 1871, 464, 24 [im Cod. Coburg. gezeichnet]. Form und Composition ermöglichen die Annahme“. Aber siehe was Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien V 157 f. zu Nr. 398 f. bemerkt.

12) Sworonos' Bedenken Ephemeris archaiologike 1889, 106 erledigt sich dadurch.

13) Cohen² VIII, 212 Nr. 19 Valentinian III. — VIII, 220 Nr. 1 Petronius Maximus — VIII 223 Nr. 1 mit Abbildung Maiorianus — VIII 227 f. Nr. 8 Severus III. Die Grossbronce, die Wieseler 424 Anm. 1 beschreibt, scheint nicht sicher hierher zu gehören. Ein ähnlicher Typus auch bei Cohen² VII 381 Nr. 139 Constantin II. d. Jüngere; er setzt den Fuss auf einen hilfeflehenden Sarmaten, u. a. m.

14) Die Schlangen fehlen im Haar, wie in dem verschollenen, aber im Codex Pighianus erhaltenen Sarkophagfragment (Görlitzer Verhandlungen 10, III).

Kaiser mit seinem Sohne Kommodus im Triumphwagen, an dessen einer Seite Herakles im Kampf mit der vielköpfigen Hydra zu sehen ist. Es wird der Triumph, der nach glänzenden Siegen 176 n. Chr. gefeiert wurde [15]), verherrlicht und Herakles bekämpft das Ungethüm, ebenso wie der Kaiser die feindlichen Völker überwältigt hat. So findet auch die Darstellung auf einer in Mailand geschlagenen Goldmünze Constantius II. [16]) eine befriedigende Erklärung: Der Kaiser zu Pferde sprengt nach rechts, um eine Schlange zu bekämpfen. Die Aufschrift lautet Debellator Hostium, ähnlich wie eine Münze des Maximianus Herkules im Kampfe mit der vielköpfigen Hydra zeigt [17]); hier liest man Herculi Debellatori. Diese Beispiele genügen, um die Gleichsetzung des Kaisers mit dem Vertreter der siegreichen Kraft, Herkules [18]), darzuthun. Mehr findet

---

15) Auf der Vorderseite Büste des Kaisers und die Inschrift M. Antonius Aug. Germ. Sarm.; vgl. David a. a. O. und siehe auch Schiller, Röm. Kaisergeschichte I. 2 (1883) 649 Anm. 2.

16) Fröhner, Medaillons de l'Empire Romain 309; Cohen² VII, 443 Nr. 23. Hydra wird zuweilen wie eine einfache Schlange gebildet, vgl. Furtwängler, Roschers Lexikon I. 2224 und meine Schrift 18.

17) Fröhner 255.

18) Dies Verhältniss scheint auch wichtig für die vielumstrittene Deutung der Gigantensäulen zu sein (vgl. zuletzt Haug, Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. 325 ff. und die Recension von Ihm in diesen Jahrbüchern 82 (1892) 255 f. Neuer Fund in Trier publicirt von Hettner Korrespondenzblatt X (1890) 71 ff.). Wie auf unserer Münze der Kaiser, gerüstet, im geläufigen Typus zu Pferd anstatt des Herkules die Schlange bekämpft, so erscheint er auf jenen Säulen gegen den Giganten losstürmend an Stelle eines Gottes. — Uebrigens bedürfen einer erneuten Prüfung diejenigen Stücke, welche weibliche Gegner zeigen. Hettner hat das Verdienst, diese Gruppe zuerst herausgehoben zu haben (Westdeutsche Zeitschrift IV (1885) 379; vgl. Haug a. a. O. 331). Jedenfalls leuchtet ein, dass die weiblichen Gegner demselben mythologischen Kreise angehören müssen wie die weitaus zahlreicheren männlichen. Wenn wirklich, wie Haug a. a. O. annimmt, das Mainzer Exemplar (Donner-von Richter und Riese Heddernheimer Ausgrabungen Taf. V, 1—3) Mann und Weib zusammen zeigen, so ist der monumentale Beleg gegeben. Die angeblichen „Flossen", die mehrfach bei der Beschreibung der Figuren erwähnt werden, scheinen nicht vorhanden zu sein. Von den Speyerer Exemplaren hat Herr Harster dies mir ausdrücklich versichert. Stark hat in diesen Jahrbüchern 44 (1868) 29 an Typhon und Echidna gedacht, die wohl bereits am Amykläischen Throne gemeinsam gebildet waren (Paus. 3, 18, 7, M. Mayer, Giganten und Titanen 215 ff.). So liesse sich das Auf-

man bei R. Peter, Roschers Lexikon I, 2980 ff. der diese Beziehung zum Gegenstande einer lehrreichen Untersuchung gemacht hat.

So können diese Münzen unbedenklich zu dem behandelten Typus gerechnet werden, aber auch sie gewähren keinen Anhaltspunkt für ein früheres Auftreten desselben. Vielmehr führt kaum ein Denkmal höher hinauf als in das zweite nachchristliche Jahrhundert und die Stellen, die aus der Litteratur zu einer Zeitbestimmung herangezogen worden sind, sind nicht beweisend. Preller, griechische Mythologie[3] II, 216 verweist auf Ovid, Metamorphosen 9, 69. Dort liest man freilich: Pars quota Lernaeae serpens eris unus echidnae, ebenso wie Fasten 5, 405: Sanguine Centauri Lernaeae sanguis echidnae mixtus, aber es ist klar, dass der Dichter das Wort echidna nur deshalb gewählt hat, weil es einen bequemen Versschluss bildet. Auch Diodor 4, 38 hat für Hydra das Wort *ἔχιδνα*, aber nicht als Eigenname; denn 4, 11, 9 steht *Λερναία ὕδρα, ἧς ἐξ ἑνὸς σώματος ἑκατὸν αὐχένες ἔχοντες κεφαλὰς ὄφεων διετυποῦντο.* Wahrscheinlich aber bleibt auch ohne äusseres Zeugniss die Entstehung des Typus in früherer Zeit schon deshalb, weil auch die anderen Kampfschemen im Wesentlichen aus Griechenland herübergenommen sind[19]). Geringe Spuren führen vielleicht auch aus den Monumenten darauf: Der Würzburger Torso ist eine gute römische Kopistenarbeit. Die Körperformen gleichen in auffälliger Weise denen der Stephanosfigur in Villa Albani, worauf Herr Arndt mich aufmerksam gemacht hat. Dies kann freilich wohl auf Rechnung eines archaisirenden Handwerkers oder Künstlers gesetzt werden, um so mehr, als in den Werken der archaischen Zeit die gewöhnliche vielköpfige Schlange erscheint, doch die sorgfältig gearbeitete Löwenhaut, die edlen Züge der todten Hydra werden am besten eine Erklärung dadurch finden, dass die erste Entstehung dieses Werkes in gut griechische oder mindestens gut römische Zeit gehört. Von anderer Seite scheint diese Ansetzung eine Be-

---

treten des Paars wohl erklären, wenn auch möglich ist, dass in späterer Zeit dem Giganten eine Genossin beigesellt wurde. Die bedeutsame, aus den Monumenten sich ergebende Thatsache verdient gebührend hervorgehoben zu werden und erhöht das Interesse, das jener merkwürdigen Denkmälerklasse entgegengebracht wird.

19) Vgl. im Allgemeinen Preller-Jordan, Römische Mythologie[3] II, 298.

stätigung zu finden: Die Gruppe des Kapitolinischen Museums, vor allem auch der ältliche weibliche Kopf, „der von Schmerz verzerrt und dessen Mund zum Schreien geöffnet ist“, führt auf die Richtung der Kunst, die in der Zeit nach Alexander ihre höchste Ausbildung erreicht hat. Aber diese Allgemeinheiten genügen nicht. Es bleibt ein Rätsel, wie die Hydra in Kunstdarstellungen mit der Echidna vermengt wurde, und es kann nicht entschieden werden, wann diese Vermischung stattgefunden hat, auch nicht, ob die Kunst selbst Vorbild gewesen ist oder neue Sagenbildung etwa in alexandrinischer Zeit entweder durch das Lied oder durch mythologische Forschung gewirkt hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dass das von Robert in den „Homerischen Bechern“ (50. Berliner Winckelmannsprogramm) 86 f. abgebildete Fragment gerade vom Hydrakampf nur wenige Reste bietet. In der römischen Litteratur ist die ursprüngliche Vorstellung von der vielköpfigen Schlange beibehalten und die neue in dieselbe nicht übergegangen.

Ausser Acht gelassen wurden bisher einige Münzen römischer Kaiser, die mehrfach beigezogen [20]) und theils auf Echidna, theils auf Hydra, jüngst sogar auf einen Gigantenkampf bezogen wurden. Da sie in der letzten Zeit wiederholt gelegentlich erwähnt worden sind, das Material aber zerstreut ist, so wird eine Zusammenfassung erwünscht sein.

a. Antoninus Pius. Alexandria. Zoëga, Numi Aegyptii 192, Nr. 246 (mit Abbildung). Imhoof-Blumer, Monnaies grecques 1883, 458 Nr. 14 und 15. Eckhel, doctrina num. IV, 67. Imhoof-Blumer und Keller, Thier- und Pflanzenbilder auf Münzen etc. 1889, Taf. XI Nr. 8, vgl. S. 65. Catalogue of Greek coins of the British Museum. 16. Catalogue of Alexandria by Reynald Stuart Poole London, 1892, 123 Nr. 1052 pl. VI.

b. Septimius Severus. Perinth in Thracien (Kolonie von Argos). Pellerin, mélanges de diverses médailles pour servir de supplem. de tom. I. S. 75 R., darnach Raffei, Osservazioni sopra un Bassorilievo della Villa Albani 47 ff. Vgl. Eckhel II, 41. Zoëga, Bassirilievi II. 96 Anm. 3. Abgebildet neuerdings von Sworonos, Ephemeris archaiologike 1889, Taf. 2, 18, vgl. S. 105 f., daraus hier Taf. III 4 etwas vergrössert wiedergegeben.

c. Caracalla. Argos. Der Güte von Herrn Imhoof-Blumer

20) Vgl. Görlitzer Verhandlungen 13, a und b.

wird der Nachweis und ein Abdruck aus der Sammlung Loebecke in Magdeburg verdankt.

Der Typus der Darstellung ist scharf von dem bisherigen zu scheiden; er ist abgesehen von kleinen Verschiedenheiten feststehend und macht durchaus den Eindruck der Ursprünglichkeit, nicht einer Uebertragung: Herakles, bärtig, mit Löwenfell über Hinterkopf und Rücken, schreitet mit der erhobenen Keule auf die Gegnerin los und fasst mit der einen Hand deren emporgehaltenen Arm. Das Schlangenweib hat menschlichen Oberkörper, im Haare keine Schlangen, der untere Theil des Körpers endigt in zwei Schlangen ähnlich wie bei den Giganten, die eine Hand ist an die Brust gehalten, der andere Arm, mit einer Schlange umwunden[21]), bedroht den Helden ebenso wie jene Thiere, die den Unterkörper bilden, feindlich ihm sich nähern. Der Blick des Weibes ist auf den Gegner gerichtet. Die sichere Grundlage für die Deutung fehlt, da der Typus nicht an zweiter Stelle in den Schemen des Dodekathlos vorkommt. Auch stimmt er weder mit sonstigen Bildwerken noch mit Hesiods und Herodots Beschreibung der Echidna überein. Die Bärtigkeit des Helden würde nicht gegen den Hydrakampf entscheiden; denn so erscheint er auch auf den andern Münzen Alexandriens, sogar in diesem Kampfe selbst (Zoëga, Numi Aegyptii Taf. XI, 12). Aber eben auf alexandrinischen Münzen des Antoninus Pius ist derselbe Kampf gegen die mehrköpfige Schlange nachgewiesen (Zoëga, Numi Taf. XI, 12), auch auf denen von Argos zur Zeit des Hadrian (Imhoof-Blumer und Gardner, Numismat. Comment. on Pausanias Taf. M. Lerna 1); dieses gleichzeitige Auftreten der beiden Typen scheint einer Gleichsetzung nicht

---

21) Für Giganten vgl. M. Mayer Giganten und Titanen 227. — Leider ist die Bronce, ehemals im Besitze Raimund Fuggers, abgebildet bei Apianus und Amantius, Inscriptiones . . . Ingolstadt 1534 im Anhange S. 5, wie es scheint, verloren: Sie gleicht den eben behandelten Münzen im Typus. Bursian hat das Verdienst, auf die Abbildung aufmerksam gemacht zu haben; er hat für den Fall, dass die weiblichen Brüste der Zeichnung wirklich vorhanden waren, an Echidna gedacht (Berichte der Münchener Akademie, phil.-hist. Classe 1874, 2, 144 f.). Die Benennung des Amantius, Imago filii Laocoontis wird wohl durch die Schlangen in den Händen veranlasst sein. Den die Schlangen würgenden Herakles hat er ebenso getauft (Bursian 142). Die Beschreibung von Bursian ist, wie eine Vergleichung der Inscriptiones gelehrt hat, richtig.

gerade günstig zu sein. Die Entscheidung dürfte das Relief in Villa Albani geben, wenn dessen ursprüngliche Verwendung sich ermitteln liesse; denn mit ihm und an zweiter Stelle vielleicht auch mit dem Athenischen Monument[22]) haben die Münztypen die grösste Verwandtschaft. Auf Echidna ist man bei den Deutungsversuchen mehrfach zurückgekommen, aber abgesehen davon, dass die Darstellung nicht mit Hesiod und Herodot übereinstimmt, der Zeitunterschied zwischen dem archaischen Porosrelief der Akropolis zu Athen[23]) und den Kaisermünzen ist ein so grosser, dass sichere Schlüsse unmöglich sind. Endlich an eine „Gigantin“[24]) zu denken, wie Poole a. a. O. thut, ist seit der Feststellung der weiblichen Gegner auf den Gigantensäulen nicht ausgeschlossen, aber bis jetzt ist diese Erscheinung eine so vereinzelte, dass es gewagt ist, daraus Schlüsse zu ziehen. Mit diesen Andeutungen muss man sich zur Zeit begnügen, doch wesentlich für künftige Forschung ist die Ausscheidung der Gruppe aus den sicher als Hydrakampf zu deutenden Bildwerken[25]). Wünschenswerth ist es vor allem, dass im Zusammenhange mit anderen Heraklesthaten auch der einer sicheren Erklärung entbehrende Kampf erscheint. Der Boden des Rheingebietes hat wie zu vielen andern Sagen auch zu der des Herkules manchen schönen Beitrag gespendet. Darum darf man der frohen Hoffnung Ausdruck verleihen, dass bald ein glücklicher Fund Licht verbreiten möge, wie der des Kölner Reliefs Veranlassung gegeben hat, bekannte Bild-

---

22) Siehe S. 94 f. und 93 f.

23) Brückner, Athenische Mittheilungen, 1889, 67 ff.

24) Ueber Herkules im Gigantenkampfe vgl. M. Mayer a. a. O. 403, Furtwängler, Roschers Lexikon I, 2246, Haug Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. 307.

25) Es sei erwähnt, dass möglicherweise auch die Besiegung eines anderen Schlangenweibes zu erkennen ist; so ist in der 5. Rede des Dio Chrysostomos, im *Λιβυκὸς μῦθος* berichtet, dass Herakles ein der Echidna und Hydra sehr ähnliches wildes Thier in Libyen überwältigt hat. Vgl. dazu Ernst Weber, de Dione Chrysostomo Cynicorum sectatore, Leipziger Studien zur Philologie 10, 1887; 236—257 handelt de Antisthenis Hercule, vgl. inbesondere was 253 Anmerkung 1 zusammengestellt ist. Seltene Darstellungen sind auf Münzen von Alexandrien öfters zu finden. Das Abenteuer bei Syleus (Münz-Katalog des British Museum pl. VI, Nr. 1056); die Aufnahme beim Kentauren Pholos (Zoëga Numi Aegypt. Taf. XI, S. 176 Nr. 117 und Münz-Katalog d. Brit. Mus. pl. VI, Nr. 1057).

werke im Zusammenhange mit demselben nochmals zu prüfen und zu ordnen. Vielleicht ist noch manches Stück, das hierher gehört, besonders aus der Kleinkunst, unter den zahlreichen, nicht immer genügend katalogisierten Thonreliefs und Terracottalampen u. s. w. in den Sammlungen oder im Privatbesitze verborgen. Mögen die anspruchslosen Bemerkungen, die der Veröffentlichung beigegeben sind, zu eifriger Nachforschung anregen!

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

---

7. Vorläufige Mittheilung über ein römisches Mosaik bei Kreuznach.

Von

Prof. O. Kohl.

Hierzu Taf. IV.

Auf dem linken Ufer der Nahe bei Kreuznach zieht sich hinter dem Schlossberg oder Kauzenberg in nordwestlicher Richtung nach dem Hunsrücken zu der Agnesienberg, an dessen östlicher Seite der Ellerbach zur Nahe fliesst, während in dem sanften Einschnitt zwischen dem Agnesienberg und dem Schlossberg, bezw. der Hardt jetzt eine Chaussee nach Hüffelsheim führt. An dem östlichen Abhang des Agnesienberges liegen zwei Ziegeleien, und neben der entfernteren waren vor vier Jahren einige römische Graburnen von grauschwarzer Art gefunden worden, sowie ein Stück eines grösseren rothen Thongefässes mit dem Stempel CLEMENS FEC.

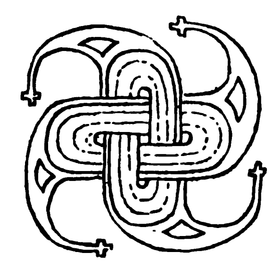
Im December des letzten Jahres sollte unterhalb der vorderen Ziegelei neben der Hüffelsheimer Chaussee der Platz für ein Wohnhaus ausgeschachtet werden. In gleicher Höhe mit der Chaussee gleich jenseits des Grabens, wo das Terrain 2 und mehr Meter ansteigt, fanden die Arbeiter die Reste einer der Chaussee nicht ganz parallelen Mauer mit einigen Sandsteinquadern, alten Bauschutt mit Säulchen aus runden rothen Backsteinen und entsprechenden Deckplatten, sowie Mauer- oder Wandreste mit farbigem Verputz und endlich hinter den Resten einer zweiten parallelen Mauer einen Mosaikfussboden.

Die schweren Hacken waren zuerst in den Boden eingedrungen und hatten einige der kleinen regelmässigen Steinwürfel losgelöst,

von denen je 11 einer Länge von 10 Centimetern entsprachen. Sie waren in eine Betonschicht von etwa 10 ctm Dicke eingelassen, die eine feste Unterlage von Sandsteinbrocken hatte, wie sie beim Behauen der Quadern abgefallen sein mochten. Die schwarzen Mosaikwürfel sind Natursteine, die rothen und weissen anscheinend künstliche Steine. Nachdem die Arbeiter das Mosaik als solches erkannt hatten, gingen sie sehr vorsichtig zu Werke, und von dem Besitzer H. Aug. Henke wurden zwei Vorstandsmitglieder des Antiquarisch-historischen Vereins, Herr Bauunternehmer J. Henke und der Unterzeichnete von dem Funde freundlich benachrichtigt. Das Ornamentmosaik von etwa 4 m Länge und 2,5 Breite schien ein in sich abgeschlossener Fussboden zu sein, und der Verein erhielt die gütige Erlaubniss, denselben wegzunehmen und in sein Museum zu bringen. Beim weiteren Ausschachten und Untersuchen aber ergab sich, dass diese Fläche nur der Vorplatz oder Ausbau eines bedeutend grösseren Mosaiks war. Jetzt beschloss der Besitzer, das beabsichtigte Wohnhaus an einer andern Stelle zu errichten, den ganzen Mosaikfussboden bloszulegen, mit einer Halle, wie in Nennig, zu überbauen und gegen Eintrittsgeld dem Publikum zum Betrachten zugänglich zu machen. Dementsprechend nahm auch der Verein das ihm überlassene Stück nicht weg. Wegen des ungünstigen Wetters wurden die Nachgrabungen nur 3 Tage fortgesetzt, bis einige Bilder erkannt waren und die ganze Ausdehnung sich bemessen liess; dann wurde der möglichst sauber gebürstete Boden photographirt und das Ganze unter Aufsicht der zwei Vorstandsmitglieder sorgfältig mit Tüchern, Stroh, Brettern und Erde wieder zugedeckt; rundum wurde eine Bretterwand zur Absperrung aufgeschlagen.

Der Vorplatz a b c h misst 3,8 m auf 2,34 m, und innerhalb der schwarzen Einfassung von meist 0,11 Breite folgen nach innen zu rings ein grauer Rand von 0,12, ein weisser von 0,03 und ein schwarzer von 0,02 m Breite, bis dann der so eingeschlossene mittlere Raum $\varepsilon\ \zeta\ \eta\ \vartheta$ 3,2 m auf 1,8 m in weissem Grunde 60 sog. „Sichelräder", je 10 in 6 Reihen, wie sie die Figur Seite 3 zeigt, d. h. ornamentale Weiterbildungen des uralten, Glück bringenden Symbols des „Hakenkreuzes" (Svastica) enthält, je ein Kreuzband mit rings vier asiatischen Schilden vereint, wie in Wilmowsky und Hettner „Röm. Mosaiken aus Trier u. d. U." Taf. VII 2 und III 2. Dass die Kombination eigentlich nicht aus asiatischen Schilden und

dem Kreuzband aneinander gesetzt ist, sondern aus zwei Doppelsicheln, über deren Mitte das Kreuzband eingelegt ist, lehrt meiner Meinung nach das selbstständige Vorkommen dieser Form, wie z. B. auf Taf. V jedes Sichelrad für sich in einem besonderen Viereck eingeschlossen ist. Bei einer Zusammenstellung mehrerer Sichelräder sind die übrig bleibenden grösseren weissen Felder mit einem farbigen Stern verziert. Die Stellung der Sichelräder, die Spitzen nach links oder rechts gewendet, wechselt von links nach rechts und von oben nach unten. Ebenso die Farbe, indem von Aussen nach Innen zu die einen schwarz, dunkelroth, gelbroth, weiss, die anderen schwarz, grünlich-grau, grau, weiss zeigen. Bei allen aber sind die Zwickel roth und die Kreuze an den Enden schwarz. In Bezug auf die Abwechslung der Farben und die Ausgestaltung der Endspitzen und Sterne hält also das Kreuznacher Mosaik die Mitte zwischen dem reicheren von Trier VII, 2 und dem einfacheren III, 2. Eigenthümlich steht es mit der schwarzen Einfassung. An den Schmalseiten ist sie 0,11 m breit, an der äusseren Seite a b α β nur 0,07 m, und es ist nicht wahrscheinlich, dass die jetzigen Arbeiter beim Aufdecken und Abräumen genau 4 Centimeter abgestossen hätten. Auch auf der entgegengesetzten Breitseite γ δ findet sich eine Abweichung in der schwarzen Einfassung, welche das Auge unangenehm berührt. Bei γ ist nämlich der schwarze Rand 0,11, bei δ aber 0,13 m breit, und zwar offenbar desshalb, weil den römischen Mosaikarbeitern der jenseits liegende grosse Blumenfries ungleich gerathen war, bei γ oder c 0,48, bei h oder δ nur 0,46. Dem entsprechend misst auch der breite schwarze Rand, welcher den grossen Mosaikboden umgibt, und in welchen sich der Vorplatz in der Mitte 6 Centimeter weit einschiebt, bei c 0,17 und bei h 0,20.



Dass übrigens a b c h Vorplatz, bezw. Eingang gewesen ist, könnte zweifelhaft sein nach der Angabe der Arbeiter, welche meinten,

auf der Mauer habe sich keine Thürschwelle und keine Thürpfostensteine gezeigt; es lagen aber noch zwei Quadern da. Sicher befanden sich zwischen b und c zwei Quadern, welche mit ihren Einschnitten auf eine Thür schliessen lassen; es war dies die Verbindungsthüre zwischen dem Mosaikvorplatz und dem Hypokaustum; ob in der Abschlussmauer nach der Chaussee zu Spuren auf eine Thüre gewiesen, vermochten die Arbeiter nicht mehr zu sagen. Auch ob die Säulchen des Hypokaustum ebenfalls zwischen b und der Abschlussmauer, bezw. der Chaussee oder nur in der Ecke b c d gefunden waren, liess sich nicht mehr ganz sicher feststellen. Ganz nahe auf der Westseite wurde noch ein kurzer Kanal aufgedeckt, welcher entweder heisse Luft oder Wasser zuführte oder seitwärts Wasser ableitete. Die Mauer zwischen a und h zeigt auf der Seite nach dem Mosaikvorplatz bunten Verputz. Ueber den Kanal und über die von a und b ausgehenden Mauern lässt sich im Frühjahr Bestimmteres ermitteln.

Nun zurück zu dem grossen Mosaikfeld! Jenseits der schwarzen Einfassung war ein 0,46 oder 0,48 breites Band zum Vorschein gekommen, welches auf beiden Seiten von aussen nach innen durch einen weissen (0,03) und einen schwarzen (0,02) Streifen eingefasst war und in dem mittleren weissen Grunde Blumenranken in schwarzer, rother und gelblicher Farbe zeigte. Jenseits der Mitte des Vorplatzes war, wie es von a b aus schien, eine dreiblätterige Blume als Mittelstück eingesetzt, von der die Ranken nach rechts und links liefen; allein es ist, wenn man von dem Mittelstück O aus blickt, ein Kelch. Weiter jenseits dieses Blumenfrieses und einer Bandborte, welche zwei in Bogen durch einander fortlaufende Bandstreifen (schwarz, roth, gelblich-roth, weiss, schwarz, 0,11 m breit), wie auf dem Trierer Mosaik III, 1 enthält, zeigten sich endlich in einem von der Bandborte rechts und links begrenzten Rahmen (A 1,45 m breit) zwei Beine und schliesslich zwei Gladiatoren. Der nach oben in einen unvollständigen Halbkreis oder gedrückten Bogen endigende Umfassungsrahmen von 0,19 Breite enthält in der Mitte ein schwarz-roth-weiss-roth-schwarzes Band, 0,08 m zwischen je einem schwarzen Zackenrand und aussen noch einen weissen Rand. Das Figurenfeld nun ist unten 1,08 m breit und 0,92 m hoch und weist unten einen schwarzen Rand als Fussboden auf, während das übrige aus weissen Steinchen zusammengesetzt ist. Die zwei dastehenden Gladiatoren (0,70 m hoch) erinnerten mich sofort lebhaft an die 2 Gladiatoren

retiarius und secutor[1]) in dem grössten Bilde des Nenniger Mosaiks. Der Lanista aber in der Mitte fehlt, und die Personen sind von der entgegengesetzten Seite, der eine von hinten, der andere von vorn, dargestellt, auch ist die Kleidung nicht ganz dieselbe; endlich ist die Bewegung des Angreifers lebhafter und die ganze Scene, da die beiden Kämpfer einander näher stehen, noch spannender. Wenn die Kreuznacher Gladiatoren gedrungenere Proportionen haben als die schlanken Nenniger in der Wilmowsky'schen Nachbildung, so braucht dies nicht im Verhältniss zu den Originalen zu gelten (Meyer und Hettner in der Westd. Zeitschr. I, 154). Der hiesige retiarius ist um die Hüften besser bekleidet als der betreffende in Nennig; sein linker Arm ist stark bandagirt, aus dem linken Schulterpolster ragt ein gebogenes Blech von grünlicher Farbe, galerus, hervor, hinter welchem er seinen Kopf verbirgt. Er wendet uns den Rücken zu; die linke Hand ist links vorgestreckt, der rechte nackte Oberarm nach rechts oben gestreckt, und die rechte Hand hält eine Lanze, deren Schaftende rechts sichtbar ist. Das gewiss dreizackige andere Ende vor der linken Hand und diese selbst ist nicht mehr zu erkennen, weil da eine schwarz gefärbte Brandstelle sich befindet, entstanden jedenfalls durch glühende Balken, welche bei der Zerstörung herunter gefallen waren. Ebenso wenig kann man erkennen, was der secutor in seiner nach rechts unten vorgestreckten Hand hielt; kurz aber muss der Dolch oder das Sichelmesser gewesen sein. Der secutor hat den rechten Arm und beide Beine bekleidet und mit bunten Streifen umwickelt, auf dem Kopf trägt er einen Helm. Die Brandstellen an demselben liessen nicht deutlich erkennen, welches die Form war, und ob etwa ein schwarzes Netz darüber geworfen sein sollte. Letzteres ist allerdings nicht wahrscheinlich, da die schwarzen Stellen von dem Helm aus nach oben und nach den Seiten, aber nicht nach unten gehen. Seine linke Seite schützt der secutor mit dem viereckigen, länglichen, gebogenen Schilde. Der retiarius aber will nicht, wie Wilmowsky in seiner sonst so feinsinnigen Erklärung meint, den Schild des secutor aufheben, um mit dem Dolche nachzustossen, sondern, da der secutor oben durch den Schild gedeckt war, wollte er denselben

---

1) P. J. Meyer. Westd. Z. I, 160. Wilmowsky (Die Römische Villa zu Nennig, Winckelmannprogramm 1865) nannte ihn noch murmillo.

ins Knie stossen, aber rechtzeitig hat der secutor noch seinen Schild heruntergerückt, so dass zwar seine Schulter frei wird, aber der das Bein bedrohende Stoss doch aufgefangen ist. Im nächsten Moment wird der secutor mit leichter Rechtsdrehung dem retiarius seinen Dolch in die Seite oder den Rücken zu stossen versuchen.

Weiter als bis zum inneren Rande dieses Bildes wurde nicht gegraben. Rechts und links des Mittelbildes waren einander gleiche Trapeze (N. 3. 4. 1. 2) mit je zwei wiederkehrenden Mustern von Arabesken in schwarzer und rother Farbe auf weissem Grunde herausgekommen; und hinter diesen je ein Rahmen gleich dem zuerst aufgedeckten. In dem linken (H) zeigte sich rechts ein auf die Hinterfüsse gesunkener Stier, aus dessen Rücken ein Speer herausragte und ein Blutstrahl aufspritzte. Worauf er seine Vorderfüsse stützte, war wegen einer Brandstelle nicht ganz klar. Mir schien es ein Schild zu sein; denn dem entsprach die Haltung des vor dem Stiere stehenden bestiarius, welcher den linken Arm nach unten dem Stiere zu gesenkt hatte, während er mit dem rechten ausholte zum letzten Stoss. Mit welcher Waffe, ob mit einer zweiten Lanze oder mit einem Dolch konnte nicht untersucht werden, da das überhängende Erdreich nachzustürzen drohte. Im Rahmen rechts (B) wurden nur noch 2 menschliche Füsse sichtbar. Endlich wurden noch rechts und links die in gleicher Basis mit dem mittleren Figurenbilde stehenden Eckrahmen angebrochen; im linken (J) sah man den Kopf eines Hirsches und eines wilden Thieres (Bären?), ähnlich dem Löwen mit dem Eselskopf oder dem Tiger mit dem Waldesel auf dem Nenniger Mosaik, und im rechten (K) sah man den Kopf eines Panthers oder Leoparden. Der Rahmen des linken Figurenbildes H und des rechten B hat übrigens nach innen zu in schwarzem Grunde ein eckiges Doppelmäanderband, dunkelgrau (oder grüngrau), hellgrau, weiss und dunkelroth, hellroth (oder gelbroth), weiss, von Hettner das missverstandene Mäanderband genannt, ganz gleich dem Trierschen VII, 1, nach aussen in einem vier Steinchen breiten Bande weisse Zacken in schwarzen Grund hinein (bezw. auch umgekehrt) und endlich, wie der Rahmen von A den weissen Aussenrand.

Ein weiteres Bloslegen der Bilder war augenblicklich unthunlich, weil schon die bisher erkannten Theile des Bildes nicht frei, sondern in Höhlungen unter dem überhängenden Erdreich lagen, und weil die Witterung ungünstig war. Inzwischen wurde von oben

Erdreich abgehoben und fortgefahren, so dass im Frühjahr die Wegräumung der Decke leichter sein wird. Der Bauschutt lag etwa einen halben Meter hoch, dann 2—3 Meter der vom Agnesienberg in 13—15 Jahrhunderten nachgerutschte Lehmboden.

Auch auf die Durchziehung eines Orientirungsgrabens musste aus den angeführten Gründen verzichtet werden, und die wissenschaftliche Neugier musste hinter der Sorge für die Erhaltung zurücktreten. Die Maasse aber von den aufgedeckten Theilen, deren Aufnahme durch Regenwetter sehr erschwert wurde, erlaubten mir doch einen Plan des ganzen Mosaikfussbodens zu entwerfen. Da die Achsen der 3 Figurenbilder A, B, H in Winkeln von 45 Grad zusammenlaufen, so müssen es im Ganzen 8 Figurenbilder gewesen sein, und da B und H dieselben, von A abweichenden Rahmenverzierungen haben, so gibt es wahrscheinlich rings herum nur 2 Verzierungen, welche an den ungeraden und den geraden Stellen wechseln. Die vorn gefundenen 2 arabeskenartigen Ausfüllungen der Trapeze, deren es 16 sein müssen, kehren wohl alle wieder; möglicherweise könnte aber jede oder könnten zwei gegenüberliegende Seiten eine besondere Füllung der Trapeze haben. Die vier Eckbilder J, K, L, M müssen quadratisch und verhältnissmässig klein angesetzt werden. Weder bis n, noch bis o ist gegraben worden, aber es müsste eine wunderbare Zerstörung stattgefunden haben, wenn das bei d erscheinende Ende des Mosaiks nicht wirklich das Ende in der Richtung g h c d sein sollte; auch würde die Ausfüllung des das ganze Quadrat zum Oblong ergänzenden Raumes misslich gewesen sein ohne Schädigung des harmonischen Aussehens. Der äussere Abschluss des Mittelstücks O muss rund sein. Denn da überall die Bandborte zwischen den Bildern durchgeht, muss sie auch über den rund abschliessenden Figurenrahmen hingehen; und wenn man die Wahl zwischen dreiseitigen Zwickeln hat, welche zwei Bogenlinien und eine gerade Linie, und solchen, welche drei einander entsprechende Bogenlinien haben sollen, kann die Wahl weder für die damaligen Entwerfer des Mosaiks noch für die heutigen Nachbildner zweifelhaft sein. Ob der äussere Kreisbogen des Mittelfeldes auch von der Bandborte ausgefüllt ist, könnte eher fraglich erscheinen. Innerhalb desselben kann ein Oktogon eingesetzt gewesen sein. Zu einem kleinen Bassin mit Springbrunnen ist der 2,04 m im Durchmesser fassende Kreis nicht zu klein; auch das Nenniger Quadrat, welches ein achteckiges Becken enthielt,

misst nicht mehr als 2,2 Meter; ebensowohl kann aber wie bei dem einen Trierer Mosaik (B. J. 1866) und dem Nenniger ein grösseres Figurenbild die Mitte ausfüllen; ein blosses Ornament, wie auf dem Kölnischen vom Griechenmarkt (B. J. 1866) würde den belebten 12 Arenascenen des Umkreises nicht genügen. Nach der Art der aufgedeckten 5 Bilder müssen die andern 7 ähnlich sein, und es gehört unser Mosaik, wie das Nenniger, zu dem Genre, welches die bei den Römern so beliebten Thier- und Gladiatorenkämpfe darstellte. Dieser Geschmack stimmte zu einem kleinen Garnisonorte, wie es Cruciniacum war, auch mehr als der, welcher sich in den Musen- und Philosophenfriesen der grossen Kulturstädte Trier und Köln ausspricht.

Jenseit der nördlichen Grenzlinie e f wird wohl ein Vorplatz, wie an der südlichen Grenzlinie, angegrenzt haben; ob auch rechts und links, scheint sehr zweifelhaft. Der Eingang hat, wenn die jetzigen Arbeiter richtig die Südmauer beurtheilt haben, von Norden aus herein geführt. Hierüber, sowie über die jenseits zur nächsten Backsteinbrennerei sich hinziehende Villenanlage wird die Ausgrabung des Frühjahrs Aufschluss geben, die unter Leitung des genannten Neffen des Besitzers erfolgt, welcher Vorstandsmitglied des A.-H. Vereines ist und selbst eine werthvolle Sammlung römischer Alterthümer sich zusammengestellt hat. Die Villa, zu der ein so bedeutender Mosaikfussboden gehörte, muss selbst umfangreich und die eines sehr wohlhabenden Mannes gewesen sein. Zwischen ihr und der Nahe, jenseits deren das Kastell lag, befand sich nachweislich noch eine Villa am Kauzenberg und naheabwärts in etwas weiterer Entfernung vom Flusse, auf der Höhe des „hungrigen Wolfes", eine dritte bedeutende.

Die Aehnlichkeit des Kreuznacher Mosaiks mit dem Nenniger lässt eine Nachahmung oder ein verschiedenes Arbeiten nach einem gemeinsamen italienischen Muster zu. Ich möchte annehmen, dass das grössere Mosaik in der Nähe der grossen Stadt mit einem kleineren Mosaik in der Nähe einer kleineren Garnisonstadt nachgeahmt wurde. Wilmowskys frühe Ansetzung des Nenniger Mosaiks für die Regierungszeit Trajans oder Hadrians ist von F. Hettner (Textheft zu Wilmowsky: Römische Mosaiken aus Trier u. d. U. 1888) treffend zurückgewiesen worden. Wenn Hettner das Nenniger Mosaik in die Zeit 200—250 setzt, so würde das Kreuznacher Mosaik, welches die Kampfscenen des Nenniger nachahmt, in dieselbe

oder eine etwas spätere Zeit zu rücken sein. Wenn Hettner andererseits das Mosaik mit dem „missverstandenen Mäander" VII, 1 in die Zeit unter Constantin oder später setzt, so würde das Kreuznacher Mosaik, welches dieselbe Randverzierung enthält, auch so spät fallen. Nun ist aber in der sonst so lehrreichen Schrift nicht nachgewiesen, von wann bestimmt dieses „missverstandene Mäanderband" aufkommt, wenn auch diese verfehlte Umbildung offenbar eine spätere ist. So möchte ich vorläufig eine gewisse Mitte einhalten und das Kreuznacher Mosaik der Zeit 250—300 zuweisen und aus allgemeinen Gründen besonders an die Regierung des Constantius Chlorus und den Regierungsanfang seines Sohnes in Trier denken. Die Zeit der Zerstörung werden hoffentlich Münzfunde klar stellen.

Der Raum, in welchem sich der Mosaikfussboden befand, war gewiss ein Gesellschaftsraum, vielleicht auch Speisesaal für den Sommer. Die Seitenwände und das Dach müssen leicht gewesen sein; denn der Bauschutt enthält keine Quadersteine, hat keine starke Zerstörung angerichtet und liegt nur einen halben Meter hoch. Von den Balken des Daches zeugen die Brandstellen im Mosaik, das, soweit ausgegraben, nur im Vorplatz einige Löcher zeigt. Das Lateraner Mosaik in Rom aus den Thermen Caracallas mit Gladiatoren umfasst 18 auf 10,6 Meter, das Nenniger 15 auf 10, bezw. sein mittlerer Theil 11,2 auf 7,5, das Darmstädter aus Vilbel 7,1 auf 4,8, das Kreuznacher 11,48 oder 9,14 auf 6,8 und 3,8 Meter, bezw. das Quadrat allein 6,8 auf 6,8 und der mittlere Theil mit der Bandborte 5,5 auf 5,5 Meter. Wenn also der verborgene Theil des Mosaiks ebensogut erhalten ist, wie der bisher aufgedeckte, so wird das römische Mosaik Kreuznachs zu den grösseren gehören, bezw. das zweitgrösste in Deutschland sein.

Kreuznach, 5. Januar 1894.

Prof. O. Kohl.

Weitere Mittheilung über das römische Mosaik bei Kreuznach.

Hierzu der nach den inzwischen fortgesetzten und vorläufig abgeschlossenen Ausgrabungen erweiterte Plan auf Tafel VII.

Nachdem die hohe Erdschicht, welche das Kreuznacher Mosaik deckte, nach Ostern dieses Jahres allmählich gleichmässig abgetragen war, wurde das letztere selber vom 23.—25. April nach Abschluss des Druckes obigen Theiles dieser Arbeit blosgelegt und erfüllte alle billigen Erwartungen, indem nur das runde Mittelfeld und ein Bogenfeld zu einem Drittel, bez. zur Hälfte, zerstört, mehrere Bilder wenig, manche gar nicht beschädigt waren und die Farben, wenn auch nicht ganz lebhaft, so doch noch erkennbar sich zeigten.

Der grosse, von der Bandborte eingeschlossene Raum mit den Eckquadraten, den Bogenfeldern, den kleinen Trapezen und dem grossen Kreis in der Mitte entsprach genau dem nach der ersten Angrabung entworfenen Plane, bezw. dem grossen Quadrate *nopqu*. — Die zwischen den Figurenbildern eingeschobenen 16 Trapeze zeigen jetzt 10 verschiedene Muster, und es ist anzuerkennen, mit welcher Geschicklichkeit die Erfinder der Muster es verstanden haben, die Figuren innerhalb der Trapeze, Blatt, Herz, Kelch, Leier u. a. mit Blumen und Ranken, bez. Spiralen, symmetrisch zu gestalten und doch durch einen besondern Ausläufer nach der einen Seite hin der ungleichen Gestalt des Trapezes zu genügen. Als die römischen Mosaikarbeiter in Kreuznach waren, standen ihnen wahrscheinlich 10 Schablonen zur Verfügung, und für die übrigen 6 Trapeze wiederholten sie Muster der ersten 10; es ist nämlich 9 = 5, 10 = 6, 11 = 16, 12 = 15, 13 = 1, 14 = 2. Da das Rundbild in der Mitte von dem Ornamentvorplatz aus zu betrachten ist und die Haupteingänge im Norden und Osten lagen, so hat man wohl zuerst 15. 16. 1—8 gelegt und dann die übrigen durch Wiederholung hergestellt. Doch könnten die Trapeze auch fertig aus der Fabrik geschickt sein.

Die quadratischen Eckbilder unterscheiden sich dadurch von den Rundbogenbildern, dass sie immer zwei Thiere im Kampf mit einander darstellen. Die Ecken haben natürlich etwas gelitten und so lassen sich die Figuren nicht mehr gut alle erkennen, wenigstens bei einem ersten Prüfen nicht; der ganze Boden muss erst noch einmal gründlich von allen anklebenden Erdtheilchen gereinigt wer-

den. In *I* ist ein Stück der Mitte ausgebrochen; deutlich aber sieht man, wie ein Panther oder Leopard einen Hirsch mit 6 zackigem Geweih durch einen Schlag mit der einen Tatze auf den Hinterschenkel zu Boden gedrückt hat und eben die andere Tatze und die Zähne des Rachens nach dem Bug und Hals des Hirsches vorstreckt. In *K* hat ein Panther oder Leopard mit erhobenem Schweif seine Vordertatzen auf einen am Boden liegenden Esel gesetzt. In *L* ist nur noch ein mit gesenktem Kopf stehender Stier zu erkennen, an welchem vorn ein wildes Thier sich erhoben hat. In *M* ist ein kleiner Leopard oder ein ähnliches Thier einem Wildschwein auf den Rücken gesprungen. Die Bilder *K L* stehen beide auf der Linie *o p*, die *M I* auf der Linie *n qu*.

Während diese Quadrate nur Thiere mit Thieren im Kampfe darstellen, zeigen sich in den Rundbogenrahmen Menschen im Kampfe abwechselnd mit Thieren *BDFH* oder mit Menschen *ACEG*. Die Gladiatoren bez. Bestiarii der ersteren Reihe tragen keine Kopfbedeckung und lassen ein gelblichrothes, kurz gelocktes Haar sehen, sind also als kriegsgefangene Germanen gedacht; sie haben den linken Arm in einem Stulphandschuh, welcher bis auf die Schulter reicht und mit einem Riemen um die Brust unter der rechten Schulter her festgebunden ist; an der linken Hand, die zum grösseren Theil blos erscheint, hängt aus dem Stulphandschuh ein kurzes Stück Zeug herunter, vielleicht Andeutung des Tuches, welches sie den Thieren vorhielten; weder Schild noch Beinschienen dienen als Schutz; um den Unterschenkel gehen bunte, blaue und rothe Bänder, die Füsse stecken in Sandalen, deren gekreuzte schwarze Riemen deutlich gekennzeichnet sind. Ihre Waffe ist die Lanze. Der Bestiarius auf *B* in Jacke bis zur Hüfte und in Hosen bis unter die Knie tritt mit dem linken Fusse vor und stösst mit wenig erhobener Lanze ein weiss-röthlichgraues, aufrecht stehendes Thier, welches durch die regelmässigen dunkeln, aus 4 schwarzen Steinchen bestehenden Flecken als Leopard (Panther?) gekennzeichnet ist, und welches die Tatzen und den Rachen nach dem Menschen reckt, in den Hals, aus welchem die Blutstropfen zur Erde fallen. Der Bestiarius auf *D* trägt eine weiss-grünliche Jacke (Conturen und Schatten grün) bis oberhalb der Hüfte, dann erscheint ein weisser Querstreifen, nicht wie ein Gürtel, sondern wie ein Hemd, und die gelben Hosen gehen darunter bis auf die Waden; die Hosenbeine sind eigenthümlich grün gestickt auf dem Oberschenkel, ein *O* mit einem Punkt in der Mitte und vieren herum und darunter

ein Quincunx aus 5 Punkten. Er stösst nach links vortretend seine Lanze in den Hals eines grauen Ebers, der eben auf die Hinterfüsse sinkt, seine borstige Mähne sträubt und den Rachen mit den weissen Hauern gegen den Menschen öffnet; aus der Wunde tropft Blut. Der Bestiarius auf *F* dreht uns den Rücken zu; seine helle Tricotjacke und -Hose ist mit bunten Würfelchen besetzt, um den Leib trägt er einen Gürtel; dem aufgerichteten und plump auf ihn zufallenden Bären, dessen Kopf gleiche Höhe mit seiner Schulter hat, stösst er mit ruhiger Sicherheit die Lanze in den Hals, aus dem die Blutstropfen zu Boden fallen. In *H* ist der Stier in der rechten Ecke auf die Hinterfüsse gesunken und hält die Vorderbeine gehoben; der dunkle Streifen unter denselben ist nur der Schatten (einen Schild führen die Bestiarii nicht); im blutenden Rücken steckt die Lanze. Ob der Bestiarius in der zum Stoss oder Schlag ausholenden Rechten einen Dolch hält oder die Rechte nur triumphirend ausstreckt, ist nicht deutlich; an derselben hängen zwei Zipfel, vielleicht des Tuches herunter, mit welchem er den Stier reizte.

Auf dem Rundbogenrahmen *A C E G* kämpfen Gladiatoren gegen Gladiatoren. Wie auf *A* der secutor vom Spiesse des retiarius bedroht wird, aber mit seinem Dolche jenen wohl gleich in die Seite stossen wird, ist im vorigen Bericht ausführlich dargestellt. Das Bild *C* zeigt uns den letzten Moment eines Kampfes zwischen zwei ziemlich gleich gerüsteten Gladiatoren. Beide haben einen Helm mit vorstehender crista und Visir gleich dem Neapeler Gladiatorenhelm des H. Bourguignon — der rechts ist allerdings nur von hinten zu sehen —, einen Koller bis auf die Oberschenkel, um den ein breiter Gürtel geht — bei dem rechts aus 2 Streifen, aus denen das Ende herunterhängt —, darunter Hosen und Beinschienen — bei dem rechts sind nackte Kniekehlen erkennbar —, endlich einen viereckigen, rundgebogenen Schild mit rundem Schildbuckel und ein kurzes Schwert. Der linke hat seinen röthlich-grauen Schild verloren oder hinter sich geworfen; er knickt in den Knieen zusammen, das Schwert in seiner vorgestreckten Linken (sic!) ist in der Mitte umgebogen, also wohl beim Stoss auf den Schild des Gegners (Friedländer, Darst. II 327 „Krumme sica"), sein rechter vorgestreckter Arm spreizt die Finger mit erhobenem Daumen, um nach damaliger Sitte um Gnade zu flehen. Der Gladiator rechts, welcher uns seinen breiten Rücken zukehrt, hat, da sein Gegner wehrlos ist, seinen

linken Arm mit dem Schild (grau mit rothen Zacken von der Mitte aus) hoch nach links über den Kopf des Gegners erhoben und will eben von rechts aus mit dem Schwerte vorstossen, um jenem den Rest zu geben. Es erinnert diese Scene lebhaft an ein Wandgemälde der Pompejanischen Arena (Overbeck 127, auch 129, 130; Baumeister 102); nur mussten hier die beiden einander gegenübergestellt werden, und dabei ist der r. bandagirte und der l. nackte Arm des einen verwechselt worden. Auf *E* fechten zwei sogenannte Thracier in unentschiedenem Kampfe zusammen. Sie tragen runde Hüte mit breiter Krämpe und, wie es scheint, geschlossenem Visir, aus der obern Rundung ragen je zwei blaue Streifen rechts und links wie Federn heraus. Jeder ist in einen bis an den Ellenbogen und über die Oberschenkel gehenden faltigen Kittel gekleidet, welcher um die Hüfte durch einen nicht sichtbaren Gürtel gerafft ist — der linke in einen rothen, der rechte in einen grünen — und lange Hosen, wie es scheint. Jeder hat einen kreisrunden Schild und ein kurzes Schwert. Der linke, welcher ungefähr seine Vorderseite uns zuwendet, geht und stösst mit dem quer vorgehaltenen Schwert frisch voran, der rechte, den wir von hinten sehen, scheint lauernder und vorsichtiger sich zu wehren und seinen Stoss vorzubereiten. Von *G* ist nur der rechte Gladiator erhalten, der uns den Rücken zukehrt. Derselbe trägt einen roth und schwarzen Helm mit crista, wie der linke auf *C*, hat wenigstens am rechten Bein sichtbar eine Beinschiene und hält die rechte Hand am letzten Drittel einer nach links oben gerichteten Lanze, deren anderes Ende wie die linke Hand und der vordere Theil dieses Mannes der Zerstörung anheimgefallen ist. Ihm gegenüber müssen wir nach Analogie der anderen Bilder einen Gladiator annehmen, sonst vielleicht einen Löwen wegen des Mittelbildes.

Das übrig bleibende Mittelstück ist ein Kreis von 2,44 Durchmesser. Die von mir früher angenommene Bandborte läuft aber ausserhalb desselben und verschlingt sich mit der um die Bogenrahmen laufenden immer über den betr. Bogen zu einer einzigen. So entstehen gleichseitige, nicht nur, wie auf dem Plan gezeichnet, gleichschenklige Zwickel, welche aus 3 äusseren schwarzen Dreiecken und einem mittleren weissen Dreieck zusammengesetzt sind. Der Rand des Kreises (22 cm) besteht von aussen nach innen gerechnet aus einem weissen Streifen, einem schwarzen runden Mäander (12 cm), einem schwarzen und weissen ineinander greifenden Zackenrand von je 4 Steinchen Höhe und aus einem schwarzen Streifen. Der nun

übrig bleibende weisse Kreis von 2 m Durchmesser enthält Thiere ohne Kampf, aber nicht mit den Füssen auf dem Rand ringsherum, so dass sie durch einen Umgang zu betrachten wären, wie die ihn umgebenden Bilder, sondern sämmtlich von dem Ornamentvorplatz her zu betrachten; leider ist gerade der mittlere Theil bis zum oberen Rande vollständig zerstört. Unten springt nach links ein Stier, nach rechts ein Wildschwein, über letzterem rechts steht ein wildes Thier (Panther) mit langem auf der Erde ruhendem Schweif; der nach links gerichtete Kopf ist nicht erhalten. Weiter oben rechts steht ein Löwe nach rechts gerichtet, der seinen Kopf nach der Mitte zurückdreht; erhalten ist nur dieses Vordertheil; über diesem sieht man noch die Beine und das Kopfende eines nach rechts springenden Hirsches mit Bockbart. Links unten unmittelbar über dem Stier sitzt ein Hirsch; weiter links oben steht nach links ein Bär (Hund?), welcher den Kopf zur Mitte zurückwendet; über diesem springt nach links ein Sechsender, dessen Vordertheil erhalten ist; zwischen beiden die schlanken Hinterfüsse eines nach r. springenden Hirsches oder Bockes. Ueber dem Sechsender links oben im Rande ist eine offene, gespreizte menschliche Hand sichtbar, ebenso wie unten unmittelbar über dem Stier die 2 Füsse eines etwas nach links gerichteten Menschen, der uns anblicken würde. Das rechte Bein ist von unten bis zum Knie erhalten; an die Füsse dieses Menschen, wie an die der Thiere, sind nach rechts (vom Beschauer aus) gehende Schatten angehängt. Da die Entfernung zwischen den Füssen und der Hand (140 cm) sehr gross ist im Verhältniss zu den herumstehenden Thieren, müssen wir wohl 2 hintereinander stehende Menschen annehmen; es sind die Wärter der Thiere oder die Menschen, die sich demnächst im Kampfe zeigen werden.

Während die Bilder rings herum eine Steigerung des Affektes hervorriefen durch Kämpfe zwischen Thieren, zwischen Menschen und Thieren, bei denen die Menschen die kleinere oder grössere Gefahr überwinden, und zwischen Menschen und Menschen, wo ein Mensch jedenfalls sein Leben verliert, bietet das Mittelbild mit einer Art von Uebersicht entweder einen gewissermassen beruhigenden Abschluss oder, wenn man es zuerst vom Ornamentvorplatze aus betrachtet, gleichsam das Aushängeschild, bez. Thiere und Menschen vor ihrem eigentlichen Auftreten im Kampfe, so dass der Besucher des Saales nach diesem Erwartung erregenden Ueberblick dann die ein-

zelnen Scenen betrachten soll; schliesslich kehrt man auch wieder zu diesem Bilde zurück.

Während nun der grosse Quadratraum mit den einzelnen Bildern den im December entworfenen Plan rechtfertigt, ist allerdings die Einfassung dieses Quadrates nicht, wie angenommen wurde, gleichmässig herumgeführt. Die Nordostecke *o d* war zwar im vorigen December zum Theil blosgelegt worden, allein der Boden zeigte hier Verletzungen, so dass die an der Ecke eintretende Veränderung der Einfassung nicht bemerklich war. (Auf dem Decemberplan ist die Himmelsrichtung W. anstatt N. u. s. w. einzusetzen.) Während im Osten und Westen die Einfassung 66 cm breit ist und von der Mitte aus gerechnet wesentlich aus einem breiteren Blumenrankenstreifen (aber mit verschiedenem Mittelornament im W. und O.) und einem schmäleren schwarzen Streifen besteht, ist im Norden und Süden eine breitere Einfassung, nämlich von 83 cm Breite, angelegt und nach Westen und Osten durchgezogen. Es sind also auf dem neuen Plan die Grenzlinien *d e* und *g f* nach Norden und Süden entsprechend hinausgeschoben worden. Jene breitere Einfassung zerfällt vom Rande der Bandborte aus nach aussen gerechnet in 5 Streifen, 3 zu je 22 cm Breite, einen weissen von 3 cm und einen schwarzen von 14 cm Breite. Die 3 ersten Streifen zerfallen in Quadrate von 22 cm Grundlinie und Höhe, und zwar wechselt je ein weisses und ein schwarzes. Die weissen Quadrate enthalten ein Bandkreuz von je 5 Farben, bez. 5 Steinchen Breite; und zwar zeigt das eine Bandkreuz von aussen nach innen die Farben schwarz, dunkelgrün, gelblich-grün, weiss, schwarz, das nächste die Farben schwarz, roth, gelb, weiss, schwarz. Die schwarzen Quadrate zeigen eine sehr einfache, geschmacklose Verzierung, indem eine quadratische Ecke, bez. ein Vierteil des ganzen Quadrates weiss gehalten ist. In der nach dem Figurenfelde zu liegenden Reihe ist es, wenn man nach dieser hinblickt, die Ecke rechts oben, in der mittleren Reihe die nach rechts unten, in der äusseren Reihe ist es wieder die nach rechts oben. Uebrigens sind die Durchschnittsmaasse von 22 cm und auch die geraden Linien ihrer Zeit von den Mosaikarbeitern gar nicht genau eingehalten worden. Die ganze Einfassung ist also jedenfalls erst hier am Orte ausgeführt worden.

Ausserhalb des Mosaikbodens sind rings die umfassenden Mauern und noch 50 cm weiter der Boden freigelegt worden. Die Mauern waren

im Ganzen meist 30 bis 60 cm hoch erhalten und zeigten an der Innenseite in einzelnen Stückchen noch den im vorigen Bericht erwähnten Verputz mit bunter, hauptsächlich blauer Farbe. Die Mauer *g h* ist 43 cm, *a h* 40 cm, *c b* 50 cm stark, die Mauer *b a* mit ihrer Fortsetzung bis zur Fortsetzung von *f g* 50 cm stark. Der Boden des so gefundenen kleinen oblongen Raumes *a h g* = II (184 auf 126 lichte Weite) liegt 1 Meter tiefer als der Mosaikboden und ist nach innen etwas stärker ummauert. Eine 61 cm breite Thüre (zwischen 35 nach W. und 88 nach O.) mit einer Stufe führt von Süden in diesen Raum, von welchem aus der Mosaikfussboden und dessen ganzer Saal geheizt wurden. Bei *h* ist nämlich die Innenecke quer zugemauert und in dieser Quermauerung eine 38 cm breite und 70 cm hohe Oeffnung gelassen, welche noch alten Russ enthält und in den hohlen Raum unter dem Mosaikboden *d e f g* führt. Dieser hohle Raum ist unten mit flachen Backsteinplatten belegt und trägt ungefähr 132 (11 auf 12) Backsteinsäulchen; letztere sind aus 11 Rundplatten von 18 cm aufgemauert — nur eine Reihe besteht aus viereckigen Säulchen — und tragen über sich quadratische Platten, eine kleinere und eine grössere, letztere 4 cm dick und 40 cm im Geviert. Die Höhe bis dahin beträgt 58 cm, darüber liegen 5 cm starke Ziegelsteinplatten, 15 cm Betonschicht und 1 cm Mosaik. Die Centren der Säulchen stehen theils mehr, theils weniger, ungefähr 63 cm von einander entfernt, und so gross sind auch die Platten; in der Mitte ist der Boden 62 auf 124 cm durchgebrochen und sind 3 Säulchen zerstört. Von dem Hohlraum gehen kleine Luftschächte in der inneren Nord-, West- und Südwand des Mosaiksaales in die Höhe, $\iota\, \varkappa$, $\lambda\, \mu$, $\nu\, \xi$. Diese bestehen aus den üblichen Hohlziegeln mit kleiner nach dem Saale zu gehender Oeffnung und liegen an der Südseite 112 und 334 cm von *f*, an der Westseite 24 cm von *f* und 14 cm von *e*, an der Nordseite 270 cm von *e* und 182 cm von *d*.

Der Mosaikvorplatz $\alpha\beta\gamma\delta$ ist nicht mit Heizung versehen. Die Lage jener 6 Luftschächte ist zum Theil durch die Thüren bedingt.

Der Haupteingang befand sich an der Nordseite, unmittelbar am Nordwestende und misst 131 cm. In demselben liegt rechts und links ein 30, bez. 36 cm breiter Sandstein mit einem Falz und einer runden Vertiefung daran, in welcher offenbar die Pfosten der Flügelthüre sich drehten, während in dem Falz wohl noch eine starke Holzverkleidung der Mauer eingelassen war. Ein zweiter

Eingang von 150 cm befand sich in der Nordostecke zwischen *c* und *d* mit ebenso behauenen Sandsteinen rechts und links. Dass an dem Mosaikvorplatz *b c* oder *a b* eine Thür gewesen sei, verneinen die Arbeiter entschieden; es ist auch, da noch 2 andere Thüren, also im ganzen 4 sicher sind, nicht eine fünfte wahrscheinlich, jedenfalls hatten sich keine Thürsteine mehr gefunden. Dagegen enthält die Südwand 2 Eingänge von zwei verschiedenen Räumen, bez. Zugänge zu diesen. Von *g* geht nämlich eine 50 cm breite Mauer nach Süden, es ist aber nicht die unmittelbare Fortsetzung der Mauer *h g*, sondern der Westrand der Mauer *h g* wird jetzt Ostrand der neuen Mauer.

Die östliche Thüre der Wand *f g* führt 55 cm von *g* entfernt in einer Breite von 75 cm in einen 62 cm tiefer liegenden Raum *IX*, und zwar ist hier der Boden und die Aussenseite der 60 cm starken Mauer *g f* mit den üblichen grossen und flachen Quadratziegeln verkleidet bis zur Höhe des Mosaikfussbodens, dann gingen nach dem Seitenraum vorspringende Hohlziegeln, eine unmittelbar neben der andern in die Höhe. Der Verputz war hier weiss mit rothen und schwarzen Linienverzierungen. Da fand sich auch eine Kleinbronze von Gallien GALLIENVS AVG, Kopf mit Strahlenkrone; auf der Rückseite scheint COSIII (?) zu stehen. Vor 255 also ist die Villa nicht zerstört worden, ob vorher oder nachher gebaut, ist daraus nicht zu erschliessen. Der Thürweg ist schräg geschnitten aus dem Saal nach Südwesten zu, und die Schwelle ist in der Hälfte nach dem Saale zu mit einer 2 cm dicken Marmorplatte bedeckt. Auch in mässiger Entfernung von *f*, 102 cm, läuft eine 50 cm breite Mauer nach Süden, und zwischen dieser und *f* ist noch eine 82 cm breite, ebenfalls schräg geschnittene Thüröffnung wahrzunehmen, welche zu dem Raume *VIII* führt.

Die parallelen Mauern *f g*, *c b* und *e d* erstreckten sich nach Osten, bis sie auf die querlaufende, 5,15 m von *a b* abliegende, 64 cm dicke Abschlussmauer stiessen, welche beim Ausschachten im December sogleich zum grössten Theile ausgehoben worden ist, und es wurden also dort 2 längliche Räume gebildet, die durch die Verlängerung von *c b* getrennt wurden, *IV* = *r s x y* mit 1,30 auf 7,50 m lichter Weite, also nur Corridor, und *III* = *t u v w* mit 5,60 auf 5,15 m lichter Weite. Die 2 Thürsteine, welche nach meinem früheren Bericht zwischen *c* und *b* gelegen hätten, lagen in der östlichen Verlängerungsmauer unmittelbar jenseit *b* bei *u* und ent-

hielten die Verbindungsthüre der zwei länglichen Räume. Diesen gegenüber in der östlichen Verlängerung von *e d* zwischen *s* und *y* lagen nach Angabe der Arbeiter zwei andere Thürsteine. In dem Raum *III* zwischen *a b* und der östlichen Abschlussmauer hatten sich auch Backsteinsäulchen und Deckplatten gefunden; aber wie und ob wirklich dieses Zimmer geheizt wurde, lässt sich nicht erkennen; die Ecke der Abschlussmauer bei *v* ist noch nicht blosgelegt, und südlich vor dem Heizraum *X* traf man auf Fels, so dass also hier kein Zimmer, sondern ein freier Vorplatz anzunehmen ist. Die Mauer *g f* läuft westlich über *f* hinaus, und ebenso die 60 cm starke Mauer *f e* nördlich über *e* hinaus. Da auf der Westseite dieser Mauer wieder der blanke Felsboden zu Tage trat, wird hier *VII* eine Veranda vor dem Mosaiksaal anzunehmen sein, und da die Mauer 145 cm von *c* entfernt eine gerade abschliessende Lücke zeigte, deren anderes Ende freilich nicht mehr erkennbar ist, und Thürsteine fehlen, so scheinen hier, wie bei Nennig, Fenster bis auf den Fussboden herabgegangen zu sein. Aus der Mauer *d e* geht ganz nahe bei *d* eine 60 cm dicke Mauer nach N., enthält aber auch gleich die Thürsteine zu der Verbindung der zwei durch die Mauer getrennten und mit Beton belegten Zimmer *VI* und *V*. Die Mauern sind zumeist aus grünlichem Sandstein gebaut, die Thürsteine bestehen aus gelblich-weissem, festerem Sandstein. Die Chaussee, welche der Abschlussmauer ungefähr parallel läuft, führt nicht nach Bosenheim, wie auf dem ersten Plane irrthümlich bemerkt ist, sondern nach Hüffelsheim.

Der Bauschutt über dem ganzen Mosaik war so hoch wie an der im December freigelegten Stelle, gegen 50 cm, darüber bis 250 cm Lehm. In dem Bauschutte fanden sich noch einige Knochenreste, namentlich ein Stück eines Unterschenkels und eines Unterkiefers von einem Pferde.

Der eigenthümlichste Fund war ein auf 30 cm hohem Bauschutt über dem unbeschädigten Bild *C* liegender gelblich-weisser Sandsteinblock von ursprünglich 92 cm Breite und Länge, mit abgestossenen Ecken, und 40 cm Höhe. Ueber der quadratischen Grundfläche war oben ein kleineres Quadrat parallel gehauen, aus dessen Seiten fast halbkreisförmige Bogen bis nahe zum Rande der Grundfläche vorspringen. In der Mitte dieses kleineren Quadrates befindet sich eine quadratische Vertiefung von 36 cm Breite und Länge und 10 cm Tiefe. War dieser Block eine Säulenbasis oder Altar-

untersatz? Und wie kommt er an diese Stelle? Als Altaruntersatz würde er am ersten in den westlichen Vorplatz passen, als Säulenbasis in der Westwand zwischen zwei hohen Fenstern würde er etwas in das Mosaik hineingeragt haben. In der Mitte des Mosaiks ist eine Oeffnung von 62 auf 124 cm durchgebrochen oder von Menschen durchgeschlagen; das letztere nahmen die Arbeiter nach der Bruchfläche des Betons an; in dem Schutt unten im Hohlraum und darüber war kein schwerer Stein. Eine Säule zum Tragen des Daches mit so schwerer und breiter Basis wird man nicht auf die Mitte des Mosaiks, auf ein Bild gesetzt haben. Der Block könnte, wenn nicht durch Naturgewalt, später, aber vor dem Nachschub der Lehmschichten von Menschen aus einem anderen Raume zum Bauen herübergewälzt und dann wieder liegen gelassen sein.

Bei dem jetzigen Messen der freigelegten Fläche ergab sich als Ausdehnung des Mosaikbodens ohne Ornamentvorplatz von W nach O 6,72 m (früher war ausgerechnet 6,80 m) und von N nach S 7,40 m (früher war quadratisches Verhältniss angenommen), dazu der Ornamentvorplatz 2,34 auf 3,80; im Ganzen also 9,06 auf 7,40, theilweise nur 3,80; überhaupt 58,62 qm. Bei dieser Ausdehnung und Bedeutung des Mosaikbodens erscheint es wünschenswerth, dass die Provinz oder der Staat in den Besitz der ganzen römischen Villa käme, so dass das Kreuznacher Mosaik, wie das Nenniger, mit einem einfachen Gebäude überdacht, hier am Fundorte, wo so manche andere römische Alterthümer erhalten sind, etwa unter Aufsicht des Ant.-hist. Vereins erhalten bliebe.

Kreuznach, 30. April 1894.

Prof. O. Kohl.

8. Die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger.

Von

Dr. Konrad Plath.

I. Dispargum.

Als den ersten Pfalzort fränkischer Könige finden wir Dispargum geschichtlich bezeugt, Chlojos Herrschersitz. Die Randbemerkung einer Handschrift des Liber Historiae Francorum nennt Dispargum die „urbs prima et sides regia Francorum“.

Ueber die örtliche Ansetzung dieses berühmten Ausgangspunktes der kühnen Eroberungszüge, die die Gründung des fränkischen Weltreiches, der Grundlage der modernen europäischen Staaten, zur Folge hatten, sind seit Jahrhunderten die Meinungen der Forscher im Streit. Von den Abhängen des Thüringer Waldes bis hin zu der Schelde, von der Yssel bis zum Neckar hat man Dispargum gesucht, und noch ist keine Einigung erzielt, ja die Möglichkeit der Feststellung geradezu geleugnet worden. Die früheste Nachricht über Dispargum, auf der auch die Ortsbestimmung dieser Pfalz hauptsächlich beruht, bietet eine Stelle der fränkischen Geschichte Gregors von Tours (II, 9; M. G. pag. 77), auf die wir näher einzugehen haben. Die sonstigen Erwähnungen der Pfalz gehen sämtlich auf Gregors Bericht zurück, kommen also erst in zweiter Linie in Betracht. Wir teilen zunächst den Wortlaut der Stelle Gregors in ihrem vollständigen Zusammenhange mit: „Hanc nobis notitiam de Francis memorati historici reliquere regibus non nominatis. Tradunt enim multi, eosdem de Pannonia fuisse degressus et primum quidem litora Rheni omnes incoluisse, dehinc, transacto Rheno, Thoringiam transmeasse, ibique iuxta pagus vel civitates regis crinitos super se creavisse de prima et, ut ita dicam, nobiliore suorum familia. Quod postea probatum Chlodovechi victuriae tradedirunt itaque in sequenti digerimus. Nam et in Con-

solaribus legimus, Theudomerem regem Francorum, filium Richimeris quondam et Ascylam matrem eius gladio interfectus. Ferunt etiam tunc Chlogionem, utilem ac nobilissimum in gente sua, regem fuisse Francorum, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in terminum Thoringorum. In his autem partibus, id est ad meridianam plagam, habitabant Romani usque Ligerem fluvium. Ultra Ligerem vero Gothi dominabantur. Burgundiones quoque, Arrianorum sectam sequentes, habitabant trans Rhodanum quod adiacit civitate Lugdunense. Chlogio autem, missis exploratoribus ad urbem Camaracum, perlustrata omnia, ipse secutus Romanos proteret, civitatem adpraehendit, in qua paucum tempus resedens usque Summanam fluvium occupavit. De huius stirpe quidam Merowechum regem fuisse adserunt, cuius fuit filius Childericus.“

Der mitgeteilte Abschnitt und besonders die auf Dispargum bezüglichen Worte gehören zu den meistumstrittenen Stellen unserer Geschichtsquellen. Eben die weit von einander abweichenden Deutungen und Erläuterungen jener Worte hatten die verschiedenen Ansetzungen unseres Pfalzortes zur Folge, und die Unsicherheit wurde noch dadurch vermehrt, dass die übrigen Quellen, die sich mit der Lage von Dispargum beschäftigen, und auf die wir später zurückkommen werden, sich scheinbar in vollem Gegensatze zu Gregor befinden.

Von der Erklärung der Stelle Gregors hat also die Untersuchung auszugehen. Gelingt es, Gregors Widersprüche und Unklarheiten zu tilgen, ja vielleicht sogar die Angaben der übrigen Schriftsteller mit ihm in Einklang zu bringen, so ist damit die Grundlage zur Lösung der Dispargumfrage gewonnen.

Wir glauben in der That, im Folgenden die Lösung dieser Frage darbieten zu können. Im Zusammenhange damit ergeben sich dann zugleich auch, wie es scheint, wichtige neue Thatsachen für die Urgeschichte der Franken und anderer Stämme.

Um den Standpunkt zur Beurteilung der Stelle Gregors zu finden, müssen wir uns zunächst ihren allgemeinen Zusammenhang vergegenwärtigen.

Gregors Kenntniss von der älteren Geschichte der Franken ist überaus gering. Aber er trübt sich den Blick für die allgemeinen Verhältnisse dieses Volkes ausserdem noch dadurch, dass er sich von vornherein auf die Erörterung einer Einzelfrage einlässt, die auf einen ziemlich gleichgültigen Wortstreit hinausläuft, und die

er schliesslich nicht einmal zu einem klaren Ergebniss zu führen befähigt ist.

Er beginnt seine Mitteilungen über die Geschichte der Franken nämlich mit der Bemerkung — deren thörichte Form recht bezeichnend für Gregor ist — dass „von vielen" (er gehört natürlich selbst zu diesen!) nicht gewusst werde, wer der erste von den Königen der Franken gewesen sei. Denn die Geschichtsschreiber Sulpicius Alexander und Renatus Profuturus Frigeridus erwähnten nicht reges, sondern der erstere nur duces derselben. Was Gregor wissen möchte, ist also, wann zuerst der Königstitel für die fränkischen Führer in Anwendung gekommen sei; eine ziemlich nebensächliche Frage, da es jenen mehr auf die Macht, als auf den Titel ankam, der damals und später auch ganz unbedeutenden Häuptlingen beigelegt wurde, zu deren Entscheidung aber auch, wenn wir sie im streng wissenschaftlichen, verfassungsgeschichtlichen Sinne, als auf die Entstehung des germanischen Königtums bei den Franken gerichtet, auffassen, die unsicheren Bezeichnungen der römischen Schriftsteller, wie Gregor sie heranzieht, keine genügenden Anhaltspunkte bieten. Nachdem Gregor dann grössere Abschnitte aus den Werken der genannten beiden Geschichtsschreiber mitgeteilt, nimmt er mit unserer Stelle den durch diese Auszüge unterbrochenen Faden seiner Erörterung wieder auf. Auf diesen Zusammenhang deutet noch der erste der von uns angeführten Sätze hin. Der eigentliche Zweck nämlich, den Gregor in diesem Abschnitte verfolgt, ist ursprünglich der, jenen Quellen gegenüber einzelne Zeugnisse anzuführen, in denen fränkische reges genannt werden. Bei seiner Unfähigkeit, einen bestimmten Gedanken ohne Abschweife und Nebenbemerkungen klar und sauber auszuführen, hat er dann freilich andere Dinge, die die Uebersicht stören, damit verknüpft.

Der Fehler der Erklärer lag nun darin, dass man unsern Abschnitt als ein einheitliches Ganze auffasste, während er doch thatsächlich nur eine nachlässig aneinandergereihte Beispielsammlung in lückenhafter Auswahl ist, die, um ihr den Schein des Zusammenhangs zu geben, mangelhaft und zum Theil sinnlos verbunden wurde. Vor allem aber ist zu beachten, dass diese einzelnen Zeugnisse ganz verschiedenen Ursprunges und Wertes sind. Gregor, der diese Zeugnisse nur als Beispiele für seinen Zweck sammelte, hatte zudem für die selbständige Bedeutung dieser Nachrichten keinen Sinn.

Wir haben demnach das Gemisch in seine einzelnen Be-

standteile aufzulösen, und jeden besonders und unabhängig zu betrachten. So schwinden dann, wie mir scheint, bei unbefangener Uebersetzung, alle Schwierigkeiten von selbst. Es sind, von dem ersten Satze abgesehen, im ganzen acht Bestandteile, von denen der zweite, fünfte und siebente enger zusammengehören und eine eigene Quelle von noch nicht genug erkannter und geschätzter Wichtigkeit bilden. Wir geben jedesmal zuerst den Wortlaut der einzelnen Abschnitte, dann seine Erklärung und die Besprechung der Streitfragen, die sich an ihn knüpfen.

I.

(Tradunt enim multi) eosdem de Pannonia fuisse degressus.

Nachdem Gregor vorher, im Anschluss an seine Vorlagen, viel spätere Begebenheiten der fränkischen Geschichte behandelt hat, geht er hier, wo es ihm darum zu thun ist, Zeugnisse für das Königthum bei den Franken zu sammeln, auf die frühesten Anfänge des Stammes zurück. Seine erste eben angeführte Nachricht freilich spricht noch nicht von fränkischen Königen. Gregor berichtet hier, die Urheimat der Franken sei Pannonien; dorther seien sie gekommen. Er beruft sich dabei auf viele Gewährsmänner, ohne jedoch auch nur einen zu nennen. Wir selbst kennen ihrer keinen. Gregor ist der einzige, bei dem wir diese Angabe finden, denn der viel später entstandene Liber historiae Francorum, der in ähnlichem Zusammenhange ebenfalls Pannonien erwähnt, hat diesen Namen offenbar nur von Gregor entlehnt. Man braucht nun wohl auch auf die angebliche Vielheit der Zeugen Gregors kein grosses Gewicht zu legen. Jedenfalls wird man aber darauf gespannt sein, den eigentlichen Ursprung dieser auffälligen Nachricht, die mit unserer sonstigen Geschichtskenntniss völlig unvereinbar ist, zu erfahren. Eine Gewissheit darüber ist bisher nicht erzielt.

Mehr als einmal ist Gregors Bericht mit der sogenannten „Trojanerfabel“ in Verbindung gebracht worden, jener merkwürdigen, von verschiedenen Quellen in etwas abweichender Form überlieferten Erzählung, nach der die Franken, troischen Ursprungs, nach der Zerstörung Trojas die Vaterstadt verlassend, unter der Führung eines oder mehrerer Könige aus dem alten ilischen Herrschergeschlecht (neben dem Könige Francus, Francio oder Franco, nach dem das fahrende Volk den Namen erhielt, nennen einige Quellen dessen Bruder Bassus oder Vassus) durch Europa nach Germanien

gezogen seien, und dort eine Stadt, Sicambria, nach anderen Troja, gegründet hätten. Gregor von Tours, so wird nun behauptet, habe diese Erzählung gekannt und seine Nachricht sei ein abgeschwächter Nachklang derselben. Schon die ungenannten Verfasser der beiden Ausgaben des Liber historiae Francorum waren dieser Meinung, denn sie haben Gregors Nachricht in ihre Darstellung der Trojanerfabel verflochten. Von den Neueren haben Müller[1]) und Watterich[2]) die Angabe Gregors auf die Trojanerfabel zurückgeführt, und insbesondere Loebell[3]) hat es sich angelegen sein lassen, wahrscheinlich zu machen, dass Gregor diese Sage kannte, dass sie vor ihm bekannt war. Gregor habe etwa durch die Ableitung der Franken aus Pannonien das Fabelhafte der troischen Abstammung auf ein geringeres Maass beschränken wollen.

Dagegen hat schon Leibniz[4]) die Meinung geäussert, Gregor kenne die Trojanerfabel noch nicht, und neuerdings hat sich Lüthgen[5]) bemüht, diese Ansicht mit bestimmten Gründen zu beweisen.

Wir wollen uns hier nicht auf eine eingehende Untersuchung über den Ursprung von Gregors Nachricht — der bei Lüthgens Ansicht allerdings völlig unerklärt bleibt — einlassen; denn für die schliessliche Entscheidung der uns hier beschäftigenden Frage nach der Lage von Dispargum würde diese Untersuchung doch ohne Bedeutung sein. Da ihr Ergebniss indessen für unsere Anschauung von der Arbeitsweise Gregors in dem ganzen uns vorliegenden Abschnitt doch von Wichtigkeit ist, — wodurch auch unser Urteil über die Dispargum betreffenden Sätze Gregors wenigstens mittelbar beeinflusst wird —, so möchten wir Lüthgen gegenüber, dessen Beweisführung uns nicht überzeugend dünken will, doch bemerken, dass es keineswegs unmöglich erscheint, dass die Erzählung von der troischen Herkunft der Franken vor Gregors Bemerkung vorhanden und vielleicht

---

1) Müller, Der Lex Salica etc. Alter und Heimat, 1840, S. 131.

2) Watterich, die Germanen des Rheins u. s. w. S. 227.

3) Loebell, Gregor von Tours, dritte Beilage. Ueber die Meinungen vom Ursprung der Franken. S. 375, vgl. S. 336.

4) „Godfridi Guilelmi Leibnitii de origine Francorum disquisitio curis posterioribus aucta et annotatiunculis illustrata a Io. Georgio Eccardo", hinter dessen „Leges Francorum Salicae et Ripuariorum, 1720, p. 247—264; darin p. 249—50 über die Trojanerfabel; L. sagt wenigstens, Gregor erwähne nicht den troischen Ursprung.

5) Lüthgen, Die Quellen und der Werth der fränkischen Trojasage. Bonn 1876, bes. S. 8—12.

diesem bekannt war. Denn die lateinische Uebersetzung der ursprünglich allerdings wohl griechisch verfassten Kosmographie des Aethicus, — die nicht, wie die unmassgebliche Ueberschrift will, von dem heiligen Hieronymus (331—420) herrührt, da ein fast wörtliches Citat aus dem zweiten Buche des Gedichtes „de originali peccato“ des Alcimus Avitus (ca. 460—525) darin enthalten ist, dessen Name sogar dabei genannt wird, — ist, trotz der gegenteiligen Ansicht von Krusch[1]), nicht später als der Liber historiae Francorum und Isidors Etymologien, und von beiden abhängig, sondern umgekehrt haben beide, wie eine genauere Untersuchung mir zu beweisen scheint, aus der lateinischen Bearbeitung des Aethicus geschöpft, wobei Isidor die so erhaltenen Nachrichten hauptsächlich aus Solinus ergänzte. Ebenso wenig gewiss scheint mir die angebliche Abhängigkeit des Aethicus von der verloren gegangenen Gothengeschichte des Cassiodor, die Rühl[2]) erwiesen zu haben behauptet. Betrachten wir nämlich die Stelle seiner früheren Schrift[3]), auf die er verweist, so hat er dort vielmehr Trogus als die Urquelle mancher Angaben des Aethicus hingestellt, und nur als eine ihm wahrscheinlich dünkende Vermutung ausgesprochen, dass der Verfasser der Kosmographie die auf Trogus zurückgehenden Nachrichten durch die Vermittelung des Cassiodor überkommen habe, aber einen Beweis dafür nicht angetreten, geschweige denn erbracht. So würde denn die Herstellung der lateinischen Bearbeitung des Aethicus sicher in die Zeit vor der Abfassung der Etymologien des Isidor († 636) fallen; sie kann aber lange vor diesem Zeitpunkt erfolgt sein und rührt vielleicht aus jener regen Uebersetzungsthätigkeit aus dem Griechischen ins Lateinische her, die wir zur Zeit Cassiodors und unter seiner eifrigen Förderung bemerken. Gerade er verwies ja auf die Notwendigkeit des geographischen Studiums der Mönche. Die Trojanerfabel aber, die eben in jener lateinischen Bearbeitung des Aethicus enthalten ist, war gewiss geraume Zeit vor dieser vorhanden, und so scheint es sehr wohl möglich, dass sie vor Gregor oder wenigstens diesem selbst bekannt war. Die

---

1) Mon. Germ. Scriptores rerum Merowingicarum. Tom. II, p. 220, cf. p. 242 n. 4. Vgl. Wattenbach D. G. Q. I, 111.

2) Rühl, Ein Anekdoton zur gothischen Urgeschichte. Jahrbücher für Philologie 1880. (S. 564—566 über Aethicus.)

3) Rühl, Die Verbreitung des Justin im Mittelalter, Leipzig 1871. S. 6—10.

Historia Daretis Frigii de origine Francorum, aus der Fredegar eine seiner Darstellungen der Trojanerfabel entnahm, mag in der That, wie Krusch will, der Bearbeitung des Aethicus gleichzeitig sein, wenn auch der einzige von ihm angeführte, sprachliche Grund nicht stichhaltig erscheint.

Nehmen wir nämlich an, dass Gregor bei seiner Nachricht die Trojanerfabel, wenn auch nur dunkel, im Sinne gehabt habe, so würde sich wenigstens erklären, warum er hier, wo es ihm auf Zeugnisse für das Königtum bei den Franken ankam, von jener Herkunft aus dem fernen Osten sprach; denn die Trojanerfabel erwähnt eben, dass die Franken unter der Führung eines Königs ihren Zug an die neuen Sitze vollendeten. Nur müsste man dann freilich dem Gregor zutrauen, dass er bei seiner Nachricht gerade die Pointe weggelassen habe!

Die Annahme, dass der Angabe Gregors die Trojanerfabel zu Grunde liege, würde für uns wenigstens insofern Bedeutung haben, als damit auch die erstere ohne weiteres als blosse Fabel gekennzeichnet wäre, wodurch sich dann von selbst ihre Verbindung mit historischen Nachrichten verböte.

Aber mag nun ihr Ursprung sein, welcher er wolle, heutzutage wird ohnehin Niemand mehr der Ansicht von Ducange, Raepsaet[1]), Moët de la Forte-Maison[2]) folgen wollen, die es sich haben angelegen sein lassen, die Herkunft der Franken aus Pannonien als geschichtliche Thatsache zu erweisen[3]). Die Franken sind ebenso wenig aus Pannonien, wie aus Troja gekommen: ihre geschichtliche Urheimat liegt, worauf wir noch zurückkommen, an der Küste der Nordsee. Und so darf denn auch diese völlig unhistorische Nachricht von dem Zuge der Franken aus dem fernen Osten nicht mit geschichtlichen Nachrichten in Zusammenhang gebracht werden, vor allem dürfen aus ihr nicht Schlüsse gezogen werden auf die Richtung thatsächlich erfolgter Züge des fränkischen Stammes, von denen wir Kunde erhalten. Das wird im Folgenden noch klarer hervortreten.

---

1) Raepsaet, Oeuvres, Tom. III, p. 250 et suiv.

2) Moët de la Forte-Maison, Les Francs, leur origine et leur histoire dans la Pannonie, la Mésie, la Thrace, etc., etc., Paris 1868. I, 1—185.

3) Türk, „Kritische Geschichte der Franken" in seinen „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" Heft III, S. 2—15, nahm sogar die Herkunft aus Troja in Schutz.

II.

(Et) primum quidem litora Rheni omnes (al: amnis) incoluisse — dehinc, transacto Rheno, Thoringiam transmeasse — ibique iuxta pagus vel civitates regis crinitos super se creavisse deprima et ut ita dicam nobiliore suorum familia.

Wiewohl Gregor den vorliegenden Abschnitt mit dem oben besprochenen dadurch, dass er beide in gleicher Weise von dem „Tradunt enim multi“ abhängig macht, als gleichen Ursprungs und zusammengehörig, und zwar den zweiten Bericht als die unmittelbare Fortsetzung des ersten erscheinen lässt, so sind doch beide scharf von einander zu trennen.

Hinsichtlich ihres Wertes ist das auch überall anerkannt. Während man den Bericht Gregors von der pannonischen Herkunft der Franken mit Recht überall als irrig verwirft, hat noch Niemand an der völligen Glaubwürdigkeit der folgenden Angaben gezweifelt.

Schon dieser Umstand hätte aber zu dem weiteren Schlusse veranlassen sollen, dass die in ihrem Werte so verschiedenen Nachrichten notwendig auch verschiedenen Ursprungs sein müssen. Sie können unmöglich aus ein und derselben Quelle geflossen sein und müssen demnach auch völlig gesondert und unabhängig von einander betrachtet werden.

In der That zeigt sich dabei, dass sie keineswegs in dem von Gregor angegebenen Verhältniss stehen. Es sind zwei verschiedene Antworten verschiedenen Ursprungs auf ein und dieselbe Frage, die sich nicht ergänzen, sondern geradezu widersprechen. Mit grossem Unverstand hat Gregor diese einander ausschliessenden Berichte zu einem scheinbar einheitlichen zusammengefasst.

Zur näheren Besprechung teilen wir den uns gegenwärtig beschäftigenden Abschnitt in der oben durch Gedankenstriche angedeuteten Weise in drei Teile, deren jeder einem besonderen geschichtlichen Vorgang entspricht.

a) — primum quidem litora Rheni omnes (al. amnis) incoluisse.

War der vorhergehende Bericht über die Herkunft der Franken aus Pannonien ein Versuch, die ältesten Sitze dieses Volkes festzustellen, so wird in dem vorliegenden Abschnitt die gleiche Frage behandelt. Denn nachdem wir die Unabhängigkeit dieses Abschnittes von dem vorigen erwiesen, haben wir auch das „primum“ absolut,

als auf die Urzeit der Franken bezüglich, zu nehmen. Aber war der erste Bericht eine völlig haltlose Fabel, so erweist sich der zweite als eine historische Quelle, deren Inhalt mit der Wirklichkeit durchaus übereinstimmt. Freilich ist, bevor wir dies erkennen, noch mancher Widerspruch abzuweisen, doch zerreisst damit vor unseren Blicken zugleich die Wolke, die das Auge der Forscher umschleiernd bisher die Lage von Dispargum im Dunkel liess.

Unser Bericht besagt, dass die Franken in der ältesten Zeit die litora Rheni bewohnten. Was haben wir nun unter diesen litora Rheni zu verstehen? Auf diese eine so einfache Frage spitzt sich schliesslich unsere ganze Untersuchung zu.

Sehen wir zunächst, wie bisher die Gelehrten diese Frage beantworteten! Von der herrschenden Ansicht ausgehend, dass Gregors Stelle ein einheitliches Ganze bilde, stellten sie sich natürlich vor, dass der als thatsächlich angenommene, vermeintliche Zug der Franken aus Pannonien ohne jegliche Unterbrechung bis zum Rhein gegangen sei. Da in dem auf unsere Stelle folgenden Abschnitt von einem Rheinübergang berichtet wird, so nahmen sie die hier erwähnte erste Ansiedelung der Franken vor jenem Rheinübergang, die ihnen lediglich als der erste Ruhepunkt der grossen Völkerreise vom fernen Osten her erscheinen musste, ohne irgend ein Bedenken auf dem rechten Rheinufer an. Gregors Ausdruck: „litora Rheni", sollte demnach „das rechte Rheinufer" bezeichnen. Nicht alle freilich, die diese Vorstellung hegten, haben diese Deutung wirklich ausgesprochen. Aber wir finden sie doch bei einer ganzen Reihe von zum Teil namhaften Gelehrten, wie bei Dubos[1]), Müller[2]), Moët de la Forte-Maison[3]), Ad. Gloël[4]), selbst Richard Schröder[5]) und Felix Dahn[6]) ausdrücklich anerkannt.

Man könnte nun, einmal misstrauisch geworden, sich zu dem Einwand geneigt fühlen, dass das Wort litus nicht das Flussufer,

---

1) Dubos, Histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules. Nouvelle édition, 1742, p. 275.

2) H. Müller, Der Lex Salica etc. Alter u. Heimat, S. 127.

3) Les Francs, leur origine etc. I, p. 387.

4) Gloël, Zur Geschichte der alten Thüringer. Forsch. z. deutschen Geschichte IV. S. 234.

5) R. Schröder, Die Herkunft der Franken, Sybels histor. Ztschr. N. F. 7. Band, S. 38.

6) Felix Dahn, Deutsche Geschichte. Erster Band, zweite Hälfte, S. 43. — Urgeschichte u. s. w. III, S. 42 (1883).

sondern die Meeresküste bezeichne, da litus in der klassischen Sprache ausschliesslich, in der späteren Zeit vorwiegend, diese Bedeutung hat, während zur Bezeichnung des Flussufers ripa dient: litora Rheni wären dann etwa die Meeresgestade an den Rheinmündungen. Aber wer den Sprachgebrauch Gregors in dieser Hinsicht näher verfolgt, wird zwar eine Menge von Beispielen finden, wo litus nach klassischer Regel zur Bezeichnung der Meeresküste angewandt ist, er wird jedoch etwa doppelt so viele Stellen nachweisen können, an denen Gregor dies Wort von einem Flussufer gebraucht. Seine Zeit legt auf die strenge Unterscheidung der Wortbegriffe, wie sie die klassische Sprache kennt, keinen Wert mehr, ihr ist im Gegentheil die weitgehendste Begriffsvertauschung eigen.

Indessen, wenn zugegeben ist, dass litus an unserer Stelle das Flussufer bezeichnen kann (und wir nehmen diese Deutung, auf die schon der Zusatz: „Rheni" hinweist, als die unsrige an), bezeichnet dann, wie jene wollen, der Plural litora allein das rechte Rheinufer? Nicht etwa beide? In der That, beide! Und das ist die Lösung der ganzen Frage! — Denn wenn es auch mit Gregors grammatischen Kenntnissen, wie er selbst in Demut eingesteht, ziemlich schwach bestellt war, — so klug war er doch, dass er zwischen Singular und Plural zu unterscheiden wusste. Solche Unkenntniss würde man ihm vergeblich zutrauen!

Unser Bericht belehrt uns also, dass die alten Franken zu **beiden** Seiten des Rheines ansässig waren. An welcher Stelle des langen Rheinlaufs, ist damit noch nicht gesagt; doch liegt es am nächsten, die Franken da zu suchen, wo wir sie in frühester Zeit wirklich finden: also am Meere! Dort zu beiden Seiten des Rheins ist die Urheimat der Franken, wie sie uns in den ältesten Zeugnissen entgegentritt. Dort nennt sie **Peutingers** Karte und die panegyrische Literatur der Zeit des Constantin. Von dort aus haben sie ihre kühnen Streifzüge zur See unternommen zum Schrecken der Römer. Von jenen Sitzen an der Salzflut der Nordsee haben sie vielleicht den Namen der Salier, der Meeranwohner, erhalten, dort am Meeresgestade spielt das Hausmärchen der Merowinger, das den Ahnherrn des ruhmreichen Geschlechts von einem Meerwunder abstammen lässt, das der erschrockenen Königin nahte, als sie zur Sommerzeit badete; auch der Name des grossen Herrschergeschlechts wurde, wie manche annehmen, vom Meere entlehnt.

So stimmt denn dieser Bericht mit unserer sonstigen geschichtlichen Kunde vollkommen überein, und wir dürfen auch seinen weiteren Angaben mit Recht unser Zutrauen schenken.

b) dehinc, transacto Rheno, Thoringiam transmeasse.

Von diesen ältesten Sitzen am Meere aus vollzogen die Franken, wie der Bericht weiter lautet, jenen schon oben erwähnten Rheinübergang, der sie nach dem Lande Thoringia führte.

Umstritten ist zunächst die Richtung dieses Rheinüberganges. Geschah er vom rechten aufs linke Ufer, oder umgekehrt, vom linken auf das rechte?

Die gewöhnliche Erklärung, die für diese Frage die fabelhafte Herkunft der Franken aus Pannonien als Grundlage festhält, und diesen Rheinübergang als die einfache Fortsetzung jenes angenommenen Zuges vom fernen Osten her auffasst, deutet natürlich den Uebergang als westlich gerichtet und von dem rechten Rheinufer, an dem sie ja die in den vorhergehenden Worten behandelten Sitze der Franken annimmt, ausgehend. Unter diesen Voraussetzungen unternimmt sie es dann, die Lage der Landschaft Thoringia zu bestimmen.

Als Vertreter dieser Ansicht seien nur Rospatt[1]), Ad. Gloël[2]), Richard Schröder[3]) genannt. So sagt Gloël zum Beispiel wörtlich von den Franken: „Waren sie also auf ihrem Marsche von Ungarn nach dem Rheine und während ihres Wohnens an demselben auf dem rechten Rheinufer, so sind sie natürlich nach Ueberschreitung des Flusses auf der linken Seite des Flusses.“ Aber diese Auffassung ist auch sonst allgemein verbreitet.

Nur Einer, Joseph Bender, hat es gewagt, wenn er auch an den allseitig angenommenen Voraussetzungen festhielt, eine etwas abweichende Deutung der Stelle Gregors betreffs des Rheinüberganges zu geben. Er erkannte wohl die Schwierigkeiten, die sich bei diesen Voraussetzungen für die Erklärung der folgenden Worte Gregors — eben als natürliche Folge der irrigen Verknüpfung des Berichtes über den Zug aus Pannonien mit dem über den Rheinübergang und der falschen Deutung der „litora Rheni“ — ergaben.

---

1) Rospatt, Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte der Franken, S. 13—14.

2) Gloël, a. a. O. S. 233 u. f. bes. S. 234.

3) Sybels H. Z., N. F. VII, S. 40.

Aber dass eben hier die Wurzeln des Uebels lagen, erkannte er nicht. Hier schloss er sich vielmehr völlig der Vorstellung der Uebrigen an. Auch er zog unbedenklich den Marsch aus Pannonien mit in Betracht, auch er nahm die Besiedelung der litora Rheni als lediglich auf das rechte Rheinufer bezüglich an; aber da er dennoch der festen Ueberzeugung war, auch die Landschaft Thoringia könne nur auf dem rechten Rheinufer angesetzt werden, so wusste er, um doch mit den damit im scheinbaren Widerspruch stehenden Worten Gregors in Einklang zu bleiben, sich keinen andern Ausweg, als indem er die kühne Behauptung aussprach, es seien zweifellos zwei Rheinübergänge anzunehmen; einmal jener bekannte, die Fortsetzung des pannonischen Zuges, der die Franken von ihren Sitzen am rechten Rheinufer auf das linke führte, dann aber ein zweiter, vom linken zurück auf das rechte, den sie unternahmen, um zu der Landschaft Thoringia zu gelangen. Und um für diesen zweiten Rheinübergang auch einen äusseren Anhalt zu haben, gab er an, Gregors Worte „transacto Rheno" bezögen sich in unserer Stelle eben auf diesen, während er den ersten unerwähnt gelassen habe.

Gegen eine derartige Erklärung der Worte Gregors trat Georg Waitz bei einer gelegentlichen Besprechung [1]) dieser Abhandlung, die er für völlig der Berücksichtigung unwert erklärte, in schärfster Weise auf, und ähnlich hat sich später Richter [2]) gegen diesen Deutungsversuch ausgesprochen. Gewiss mit vollstem Recht, soweit jene unglücklichen Folgerungen aus der Grundanschauung des Verfassers dabei in Betracht kamen. Und doch kann man diese Entgegnungen nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns betrachten. Denn thatsächlich war doch, trotz seiner Irrtümer, Joseph Bender [3]) der Wahrheit am nächsten gekommen!

Wie werden wir nun unsere Entscheidung bezüglich dieses Rheinübergangs treffen? Bender gegenüber müssen wir jedenfalls daran festhalten, dass Gregors Worte nur auf einen Rheinübergang in diesem Zusammenhange hinweisen, und dass der Vorwurf der Lückenhaftigkeit seiner Darstellung hier nicht gemacht werden kann.

---

1) Göttinger gelehrte Anzeigen 1858, S. 628 u. f. bes. S. 631 u. f.

2) Richter, Annalen der deutschen Geschichte. I, S. 20.

3) Ueber Ursprung und Heimath der Franken. Von Dr. Joseph Bender, Oberlehrer am Königlichen katholischen Gymnasium in Braunsberg. 1857.

Aber nach unserer Erklärung der vorausgehenden Worte Gregors verliert nun überhaupt die Frage nach der Richtung des von Gregor erwähnten Rheinübergangs jede Bedeutung. Aus den früheren Angaben Gregors geht eben **nichts** für seine Richtung hervor. Aus der Richtung des angeblichen Zuges von Pannonien her nicht, denn diese Nachricht fällt für uns völlig ausser Betracht. Aus der Lage der fränkischen Sitze an den litora Rheni nicht, denn da diese Sitze schon an und für sich zu beiden Ufern des Rheines lagen, so musste, mochte der Zug der Franken nun östlich oder westlich gerichtet sein, auf alle Fälle ja ein Teil des Volkes zur gemeinsamen Fahrt in die Fremde den zwischen den beiden besiedelten Ufern flutenden Strom überschreiten; meint aber Gregor, wie es an sich wahrscheinlicher ist, und wie wir es später noch deutlicher erkennen werden, einen Rheinübergang der vereinigten Wandergenossen an einer andern Stelle, als zwischen den alten Sitzen des Volkes, so ist vollends aus den vorhergehenden Worten des Geschichtsschreibers — da die Wanderung ebenso gut auf dem einen wie auf dem andern der beiden Ufer beginnen konnte — die Richtung des Ueberganges in keiner Weise zu erkennen. Um diese Richtung zu bestimmen, kommt es also nicht sowohl auf den ungewissen Ausgangspunkt, als vielmehr auf das Ziel der Wanderung an. Unser Urteil über die Richtung dieses Rheinüberganges der Franken hängt mit anderen Worten von der Bestimmung der Lage der Landschaft Thoringia ab, deren Lage somit zunächst zu erörtern ist.

Die Anhänger der gewöhnlichen Deutung waren durch ihre früheren Erklärungen freilich gezwungen, die Thoringia auf dem linken Rheinufer anzunehmen. Mit demselben Augenblick trat aber auch die Schwäche ihrer Aufstellungen zu Tage. Mochte nämlich ihre bisherige Deutung, wenn auch keineswegs mit der Geschichte, so doch allenfalls — abgesehen von ihrer irrigen Deutung der litora Rheni — mit dem Wortlaut Gregors vereinbar erscheinen, so begannen nun die auffallendsten Schwierigkeiten und Widersprüche. Denn während im Osten des Rheinstromes eine allbekannte Landschaft Thoringia vorlag, mussten diese Erklärer auf dem linken Ufer eine Thoringia suchen, von der sonst keine Quelle wusste.

Einige wie Lecoy de la Marche[1]), die der ganzen Sache ferner standen, schoben die Unklarheit einfach auf Gregor. Dieser

1) De l'autorité de Grégoire de Tours, Paris 1861 p. 26.

thörichte Bischof von Tours habe offenbar von Geographie keine Ahnung gehabt. Aber damit war für diejenigen, die ein bestimmtes Ergebniss erreichen wollten, nichts gewonnen. Und so gab denn Professor Watterich [1]) die Losung aus: „Wir mögen also wollen oder nicht: es muss ein Toringen auf der linken Rheinseite gefunden werden!"

Freilich, davon überzeugte man sich bald: eine Gegend, die geradezu den gesuchten Namen aufwies, war hier nirgends vorhanden! Hatte es je eine solche gegeben, so war der Name völlig verschollen. Selbst die geschichtlichen Quellen durchforschte man umsonst. So suchte man denn wenigstens Spuren ihres früheren Daseins, leise Anklänge an den ersehnten Namen beizubringen. Namen, wie der der Durotrigen, Truncinium, werden genannt; auf Turre, Tourhout, zwei Orte Tongre in Brabant, machte man aufmerksam, besonders auf die mit dur zusammengesetzten Ortsnamen setzte man grosse Hoffnung [2]), wogegen schon Watterich bemerkte, dass diese keltischen Wortbildungen über das ganze ehemalige Gebiet dieses Stammes verbreitet, für unsere Frage also nicht beweiskräftig seien. Schröder kam später auf sie zurück; während Müller Duurstede bevorzugte, sprach ihn Dortrecht am meisten an [3]): dort, wo ein alter Donarkultus bestanden haben sollte, war nach ihm die Thoringia der Stammsage zu suchen, und er glaubte, diese vorgebliche Wahrheit noch durch eine mythisch-mystische Darstellung zu stützen, nach der die Franken die Hauptruhepunkte ihres siegreichen Vordringens durch die Namen der drei Hauptgötter der Germanen bezeichnet hätten. Er machte daneben zuerst auf jenes von Piot angeführte „Thuringehem in pago Mempisco" aufmerksam, das „allenfalls Mittelpunkt einer Landschaft Thoringia gewesen sein könnte", aber wegen der entfernten Lage dieses Gaues, abgesehen von seiner wohl viel späteren Entstehung, nicht in Betracht kommen kann. Selbst die mittelhochdeutschen Gedichte blieben für diese Frage nicht ununtersucht. Im „König Rother" fand man eine Stelle, in der „Dorringen unde Brabant" neben „Sachsen unde Thuringe" genannt wurde. Schon Bender hielt jedoch diese Lesart für falsch; er glaubte, es sei statt „Dorringen" wohl Dornigen, die wirklich neben Brabant

1) Watterich, Die Germanen des Rheins, 1872, S. 226.
2) Müller, Lex Salica p. 107.
3) Sybels Historische Ztschr. N. F. VII, S. 40 u. f.

gelegene Herrschaft Doornik zu setzen; eine spätere kritische Ausgabe des Gedichts ergab, dass ursprünglich „Lothringen unde Brabant“ stand. Wo übrigens der Name Dorringen in mittelalterlichen Quellen vorkommt, wird er fast regelmässig in unmittelbarer Verbindung mit dem Lande Meissen genannt, und man sieht schon daraus genugsam, wo er anzusetzen ist.

Da auf diesem Wege nichts zu gewinnen war, so liess man nun Begebenheiten, für deren Schauplatz jeder Unbefangene die rechtsrheinische Thoringia ansehen musste, mit veränderter Bühne auf dem linken Rheinufer sich ereignen, um so das gesuchte Thoringia zu erhalten. Befremdlich ist nur, dass selbst hervorragende Gelehrte dies Verfahren für zulässig hielten. So stellte Waitz die Ansicht auf, dass jene Landschaft Thoringia, über die der König Bisinus herrschte, bei welchem Childerich nach seiner Absetzung Schutz suchte, nicht jene ostrheinische, wie man sonst annahm, sondern am Meere gelegen sei [1]). Ebenso sollten die Thoringer, gegen die nach Gregors Angabe Chlodovech im zehnten Jahre seiner Herrschaft zu Felde zog, von den ostrheinischen verschieden sein [2]). Gegen beide Behauptungen hatte sich schon nachdrücklich Joseph Bender erklärt [3]); doch hatte Waitz für die zweite Ansicht Nachfolger in Watterich [4]), Richter [5]), Junghans [6]) u. A. gefunden. Richard Schröder hat das Verdienst, Benders richtiger Ueberzeugung wieder Geltung verschafft und damit diese Missgriffe hoffentlich für immer beseitigt zu haben [7]). Krusch freilich führt sowohl in seiner Anmerkung zur letztgenannten Stelle Gregors, wie in dem Verzeichniss am Schlusse seiner Ausgabe dieses Schriftstellers in den Monumenta Germaniae [8]) noch ausdrücklich „linksrheinische Thoringer“ vor, ja Lamprecht spricht gelegentlich von ihnen mit einer Be-

1) Das alte Recht der salischen Franken. 1846. S. 49.

2) Ebenda; Waitz meint, Chlodovech sei von diesen noch durch alle möglichen Herrschaften und Länder getrennt gewesen.

3) a. a. O. S. 23.

4) a. a. O. S. 225.

5) Richter, Annalen der deutschen Geschichte I, 35.

6) Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech. Göttingen 1857, S. 11, 38.

7) R. Schröder, Die Franken und ihr Recht. Zeitschrift der Savignystiftung II. Germanist. Abth. 1881. Zweiter Band S. 28. Er meint, jene Annahme beruhe auf „vollkommener Kritiklosigkeit“.

8) Mon. Germ. pag. 89. A. 2; pag. 909.

stimmtheit, als ob niemals der leiseste Zweifel an ihrem Vorhandensein bestanden hätte [1]).

Der letztere glaubte seine Berechtigung dazu erwiesen zu haben durch die Darlegung [2]) einer Auffassung, die vor ihm schon der Würzburger Professor H. Müller mit grosser Ausführlichkeit vorgetragen hatte [3]). Beide traten dafür ein, dass die in der Ueberschrift sogenannte Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thoringorum nicht, wie man sonst glaubte [4]), den deutschen Thüringern, sondern einem niederrheinischen Stamme zuzusprechen sei, welchen Müller am östlichen, Lamprecht am westlichen Ufer des Flusses annahm: War früher schon mehrfach diese Ansicht bekämpft worden [5]), so dürfte auch hier Richard Schröder endgültig nachgewiesen haben, dass das Gesetz thatsächlich den deutschen Thüringern angehört [6]).

Der Gau Turingasnes endlich, den man zu Gunsten einer westrheinischen Thoringia auf dem linken Ufer des Flusses anzusetzen Neigung verspürte [7]), ist von Richthofen [8]) im Sinne von Eckhart, Bender, als ostrheinisch dargethan worden.

Da all' das nichts fruchtete, so griff man zu einem andern altbewährten Mittel, das noch leichter zu handhaben war. Wollte die linksrheinische Thoringia, von der Gregor anscheinend sprach, sich nirgends ausfindig machen lassen, — so änderte man den nun für fehlerhaft erklärten Text. Statt der „Thoringia" habe ursprünglich „Tongria" oder „Tungria", statt des später vorkommenden Wortes

---

1) Karl Lamprecht, Fränkische Ansiedelungen und Wanderungen im Rheinland. Westdeutsche Zeitschrift I. S. 137.

2) Karl Lamprecht, Fränkische Wanderungen und Ansiedelungen vornehmlich im Rheinland. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. IV, 1882. S. 220—227.

3) H. Müller, der Lex Salica und der Lex Angliorum et Werinorum Alter und Heimat, 1840, S. 107—135; vgl. dazu aber die Vorrede S. IV–IX, bes. S. VIII!!

4) z. B. Gaupp, das alte Gesetz der Thüringer, bes. S. 286.

5) Waitz, Das alte Recht der salischen Franken, S. 50—51, will sich über das Geltungsgebiet des Gesetzes nicht entscheiden.

6) R. Schröder, Zur Kunde der deutschen Volksrechte. Zeitschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch. Germ. Abt. VII. Bd. bes. S. 19—22.

7) Mulhuysen bei Waitz, Das alte Recht der salischen Franken S. 51, Anm. 2; dieser stimmt ihm bei, hat aber später seine Meinung geändert; Gloël, a. a. O. S. 238.

8) Mon. Germ. Legum V, p. 109—114.

Thoringorum — Tungrorum gestanden; fand doch letztere Annahme an der Lesart einiger Handschriften eine Stütze, die thatsächlich diese Form aufweisen. Aber auch diese Vermutung verlor allen Halt, da gerade die ältesten Ueberlieferungen übereinstimmend Thoringorum zeigten[1]. Ein Name, wie Tungria, war vollends nirgends bezeugt. Die Stadt Tongern, deren Gebiet man sich unter jenem Namen vorstellte, führt bei Gregor den Namen Tungrus (für Tungri), der nur die Stadt, nie die umherliegende Landschaft bezeichnet. Gregor konnte auch nicht hier etwa irrtümlich Thoringia für den Namen dieser Stadt gesetzt haben, da er die letztere kurz zuvor (p. 66, 67) ausdrücklich mit ihrem richtigen Namen nennt. Ebenso wenig liess sich eine Aenderung in Toxandria begründen. Ohne jeden Wert waren endlich die ungeheuerlichen Vermutungen, die Müller[2] wagte; ihm fiel zunächst der Name der Stadt Tournai, „Tornacus", als ähnlich klingend ein, und er war bemüht, von hier aus die Uebergangsformen zu dem Worte Thoringia aufzustellen. Dann versuchte er sogar statt der Thoringia eine — Merwingia einzuführen!! —

Selbst solche Anstrengungen führten nicht an das gewünschte Ziel: so wenig wie alle früheren. So griff man denn schliesslich, da mit wissenschaftlichen Beweisen nichts zu erreichen war, zu dem letzten Mittel, einer geheimnissvollen Mystik. Watterich[3], der die Lesart Tungria und Tungrorum zurückgewiesen hatte, glaubte dennoch unter der Thoringia Gregors Tongern vermuten zu müssen, dessen Name nur den Franken für den Königssitz des grossen Chlojo „viel zu prosaisch" vorgekommen sei, weshalb „eine kleine Berichtigung" habe stattfinden müssen. Noch sonderbarer ist die Begründung seiner Ansicht, dass Dispargum einfach die Uebersetzung des alten Namens von Tongern, Aduatuca, sei und dass religiöse Gründe die Franken zur Wahl dieses Namens für die Königsburg bestimmt hätten. Richard Schröder, der soviel zur Widerlegung der vermeintlichen Gründe und Beweise für die linksrheinische Thoringia gethan, hielt[4] nun doch an der Annahme einer solchen fest, und beschwor den alten Donnergott Thor, dessen Namen in Dort-

---

1) Die Ausgabe Gregors in den Mon. Germ. nennt als abweichende Lesart einer Hdschr. nur die Form „Thurignorum".

2) a. a. O. S. 103—106, 132.

3) Watterich, Die Germanen des Rheins. S. 226 u. f.

4) Die Herkunft der Franken, Sybels historische Zeitschrift, Neue Folge VII. 1880. S. 40 u. f.

recht, wo die Thüringer der Erzählung Gregors zu suchen seien, nachzuklingen schien. So ergab sich ihm denn jenes wunderbare Resultat, dass die drei von ihm angenommenen Etappen[1]) der salischen Wanderung genau durch die Namen der drei höchsten Götter der Germanen, Thor, Wodan und Ziu bezeichnet waren.

Aber beider Ansichten, Watterichs und Schröders, sind eben zu wunderbar, um auch nur Wahrscheinlichkeit beanspruchen zu können. Auch ihr Bemühen, eine linksrheinische Thoringia nachzuweisen, muss als erfolglos bezeichnet werden.

Was blieb nach so verschiedenartigen vergeblichen Versuchen schliesslich übrig, als sich zu der Ansicht Benders zu bekennen, dass es zu allen Zeiten nur eine einzige Landschaft Thoringia gegeben habe, und zwar jene allbekannte auf der rechten Seite des Rheins und dass Gregor in unserer Stelle auch nur diese meine? Allein dieser Anschauung stand nun wieder der vermeintliche Sinn der Worte Gregors entgegen! Denn wenn die Franken aus Pannonien kamen, und zuerst auf dem rechten Rheinufer sassen, wie man ja annahm, wie hätte dann ein Rheinübergang, der doch ans linke Ufer führte, sie in das rechtsrheinische Thüringen führen können! Die einzige Rettung aus diesem Widerspruch wäre bei den angenommenen Voraussetzungen wirklich nur Benders kühne Einfügung eines zweiten Rheinüberganges gewesen. Aber wer hätte dazu wohl den Mut gehabt! Indess gab es doch noch einen andern Weg, und man hat nicht gezögert, ihn einzuschlagen. Hatten die früher erwähnten Forscher „den Gedanken naheliegend gefunden, an die Stelle von Thoringia einen andern Landesnamen zu setzen“ — so lag es wohl nicht minder nahe, statt des Rhenus einen andern Flussnamen zu setzen. So wollte Hadrian Valesius für den Rhein den Main, Moenus, einführen, durch dessen Ueberschreitung man ja von Pannonien her nach Thüringen gelangte. Eckhart glaubte alle Schwierigkeiten zu lösen, und dabei dem Wortlaut Gregors noch näher zu bleiben, wenn er den Rhenus als den Regen erklärte, den die Franken, von Südosten kommend, überschritten hätten[2]). Müller kam sogar für einen Augenblick auf den Gedanken, der überschrittene Fluss sei die Merwe gewesen, „in den alten Sagen konnte der

1) Thuredrecht, Woensdrecht, Dispargum.

2) Anm. Eckharts zu Leibniz' Schrift „De origine Francorum“, hinter Eckharts, „Leges Francorum salicae et Ripuariorum“ p. 250.

Rhein hier nicht genannt werden". Er änderte, wenn doch geändert werden sollte, lieber gleich beides, den Landes- und den Flussnamen, diesen in die Merwe, jenen in Merwingia [1]). —

Aber alle diese Besserungsvorschläge sind völlig unhaltbar, und — noch dazu völlig unnötig. An Gregors Worten braucht kein Buchstabe geändert zu werden!

Darin hatten freilich die letztgenannten Forscher (Müller ausgenommen) Recht, dass sie unter der von Gregor genannten Thoringia die ostrheinische Landschaft dieses Namens verstanden. Denn zweifellos muss, allen widersprechenden Ansichten entgegen, Benders richtige Anschauung wieder zu Ehren gebracht und mit vollster Entschiedenheit daran festgehalten werden, dass es zu allen Zeiten immer nur eine, die ostrheinische Landschaft Thoringia gegeben hat. Und auch „Gregor von Tours" (so müssen wir mit Bender sagen), „das muss jeder Vorurtheilsfreie zugeben, kennt kein anderes Thüringen, als das allbekannte eine!" Er kennt es zudem so genau, dass jede Verwechselung, sowie jede Unkenntniss seiner Lage seinerseits völlig ausgeschlossen ist. Stammte doch daher seine berühmte Zeitgenossin, die heilige Radegundis, die Gönnerin seines Freundes Venantius Fortunatus, des Sängers der Thüringischen Geschichte, zu der er selbst in persönlichen Beziehungen stand. Gregor spricht also auch an dieser Stelle, wo er die Landschaft Thoringia nennt, mit vollstem Bewusstsein von dem ostrheinischen Lande der deutschen Thüringer!

Dem steht auch der übrige Wortlaut der Stelle Gregors in keiner Weise entgegen. Dass der fabelhafte Zug aus Pannonien mit dem weiteren Bericht Gregors, dem eine ganz andere Quelle zu Grunde liegt, in keinem Zusammenhange steht, haben wir oben gesehen. Aber gesetzt auch, diese Nachricht von der pannonischen Herkunft der Franken wäre glaubwürdig und geschichtlich, sie stammte aus derselben Quelle, wie die weiteren Angaben Gregors, und stünde mit ihnen in dem von Gregor angedeuteten Zusammenhange — so würde das doch an unserer Erklärung nicht das geringste ändern! Die richtige Erkenntniss, dass „litora Rheni" beide Rheinufer bezeichnet, hebt — selbst unter dieser Voraussetzung — jede Schwierigkeit. Denn da die Franken nach ihrer Ankunft am Rheine beide Ufer besetzt hatten, so musste bei einem späteren

1) a. a. O. S. 106.

Zuge nach dem Thüringerlande auf jeden Fall ein Rheinübergang, sei es auch nur eines Teiles des Volkes stattfinden. Ja, Bender, der jene Erkenntniss nicht gehabt zu haben scheint, würde mit seiner Annahme von zwei Rheinübergängen sogar insofern Recht behalten, als in dem Ausdruck „litora Rheni“, in der Besitznahme beider Rheinufer, ja implicite schon ein Rheinübergang, der erste der von ihm angenommenen, enthalten wäre, während der folgende Ausdruck „transacto Rheno“ dann den zweiten, von ihm mit Recht als östlich gerichtet beschriebenen Rheinübergang bezeichnete.

Uns, die wir uns von jenen Voraussetzungen frei gemacht haben, stellt sich der Inhalt des uns vorliegenden Abschnittes Gregors nun folgendermassen dar:

Die Franken, die in den ältesten Zeiten am Mündungsgebiet des Rheins und zwar zu beiden Seiten des Flusses ansässig waren, mit andern Worten „die salischen Franken“, unternahmen einst einen Zug nach dem Lande der ostrheinischen deutschen Thüringer, wobei sie den Rhein überschritten. Dieser Rheinübergang wird uns nun auch, sobald wir die Karte zur Hand nehmen, in seiner Bedeutung völlig klar. Er fand natürlich nicht zwischen den beiden in der Urzeit von den Franken besiedelten Ufern statt, sondern an einer andern Stelle, wo die gesammte Schaar des zum Zuge vereinigten Volkes den Fluss zu überschreiten hatte. Er muss weiter stromaufwärts, etwa in der Nähe der Ruhrmündung erfolgt sein. Dort führte ja in der That der Weg, der von den Rheinmündungen in gerader Richtung zum Thüringerlande ging, über den Strom: vom linken auf das rechte Ufer!

Dieser Zug der Franken nach dem Thüringerlande, das, wie schon aus diesem Zusammenhange hervorgeht, damals eine viel weitere Ausdehnung nach dem Rhein hin hatte, als später, war nun gewiss kein friedlicher! Schon Gregors Ausdruck „Thoringiam transmeasse“ deutet an, dass es ein Feldzug war, der tief in das feindliche Gebiet eindrang. Der Zug ist ein Eroberungszug, der erste uns bekannte in der langen Reihe der Kriege, die die Franken gegen die Thüringer geführt und durch die sie die westliche Grenze der Herrschaft dieses Volkes immer weiter zurückgedrängt haben. Die Thatsache dieses ersten Thüringerkrieges der Franken ist der erste Gewinn, der sich aus der richtigen Erklärung der Stelle Gregors ergibt. Betrachten wir nun seine weiteren Angaben!

c. ibique iuxta pagus vel civitates regis crinitos super se creavisse de prima, et, ut ita dicam, nobiliore suorum familia.

Gaben uns die letztbesprochenen Worte Gregors von einem erfolgreichen Feldzug der Franken ins Thüringerreich Kunde, so lernen wir aus den vorliegenden, dass sich an dies glückliche kriegerische Unternehmen eine noch bedeutsamere Friedensthätigkeit anschloss. Wir sehen zunächst, dass der Einfall nicht ein blosser Beutezug von Wikingern war, die das Land nach der Plünderung wieder verliessen; die besiegten Thüringer mussten vielmehr den siegreichen Fremden Teile des eigenen Gebietes abtreten, auf denen sich diese nun zu dauernder Ansiedelung niederliessen. Dies geht aus dem ‚ibique' Gregors hervor. Zu friedlicher Bewirtschaftung des neuen Heimatbodens, so lernen wir weiter, gliederten sich die Zugewanderten in bestimmte Gruppen, nach Gauen und Völkerschaften sich teilend. Aber das wichtigste war, dass in Folge dieses glücklich gelungenen Eroberungszuges die salischen Franken in den neuen Sitzen östlich des Rheins zur Sicherung des Gewonnenen die Gründung einer festeren politischen Organisation unternahmen. Hatten sie früher wohl eine mehr republikanische Verfassung gehabt, so wählten sie nun, nach Gauen und Völkerschaften, wie unsere Quelle besagt, Könige aus ihrem ersten und edelsten Geschlecht.

Welches dies Geschlecht gewesen, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Es muss ein Geschlecht gewesen sein, das schon in der alten Heimat Ehre und hohes Ansehen genoss, das dann vielleicht bei dem Thüringerzuge eine führende Stellung eingenommen, und dem das dankbare Volk nun die Herrschaft im neuen Reiche übertrug. Die götterentstammten Merowinger sind es, das langgelockte Geschlecht, von deren Bedeutung schon an den alten Sitzen des Volkes ihre am Meeresstrand spielende Haussage zeugt, ebenso, wie ihr Name selbst dorther kommen soll.

Aber welches ist nun das Reich, zu dessen Leitung sie jetzt die Wahl des salischen Volkes berief? Aus seiner Lage muss es hervorgehen. Oestlich des Rheins, aber nahe dem Fluss, deutet es unsere Erzählung an, dort etwa, wo die Ruhr in den Rhein sich ergiesst. Dort aber ist das Kernland des Königreiches, das wir später unter dem Namen des ripuarischen kennen. Und so wollen wir denn die Behauptung wagen: salische Franken sind es, die dies ripuarische Reich gründeten, und seine Könige sind Merowinger!

Von dieser Gründung des ripuarischen Reiches durch die Salier berichtet unsere Quelle! Wir treten damit in einen Streit ein, der gerade in der letzten Zeit mit einiger Lebhaftigkeit geführt worden ist. Denn ganz ähnliche Behauptungen sind auch von anderen Seiten, jedoch ohne Bezugnahme auf diese Stelle Gregors, kürzlich ausgesprochen worden.

Es handelt sich hierbei einmal um das Verhältniss der ripuarischen zu den salischen Franken, sodann um das Verhältniss des ripuarischen zu dem salischen Königsgeschlecht. Beide Fragen hängen natürlich eng mit einander zusammen.

Mit Rücksicht auf den Namen der Ripuarier, dessen Ursprung schon Müller nachzuweisen versuchte, hatte schon Richter die Meinung ausgesprochen, dass derselbe kein besonderes Volk bezeichne, sondern nur Collektivbezeichnung der Uferfranken gegenüber den Meerfranken sei. Zu demselben Ergebniss nun, dass Salier und Ripuarier ein Volk seien, sind kürzlich auch Fahlbeck [1]) und Mayer [2]) gelangt: beide auf verschiedenen Wegen vorgehend und mit verschiedenen Gründen ihre Anschauung stützend, mit der die unserige, aus neuen Erwägungen hervorgehend, nun zusammentrifft. Beide sprechen auch als ihre Ueberzeugung aus, dass die Könige der salischen wie der ripuarischen Franken einem Geschlechte entstammten, eben dem der Merowinger. Auch das stimmt, wie man sieht, mit unserer Erklärung der Stelle Gregors! Ihre Gründe hier mitzuteilen, würde uns zu sehr aufhalten. Trotz Schröders Widerspruch [3]) scheinen mir ihre Aufstellungen doch nicht so ohne weiteres abzuweisen zu sein. Eine wichtige Bestätigung dieser Auffassung wird sich uns übrigens noch im Folgenden selbst durch unsere Bestimmung der Lage von Dispargum, dem Königssitze des Merowingers Chlojo, ergeben. Wir fahren zunächst in der Betrachtung der Angaben Gregors fort.

III.

Quod postea probatum Chlodovechi victuriae tradedirunt itaque in sequenti digerimus.

---

1) Fahlbeck, La royauté et le droit royal francs durant la première période de l'existence du royaume. 1883.

2) E. Mayer, Zur Entstehung der Lex Ribuariorum. 1886.

3) Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte von Dr. Richard Schröder. S. 96—97. A. 16.

Die in ihren drei Abschnitten zuletzt besprochene Geschichtsquelle über die Ursitze der Franken, ihren ersten Thüringerkrieg und die Erhebung der Merowinger zur fränkischen Königswürde — deren Fortsetzung Gregor erst später gibt — unterbrechend, knüpft Gregor an ihre letzten Worte eine jener persönlichen Zwischenbemerkungen, in denen er so häufig in der Weise der Epiker den späteren Verlauf der Dinge im Voraus ankündigt. So weist er hier nach der Mitteilung, dass die fränkischen Könige aus dem ersten und edelsten Geschlecht des Volkes gewählt seien, darauf hin, dieser Adel des Geschlechts habe sich auch später in den Siegen des Chlodowech bewährt, wovon im Folgenden die Rede sein werde. An sich ziemlich nichtssagend, ist für uns diese Angabe doch insofern wichtig, als auch sie ein Zeugniss dafür bietet, dass der Salier Chlodovech mit jenen ersten ostrheinischen ripuarischen Frankenkönigen eines Geschlechts ist.

IV.

Nam et in Consolaribus legimus Theudomerem regem Francorum filium Richimeris quondam et Ascylam matrem eius gladio interfectus.

Wiederum ganz anderen Ursprungs, angeblich römischen Consullisten entnommen, ist die hier von Gregor völlig zusammenhanglos, wenn auch an chronologisch richtiger Stelle eingefügte, höchst oberflächlich mit einem nam eingeleitete Nachricht über den König Theudomer, die eben nur als ein neues Beispiel für das Königtum bei den Franken von ihm gedacht ist. Auf ihren wichtigen, aus Fredegar zu ergänzenden Inhalt, dessen eigene Bedeutung bei Gregor in keiner Weise zur Geltung kommt, können wir hier nicht eingehen.

V.

Ferunt etiam tunc Chlogionem, utilem ac nobilissimum in gente sua, regem fuisse Francorum, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in terminum Thoringorum.

Erst hier nimmt Gregor den fallen gelassenen Faden seiner wichtigen Geschichtsquelle über die Gründung des ostrheinischen Frankenreiches unter den Merowingern auf dem den Thüringern abgewonnenen Gebiete wieder auf. Ganz unvermittelt, nur oberflächlich und noch dazu irrig als gleichzeitig mit der vorangegangenen Nachricht über Theudomer verknüpft, bietet er den Bericht über Chlojos Herrschersitz, der im besonderen Gegenstand

unserer Untersuchung ist. Chlojo, so meldet die Quelle, einer der edelsten aus jenem Geschlechte der Merowinger, sei König der Franken, das heisst des gesammten Frankenvolkes, sowohl der am Meere zurückgebliebenen, wie der am Rhein wohnenden gewesen; er habe in der Burg Dispargum geherrscht, und diese — das Folgende ist mit Rücksicht auf das „est" vielleicht als Glosse Gregors zu betrachten — liegt „in terminum Thoringorum". Dies ist die einzige unmittelbare Angabe, die wir über die Lage dieser Pfalz haben; daher die Schwierigkeit ihrer Bestimmung. Obendrein ist nun noch streitig, was eigentlich dieser Ausdruck Gregors bedeutet! Zwar, dass die Thoringi, wie überall bei Gregor, und sonst, die deutschen Thüringer, die Bewohner des in unserer Quelle früher genannten Reiches Thoringia sind, darüber ist wohl kein Wort mehr zu verlieren. Ueber die Bedeutung des Wortes „terminus" an dieser Stelle herrscht Zwiespalt. Die Einen, so Sagittarius[1]), Horn, Raepsaet, Bender, Richter, Gloël, übersetzen „in terminum Thoringorum" (das natürlich für „in termino Th." steht) „an der Grenze der Thüringer", die andern, Eckhart, Wenck, Müller, Waitz, Watterich, Roth[2]), meinen, es heisse „im Gebiete" dieses Volkes. Besonders hat Waitz wieder Bender bei der Besprechung seiner Schrift wegen seiner Ansicht scharf getadelt[3]). Er bemerkte sogar, „dass gerade umgekehrt ganz mit Recht neulich ein Recensent einer französischen Uebersetzung des Gregor dieser vorwarf, sie habe, da sie von Grenzen sprach, den Ausdruck falsch wiedergegeben." Er wies auf die von ihm gesammelten Stellen, wo terminus bei Gregor für pagus vorkomme, hin[4]). Krusch hat in seinem Glossar am Schluss der Ausgabe des Gregor in den Monumenta Germaniae[5]) gleichfalls eine Anzahl solcher Fälle zusammengestellt. Indessen ist mit diesen Stellen der Sprachgebrauch Gregors hinsichtlich dieses Wortes doch keineswegs erschöpft, und wenn Müller behauptet, „ihm sei terminus in der Bedeutung ‚Grenze' im ganzen Gregorius Turonensis nicht begegnet" — so beweist er auch hierin nur seine grenzenlose Oberflächlichkeit! Zunächst kann kein Zweifel

---

1) Casparis Sagittarii Antiquitates Regni Thuringici. Jena 1685, p. 124.

2) Roth, Geschichte des Beneficialwesens, S. 53.

3) Göttinger gelehrte Anzeigen 1858, S. 633.

4) D. Verfassungsgeschichte II, S. 277.

5) p. 962.

sein, dass auch bei Gregor die Grundbedeutung des Wortes terminus Grenze ist. Das beweisen genugsam Wendungen wie terminare (Seite 54, 28; 373, 10), terminum facere (324, 10) für unser „begrenzen, ein Ende machen, eine Grenze setzen“. So finden wir bei Gregor auch: die Grenze des Lebens, terminus vitae (373, 22; 659, 3), des Gesetzes Grenze, terminus legis (271, 7), auch causae terminus, das Ende des Streites (693, 14), und in der eigentlichen Anwendung bei Flächenräumen: terrae terminos (848, 18), terminus prati, die Grenze einer Wiese (353, 11); ja selbst neben dem Worte, dessen Bedeutung für terminus in Anspruch genommen wird, zeigt sich terminus als Grenze: terminus pagi (520, 12), die Grenze des Gaues. Selbst in den von Waitz und Krusch bezeichneten Fällen, wo terminus im Sinne von pagus stehen soll, ist doch die Grundbedeutung noch deutlich erkennbar, ja meist lässt sie sich auch in der Uebersetzung noch ohne Schwierigkeiten festhalten, so, dass sogar diese Wiedergabe den Sinn der Worte treffender und sachlich richtiger zu bezeichnen scheint, als ihre Uebersetzung mit „Gau“. Denn bei dem Ausdruck „terminus urbis“ (z. B. Turonicae) bezeichnet urbs nicht bloss die von den Stadtmauern begrenzte eigentliche Stadt, deren zugehöriges Aussengebiet dann durch terminus bezeichnet würde, vielmehr bezeichnet urbs wie civitas schon das ganze Stadtgebiet innerhalb und ausserhalb der Mauern, und terminus, ganz im eigentlichen Sinne, dessen Grenze. Darauf weisen schon deutlich die mit diesem Ausdruck verbundenen Präpositionen, am häufigsten infra (statt intra), dann sub, apud, deren Anwendung die Vorstellung einer Grenzlinie zu Grunde liegt, hin. Dieselbe Vorstellung erkennt man, wo es sich um die Annäherung an die Grenze des Stadtgebietes handelt: ad terminum urbis propinquare u. dgl. Sehr schlagend beweist die Richtigkeit dieser Erklärung, die an der Grundbedeutung des Wortes festhält, ein Beispiel, wo Gregor terminos urbis, d. h. die Grenzen des Stadtgebietes, erwähnt (418, 24), denn von mehreren „Gauen“ ein und derselben Stadt kann doch nicht die Rede sein [1])! Völlig unzweifelhaft in der eigentlichen Bedeutung „Grenze“ braucht Gregor das Wort terminus da, wo er ausdrücklich von einem terminus territurii Treverici (122, 14), Biturigi (355, 15)

---

1) Aehnlich 669,12, non solum ipsos Arverni terreturii termi*nos* verum etiam vicinarum urbium fines adivit; wichtig auch die Stelle 345, 26.

spricht. Da nun die Wendung „innerhalb der Grenze des Stadtgebiets“ für das einfache „im Stadtgebiet“ gewiss eine recht weitschweifige und unbequeme, wenn auch vielleicht anschaulichere ist; so sprach denn Gregor bisweilen, den Namen der Stadt adjectivisch anwendend, einfach von dem „territurium Turonicum“, und so konnte es, begünstigt durch den Gleichklang der Worte, leicht geschehen, dass er, aus dem weitläuftigen terminus territurii Turonici nun andererseits das Wort territurium fortlassend, „terminus Turonicus“ zur Bezeichnung des innerhalb der Grenze des Gebietes von Tours liegenden Landes machte. In diesem einzigen Falle, wo terminus unmittelbar mit dem Adjectiv eines Städtenamens verbunden ist, mag man den Sinn des Ausdruckes nun durch das deutsche „Gebiet“ in Kürze wiedergeben: aber man muss sich gegenwärtig halten, dass diese Wendung eigentlich nur durch nicht ganz angemessene Kürzung einer längeren entstanden ist, in der das Wort terminus seine eigentliche Bedeutung aufwies. Dieses „Gebiet“, für das Gregor in der Regel territurium gebraucht, nun geradezu als „Gau“, pagus, im politischen Sinne zu bezeichnen, scheint schon zu weit gegangen. Denn es ist fraglich, ob alle die Städte, deren Namen in dieser Weise vorkommen, wirklich einen officiell mit ihrem Namen benannten Gau, wie wir etwa den Kölngau, Bonngau, Speiergau u. s. w. kennen, aufwiesen.

Aber selbst, wenn wir es gelten liessen, dass in allen diesen Fällen terminus geradezu als gleichbedeutend mit pagus anzusehen wäre, so gibt es doch andere Stellen bei Gregor, für die eine solche Erklärung völlig unzulässig ist, wo vielmehr terminus mit voller Deutlichkeit seine eigentliche Bedeutung „Grenze“ zeigt. Es sind die, in denen es nicht mit dem Namen einer einzelnen Stadt, sondern mit Länder- und Völkernamen verbunden ist. Als Beispiele der ersteren Art nenne ich von Stellen bei Gregor (nach der Seiten- und Zeilenzahl der Monumenta-Ausgabe):

341,15. Septimaniam quae adhuc infra Galliarum terminum habetur.
351, 26. von Reccared: infra terminum Galliarum praedas egit.
411, 2. Adpropinquantes autem ad terminum Italiae.
437, 13. Gaballitanae regionis terminum est ingressus.
364, 25. Inter terminum utriusque regni.
665, 5. Tertium intra Alamanniae terminum monasterium locaverunt.

Von Beispielen mit Völkernamen:

102, 3. Urbes illas a finibus Gothorum usque Burgundionum terminum patris sui dicionibus subiugavit.

295, 21. Se iam ad terminum Gothorum esse propinquam.

343, 11. Quia indignum est, ut horrendorum Gothorum terminus usque in Galliis sit extensus.

Und hierher gehört nun auch unsere Stelle (77, 10), in der von dem terminus Thoringorum die Rede ist! Trotz aller Widersprüche bleibt es also dem Sprachgebrauche Gregors gemäss doch wahr, wie Bender und seine Anhänger wollten, dass nach unserer Quelle Dispargum „an der Grenze der Thüringer" gelegen ist. Uebrigens ist insofern der Streitpunkt ziemlich belanglos, als Chlojos Herrschersitz, der zu seiner Zeit als fränkischer Königssitz natürlich im fränkischen Gebiete gelegen war[1]), doch wenigstens in dem ehemals thüringischen Gebiet, das die Franken durch ihren Eroberungszug gewonnen, lag.

Von den späteren, aber auf Gregor zurückgehenden Quellen werden über die Lage von Dispargum folgende Angaben gemacht (citirt nach der Seitenzahl in den Mon. Germ.):

Fredegar sagt (p. 95): Substituetur filius eius Chlodeo in regno utilissimus vir in gente sua qui apud Esbargium castrum resedebat quod est in termino Thoringorum. Beide Redactionen des Liber historiae Francorum (p. 245) haben: habitabat .... in Disbargo castello in finibus Thoringorum (in) regionem Germaniae. Dieser letzte selbständige Zusatz wird in der zweiten Redaction noch dadurch erläutert, dass ausdrücklich hervorgehoben wird, es sei das Germanien rechts des Rheins gemeint (nicht die römischen Provinzen Germania I und II auf dem linken Rheinufer). Das Chronicon universale (M. G. XIII, 8), die Gesta episcoporum Cameracensium (I. 3; M. G. S. S. VII, 403) folgen dem Liber historiae Francorum, indem sie die Lage angeben: „in

---

1) Darüber sehr verständig auch August von Wersebe in den Anmerkungen (A. 4. S. 2) zur ersten Hälfte seiner Schrift über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken. Hamburg 1834 (in den Beiträgen zu der deutschen, besonders thüringischen Geschichte des Mitteltalters, herausgegeben von Ludwig Friedrich Hesse, Ersten Bandes erste Abtheilung).

finibus Thoringorum in regione Germaniae. Sigebert nennt bei der Zweideutigkeit des Ausdrucks fines in seinen Vorlagen, das allerdings sowohl Grenzen, als „Gebiet“ bedeuten kann, Dispargum sogar eine Burg der Thüringer (M. G, VI, 307, in Dispargo castello Thoringorum aliquamdiu habitavit).

Mussten nun diese letzteren Quellen, die ausdrücklich die rechtsrheinische Lage von Dispargum behaupteten, den Anhängern der herrschenden Meinung mit der von ihnen angenommenen Deutung der Worte Gregors völlig im Widerspruch stehend erscheinen, so sehen wir nun, nachdem wir ihre Deutung als irrig erkannt haben, dass vielmehr alle unsere Nachrichten über Dispargums Lage in bestem Einklang stehen. Soviel ist also gewiss, dass wir es auf dem rechten Rheinufer zu suchen haben! Aber bevor wir auf seine Lage im einzelnen genauer eingehen, betrachten wir die noch folgenden Angaben Gregors und die mit ihnen in Beziehung stehenden Nachrichten späterer Quellen, da sie für die Bestimmung von Dispargum teilweise noch von Bedeutung sind.

VI.

In his autem partibus, id est ad meridianam plagam, habitabant Romani usque Ligerem fluvium. Ultra Ligerem vero Gothi dominabantur. Burgundiones quoque, Arrianorum sectam sequentes, habitabant trans Rhodanum quod adiacit civitate Lugdunense.

Den Bericht über Chlojo unterbrechend, bringt Gregor hier einen Abschnitt von wiederum völlig anderem Ursprung und Charakter, der nicht einmal chronologisch an diese Stelle gehört. Es ist eine geographische Uebersicht über die Wohnsitze der deutschen Stämme neben den Resten der römischen Herrschaft in Gallien nach der Völkerwanderung; — eine gallische Völkertafel. Gregor hat sie hier eingefügt als Einleitung zu dem Bericht über Chlojos Feldzug gegen die Römer. Insofern wäre wenigstens der erste Satz dieses Abschnitts, der von den Sitzen der Römer handelt, hier ganz wohl am Platze; aber was soll in diesem Zusammenhange die Beschreibung der Sitze der Gothen und Burgunder, mit denen Chlojo nie etwas zu thun gehabt hat? Vor einer Schilderung der Feldzüge Chlodovechs hätte eine solche Aufzählung einen Sinn! Das beweist schon den fremdartigen Ursprung dieser Quelle.

Aber ihre Angaben gehören auch zeitlich nicht in diesen Zusammenhang. Da Chlojos Zug gegen die Römer um das Jahr 430

erfolgte, so müsste doch diese Uebersicht, wenn sie hier mit Recht ihre Stelle finden sollte, die Verhältnisse so darstellen, wie sie kurz vor dieser Zeit bestanden. Sie nennt uns die Burgunder als Arianer. Die Burgunder sind aber erst nach der Mitte des fünften Jahrhunderts vom katholischen zum arianischen Bekenntniss übergetreten. Diese Völkertafel, wenn wir sie so nennen wollen, kann also erst in noch späterer Zeit, als dieser Glaubenswechsel stattfand, entstanden sein. Sie gehört mithin einer Zeit nach Chlojos Tode, den man 448 ansetzt, nicht der Zeit vor seinem Eroberungszuge gegen die Römer an. Ihr liegen also auch schon die Besitzverhältnisse, wie sie eben durch diesen Eroberungszug Chlojos, der das fränkische Gebiet bis zur Somme ausdehnte, neu geschaffen waren, zu Grunde. Erwägen wir dies, so bietet auch die Angabe der Völkertafel, dass das römische Gebiet südlich des fränkischen (ad meridianam plagam) sich erstreckte, im Hinblick auf die Sommegrenze, die Chlojo erreicht hatte, keinen Anlass mehr zu irgend welchen Zweifeln und Irrtümern. So lange man nämlich früher die Völkertafel als gleichen Ursprungs mit dem Bericht über Chlojo und auf die Verhältnisse vor dessen Römerkrieg bezüglich annahm, glaubte man, dem scheinbar einheitlichen Zusammenhange der Angaben Gregors entsprechend, die Sitze der Römer südlich der Gegend von Dispargum und der Landschaft Thoringia, von denen Gregor zuletzt gesprochen, annehmen, und daraus dann wieder die linksrheinische Lage beider ableiten zu müssen [1]). Nun, da wir erkannt haben, dass dieser in später Zeit entstandenen ethnographischen Uebersicht spätere Verhältnisse zu Grunde liegen, und dass Gregor diese fremdartige Quelle aus einem andern Zusammenhang mit Unrecht an dieser Stelle vor dem Bericht über Chlojos Zug eingefügt hat, kann auch von einer solchen Schlussfolgerung nicht mehr die Rede sein.

VII.

Chlogio autem missis exploratoribus ad urbem Camaracum perlustrata omnia ipse secutus, Romanos proteret, civitatem adpraehendit, in qua paucum tempus resedens usque Summanam fluvium occupavit.

Hier erst fährt Gregor mit dem unterbrochenen Berichte über Chlojo, den König der vereinigten Franken, fort, den wir zuletzt in

1) So z. B. Waitz, Göttinger gelehrte Anzeigen 1858. S. 633.

seiner Burg Dispargum, an der Grenze der Thüringer, antrafen. Von hier aus, so meldet unser Abschnitt, sandte Chlojo heimlich Kundschafter nach Cambrai an der Schelde, wo das eigentlich wichtige Gebiet der Römer erst begann, während das dazwischen liegende Land, sumpfig, waldig und öde, so dass es später den Namen Brabant, d. h. brachliegendes Land erhielt, damals wenig Bedeutung hatte. Wegen dieser Verhältnisse eben war es nötig, Kundschafter auszusenden, um bei der nicht geringen Entfernung den richtigen Zeitpunkt für den Ueberfall zu treffen. Nachdem sie günstige Gelegenheit gemeldet, folgte er selbst mit dem Heere, schlug die Römer, besetzte die Stadt und eroberte nach kurzer Rast daselbst alles Land bis zur Somme. Wo er dann seinen Wohnsitz nahm, wird nicht gesagt.

Von den späteren Quellen gibt Fredegar den Bericht Gregors mit geringer Verkürzung einfach wieder. Die Angaben des Liber Historiae Francorum sind dagegen etwas ausführlicher im historischen und topographischen Detail. In letzterer Hinsicht melden sie in der richtigen Erwägung der Lage Dispargums auf der rechten Rheinseite, dass Chlojo auf seinem Zuge gegen Cambrai den Rhein überschritt[1]; sie geben weiter an, dass Chlojos Zug durch den Kohlenwald, die Silva Carbonaria, ging; was gleichfalls mit der Lage von Dispargum, wie wir sehen werden, übereinstimmt. Wenn sie indessen Chlojo auf seinem Wege erst nach Tournai, dann nach Cambrai gelangen lassen, so scheinen sie darin zu irren. Das Chronicon Moissiacense (M. G. S. S. I. 283) hat übrigens in dem betreffenden Bericht an Stelle des Wortes Tornacense eine Lücke!

VIII.

De huius stirpe quidam Merovechum regem fuisse adserunt, cuius fuit filius Childericus.

Durch das „quidam adserunt" Gregors ist hier vielleicht eine neue Quelle angedeutet, die die Genealogie der Merowinger von Chlojo ab zum Gegenstande hat. Fredegar nennt den Merowech sogar den Sohn der Gattin des Chlojo, des Römerbesiegers — sei

1) Es ist vielleicht nicht überflüssig, hervorzuheben, dass auch Ranke Chlojo auf seinem Zuge den Rhein überschreiten lässt und sich dadurch als Vertreter der Anschauung von der rechtsrheinischen Lage der Landschaft Thoringia und der Burg Dispargum bekundet. (Vgl. Weltgeschichte IV, 419.)

es von ihrem Manne, sei es von dem Meerungeheuer der Geschlechtssage, die er wohl irrig in diese Zeit verlegt; während sie sich wahrscheinlich doch auf einen viel älteren Chlojo und Meroweeh in der Urheimat des Geschlechtes und Volkes am Meere bezieht. Die Ausgaben des Liber Historiae Francorum folgen der allgemeineren Angabe Gregors, nach der Meroweeh nur als mit Chlojo verwandt bezeichnet wird; sie haben aber die wichtige Nachricht, dass Chlojo zwanzig Jahre herrschte. Auf die Entstehung der Theilreiche und der beiden Linien der Merowinger nach Chlojos Tode können wir hier nicht eingehen; wir wenden uns nun vielmehr der genaueren Bestimmung des Ortes Dispargum zu.

Wir geben zunächst eine Uebersicht der bisherigen Versuche, die wir je nach der links- oder rechtsrheinischen Ansetzung des Ortes — wie es schon Sagittarius that — in zwei Gruppen scheiden.

Im Hinblick darauf, dass alle unsere Geschichtsquellen die rechtsrheinische Lage von Dispargum bezeugen, könnten wir nun von der ersten Gruppe einfach absehen; es ist aber doch vielleicht wertvoll, zu zeigen, wie alle Versuche, diesen oder jenen Ort auf der linken Seite des Rheins als den Wohnsitz Chlojos vor seinem Eroberungszuge nachzuweisen, an der Unhaltbarkeit der angeführten Gründe von selbst gescheitert sind. Das trägt vielleicht mit dazu bei, Zweifler von der Richtigkeit unserer Erklärung Gregors zu überzeugen.

Tongern. Hier war Watterich[1]) bemüht, die Pfalz Chlojos anzusetzen. Hatte er schon aus den Tongrern die angeblichen linksrheinischen „Toringer", aus Tongrien die Landschaft Toringen durch eine kleine „Berichtigung" seitens der ruhmgierigen Franken, denen der überlieferte Name „viel zu prosaisch, zu obscur vorkam", werden lassen, so suchte er nun den Namen der „Residenz des grossen Stammfürsten Chlodio, des Erlauchten", Dispargum, in nächste Beziehung zu dem alten Namen der Stadt Tongern „Aduatuca" zu bringen. Der letztere, mythischen Ursprungs, enthalte den Namen der deutschen Göttin „Vatu" in sich: „die Stadt war der Vatuiae genannten deutschen Göttin geweiht". So fanden die Franken dieselbe . . . Die römische Benennung Tongern musste dem ehrwürdigen

1) Watterich, Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. Leipzig. 1872. S. 222—35.

Klange weichen! Aber die Sprache des fränkischen Kultus musste gelten, der heilige Name ein fränkischer werden. So ist aus Aduatuca, der Stadt der Vatu-Göttinen eine heilige Frankenstadt, eine Disi-Burg, eine Burg der Göttinen geworden! ... So gilt denn Watterich Dispargum als die fränkische Uebersetzung von Aduatuca — und er hat die Genugthuung, dass ein und derselbe Ort, Dispargum am Schluss, Aduatuca am Anfang seiner Abhandlung steht!

Famars. Auf einem ziemlich ähnlichen Wege kam schon früher H. Müller[1]) in Würzburg zu dem Ergebniss, Dispargum sei die fränkische Uebersetzung von Fanum Martis, und demgemäss zu Famars, einem Orte bei Valenciennes zu suchen! „Fragen wir nun," so meint er, „nach dem wahrscheinlichen Sitze Chlojos, nach der berühmten Burg Disbarg ... so weisen uns zahlreiche (?) Beispiele aus der Geschichte der Niederlassung deutscher Herrscher in dem eroberten Gallien auf den Hauptort des jenseits Cambrai beginnenden Gebietes, und dieser war in der letzten Zeit des Reiches Fanum Martis, heute Famars oder Fan genannt. In ihm war gemäss der Notitia utriusque imperii der Sitz des römischen praefectus Laetorum Nerviorum, nach ihm heisst noch im Mittelalter das umliegende Gebiet pagus Fanomartensis. Die Stadt Valenciennes war im Mittelalter nur ein vicus in pago Fanomartensi. Dieses Fanum Martis ist (!) Disbarg: Disbarg ist getreue Uebersetzung von Fanum Martis!" Nachdem er anderen Ansetzungen die Berechtigung abgesprochen, meint er: „Vor allem aber habe ich nachzuweisen, dass wir Disbarg wirklich als eine Uebersetzung von Fanum Martis betrachten dürfen!" Er stellt die Behauptung auf, dass die Deutschen bei der Eroberung fremder Gebiete die Oertlichkeiten des neuen Vaterlandes auf verschiedene Weise benennen konnten, entweder, sie erfanden neue Namen, oder sie behielten die alten bei, oder sie übersetzten sie; letzteres sei in diesem Falle geschehen. Nachdem er mit dieser Theorie, seiner Meinung nach, dargethan, dass eine Uebertragung hier statthaft (!) war, bleibt nur nachzuweisen, dass Fanum Martis und Disbarg wirklich von gleicher Bedeutung sind. Er hält zu diesem Zwecke, mit welchem Grunde wird nicht gesagt, die Namenform „Diosberg" und „Diesbarg" für die richtigsten:

---

1) Hermann Müller, Der Lex Salica und der Lex Angliorum et Werinorum Alter und Heimath. 1840. S. 32—46.

„Dis“ sei Genitiv von Di = Diu = Tiu = Ziu = Mars; wie „barg“ fanum sei, wird nicht genauer ausgeführt.

Aber selbst, wenn wir die Annahme eines solchen Uebersetzungsverfahrens für statthaft, und Dispargum wirklich für gleichbedeutend mit den Worten „Fanum Martis“ halten wollten, so liegt doch Famars, wie schon Schröder[1]) bemerkt, viel zu südlich, als dass es das Dispargum Chlojos sein könnte. Müller freilich ändert nun den pagus fanomartensis gleich in einen „Disbarggau“, während ein solcher Name doch nirgends vorkommt.

Asberg. Die Angabe von Miraeus[2]), Lecointe[3]), Ruinart[4]), Raepsaet[5]), Longnon[6]), Dispargum sei auch in Asberg am Rhein anzusetzen versucht worden, beruht nur auf einem Missverständniss der Stelle des historisch-geographischen Lexikons des Ortelius[7]), in der er die Lage des aus Tacitus bekannten Asciburgium bespricht. Gegen die Meinung des Beatus Rhenanus, dass Asciburgium in dem heutigen Duisburg zu suchen sei, wendet nämlich Ortelius ein, dass letzterer Ort von Ado Dysporum, von Gregor Dispargum genannt werde, womit der Name Asciburgium nicht übereinstimme. Dispargum gilt ihm also vielmehr für Duisburg.

Heinsberg. Der nördlich von Aachen im gleichnamigen Regierungsbezirke der preussischen Rheinprovinz an einem kleinen Nebenflusse der in die Maass mündenden Roer liegende Ort Heinsberg wurde 1655 von Peter von Streithag(en) in einer Schrift[8]), die schon Kremer vor 1772 sehr selten nennt und die heute nicht mehr aufzutreiben ist, als das Dispargum Chlojos in Anspruch genommen. In demselben Jahr äusserte sich Aegidius Boucher[9]) beifällig über diese Ansetzung, fand aber doch Wendelins abweichende Ansicht wahrscheinlicher. Später kamen Ewichius[10])

1) Sybels Historische Zeitschrift. N. F. VII. S. 44, A. 3.

2) Rerum belgicarum annales (1624) p. 121.

3) Annales ecclesiastici Francorum (1665) p. 59.

4) Gregorii Tur. opera omnia col. 63. Not. a.

5) Oeuvres III. 267.

6) Géographie de la Gaule au sixième siècle. Pag. 619.

7) Thesaurus Geographicus (1611), unter dem Worte Asciburgium.

8) Heinsbergum vetus Hespargum alias Dispargum castrum in termino seu finibus Thoringorum etc. Bonnae 1655. 4.

9) Aegidii Bucherii, Belgii Romani lib. XV, cap. X, p. 475.

10) Vesalia sive civitatis Vesaliensis descriptio adornata per Hermannum Ewichium, Vesaliensem; Vesaliae (1668), p. 12.

und Sellius[1]) auf Heinsberg zurück: beide nehmen sonderbarer Weise zwei Merowingerorte Dispargum an, das eine auf der rechten (Duisburg), das andere auf der linken Rheinseite (Heinsberg); von diesem sei der Zug Chlojos nach Cambrai ausgegangen. Sagittarius[2]), Kremer[3]) haben diese Ansetzung erwähnt, ohne sie zu billigen. Aber in der neueren Zeit hat sich Moët de la Forte-Maison[4]) wieder für sie erklärt. Wie man sieht, wurde schon Streithagen durch die in einigen Handschriften vorkommenden Namensformen Hesbergim, Hesbargem, zu seiner Ansicht bewogen. Moët meint, das „berg" in Heinsberg passe besser zu der überlieferten Namensform. Aber jene Lesarten können nur durch irrige Lesung entstanden sein, die ältere und in den Handschriften vorherrschende Form ist Dispargum und hiermit lässt sich der erste Teil des Wortes Heinsberg doch kaum vereinigen. Moët deutet dann Gregors „in termino Thoringorum" als „an der Ostgrenze der Tungrer", aber Heinsberg liegt doch viel zu weit von Tongern entfernt, als dass eine solche Bezeichnung möglich wäre, selbst wenn wir davon absehen wollten, dass die Deutung der Thoringi als Tungri völlig unstatthaft ist. Seine sonstigen topographischen Gründe, die Berücksichtigung der Römerstrasse nach Cambrai, die übrigens schon Aegidius Bucherius herangezogen hatte, sind anzuerkennen, aber sie gelten ebenso gut, ja noch besser bei demjenigen Ort, den wir als das alte Dispargum erkennen werden.

Diest an der Demmer, einem Nebenflusse der Dyle, kurz unterhalb seiner Schiffbarwerdung gelegen, wurde zuerst von Chifflet[5]) als der Ort der Pfalz Chlojos angesprochen. Auch er nahm die Lesart Tungrorum für Thoringorum („in termino Th.") in Gregors Stelle an, und hielt unter dieser Voraussetzung Diest als passend. „Auf einem Hügel gelegen, hätte es mit Recht „Disberga" oder „Disbargum" genannt werden können." Diese Möglich-

---

1) Johannis Nicolai Sellii Gymnasii Vesaliensis Rectoris Vesalia obsequens sive Inauguratio serenissimi potentissimique principis... Friderici Guilelmi ... Marchionis Brandenburgensis, Vesaliae (1669) p. 81. a. 4.

2) Antiquitates regni Thuringici, p. 126 u. f., bes. 145.

3) Kremer, Geschichte des rheinischen Franziens. S. 9.

4) M. Moët de la Forte-Maison. Les Francs etc. I, p. 453.

5) Joannis Jacobi Chifletii ad Vindicias Hispanicas lumina nova Salica (1647) in J.J. Chifletii opera politico-historica, Antwerpiae. MDCL, Tom. I, pag. 222.

keit kann uns natürlich nicht genügen. Noch in demselben Jahre hatte dann Wendelin[1]) diese Ansetzung ausführlicher zu begründen versucht. Er legt gleichfalls von vorn herein die Lesart „quod est in termino Tongrorum" zu Grunde, wonach Dispargum in der Diöcese von Tongern liege. Nachdem er deshalb Duisburg am Rhein, Doesborch an der Yssel, auch Duysbourg bei Brüssel abgewiesen, meint er, es gäbe noch ein viertes „Diesborch", nämlich „Diest". (Dies Diesborch zu nennen, ist völlig unberechtigte Willkür.) Für diesen Ort führt er dann noch eine Reihe Gründe an; einen etymologischen: „Dies" bedeute Berg, tumulus, Diest-tumuletum (diese Erklärung sollte wahrscheinlich den bei Diest vermissten zweiten Teil des Wortes Dispargum herbeischaffen); einen topographischen: dort seien zwei Burgen, die Kattenburg und eine zweite — eben die Dies-burch, auch die Umgegend passe gut für eine Pfalz; einen archäologischen: es seien dort Reste vorhanden gewesen: noch nicht zweihundert Jahre seien es her, dass die Gebäude zerstört seien, die die principes Diestenses vom Jahre 500 bis 1459 bewohnt hätten; einen historischen: Diest komme auch sehr früh vor, von 1100 ab sei die Geschichte besser bekannt. Endlich meint er, Gregors Völkertafel spreche dafür. — Wie wenig der letzte Grund stichhält, haben wir bei der Betrachtung der Völkertafel gesehen; die anderen sind nicht besser. — Chifflet hatte denn auch, trotz dieser Zustimmung, bald darauf seine erste Ansicht widerrufen[2]): er habe geirrt, dort Dispargum zu suchen: der Angabe, dass die zweite Burg zu Diest „Disburg" genannt werde, widersprächen die Einwohner von Diest selbst; sie hiesse bei ihnen nur im allgemeinen: „Die Burg"; in Urkunden hiessen ihre Besitzer: „de Burgo," niemals: „de Disburgo". Nach genauerer Erwägung halte er jetzt Duysbourg bei Brüssel für das Dispargum Chlojos. — Henschen hatte freilich[3]) Chifflets eigenen Widerruf durch die

1) Leges salicae illustratae: illarum natale solum demonstratum cum Glossario Salico vocum Aduaticarum: Auctore Gottefrido Wendelino, Taxandro-Salio, J. V. D. Canonico Condatensi et Officiale Tornacensi (die Approbation des Censors p. XV ist 1647 unterschrieben) in J. J. Chifletii opera politico-historica. Tom. II, pag. 98 (caput XIV: De Dispargo castro, forsan Faramundi certe Chlodionis domicilio).

2) Anastasis Childerici I Francorum regis (1655) p. 6—9.

3) De tribus Dagobertis Francorum regibus diatriba Godefridi Henschenii (1655) lib. IV, cap. VIII, pag. 243—250.

Ausrede entkräften wollen, Diest selber habe ursprünglich, als der Ort auf diese Burg sich beschränkte, Diestburgum geheissen; beim Anwachsen zu einer Stadt sei dann das „burgum" abgefallen; eine völlig unerweisliche Behauptung. Bucherius [1]) stimmte gleichfalls für Diest, ebenso Mantelius [2]), Wastelain [3]), Ghesquière [4]), während Gelenius [5]), Fürstenberg [6]), Eckhart [7]), Bessel [8]) es verwarfen. Huschberg [9]) stellte die Ansetzung zu Diest wieder als über allen Zweifel erhaben hin — infolge zu geringer Litteraturkenntniss! Müller [10]) sprach sich bei Gelegenheit seiner Ansetzung der Pfalz Chlojos in Famars etwas unbestimmt über Diest aus: „Vor der fortschreitenden Geschichtsforschung haben die meisten Annahmen sich zurückziehen müssen. Hier und da hört man noch von Diest, dessen eine Burg wirklich den Namen Disburg geführt haben soll." — Doch hatte kurz zuvor sich schon Schayes [11]) sehr nachdrücklich gegen diesen Ort erklärt, indem er, gegenüber den Behauptungen von Wendelin und Des Roches von dem frühen Vorhandensein Diests, zeigte, dass es erst verhältnissmässig spät in der Geschichte auftrete. — Ganz zuletzt hat indessen Richard Schröder [12]) wieder eine gewisse Hinneigung zu Diest gezeigt, „falls dort wirklich früher ein Schloss Disburg bestanden hat." Die An-

---

1) R. P. Aegidii Bucherii Atrebatis e societate Jesu Belgium Romanum ecclesiasticum et civile (1655) p. 475.

2) Mantelius, Historiae Lossensis Lib. I, c. IV, p. 9.

3) Wastelain, Description de la Gaule Belgique, 1788, p. 35.

4) Ghesquière, Acta Sanctorum Belgii I, (1783), 296, 303—304.

5) Hierotheca Engelbertina, p. 119.

6) Monumenta Paderbornensia, 4. Aufl. (1714) p. 146—147.

7) Leges Francorum Salicae et Ripuariorum . . . illustratae (1720) p. 5.

8) Chronicon Gotwicense II, p. 469.

9) Huschberg, Geschichte der Allemannen und Franken, S. 449: „Die vielfachen Deutungen, welchen ferner das obengenannte Castell Dispargum unterworfen war, sind hier übrigens zu übergehen, da rücksichtlich der Lage derselben kein Zweifel mehr obwalten dürfte. Nordwestlich von Tongern liegt die Stadt Distheim an der Demmer mit zwei alten Castellen, von welchen das eine noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Disburg hiess."

10) Müller, Der Lex Salica etc. Alter und Heimat, 1840, S. 33.

11) A. G. B. Schayes, Les pays-bas avant et durant la domination romaine. T. II, 1838, p. 443.

12) Schröder, die Herkunft der Franken. Sybels Hist. Zeitschr. N. F. VII, 1880. S. 44, A. 3.

gabe Chifflets in seiner Anastasis, der sich an Ort und Stelle von der Unwahrheit dieser Behauptung überzeugte, haben jedoch diese Ansetzung, als völlig willkürlich, ein für allemal aus der Welt geschafft.

Duysbourg. Dieser belgische Ort zwischen Brüssel und Löwen, östlich von Tervueren auf einer ansehnlichen Hochfläche gelegen, an einer wenig günstigen Stelle, da Wasser und Pflanzenwuchs mangelt, und deshalb auch wenig bedeutend, wurde zuerst von Wendelin bei Gelegenheit der Erörterung der Dispargumfrage erwähnt (vgl. S. 155, Anm. 1), aber wegen der unvorteilhaften Gegend, die zur Anlage einer Pfalz nicht geeignet sei, von vornherein verworfen. Chifflet kam indess, nachdem er seine frühere Ansetzung zu Diest widerrufen, auf diesen Ort zurück [1]). Er bezog sich dabei auf die Angabe Grammayes, nach der dort lebende vertrauenswürdige alte Männer versicherten, Trümmer und Spuren der alten Burg gesehen zu haben. Der Ortsgeistliche verbürge nach alten Zeugnissen, zweihundert Jahre vor Fura (Tervueren) sei jenes Duysbourg eine Burg der Herzöge von Brabant gewesen. — Jene angeblichen Trümmer dürfte doch wohl jeder auf die Burg der Herzöge von Brabant beziehen; für die Pfalz Chlojos an dieser Stelle beweisen sie also nicht das geringste. — Ausserdem sei in der Nähe eine Römerstrasse nach Tournai gegangen. Auch das kann zur Ansetzung von Dispargum nicht genügen. — Noch in demselben Jahre hatte sich denn auch Henschen [2]) gegen Chifflets Ansetzung zu Duysbourg zu Gunsten von Diest ausgesprochen. Dagegen waren für Duysbourg wieder Lecointe [3]) und Dubos [4]). In Deutschland später Mannert [5]), dann der Verfasser einer Besprechung von Leos Zwölf Büchern niederländischer Geschichte in der Hallischen Litteraturzeitung (1833, Nr. 19), und der auf die letzten beiden hinweisende Rospatt [6]). Gegen Duysbourg stimmten wiederum Raepsaet,

---

1) Anastasis Childerici. I Francorum regis (1655), p. 7.

2) De tribus Dagobertis diatriba, pag. 248.

3) Annales ecclesiastici Francorum auctore Carolo Le Cointe . . . (Paris 1665) p. 59.

4) Histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules par M. l'abbé Dubos, Nouvelle édition (1742), I p. 275–286.

5) Geographie der Griechen und Römer III, S. 566 (1792).

6) Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte der Franken. S. 27.

(Oeuvres III, 268), Müller (Lex Salica S. 34, 39), Waitz[1]) und Leo[2]). Müller hielt es für zu weit von Cambrai entfernt, was freilich ein sehr subjectiver Grund ist; auch sei der Name, den er als „Mons fauni" erklärte, nicht mit Dispargum übereinstimmend. Waitz meinte, es liege „weder in termino Thoringorum, noch Tongrorum" und Leo sprach sich ähnlich aus, obwohl die Lage „vieles für sich habe". Der in der Nähe von Duysbourg schreibende Wauters[3]) erklärte sich wieder in eingehender Auseinandersetzung sehr entschieden für die dortige Ansetzung von Dispargum. Die Richtung des fränkischen Zuges nach Cambrai spreche für diesen Ort: indessen dieser Richtung entsprechen auch eine ganze Reihe anderer Orte, in denen man Dispargum gesucht hat. Es liege an der westlichen Grenze der Diöcese von Tongern oder Lüttich: also in terminum Tongrorum; aber mit dieser irrigen Lesart fällt auch das Argument, abgesehen davon, dass der terminus Tongrorum und die Grenze der Lütticher Diöcese als gleichbedeutend schwerlich zu erweisen wären. Die Lage der Silva Carbonaria, auf die er sich beruft, stimmt nicht nur zur Ansetzung in Duysbourg, sondern auch zu anderen, und hier noch besser. Wendelin hatte die ungünstige wasser-, weide- und waldlose Lage gegen Duysbourg geltend gemacht, und Wauters hatte zu Anfang seiner Besprechung des Ortes diese ungünstige Lage selbst sehr deutlich betont[4]), indessen glaubte er diesen Einwand durch den Hinweis auf günstigere Verhältnisse in etwas weiterer Entfernung entkräften zu können. Seine Angabe, dass benachbarte Orte in der karolingischen Zeit zum Königsgut gehörten, scheint ihm selbst nicht als genügendes Zeugniss zu gelten, und mit Recht. Ebenso wenig beweisen die von ihm erwähnten in der Nähe liegenden Hügel, der Vranksberg und der Huldenbergh, der

---

1) Waitz, Das alte Recht der salischen Franken S. 52. A. 1.

2) H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs I (1854,. S. 297. Anm.

3) Wauters. Histoire des environs de Bruxelles. Tom. III, p. 420—432.

4) A l'est de Tervueren commence un plateau assez élevé dont le point culminant est occupé par le village de Duysbourg. Aucun avantage naturel, si ce n'est la fertilité du sol (?), n'explique la naissance de cette localité qui est éloignée de tout cours d'eau. On ne peut l'attribuer aux Gaulois ou aux Germains, ces peuples amoureux du voisinage des ruisseaux. p. 420.

übrigens bei der ersten Erwähnung Hildebergh heisst und deshalb nicht etwa als Berg der Huldigung gedeutet werden kann. Sehr entschieden hat sich auch Moët de la Forte-Maison[1]) gegen Duysbourg erklärt. Dieser belgische Ort habe zur Zeit Chlojos noch gar nicht bestanden: die ganze Gegend dort sei ein wüster Wald gewesen. Longnon hielt diese Ansetzung für ebenso wertlos, wie alle übrigen[2]). Und doch ist sie heute gang und gäbe, und ein Schriftsteller schreibt sie immer getreulich und ohne Bedenken vom andern ab. Des Suchens müde, ist man stillschweigend übereingekommen, Dispargum dort „mit Wahrscheinlichkeit" anzunehmen. So finden wir Duysbourg bei Arnold[3]), Gauchez[4]), Lamprecht[5]), Oesterley[6]), selbst Longnon[7]) hat sich neuerdings zu der früher verworfenen Anschauung bequemt, auch Richard Schröder begünstigt es[8]). Lamprecht hat dem Orte vor kurzem sogar eine neue Namensform „Duesborg" verliehen[9]), die von der thatsächlichen völlig verschieden ist.

Aber, wie man bei Wauters sehen kann[10]), wird Duysbourg, was bei seiner ungünstigen Lage sehr erklärlich ist, im Jahre 1190 zum ersten Mal als ein ganz unbedeutender Ort, der, wie es scheint, nicht einmal einen eigenen Geistlichen hat, erwähnt, und obendrein — trägt es damals gar nicht den heutigen Namen, der dem Namen der Pfalz des Chlojo ähnlich klingt, sondern heisst noch auf lange Zeit Duzenborch (in einer Urkunde von 1226; das Siegel des Ortes von 1372 zeigt die Form Duseborch); damals erst erhielt es von dem Herzog Heinrich I. dieselben Rechte, wie das kleine Tervueren. Die gewünschte Uebereinstimmung des Namens mit dem gesuchten fränkischen Dispargum, die doch der erste Anlass war, an diesen

1) Moët de la Forte-Maison. Les Francs, I, pag. 462.

2) Géographie de la Gaule au VIe. siècle, p. 619.

3) Arnold, Deutsche Geschichte, I. (Die Urzeit) S. 150.

4) Topographie des voies romaines de la Gaule Belgique. Annales de l'académie d'archéologie de Belgique XXXVIII. 1882, p. 368.

5) Lamprecht, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, IV, 220; Westdeutsche Zeitschrift, I, 136.

6) Oesterley, Histor.-geogr. Wörterbuch des deutschen Mittelalters (1883), S. 138.

7) Atlas historique de la France. 1885—1889.

8) Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. S. 96, A. 12.

9) Deutsche Geschichte (1891). I, S. 281.

10) Histoire des environs de Bruxelles III, pag. 426.

Ort überhaupt zu denken, besteht also nicht. Von fränkischen, wie auch von römischen Ueberresten war zu Wauters Zeit noch nicht das geringste entdeckt worden [1]; vor allem nicht Spuren des fränkischen Palastes, wie denn selbst die von jenen „glaubwürdigen Greisen" bezeichneten Reste der angeblichen Burg der brabantischen Herzöge am Orte nirgends nachzuweisen waren. Und in der That war zur römischen und fränkischen Zeit die ganze Gegend dort ein weiter, unwirtlicher Wald, gewiss nicht geeignet zur Anlage eines königlichen Herrschersitzes. Erst allmählig haben später die Deutschen diese Wildniss gelichtet und angebaut [2]. Dann erst sind die fränkischen Ortsnamen, die besonders Schröder und Lamprecht namhaft machen, entstanden. Also auch diese Ansetzung von Dispargum an einem linksrheinischen Orte erweist sich von selbst als unhaltbar, ganz abgesehen davon, dass, wie oben gezeigt, unsere Quellen die rechtsrheinische Lage dieses Ortes verbürgen. Wenden wir uns nun den Ansetzungen auf der östlichen Seite des Rheines zu!

„Dietesburg im Buchenwalde". Freiherr Ferdinand von Fürstenberg [3], Sagittarius [4], Bessel [5], Kremer [6], Türk [7], Rospatt [8] nennen als eine Ansetzung von Dispargum einen Ort Dietesburg im Buchenwalde (Buchonia) oder „im Fuldaischen", als deren Vertreter sie den Jesuiten Christophorus Brower anführen. Die drei ersten erklären sich entschieden gegen diese Ansetzung [9]; die übrigen erwähnen sie nur. Aber keiner von ihnen allen hat bemerkt, dass es einen solchen Ort — überhaupt gar nicht gibt. Weder die Karten, noch die geographischen Lexica (Ritter, Rudolph, Neumann) wissen von einem Orte dieses Namens! Und

---

1) Ebenda p. 428.

2) A. G. B. Schayes. Les pays-bas avant et durant la domination romaine. T. II, 110—152, 415 u. f. stellt die Nachrichten über die völlige Bewaldung und Versumpfung des ganzen Landes zusammen.

3) Monumenta Paderbornensia (vgl. S. 161, A. 2.), p. 147.

4) Casparis Sagittarii Antiquitates regni Thuringici p. 139.

5) Chronicon Gotwicense T. II, 469.

6) Geschichte des rheinischen Franziens S. 9. A. r.

7) „Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwigs Tode", in seinen Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. Heft III, S. 73.

8) Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte der Franken S. 13.

9) Auch Wenck, Hessische Landesgeschichte II, 1. 133. A. d. ist dagegen.

wenn wir nun auf Browers, übrigens sehr seltenes Buch[1]) zurückgehen — so zeigt sich, dass dieser gar nicht eine Vermutung über die Lage von Dispargum ausgesprochen, sondern nur eine Etymologie dieses Ortsnamens anzugeben beabsichtigt hat. Er deutet es sprachlich als Dietes Purgus vel Burgus. Damit ist diese nur durch Nachlässigkeit entstandene „Ansetzung“ erledigt.

Desenberg. Für den an der Diemel, einem linken Nebenflusse der Weser in Westfalen (im Regierungsbezirk Minden) gelegenen Desenberg, der auch Dessenberg genannt wird, und das in der Nähe liegende Dorf Daseburg hatte sich Gelenius in seinem früher sehr geschätzten, jetzt hier nicht mehr auftreibbaren Buche „Hierotheca“ pag. 119 erklärt. Ob auch aus andern Gründen, als der sehr entfernten Namensähnlichkeit, die nichts beweist, ist mir unbekannt. Ferdinand von Fürstenberg[2]), der eine Ansicht des sehr steilen Berges, den eine Burgruine krönt, darbietet, hatte sich unter Berufung auf Aimoin dagegen ausgesprochen, hier das Dispargum Chlojos zu suchen. Ebenso ablehnend verhielten sich Sagittarius, Eckhart, Bessel und alle andern. Es lässt sich in der That kaum ein Grund für Gelenius Meinung anführen, und so dürfen wir sie denn auf sich beruhen lassen.

Ein Duisburg an der Eller wird von Wenck, Kremer, Türk als Ansetzung für Dispargum angeführt. An den drei mir bekannten Gewässern Eller, Bächen bei Schesslitz, Paderborn, Göttingen, habe ich einen Ort Duisburg nicht gefunden.

Hessberg an der Werra, ein Pfarrdorf in Sachsen-Meiningen,

---

1) Fuldensium Antiquitatum libri IIII. Auctore R. P. Christophoro Brovvero — Societatis Jesu Presbytero. Antverpiae ex officina Plantiniana. Apud Viduam et Filios Joannis Moreti MDCXII. Cum privilegiis Caesareo et Principum Belgarum. Die Stelle findet sich im Lib. I, caput II. Buchoniae veteris situs et regio. Darin p. 7.... Idem (Greg. Tur.) orientalium sedes quoad suâ aetate retrò meminisse licuit, inuestigans, ponit eas iuxta pagos et civitates in confinio Thuringiae; vetusque castrum Dispargum in limite Thoringorum Clodioni assignat nobilissimo Francorum regi. Dazu die Randbemerkung: Dispargum. adi Ortelii Synon. in Asciburgio coniecturae merae. Etymon probabile Dietes Purgus vel Burgus.

2) Fürstenbergius. Monumenta Paderbornensia ex historia Romana, Francica, Saxonica eruta etc. ac notis posthumis Ferdinandi Principis Episcopi Paderbornensis et Monasteriensis etc. textui passim insertis illustrata. Editio quarta prioribus correctior. Lemgoviae MDCCXIV, p. 146. — Meyer, Der Desenberg b. Warburg, Westfäl. Archiv I.

Kreis Hildburghausen, nennt Türk als eine Ansetzung für Dispargum. Es steht dies mit jener Anschauung im Zusammenhange, die Chlojos Reich in den Mainfränkischen Gegenden sucht, und der als terminus Thoringorum demgemäss der Thüringerwald gilt. Für Hessberg mochten dann noch die Lesarten einiger Handschriften, die für Dispargum die Formen Hesbergim, Hesbargem, Hesbargim haben, angeführt werden. Aber da Chlojos Reich zweifellos am Rheine lag, kann diese Ansetzung nicht aufrecht erhalten werden. Wie sollte auch Chlojo auf den Gedanken gekommen sein, von hier aus gerade auf Cambrai einen Angriff zu machen, mit einem Zuge durch den Kohlenwald?

Die Diesburg (Duisburg), eine Burgruine in Sachsen-Weimar, Kreis Eisenach, Amt Kaltennordheim bei Wohlmuthhausen (so ist die officielle Bezeichnung bei Rudolph, die Angaben der Historiker weichen von einander ab und verwirren daher leicht), wurde zuerst von Wilhelm Dietmar (der Name wird in verschiedener Schreibung angeführt) in einer besonderen 1709 erschienenen Schrift als Chlojos Herrschersitz vor seinem Eroberungszuge in Anspruch genommen. Eckhart, Heineccius[1]), Kremer, Wenck[2]), Wersebe[3]) erklärten sich für diese Ansicht und Türk sagt 1830, sie sei die gewöhnlichste geworden, ohne dass er sie doch mit Entschiedenheit vertritt. Indess hatte schon Bessel sich ausdrücklich gegen diese Ansetzung erklärt, da die Diesburg viel zu weit von dem Schauplatze der Thätigkeit Chlojos entfernt sei (Chronicon Gotwicense II, 469), und wir müssen ihm darin völlig beistimmen.

Der Dilsberg am linken Neckarufer, gegenüber von Neckarsteinach, wurde von Struve[4]) für den Sitz Chlojos gehalten. Da sein Name mit Dispargum kaum eine Verwandtschaft zeigt, wurde er irrig oft durch ähnlichere ersetzt. So nannte ihn Bessel (Chron. Gotwic. II, 470) Diesberg, Wenck[2]) Diesperg, Kremer (a. a. O. S. 9) Dilsperg, Türk (S. 73) Diesperg. Schon Bessel hat sich gegen diese Ansetzung entschieden. Weder der Name noch die Lage des Berges stimmt zu dem fränkischen Dispargum.

---

1) Praefatio zu Georgisch' Corpus iuris germanici, 1738, p. 15—16.

2) Wenck, Hessische Landesgeschichte, II, 1789, S. 131—134.

3) vgl. oben S. 147, Anm. 1.

4) Burcardi Gotthelffii Struvii Syntagma historiae Germanicae etc. Jenae 1716; § 14, p. 11—12.

Deutz nennt nur Henschen[1]) als eine vereinzelte irrige Ansetzung. Vielleicht liegt hier sogar ein Missverständniss zu Grunde; denn in dem für Dispargum gehaltenen Duisburg am Rhein suchten einige auch das von Hieronymus genannte Deusonis castrum, das andere in Deutz annahmen. So konnte wohl eine Verwechselung eintreten. Deutz heisst bei Gregor (155, 7) Divitia.

Doesburg an der Yssel, bei der Mündung der alten Yssel in der niederländischen Provinz Geldern, wurde zuerst von Wendelin bei der Besprechung der Lage von Dispargum erwähnt, aber nicht anerkannt[2]). Dagegen erklärte sich Vredius[3]) für diesen Ort, ebenso Georg Horn[4]). Der letztere meinte, Doesburg sei eines der fünfzig Castelle des Drusus: „nam Drusi conditoris sui nomen refert". Unter den Franken sei es mit Fortfall des r (natürlich eine völlig willkürliche Behauptung!) D(r)usburgum genannt, dann Dispargum geschrieben. Dort sei Faramunds und Chlojos Sitz gewesen, denn von der Yssel hätte die terra salica, hätten die Salier selbst ihren Namen. Man ist von beiden Erklärungen jetzt zurückgekommen. Sagittarius hat denn auch gegen diese Ansetzung sich ausgesprochen (p. 143) und Eckhart, Bessel, Schröder[5]), haben in gleichem Sinne ihr Urteil abgegeben, der letztere, weil der Ort chamawisch sei. Jedenfalls kann er gegen besser begründete Ansprüche nicht in Betracht kommen.

Doesburg bei Ede in der Veluwe, nördlich von Wageningen am Rhein, ebenfalls in der niederländischen Provinz Geldern — erwähnt nach Müllers Vorgang Schröder — wohl nur, um alle ähnlich klingenden Namen zusammenzustellen, erklärt sich aber gleich gegen eine Ansetzung von Dispargum dort, weil es chamawisch sei. Wir dürfen mit Recht davon absehen.

Duisburg am Rhein, oder gegenwärtig genauer am Dickels-

1) De tribus Dagobertis Francorum regibus diatriba p. 243.

2) Leges Salicae illustratae, Auctore Gotefrido Wendelino in J. J. Chifletii, Opera politico-historica II, p. 98—102.

3) Historiae Comitum Flandriae Libri Prodromi duo. Quid comes? Quid Flandria? auctore Olivario Vredio J. C. Brugensi, Brugis. Anno MDCL, in dem Abschnitt „quid Flandria" pag. 68. 80—82.

4) Georgii Hornii Dissertationes historicae et politicae, Lugd. Batavorum MDCLV. Dissertatio VII. De urbe Drusiburgo quam Doesburgum hodie vocant (pag. 40—46).

5) Sybels Hist. Ztschr. N. F. VII, 44, A. 3.

bach, einem kleinen linken Zuflusse der in den Rhein mündenden Ruhr, im Regierungsbezirke Düsseldorf in der preussischen Rheinprovinz gelegen, bleibt uns schliesslich als Ansetzung zu besprechen. Es ist derjenige Ort, auf den man am frühesten das von Gregor als Chlojos Residenz genannte Dispargum bezog. Schon die Kanzleibeamten der Ottonen und Adam von Bremen nannten diesen Ort Dispargum und auch die ersten wissenschaftlichen Betrachter der Stelle Gregors in der Neuzeit erklärten sich für Duisburg. So vielleicht schon Hermann von Nuenar und Walther Gymmius, deren Werke noch im sechszehnten Jahrhundert Johannes Tybius, der Duisburger, in sein lateinisches Gedicht Annalium sive Antiquitatum Originisque veteris Duisborgi libri III (1579)[1]) verarbeitete. Die Verse, in denen er Duisburg als das fränkische Dispargum schildert (a. a. O. p. 157), mögen hier folgen:

Franci has quaerentes Duispargi nomine sedes
Dixere: hic belli praesidiumque locant.
Scilicet et Clodius de crinibus ille Comati
Nomen qui meruit Francus, ab urbe prior
Hac vires sumpsit, ac coeptam robore munit,
Hac sola Gallos vastat ab urbe leves.
Hic belli sedem robur firmumque locavit,
Quam Theodomirus rexerat ante pius.
Belgi hac Tornacum Cameracum coepit et urbes
Hac domitus Clodio Gallus obaudit iners.
Regia eis eadem hic quae quondam, maxime Tuiscon,
Prima tibi fuerat firma vetusque, fuit.

Für Duisburg stimmten weiterhin Ortelius (vgl. S. 153 A. 1), Teschenmacher[1]) und Pontanus[2]). Ewich und Sellius (s. S. 153, A. 10, 154, A. 1), erklärten wenigstens den einen der von ihnen angenommenen Merowingerorte Dispargum für Duisburg[3]). Fürstenberg (s. S. 161, A. 2), Sagittarius (s. S. 154, A. 2), Hopp[4]),

---

1) in: W. Teschenmacheri Annales Cliviae etc., ed. Dithmar, p. 152 u. f.

2) Joh. Isaci Pontani Historiae Gelricae l. II, p. 36.

3) Joh. Nic. Selii Panegyris sive Vesalia gratulans (1686) p. 13, nennt nur Duisburg noch als Dispargum.

4) Egbert Hopp, Kurtze Beschreibung des Landes . . . . Cleve, 1655. S. 74.

Gaguinus, Naukler, Gebwiler[1]), Bessel, Withof[2]), Weisse[3]), Borheck[4]) Türk (s. S. 151, A. 7) Hüllmann[5]), Raepsaet[6]), Barthold[7]), Lacomblet[8]), Gengler[9]) äusserten sich mehr oder minder entschieden.

Gegen Duisburg haben sich ausgesprochen Wendelin, der Dispargum in Diest suchend, meinte, wohl nur die Namensähnlichkeit (die man gerade bei Diest nur allzusehr vermisste!) habe zur Ansetzung in Duisburg am Rhein oder Doesburg an der Yssel geführt, Lecointe wegen der irrig berücksichtigten Völkertafel Gregors; Struve „weil Duisburg auf dem linken Rheinufer liege" — während es thatsächlich auf dem rechten liegt; Müller, der anführte, Duisburg bedeute nicht Fanum Martis, sondern Mons fauni, was jedem, selbst wenn er dieser Etymologie zustimmen wollte, höchst gleichgültig und nichts beweisend erscheinen muss, der sich nicht, wie Müller, darauf verschworen hat, Dispargum müsse „die fränkische Uebersetzung von Fanum Martis", und deshalb zu Famars zu suchen sein; Georg Waitz, weil es nicht „in termino Thoringorum" liege, ein Einwurf, mit dem wir uns später noch beschäftigen werden; Wauters, den sein Lokalpatriotismus ohne Erfolg für das belgische Duysbourg eintreten liess, obwohl er sonst von Duisburg noch am meisten hielt; Moët de la Forte-Maison, der unerwarteter Weise und ohne recht erkennbaren Grund, nachdem er ge-

---

1) Diese drei nennt Withof a. a. O. Ihre Schriften sind mir unbekannt.

2) Withof, Praemetium crucium criticarum praecipue ex Seneca tragico, praemittitur oratio de origine et antiquitate urbis Duisburgensis ad Rhenum. Leiden 1749, p. 12—13.

3) Denkwürdigkeiten der Stadt Duisburg am Rhein aus alten und mittleren Zeiten nebst dem Beweise, dass diese Stadt unter dem Namen Dispargum die erste Hauptstadt des Fränkischen Reiches und die Residenz des Königs Chlodions gewesen. Duisburg 1769. Meine Bemühungen, diese Schrift zu erhalten, waren vergeblich; ich kenne sie nur aus Borhecks und Genglers Anführung.

4) Borheck, Versuch einer Geschichte der Stadt Duisburg am Rhein, S. 5—10, als Anhang zur Geschichte der Länder Cleve, Mark, u. s. w. II. 1800.

5) Geschichte d. Ursprungs der Stände, 2. Aufl., S. 27.

6) Oeuvres III, 269.

7) Geschichte der deutschen Städte I, (1850) S. 28, 236.

8) Archiv f. d. Gesch. d. Niederrheins, III, S. 11—16.

9) Codex iuris municipalis Germaniae I, (1863) S. 943—44.

sagt, es sei eigentlich nur zwischen Duisburg am Rhein und Duysbourg bei Brüssel zu wählen, plötzlich nach Heinsberg abschwenkte, das ihm besser zu dem — unhaltbaren — terminus Tongrorum zu passen schien. Gegen Duisburg war auch Longnon, der alle Ansetzungen von Dispargum für wertlos ausgab, um sich dann doch für Duysbourg zu erklären; Schröder, weil Duisburg ribuarisch sei [1]), was, nachdem wir gesehen, dass das später so genannte ripuarische Reich eben durch salische Franken begründet wurde, mehr für, als gegen diese Ansetzung spricht; ja schliesslich haben selbst Duisburger Gelehrte, Baumbach [2]) und Stiefel [3]), sich gegen ihre Stadt entschieden, „weil es erwiesen sei, dass Dispargum auf dem linken Rheinufer, nahe der Schelde in Belgien liege". Was es mit diesem Beweis auf sich hat, haben wir oben hinreichend gesehen! Keiner der Gegner Duisburgs konnte eben selbst etwas Endgültiges bieten, da ihnen allen die richtige Deutung der Gregorstelle verborgen blieb.

Aber freilich: Duisburgs Anhänger trifft dieser Vorwurf nicht minder. Gerade sie haben eigentlich am wenigsten zur wissenschaftlichen Lösung der Frage beigetragen. Meist sie nur gelegentlich mit ein paar Worten streifend, hat keiner der Genannten den ganzen Umfang der Schwierigkeiten, ihre eigentliche Wurzel, und die Mittel zu ihrer Tilgung erkannt. Fast alle äussern sich auch nur sehr unentschieden: Duisburg gilt ihnen als die wahrscheinlichere Ansetzung. Selbst wo sie eine Begründung versuchen, werden die Schwierigkeiten der ihnen unbequemen Gregorstelle mehr umgangen als gehoben; keiner ist von Irrtümern bei ihrer Deutung frei.

Und da nun auf den ersten Blick gerade diese Hauptquelle über Dispargum, die Stelle Gregors, ganz unzweifelhaft gegen das rechtsrheinische Duisburg zu zeugen scheint, so ist es kein Wunder, dass diese so mangelhaft verteidigte Ansicht schliesslich allgemein aufgegeben wurde und heutzutage als endgültig widerlegt gilt.

Wenn wir diese Ansetzung nun doch wieder auf den Schild erheben, indem wir behaupten: Duisburg am Rhein ist Chlojos Königssitz, das Dispargum des von Gregor mitgeteilten Berichtes, sogar mit der Hoffnung, ihr nun für immer den Sieg erstritten zu haben, so ist das also nicht etwa nur

1) Sybels H. Z. N. F. VII, p. 44, A. 3.

2) Baumbach, Die Duisburger Münzen, 1881, S. 57.

3) Stiefel, Die Duisburger Stadtrechnung von 1417. 1883, S. 41.

die blosse Wiederholung einer früher geäusserten, nur zeitweise in Vergessenheit geratenen Meinung — und konnte es nicht sein; es musste vielmehr, von neuen Grundlagen ausgehend, mit neuen Mitteln geführt, ein völlig neuer, selbständiger Beweis gegeben werden, auf den in der That die Aeusserungen der früheren Vertreter gar keinen Einfluss geübt haben.

Zum ersten Mal wurden, um die Bausteine zur Durchführung dieses Beweises zu gewinnen, alle einschlägigen Geschichtsquellen gesammelt, und der Ursprung und Wert, die eigentliche Bedeutung jeder ihrer Angaben untersucht; zum ersten Mal vor allem der Abschnitt Gregors — gerade 1300 Jahre nach seinem Tode — in seine Bestandteile aufgelöst und der ursprüngliche Zweck des Ganzen, wie die Bedeutung der einzelnen Teile vor Augen gestellt.

Und eben das ist das Wesentliche, was bisher übersehen wurde: Die Dispargumfrage ist nur zu lösen, wie es hier geschah, — durch die vollständige Analyse des ganzen von uns mitgeteilten Abschnittes Gregors. Die Erläuterung auch seiner nicht unmittelbar von Dispargum handelnden Teile ist nicht etwa eine Abschweifung, sondern die unumgänglich nötige Voraussetzung der Lösung! Jede Auslassung würde dieselbe vereiteln, wie denn an der unvollständigen Betrachtung der Stelle alle früheren Versuche gescheitert sind.

Nur so wurden die verschiedenen Punkte, die die Beweisführung berücksichtigen muss, — die litora Rheni, die Richtung des Rheinübergangs, die Thoringia, die gallische Völkertafel — in ihrer wahren Bedeutung erkannt, und es ergab sich daraus schliesslich die Harmonie aller scheinbar im Widerspruch stehenden Berichte, die in ihrer Gesammtheit die sichere Bestimmung Dispargums zulassen, an deren Möglichkeit man zuletzt überhaupt verzweifelt hatte.

Wir wurden zu der Annahme Duisburgs nun schon durch die Erwägung geführt, dass alle anderen Ansetzungen unhaltbar sind und dass sich ihr keine triftigen Gründe entgegenstellen lassen. Wie wir sehen werden, entspricht sie aber auch positiv allen Anforderungen.

Zunächst stimmt der Name Duisburg, besonders in den überlieferten älteren Formen, sehr gut zu dem Dispargum Gregors. Noch jetzt wird ja der Name Duisburg bekanntlich zweisilbig ausgesprochen, so dass die erste Silbe des heutigen Namens der jenes ältesten überaus nahe kommt [1]). Statt der zweiten Silbe „burg“

1) Daniel, Handbuch der Geographie III. S. 877.

findet sich im Mittelalter und in der Neuzeit bei unserem Orte die Nebenform „berg" gebräuchlich, Dispergium [1]), Duisberg [2]), die in der Aussprache leicht geradezu zu „barg" [3]) wird, so dass dann der Name Duisburgs mit dem bei Gregor überlieferten völlig sich deckt.

Duisburg wird auch noch in späterer Zeit mehr als einmal geradezu Dispargum genannt, so dass die Identität schon äusserlich urkundlich bezeugt ist. Eine Urkunde Ottos des Ersten (Mon. Germ. Nr. 325) hat für Duisburg die Form Diuspargo in der Datumzeile; eine Urkunde Ottos des Zweiten (63) Diaspargo, vier Urkunden Ottos des Dritten haben Dusparge (13), Dispargo (28), Diaspurgo (115), Diaspurgo al. Diaspargo (116). Ebenso nennt es Adam von Bremen ausdrücklich Dispargum [4]). Die Nebenform Dispergium haben wir schon erwähnt [2]). Sogar die „Oude kronijk van Brabant" nennt ganz bestimmt Duisburg als das alte Dispargum [5]). Das alles beweist eine ununterbrochene lokale und nicht nur lokale Tradition, deren Zeugniss von höchster Bedeutung ist.

Dazu kommt, dass Duisburg seiner Lage nach den Angaben der Quellen über Dispargum, wie wir sie in ihrer Bedeutung nun richtig erkannt haben, bestens entspricht. Es liegt auf dem rechten Rheinufer, wie jene einstimmig fordern, in der Nähe des Rheins, worauf der ganze Zusammenhang der Erzählung, wie schon Loebell (p. 389) erkannte, deutlich hinweist. Gerade an jener Stelle, wo der Zug der Franken von der Urheimat am Meere nach dem Thüringerlande den Rhein überschreiten musste, auch in späterer Zeit noch ein berühmter Rheinübergangsort; und jener Ort musste ja auch nach der Eroberung der wichtigste Punkt sein, deckte er doch die Verbindung mit der alten Heimat! Hier gerade war denn auch das Kernland des späteren ripuarischen Reiches, das durch jenen Eroberungszug gegen die Thüringer gegründet wurde: der um Duisburg liegende Ruhrgau hiess ja vorzugsweise der „Ripuariergau", pagus Ripariorum, der auch vornehmlich zu dem Herzogtum Ripuarien (ducatus Ribnariorum) gehörte.

---

1) Fundatio monasterii Waldsassensis. M. G. S. S. XV. 1089, 15–16.

2) Borheck, a. a. O. S. 3.

3) Vgl. C. Sagittarii Antiquitates Regni Thuringici, p. 127 und H. Müller, Lex Salica, S. 38 gegen Longnon, Géogr. de la Gaule au VI. siècle, p. 619.

4) Adami Gesta Hammaburgensis eccl. M. G. S. S. VII, 346, 18.

5) Codex dipl. Neerlandicus, II. Serie, III. Deel, p. 31.

Duisburgs Lage passt aber auch vorzüglich zu den übrigen Angaben unserer Quellen beim weiteren Fortgang der Erzählung. Von hier aus überschreitet Chlojo thatsächlich den Rhein zu seinem Eroberungszuge gegen die Römer. Hier ist ihm Cambrai, der erste bedeutende Ort in der wichtigen Scheldegegend, jenseits der brabantischen Oede, zur Römerzeit, durch die grosse Römerstrasse Maastricht-Bavai, die von Duisburg nah und leicht zu erreichen ist, als Ziel des Zuges geradezu vorgeschrieben. Von Duisburg aus ist seine Aussendung von Kundschaftern vor dem eigenen Aufbruch bei der nicht ganz unbeträchtlichen Entfernung sehr verständlich. Der Kohlenwald, der allein von jener grossen Römerstrasse durchschnitten wird, begünstigte, indem er den Zug deckte und verdeckte, nach Wunsch die geplante Ueberrumpelung der Römer, die denn auch thatsächlich glückte. So haben sich uns bisher alle Angaben der Quellen bei Zugrundelegung von Duisburg auf's beste und einfachste bestätigt! Wie steht es nun mit der Nachricht, dass Dispargum „in termino Thoringorum", „an der Grenze der Thüringer" gelegen sei? — und, wenn wir es aus dem Zusammenhange hinzufügen wollen, zugleich „im ehemaligen Gebiete der Thüringer"? Passt auch das auf Duisburg? Waitz hatte ja [1]) gegen Duisburg eingewandt, es läge weder in termino Tongrorum noch Thoringorum. Dem gegenüber könnten wir nun den Spiess einfach umdrehend, mit Recht wie Sagittarius sagen: „Und weil denn Duisburg am Rhein dieses Dispargum gewesen, so erhellt von selbsten, dass, wie dieser Ort noch thüringisch war, und zum Thüringischen Königreich gehöret, die Grenzen dieses Reichs sehr weit von dem jetzigen Thüringen entfernet, und also das Thüringische Königreich sehr weit ausgebreitet gewesen" [2])! Meinte doch selbst Georg Horn, der Dispargum in Doesburg an der Yssel annahm, einfach, die Grenzen der Thüringer hätten sich eben damals bis in die Nähe dieses Ortes erstreckt [3]). In der That haben wir über die Thüringische Geschichte im fünften Jahrhundert so wenige Nachrichten, dass wir ziemlich alles annehmen müssen, was uns durch unsere Quellen geboten wird. Und da die vorliegende sich als bestens glaubwürdig zeigt, so müssten wir ihr auch hierin folgen.

1) Das alte Recht der sal. Franken, 1846, S. 52 A. 1. Uebrigens nach dem Vorgange von L. v. Ledebur; vgl. dessen Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer. Zwei Vorträge. Berlin 1842. S. 47.

2) Casparis Sagittarii P. P. Antiquitates regni Thuringici p. 148.

3) Georgii Hornii Dissertationes historicae et politicae pag. 43—44.

Zudem bietet sie uns nichts Unerhörtes. Wir wissen aus anderen Zeugnissen, dass sich die Grenzen des alten Reiches der Thüringer im fünften Jahrhundert weit über das eigentliche Stammesgebiet ausdehnten. Gleich von Anfang an, das muss man sich stets vergegenwärtigen, ist der Name der Thüringer nicht etwa nur eine bloss sprachliche Abwandelung des Namens der Hermunduren, sondern er bezeichnet die politische Vereinigung mehrerer Stämme zu einer Einheit. Er ist ein Bundesname, gerade wie die Namen der Franken, Sachsen, Alemannen. Je nach den politischen Verhältnissen konnten sich diese Bundesnamen durch freiwilligen oder erzwungenen Zutritt anderer Stämme über die weitesten Gebiete ausdehnen, während nach Niederlagen und fremden Eroberungen ihr Geltungsbereich wieder zusammenschrumpfte. Ethnologische Bedeutung haben diese Bundesnamen nicht, sondern lediglich politische, mochte auch ursprünglich der Name einem einzelnen Stamme angehört haben. So umschliesst heute der Bundesname der Preussen, ebenso nur ein politischer Begriff, die verschiedenartigsten deutschen Stämme von der Maas bis an die Memel, ja selbst Nichtdeutsche. Ausserdem wird von Fremden häufig der Bundesname eines herrschenden Bundes für Stämme gebraucht, die diesem Bunde nicht angehören, wenn nur alle ein weiteres Band umschliesst. So nennt der Franzose jeden Deutschen „Allemand“ oder gar „Prussien“, und wir nennen wohl alle Unterthanen der Königin von Grossbritannien „Engländer“, obwohl z. B. jeder Schotte gegen diese Benennung Einspruch erheben würde. Dieser Umstand ist auch für frühere Zeiten nicht ausser Acht zu lassen.

Gerade im fünften Jahrhundert hat sich der Name der Thüringer über ein Gebiet von gewaltiger Ausdehnung erstreckt. Gegen Süden sassen schon die Hermunduren, das Kernvolk des späteren Thüringerbundes, bis zur Donau hin; und ebenso weit finden wir später das Reich der Thüringer ausgedehnt: Naab und Regen fliessen im Thüringischen Gebiet. Nach Südosten hin grenzt Thüringen sogar an Pannonien. Ganz Böhmen gehörte dazu, das Quellland der Elbe; ja auch der Nordrand des Riesengebirges, Schlesien, das später wieder von thüringischen Ansiedlern besetzt ward, scheint zum Bundesgebiet der Thüringer gerechnet worden zu sein. Und nicht minder weit, als nach Osten und Nordosten, waren die Thüringischen Grenzen nach Norden ausgedehnt. Bis zur Aller gehörte das Land den Thüringern, ja die Sage berichtet von einer Zeit, da

die Thüringer bis an die Küste der Nordsee wohnten und das Land Hadeln, jene Landspitze zwischen der Elb- und Wesermündung, innehatten, bevor die Sachsen (von Jütland her) dort landeten und dann immer weiter nach Süden vordrangen. Markomannen und Heruler, Angeln und Warnen gehörten somit zum thüringischen Völkerverein, fürwahr ein gewaltiges Reich, das auch nach Nordwesten hin die späteren Grenzen weit überschritt. Ist es da unwahrscheinlich, wenn wir hören, dass sich im fünften Jahrhundert dieses Bundesgebiet auch nach Westen hin weiter erstreckte, als wir sonst annahmen? Wir sahen schon, dass Horn und Sagittarius sich für eine solche Ausdehnung der thüringischen Herrschaft aussprechen; Gloël, Ledebur, Müller, Raepsaet, Lamprecht haben sogar westrheinische Thüringer, zum Teil aus anderen Rücksichten angenommen. Wenck, Wachter, Rettberg u. a. haben sich freilich gegen eine westliche Ausdehnung der Thüringer erklärt, ohne indess genügende Gründe für ihre Meinung anzugeben. Aber sie haben eben unsere Stelle bei Gregor nicht berücksichtigt, die doch mit aller Bestimmtheit die westliche Ausdehnung Thüringens bis zum Rheine hin behauptet.

Diese Angabe hat schon dem ganzen Charakter der Quelle gemäss, wie wir bereits bemerkten, grossen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, selbst wenn sie die einzige Nachricht über diese Verhältnisse wäre. Sie wird indess auch durch andere Quellenstellen völlig bestätigt.

Mehrere Zeugnisse berichten ausdrücklich, dass die Thüringer die unmittelbaren östlichen Nachbaren der Rheinfranken waren.

So jene Stelle des Procopius von Cäsarea [1]), der die erste

---

1) Procopii de bello Gothico I, 11: *Οἱ δὲ Φράγγοι οὗτοι Γερμανοὶ μὲν τὸ παλαιὸν ὠνομάζοντο. ὅντινα δὲ τρόπον τε ἐξ' ἀρχῆς καὶ ὅπῃ ᾠκημένοι Γαλλίαις τε ἐπεβάτευσαν καὶ διάφοροι Γότθοις γεγένηνται, ἐρῶν ἔρχομαι* — I, 12: . . . *ἐν Γάλλοις δὲ ἄλλοι ποταμοὶ καὶ Ῥόδανός τε καὶ Ῥῆνος ῥέουσι. τούτοιν τὴν ὁδὸν τὴν ἐναντίαν ἀλλήλοιν ἰόντοιν ἅτερος μὲν ἐκδίδωσιν ἐς τὴν Τυρρηνικὴν θάλασσαν, Ῥῆνος δὲ ἐς τὸν ὠκεανὸν τὰς ἐκβολὰς ποιεῖται. λίμναι τε ἐνταῦθα, οὗ δὴ Γερμανοὶ τὸ παλαιὸν ᾤκηντο, βάρβαρον ἔθνος, οὐ πολλοῦ λόγου τὸ κατ' ἀρχὰς ἄξιον, οἳ νῦν Φράγγοι καλοῦνται. τούτων ἐχόμενοι Ἀρβόρυχοι ᾤκουν, οἳ ξὺν πάσῃ τῇ ἄλλῃ Γαλλίᾳ καὶ μὴν καὶ Ἰσπανίᾳ Ῥωμαίων κατήκοοι ἐκ παλαιοῦ ἦσαν. μετὰ δὲ αὐτῶν ἐς τὰ πρὸς ἀνίσχοντα ἥλιον Θόριγγοι βάρβαροι, δόντος Αὐγούστου, πρώτου βασιλέως, ἱδρύσαντο. καὶ αὐτῶν Βουργουζίωνες οὐ πολλῷ ἄποθεν πρὸς νότον ἄνεμον τετραμμένοι ᾤκουν, Σουάβοι τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοί, ἰσχυρὰ ἔθνη. οὗτοι αὐτόνομοι ἅπαντες ταύτῃ τὸ ἀνέκαθεν ἵδρυντο.*

Erwähnung der Franken in seiner Schilderung des Gothenkrieges zum Anlass nimmt, im Rahmen einer ethnogeographischen Uebersicht über die Länder Afrikas und Europas die ältesten Sitze dieses Bundesvolkes zu beschreiben. Er gibt sie — der Geschichte und unserer Erzählung bei Gregor völlig entsprechend, — als am Meere, an den Rheinmündungen gelegen an. Westlich oder vielleicht südwestlich von ihnen wohnen die Arborycher (eine Bezeichnung für gallische Stämme, die noch unter römischer Herrschaft standen), gegen Osten sind die Thüringer, d. h. die zum Thüringerbunde gehörigen deutschen Stämme, die unmittelbaren Nachbarn jener Ursitze der Franken.

Diese Angaben stimmen also auf das genaueste zu der Schilderung unserer bei Gregor erhaltenen Quelle über den Auszug von Franken aus jenen Ursitzen, von ihrem Rheinübergang und ihrer Gründung eines fränkischen Königreiches auf einem den Thüringern abgerungenen Gebiete. Die Thüringer selbst grenzen südlich nach jener Quelle Procops an die Sitze der Schwaben und Alemannen. Auf diese Bestimmung kommen wir später noch zurück, wo wir davon handeln, wie Procop zu der Angabe kommt, dass die Thüringer von Augustus Wohnsitze erhalten hätten.

Eine weitere ausdrückliche Bestätigung dieser unmittelbaren Nachbarschaft des fränkischen und des thüringischen Bundesgebiets am Rhein erhalten wir aus dem Werke des Geographen von Ravenna [1]), jener unvollständig erhaltenen, etwa im siebenten Jahr-

1) p. 11. Prima ut hora noctis Germanorum est patria, quae modo a Francis dominatur, ut superius dictum est (eine frühere Erwähnung ist nicht vorhanden; dies beweist z. B. die Unvollständigkeit) cuius post terga infra Oceanum praedicta insula Britania, dum nimis est latissima invenitur.. p. 226. Iterum ad frontem eiusdem Frigonum patria, quomodo verbi gratia ut dicamus, ad terram spatiosam ponitur patria, quae antiquitus Gallia Belgia Alobrites (über dies Wort siehe Dederich, Annalen des hist. V. f. d. Niederrhein I, 233; nach Gatterer „a Latinis", nach Dederich „a Arbitione", einem der öfter genannten Gewährsmänner des Sammlers, nach Fr. Börsch „Atrebates", vielleicht nur als „appellatur" oder ähnlich zu erklären) quam patriam plurimi descripserunt philosophi: ex quibus ... — ... inferius dictas civitates praefatae Francorum patriae nominavi etc.: Maguntia, Bingum, Bodorecas etc. ... Sunt et aliae multae civitates ante praefatam Maguntiam iuxta ipsum fluvium Renum sitae: sed dum ipse Renus per Almanorum venit terram ideo non Francorum patriam nominavi. transeunt autem plurima flumina, inter quae fluvius maximus qui dicitur

hundert verfertigten Zusammenstellung von geographisch-statistischen Tabellen, besonders über die zu den einzelnen Reichen gehörigen Städte und Flüsse. Diese Tabellen rühren, auch wo sie ein einzelnes Land betreffen, oft aus verschiedenen Quellen her, und stellen die Zustände aus verschiedenen Zeiten dar, ohne dass der Sammler diese Verschiedenheit genügend beachtet und hervorgehoben hätte. Aber sobald wir dies im Sinne behalten, sind die einzelnen Angaben von unschätzbarem Werte und verdienen volles Vertrauen. Freilich ist es oft nicht leicht, für fehlerhaft überlieferte Namensformen die sichere Ortsbestimmung zu finden. — Der Geograph gibt auch für die Franken eine Angabe ihrer Sitze in der alten Gallia Belgica als Nachbarn der Friesen, teilt eine Tabelle über die Städte des Frankenlandes am Rhein mit, die alle am linken Rheinufer von Mainz abwärts liegen; dann eine Reihe von Flussnamen, die dem Zusammenhange und der Mehrzahl der Erklärer nach ebenfalls auf der westlichen Rheinseite zu suchen sind, und führt dann die Thüringer als unmittelbare Nachbarn dieser Rheinfranken an. Wie bei Procop, grenzen bei ihm die Thüringer nach Süden an die Schwaben-Alamannen, die er nun behandelt. Die weitere Liste fränkischer Städte, die dann nachträglich folgt, gehört einer späteren Zeit an. Es sind Städte an der Maas, Mosel, Loire, Aisne. Die Stelle des Jordanes[1]), die in Uebereinstimmung mit diesen Zeugnissen die Thüringer nördlich der Schwaben-Alamannen ansetzt, bestätigt damit

---

Renus, qui egreditur de loco, qui dicitur Rausa confitio ... in patria Francorum supradicta sunt, id est: Logna, Nida, Dubra, Movit, Rura, Inda, Arneffa. Iterum desuper ipsam, quomodo ut dicamus, ad faciem patriae Francorum Rinensium est patria, quae dicitur Turringia, quae antiquitus Germania nuncupatur, quae propinquatur cum patria Saxonum, quam patriam secundum supra scriptum Anaridum philosophum designavimus; in qua patria aliquanta castella fuisse legimus, per quam Turringorum patriam transeunt plurima flumina, inter cetera, quae dicuntur Bac et Reganum, qui in Danubio merguntur. p. 230: Iterum propinqua ipsius Turringiae ascribitur patria Suavorum, quae et Alamannorum patria confinalis extitit Italiae.

1) Jordanis c. 55 (M. G. p. 130, 19) Thiodemir ... emenso(que) Danubio Suavis improvisus a tergo apparuit. nam regio illa Suavorum ab oriente Baibaros habet, ab occidente Francos, a meridie Burgundzones, a septentrione Thuringos, quibus Suavis tunc iuncti aderant etiam Alamanni ipsique Alpes erectos omnino regentes, unde nonnulla fluenta Danubium influunt nimio cum sonu vergentia.

gleichfalls, wenigstens indirekt, die unmittelbare Nachbarschaft der Rheinfranken und Thüringer.

Diese trotz ihrer verschiedenen Herkunft völlig übereinstimmenden Zeugnisse beweisen wohl hinlänglich, dass sich in der That das Bundesgebiet der Thüringer vor den fränkischen und sächsischen Eroberungen weithin bis zum Rhein nach Westen ausdehnte. Das am Rhein gelegene Duisburg, das Dispargum Gregors (und der späteren, wie Adams von Bremen), der Königssitz Chlojos, konnte also mit vollem Rechte, besonders vom Standpunkte Gregors aus, als an der thüringischen Grenze des Frankenlandes zu Chlojos Zeit liegend, bezeichnet werden. Denn das Ripuarische Reich umfasste auf dem rechten Ufer des Rheins immer, auch in späterer Zeit, nur einen schmalen Streifen Landes am Rhein entlang, der gerade im Norden, in der Nähe von Duisburg, besonders schmal war, so dass Duisburg der Grenze sehr nahe lag. Also auch mit Rücksicht auf jene Bestimmung, nach der Dispargum an der Grenze der Thüringer gelegen war, entspricht Duisburg, auf das alle anderen Anzeichen hindeuten, während die sämmtlichen übrigen Ansetzungen sich von selbst als unhaltbar erweisen, völlig allen Anforderungen.

Wir könnten damit diese Untersuchung schliessen. Auf eines möchten wir indessen noch ausdrücklich hinweisen. Wie ohne Weiteres ersichtlich, rechnen alle jene oben genannten Quellen mit voller Bestimmtheit das ehemalige Land der Chatten (deren Name eben zu dieser Zeit völlig verschollen ist), zum thüringischen Bundesgebiet!

Ueber diese Chatten aber und ihre Zuweisung an einen der neuentstandenen Bundesnamen herrschte bis in die neueste Zeit Zwiespalt. Noch letzthin haben manche die Chatten als Teilnehmer am Frankenbunde von frühester Zeit an, ja sogar als die eigentlichen Urfranken, die auch unter Childerich und Chlodovech den hauptsächlichen Kern der fränkischen Macht bildeten, hinstellen wollen [1]; und aus dieser Anschauung erwuchs dann besonders auch die Opposition gegen Duisburg. Begreiflicherweise; denn wenn man die Chatten zu den Franken rechnete — und zwar schon zur Zeit Chlojos —, und demgemäss das thüringische Bundesgebiet erst an

1) Vgl. Richard Schröder, Die Franken und ihr Recht. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abt. II, 1881, S. 27. Lamprecht, Ztschr. d. Aach. Geschichtsvereins IV, 1882, S. 216.

der Ostseite der Chatten beginnen liess, dann war allerdings schwer einzusehen, wie Duisburg an der Grenze der Thüringer liegen sollte. Dann mochten in der That der Desenberg oder die Diesburg dieser Bestimmung besser zu entsprechen scheinen, wiewohl sich bei dieser Annahme die oben besprochenen, unlösbaren Schwierigkeiten betreffs des Zuges Chlojos von diesen Gegenden aus durch den Kohlenwald nach Cambrai und weiter bis zur Somme gegen die Römer ergaben.

Aber jene Anschauung, dass die Chatten Urfranken gewesen seien, ist eben unhaltbar; sie ist eigentlich nur ein spätes Echo früherer Irrtümer hinsichtlich des Ursprunges des Frankenbundes, den man in Mitteldeutschland — von der fränkischen Saale sollten die Salier ihren Namen haben — entstanden dachte. Ob vielleicht eine kleine Stammeseitelkeit hessischer Forscher, die gern ihre Urahnen von Anfang an an dem Ruhm der weltumgestaltenden Thaten der Franken teilnehmen lassen wollten, dabei mit im Spiele gewesen ist? Schliesslich werden doch alle Müllenhoffs Urteil beistimmen müssen: „Nichts kann gewisser sein, als dass die Hessen die nächsten Sippen der Thüringer sind, und durch diese zu der grossen Gemeinschaft gehörten, aus der die hochdeutschen Stämme hervorgegangen sind.“ Diese nahe Verwandtschaft beider beweist schon der uralte Stammbaum der deutschen Völkerschaften, der Chatten, Hermunduren, Sueven und Cherusker unter dem Namen der Herminonen, als Söhne eines Vaters, des Irmino, zusammenfasst, im Gegensatz zu den Ingaevonen und Istaevonen, zu denen diejenigen Stämme gehörten, unter denen zuerst später der Frankenname aufkam. Chatten und Hermunduren gehören dann gemeinsam zu den Sueben, als der Name dieses Brudervolkes zum Bundesnamen wird. In eigentümlichem Wechsel wird dann der Name der Chatten allmählich zum Bundesnamen, der alle einzelnen Bruderstämme der Herminonen umschliesst, so dass wir „Chatten“ an der Donau, an der Elbe, an der Aller, ja nördlich jenseits der Lippe genannt finden. Und als dann der Chattenname für immer verschwindet, tritt im gleichen Umfange der von dem Namen des dritten Bruderstammes, der Hermunduren, abgeleitete Bundesname der Thüringer an seine Stelle, der dann, wie wir oben sahen, seine Geltung noch über weitere Gebiete, im Osten vor allem, ausdehnt. Eben in dieser umfassenden Bedeutung, in der er auch das eigentliche Gebiet der ehemaligen Chatten, wie die nördlichen und nord-

westlichen Gegenden, die wir als chattisch antrafen, umschliesst, zeigen ihn die von uns angeführten Stellen; und dieselbe Bedeutung hat er auch in jener Stelle Gregors, nach der Dispargum liegt „an der Grenze der Thüringer“. Dass so der Name der Thüringer als „Gesammtname für suebisch-herminonische Völkerschaften“ gegolten habe, mutmasste übrigens schon Waitz mit Recht. In diesem Sinne verstehen wir es auch sehr wohl, wenn der Geograph von Ravenna sagt, dieses Thüringen habe einst Germanien geheissen! Erstreckte sich doch in der That dieses Thüringische Bundesgebiet fast über ganz Deutschland.

Ein recht schlagender Beweis, dass die ehemaligen Chatten nach dem Verschwinden ihres Namens geradezu als Thüringer bezeichnet werden, liegt nun, abgesehen von der mehrfach angetroffenen Bestimmung, dass die Thüringer nördlich der Schwaben sassen, in der Angabe Procops, nach der Kaiser Augustus Thüringern Wohnsitze angewiesen habe. Das ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen. „Thüringer“ gab es überhaupt zur Zeit des Augustus noch nicht, ihr Name tritt erst später auf; Hermunduren haben von Augustus keine Sitze erhalten. Aber wenn wir näher zusehen, so hat Augustus durch Agrippa den Chatten Wohnsitze zugewiesen, wahrscheinlich im Gebiet der auf das linke Rheinufer ausgewanderten Ubier, die am Rhein zwischen Main und Lahn gesessen hatten, wo wir später eben Thüringer, nördlich der Sueben-Alamannen, genannt finden. Diese Ansiedelung der Chatten durch Augustus dürfte wohl die Quelle des Procop im Sinne haben, wenn sie von einer Ansiedelung der später dort genannten Thüringer, zu denen jene Chatten gehörten, spricht; sie würde damit handgreiflich bezeugen, dass mit vollem Bewusstsein zu ihrer Zeit die Chatten den Thüringern beigezählt wurden, zum Thüringerbunde gehörten.

Mit dem Bundesnamen der „Franken“ wurden diese mitteldeutschen Stämme, und zwar nicht nur die ehemaligen Chatten, sondern auch die übrigen Thüringer und die nördlichen Alamannen am Main, die sogenannten Mainfranken, erst bezeichnet, als ihr Gebiet durch die kriegerischen Eroberungen Chlodovechs und seiner Nachfolger dem fränkischen Reiche einverleibt, der Thüringerbund aufgehoben war. Dass der Name der Hessen erst im achten Jahrhundert und zwar nur als der eines einzelnen Gaues ganz im Norden an der sächsischen Grenze auftaucht, ist bekannt. Der Frankenname hat aber, wie überhaupt alle Bundesnamen, so besonders für

diese mitteldeutschen Stämme, selbstverständlich nur eine politische Bedeutung: Franken sind sie, wie sie heute zum Teil Preussen sind. Eine Verwandtschaft der so bezeichneten Stämme mit jenen, bei denen zuerst der Frankenname aufkam, wird dadurch in keiner Weise angezeigt. Jene sind Herminonen, diese Istävonen. — Die Verkennung der lediglich politischen, nicht ethnographischen Bedeutung dieser Bundesnamen ist der Hauptirrtum derer, die die Chatten zu Urverwandten der meeranwohnenden Salier stempeln möchten.

Uebrigens darf man nicht verkennen, dass sich bei Richard Schröder, einem der Hauptvertreter dieser Ansicht, die ganze Frage eigentlich um einen einzigen Punkt dreht: um den Krieg Chlodovechs gegen die Thüringer, den Gregor erwähnt.

Von der Erwägung ausgehend, dass das Königreich Chlodovechs zur Zeit jenes Krieges nicht an das deutsche Thüringerland grenzte, also ein Kriegsfall zwischen beiden schwer erklärlich schien, hatten frühere Erklärer, vor allen Waitz, geleugnet, dass unter jenen „Thoringi“, gegen welche Chlodovech zu Felde zog, die deutschen Thüringer verstanden werden könnten. Sie hatten auch hier an die fabelhaften linksrheinischen „Thoringer“ gedacht, mit denen wir bei unserer Dispargumfrage Bekanntschaft gemacht haben, deren Gebiet aber, wenn sie wirklich existirt hätten, Chlodovech jedenfalls längst besass und nicht erst zu erobern brauchte. Schröder hat, wie wir damals schon hervorhoben, das grosse Verdienst, der alten unbefangenen Ansicht, dass, wie überall, so auch hier an dieser Stelle Gregors die Thoringi keine andern als die Thüringer sind, wieder Geltung verschafft zu haben.

Aber nun schien ihm, um diesen Krieg Chlodovechs mit den Thüringern zu erklären, jenen Einwendungen gegenüber der Beweis erforderlich, dass thatsächlich Chlodovechs Reich an das der Thüringer grenzte. Für diesen Beweis eben sollten die Hypothesen hinsichtlich der Chatten eintreten.

So stellte Schröder denn erstens die Ansicht auf, dass die Chatten „Urfranken“, ja mit den salischen Frankenstämmen seit ältester Zeit besonders nahe verwandt wären. Er zog dabei Tacitus Nachricht von der chattischen Herkunft der Bataven heran, trotzdem Müllenhoff diese Angabe als „vollkommen einen ebensolchen Unsinn, wie der Ulixes und die Trojaner am Niederrhein“ seien, bezeichnete. Wenn dann Schröder mit der Thatsache, dass später in den

chattischen Gegenden das salische Gesetz Geltung hatte, die Urverwandtschaft der Chatten und Salier beweisen wollte, so zeigt doch die blosse Erwägung, dass die Hessen ebenso wie die Thüringer vor der Einverleibung in den fränkischen Staatsverband kein eigenes Gesetz besassen, also bei der Einverleibung, mochten sie nun urverwandt sein oder nicht (bei den Thüringern nimmt das letztere auch Schröder an), das fränkische Gesetz ohne irgend eine Wahl selbstverständlich annehmen mussten — die Erwägung ferner, dass nach Sohms Untersuchungen, auf die sich Schröder selbst beruft, das salische Gesetz alle andern Stammesrechte, selbst die aufgezeichneten der Alamannen und Baiern, verdrängte — dass seine Geltung bei irgend einem Stamme nicht im geringsten einen Rückschluss auf dessen Verwandtschaft mit den „Saliern“ zulässt. Dass überhaupt bei einem Bundesnamen, wie dem der Franken, an eine Verwandtschaft der darunter inbegriffenen Stämme zu denken, auf einer irrigen Voraussetzung beruht, haben wir oben gesehen.

Aber mit dieser Annahme einer Verwandtschaft der Chatten und der salischen Franken von Urzeiten her war doch für die Erklärung des Thüringerkrieges Chlodovechs eigentlich noch nicht das geringste gewonnen. Schröder musste sich zu einer zweiten, nun völlig aus der Luft gegriffenen Hypothese verstehen. Er stellte nämlich die Behauptung auf, es müssten sich die Chatten gerade kurz vor jenem Thüringerkriege an Chlodovech „angeschlossen“ haben. Auf welche Weise sich Schröder die einzelnen Vorgänge bei diesem „Anschluss“ vorstellt, wer der Führer der Verhandlungen von Seiten der Chatten war, ob die Chatten damals überhaupt selbständig waren (nach dem Vorhergehenden gehörten sie zu dem Thüringerbunde), und welche Rücksichten sie und Chlodovech bestimmten, diese Einigung einzugehen, darüber äussert er sich nun freilich nicht; mit gutem Grunde, denn abgesehen davon, dass wir von einem solchen Anschluss nicht das mindeste Zeugniss in den Geschichtsquellen haben, ist auch an sich dieser angebliche Vorgang im höchsten Grade unwahrscheinlich. In Schröders Gedankengang war die Hypothese allerdings ein notwendiges Zwischenglied. In nächstem Zusammenhange damit stand seine weitere Annahme, dass auch die Moselstämme (sogenannte Moselfranken), die man sonst als Unterthanen des ripuarischen Frankenreichs betrachtet hatte, chattisch-salischen Ursprungs seien und sich demgemäss mit den Chatten zusammen damals an Chlodovech angeschlossen hätten.

So war auf diese Weise eine zusammenhängende Brücke zwischen dem eigentlichen Reiche Chlodovechs und dem Thüringerreiche (das eben nur in jener engen Begrenzung gedacht wurde, in der wir es später nach den fremden Eroberungen kennen lernen), geschlagen, und die Möglichkeit eines Krieges zwischen beiden Reichen gezeigt. Es bedurfte nunmehr nur noch einer einzigen Hypothese — der nämlich, dass es eben die Chatten gewesen seien, durch die Chlodovech in den Krieg mit den Thüringern verwickelt wurde, dann schien alles völlig klar zu sein.

Aber es gibt meines Erachtens eine viel einfachere Erklärung dieses Feldzuges Chlodovechs gegen die Thüringer, als diese zweifelhafte Hypothesenreihe. Wie wir aus den Quellen erfahren, gehörten die chattischen Stämme zum thüringischen Bundesreich, das unmittelbar an das ripuarische grenzte. Das Wahrscheinlichste ist nun wohl, dass jener Krieg von 490 zwischen den Ripuariern und Thüringern entbrannte und dass Chlodovech an demselben als Bundesgenosse des verwandten ripuarischen Königshauses theilnahm, gerade wie ihm umgekehrt Ragnachar gegen Syagrius (Greg. Tur. II, 27), später Chloderich, der Sohn eben des ripuarischen Königs Sigibert auf dem Zuge gegen die Westgothen (Greg. Tur. II. 37), half. Die Eroberungen, die bei jenem Thüringerkriege im Jahre 490 gemacht wurden, betrafen wahrscheinlich gerade die chattischen Gebiete des Thüringerreichs, und dass sie dem ripuarischen Reiche zufielen, geht vielleicht aus jener Nachricht hervor, dass der ripuarische König Sigibert vor seiner Ermordung in dem chattischen Walde Buchonia jagte! Erst durch diese Ermordung Sigiberts und die Einverleibung des ripuarischen Reiches fielen dann diese Gegenden dem Chlodovech zu. — Wurden damit ihre Bewohner im politischen Sinne zu „Franken", so ist doch das Bewusstsein der thüringischen Verwandtschaft noch bis in späte Zeit hin nicht erloschen; ich erinnere hinsichtlich der nördlichen Gebiete an jene Angabe des Arbeo von Freising in seinem Leben des heiligen Emmeram, nach der die Brukterer an der Lippe Nachbarn der Thüringer seien, für den Süden an die Stelle, die den Spessart als die Grenze zwischen Thüringen und Baiern bezeichnet. Man denke ferner an das Reich der thüringischen Herzöge mit ihren Residenzen zu Würzburg und Hammelburg! Und jene „Mainfranken", die lange Zeit gar als Urfranken gelten sollten, bezeichnen sich selbst ja heute noch sehr mit Recht als „Thüringer".

Wir sind auf alle diese Dinge hier etwas ausführlicher eingegangen, um jeden Einwand, der von dieser Seite her etwa gegen unsere Ansetzung erhoben werden könnte, schon vorher zu widerlegen. Wie wir sahen, wird Duisburg, abgesehen von den andern Anzeichen, die für diesen Ort sprechen, auch jener einzigen bestimmten Quellenangabe, nach der Dispargum auf dem rechten Rheinufer an der Grenze der Thüringer liegt, völlig gerecht. Duisburg, so dürfen wir wohl mit Bestimmtheit sagen, war Chlojos Herrschersitz.

* * *

Die vorliegende Arbeit, 1891 geschrieben, bildet einen Teil und bietet eine Probe des umfangreichen Unternehmens des Verfassers, die sämmtlichen hundertundfünfzig Pfalzen der fränkischen Könige in vergleichend-historisch-archäologischer Untersuchung zu behandeln. Über Plan, Methode und bisher erfolgte Ausführung des Werkes giebt die 1892 im Verlage von R. Siebert, Berlin, erschienene Schrift des Verfassers, „Die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger“, ferner die Abhandlung „Merowingische und karolingische Bauthätigkeit“, Februarheft der Deutschen Rundschau, 1894, Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, Auskunft. Ein folgender Abschnitt wird die Topographie und Archäologie Duisburgs enthalten.

---

9. Der sogen. „Dingstuhl“ auf dem Marktplatze zu Echternach.

Von

Staatsarchitekt **K. Arendt.**

Hierzu Taf. V und VI.

Allbekannt ist das an der Sauer gelegene luxemburgische Grenzstädtchen Echternach durch seine im VII. Jahrhundert vom Friesenapostel St. Willibrordus gegründete, besonders durch ihre Pfeilerbasilika interessante ehemalige Benediktinerabtei geworden; dann durch seine alte Pfarrkirche, bemerkenswerth durch ihre eigenthümlich erhöhte Lage, ihre zwei romanischen Chorthürme [1]) und ihre schwere Maximiliansglocke, durch ihre Feld-Kapellen und verschiedene öffentliche und Privatgebäude aus mittelalterlicher und der Renaissance-Zeit.

Bei Weitem das merkwürdigste Profangebäude des Ortes ist der am Ost-Ende des Marktplatzes neben dem Stadthause und gegenüber dem ehemaligen Zunftgebäude [2]) gelegene „Dingstuhl“, im Volksmund „Dinselt“ benannt. Dieses 10,70 m breite und 12,70 m tiefe, muthmasslich Ende des XV. Jahrhunderts errichtete Gebäude, bildet einen zu den anstossenden Häusern um 6 m resp. 8,25 m sich abhebenden Vorbau, dessen freie Ecken in der Dachhöhe von zwei keck ausgekragten runden Warte-Thürmchen flankirt sind. Den Sturz eines jeden der zwei offenen Fenster dieser Thürmchen

---

1) Im Mittelalter soll der eine dieser Thürme als Warte (beffroi) für die mit Mauern und Halbthürmen (Reste noch vorhanden) umzogene Stadt gedient haben.

2) In Folge des vom Besitzer unlängst vorgenommenen Umbaues dieses auf Arkaden (im Volksmund „Ënner den Steilen“) ruhenden mittelalterlichen Gebäudes, bleibt leider blos ein kleiner Eckthеil davon übrig.

ziert ein fein ausgemeisseltes Blendmasswerk in Doppel-Kleeblattform. Das Erdgeschoss des Vorbaues bildet eine gewölbte offene Halle mit einem Mittel- und sieben Aussenpfeilern, welche letztere, nebst zwei Wandlisenen mittelst acht profilirter Spitzbogenarkaden mit einander verbunden sind. Die Pfeiler sind viereckig, haben eine niedrige Plinthe, ein profilirtes Kapitäl und abgeschrägte Schaftkanten. Dicht an die auf zwei hohen Vorstufen (Stylobat) ruhende Halle lehnt sich ein ebenfalls gewölbter, später in zwei getheilter, von der Halle her beleuchteter Raum (Pfandgewölbe). Die darüber gelegenen zwei Etagen sind nach Aussen durch zwei profilirte Gurten markirt, und sind letztere in ihrer Mitte und an den Ecken mit Consolsteinen besetzt, die vielleicht zur Aufnahme von kleinen Statuen gedient haben mochten. Anstatt der jetzigen geschmacklosen vier Renaissance-Fenster jeder Etage erhoben sich ursprünglich, den Axelinien der Erdgeschossarkaden entsprechend, acht elegante gothische Fenster mit profilirten Kreuzstockpfosten, Blendmasswerk [1]) und zierlicher Bleiverglasung. Das dadurch von Haus aus übermässig durchbrochene Gebäude musste bereits im vorigen Jahrhundert ziemlich baufällig geworden sein, da man sich zu dieser Einschränkung der trotzdem ausreichenden Lichtöffnungen entschliessen zu müssen glaubte. Gleichzeitig ersetzte man die schlanken Helme der Thürmchen durch die jetzigen barocken Zwiebelkuppeln, vereinfachte die Dachluken und leistete Verzicht auf die Helmbekrönung des östlich anstossenden viereckigen Treppenthurmes [2]). — Ob schon damals die Senkung, resp. Ausbiegung, des südlichen Eckpfeilers der Erdgeschosshalle vor sich gegangen war, oder ob dieselbe durch die in den vierziger Jahren behufs Einrichtung einer Wachtstube mit Arrestlokal im Erdgeschosse ausgeführten baulichen Veränderungen hervorgerufen wurde, ist unbestimmt. Man weiss nur, dass bei letzterer Gelegenheit ein schwerer eiserner Ringanker um den Vorbau eingelassen werden musste.

Die in vorbenanntem Seitenthurm befindliche steinerne Treppe führt nicht nur zu den beiden Etagen und dem Speicherboden, son-

1) Von diesen ersten Fenstern sind im Mauerwerk Reste stehen geblieben. Ein als Treppenpodest eingemauertes Blendmasswerk scheint von einem Fenstersturz herzurühren.

2) Auf diesem Thurmhelm erhob sich ein eisernes Kreuz, das, wie man annimmt, die mittelbare Jurisdiction der Abtei bezeichnete (Publ. de la soc. pour la recherche de la cons. des mon. hist., B. V. S. 70.

dern auch zu drei stockwerkartig über einander liegenden Verliessen, dessen oberstes gewölbt ist, und noch den eisernen Wandring bewahrt hat, an den, der Volkstradition zu Folge, die zum Tode oder zur Folter verurtheilten Verbrecher festgekettet wurden. Sehr wahrscheinlich war das der „Stock“, von dem alte Urkunden Meldung geben [1]). Im Volksmund heisst dieser Gebäudetheil „Folterthurm“. Am Fusse der Treppe gewahrt man links eine zugemauerte, ehedem in das Pfandgewölbe führende Thür, an deren Sturz das in Stein gemeisselte, von einem Kleeblattmasswerk umschlossene Wappen des Abtes Robert von Montreal (gest. 1539) angebracht ist.

Ueber die ursprüngliche Bestimmung des „Dingstuhls“ geben die Wort-Etymologie, die Volkstradition und historische Urkunden Aufschluss. Zunächst erinnert die Bezeichnung „Ding“ an den „Thing“ der alten Germanen und das „Jahrgeding“, von dem in den mittelalterlichen Gerichtsurtheilen und Schöffenweisthümern (records je justice) die Rede ist. „Dingen“ bedeutet im Altdeutschen „lautes, öffentliches Verhandeln in Rechtssachen“. Der Tradition zu Folge sassen die Ortsschöffen unter dem Vorsitz des vom Abte bestellten Richters in der offenen Dingstuhlhalle zu Gericht, „um über leichte Frevel und in Privatstreitsachen öffentlich zu verhandeln und Recht zu sprechen, während dieselben im grossen neben den Kerkern gelegenen Saale der Belletage in Criminalsachen aburtheilten. Zur Zeit der französischen Herrschaft war es das „tribunal d'arrondissement“, welches im Dingstuhl seine Sitzungen hielt, und seither ist bis auf den heutigen Tag das Cantonal-Friedensgericht in dem ersten Stockwerk untergebracht. Die zweite Etage scheint, wie heute, so bereits vor Zeiten zu Dienstwohnungen verwendet gewesen zu sein. Somit diente der Dingstuhl zu aller Zeit seit seinem Entstehen zu Gerichtszwecken.

Hier, als Beleg, zwei von Brimmeyr citirte Auszüge aus einer vom Jahr 1539 datirten, auf den Dingstuhl bezüglichen Urkunde des Gemeinde-Archivs:

„So der Richter jemants dedig bekeme, soll der Richter den menschen in den thurn zu Echternach legen, und so der mensch das leben verpuert hette, sollen des richters botten in

1) Brimmeyr und Gommand irrten entschieden, als sie das Wort „Stock“ als Pranger (pilori) deuteten.

fueren uf den markt in den ‚stock‘. Der stock uff den markt soll auch durch den Abt in gebew gehalten werden, in welchen der misdedig gesezt soll werden wann sein erkentnus von den neun zennern ufgelesen wird, bis das er zu dem gericht gefurt wirt.“

„Auch soll der Dingstull von dem Herrn Abt in gebew gehalten werden. Es sollen auch die Scheffen über bürger güder sigelen in und bussent der statt Echternach, und was „under“ den Dingstuhl gehört zu verthedigen. So jemants .... einem herrn Abt oder Bürger schult schuldig wer, so sollen des Richters boden die ‚pfendt‘ daselbsten holen und zu Echternach dragen an den Dingstull — und darnach verkaufen.“

Dieselbe Urkunde enthält ausserdem einige vom Kaiser Maximilian gelegentlich seiner Pilgerfahrt nach Echternach im Jahre 1512 erlassene Verfügungen.

In jüngster Zeit ergriff der für die Erhaltung unserer vaterländischen Denkmale hoch verdiente Staatsminister Eyschen die Initiative für die Restaurirung des Dingstuhles, indem er den Verfasser mit der Ausarbeitung eines diesbezüglichen Projektes betraute. Diesem zu Folge sollen die jetzigen Fenster in der Form der ursprünglichen Fenster [1] umgeändert werden, die Eckthürmchen und der Seitenthurm ihre früheren Helmbekrönungen wieder erhalten und auch die Dachlucken stylgerecht umgebaut werden. Vorher soll jedoch mittelst behutsam auszuführender Konsolidirungsarbeiten, insbesondere des ausgewichenen Eckpfeilers, die Stabilität des Bauwerkes gesichert werden. Laut summarischem Kostenanschlage würden sich die Kosten der Ausführung dieses Entwurfes auf ca. 6000 Franken belaufen.

Luxemburg, 1893. K. Arendt.

---

1) Die Wiederherstellung der Fenster in ihrer ursprünglichen Anzahl wäre nur mittelst eines kostspieligen gänzlichen Umbaues des leider nicht mehr genügend festen Gebäudes möglich.

10. Aus der rheinischen Epigraphik des Jahres 1893.

Von

Carl Meurer.

Die folgenden Blätter sollen in erster Reihe den Mitgliedern unseres Vereins, dann auch einem weiteren Kreise den Ueberblick über die epigraphischen Funde des Jahres 1893 im Rheinstromgebiete verschaffen. Nur für den ersten Theil ist Vollständigkeit angestrebt; die andern geben dieses Mal nur das Wichtigste.

Im Allgemeinen ist der Rahmen des angegebenen Jahres innegehalten worden; doch habe ich die Ergebnisse der Herbstkampagne in der Limesforschung, auch wenn diese erst in den 1894 erschienenen Heften des Limesblattes zugänglich gemacht sind, schon jetzt mit aufnehmen zu müssen geglaubt.

Die seltsame Art der Veröffentlichung einer neuen Sammlung der Augenarztstempel durch Espérandieu in der Revue archéologique verbot eine Berücksichtigung; sobald die Sammlung vollzählig ist, wird sie eine Würdigung in dieser Zeitschrift erfahren.

In das Register ist im Wesentlichen nur das die rheinische Epigraphik betreffende aufgenommen.

I. NEUE FUNDE IM RHEINSTROMGEBIET.

1 Schwaderloch. (Canton Basel.) [Pick. Anzeiger für Schweiz. Alterthumsk. 1893 Nr. 4.] Daraus mit Zusätzen Mommsens Westdeutsche Zeitschr. Korr.-Bl. XII, 100. Bauinschrift vom Jahre 371.

S]alvis ddd(ominis) nnn(ostris) Valentiniano [Va]lente et Gratiano [victo]ribus senp(er) Aug(ustis) burgum . . . . . aco confine

5 leg(io) octa[va [. . . . .] anensium fecit sub cur(a) | [Ianua?]ri p(rae)p(ositi) consu(libus) d(omi)n(o) n(ostro) Gratiano II | [et Fl(avio) P(robo) v(iro) c(larissimo).

371 erbaute also die 8. Legion (*August*)*anensium*? — so Mommsen; regelrecht *Augustanorum*; Pick dachte an *Gratianensium* — ein *burgum* (das Neutrum auch CIL. VIII, 4799), das, noch ohne Namen, einfach als in der Nähe einer Ortschaft . . . . . . *acum* liegend bezeichnet wird.

burgus dringt als deutsches Lehnwort schon im 2. Jahrhundert ins Latein ein (CIL. VIII, 2494), ist zunächst wohl blosser *burgus speculatorius*, später überhaupt Befestigung, an die sich dann Ortschaften anlehnen können (CIL. III, 3653).

2 Speier. Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XVI, 190.

Amatori vitam semper.

Wohl zu ergänzen *opto*, und also gleichbedeutend mit dem häufigen *semper vivas* oder *multis annis vivas* (CIL. X, 8071, 1), vgl. auch *salutem ubique* (CIL. IV, 201, 2163 und sonst).

Gefäss mit niederem Fuss, scharfkantigem Bauch und hohem Hals; in der Mitte ist die Inschrift eingeritzt. Gefunden nördlich von der Ludwigsstrasse; jetzt im Museum zu Speier.

3 Katzeneck (Südpfalz). C. Mehlis, Berliner phil. Wochenschrift 1893, Sp. 1219.

Iulia . . . . .

Das *a* vielleicht mit *e* ligirt.

Bruchstück einer Platte aus rothem Sandstein; Inschrift 30 cm lang, 18 cm breit.

4 Brunholdisstuhl bei Dürkheim. Mehlis, B. J. 94, 47 ff., vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1892, S. 564 u. 1893, S. 123.

a) Nantuasio oder wahrscheinlicher Nantuas(ius) I(ovi) o(ptimo).

b) I(ovi) o(ptimo) m(aximo) | Flavius I(ovi?) o(ptimo?).

Kritzeleien von Besuchern dieser Felswände; die erste Inschrift bedeutend älter, als die zweite, die der späten Kaiserzeit (3. Jahrh.) anzugehören scheint. *Nantuas*(*ius?*) wohl ein keltischer Name; das *I. O.* wohl am natürlichsten so zu deuten, wie ich es gethan; diese Buchstaben sind von dem Namen durch Schnörkeleien und einen langen Mohnstengel getrennt.

In der zweiten Inschrift kann man auch *Fl*(*avius*) *Avius* lesen; hinter *l* vielleicht ein Punkt. Die Wiederholung des Götternamens nicht auffällig in solcher Kritzelei; über die Auslassung von *m*(*aximo*) s. Nr. 6.

5 Heidenburg bei Kreimbach. Mehlis, Berl. phil. Wochenschrift 1893, Sp. 1154 ff., vgl. Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XIII, 189; XIV, 150.

Grabschrift.

5 . . . c d i i | . . iisoni | . . . \ et Apri|[li] defuncto|[s]ibi et suis su|[p]eris.

Mehlis las *dii*(*s*) *m*(*anibus?*) [*Fr*]*iisonii* [*filii*] *et Apri defuncto* [*s*]*ibi*

et suis su[o] [lib]eris. Zangemeister schlug B. ph. W. 1893, Sp. 1565 vor *Apri [patri* oder *fratri]* und *et suis . . . [post]eris.*

Da nach *defuncto* nur ein *s* fehlt, lässt sich das Spatium nach Mehlis' Abschrift berechnen und stimmt zu meiner Ergänzung. Der Anfang entzieht sich noch einer Herstellung; etwa *sa]c(rum) d(is) i(nferis) m(anibus)?*

Cippus 80 cm lang, 56 cm breit; jetzt im Museum zu Speier. Vgl. Wd. Z. Korr. XII, 103.

6 Ebenda. Mehlis, B. ph. W. 1893, Sp. 1564. Juppiteraltar.

I(ovi) o(ptimo) | Gratia Vapo . . | . a . viva here[s].

I. O. ohne *maximus* selten; *Gratia* z. B. CIL. V, 6079, 6685. Der folgende Name nicht sicher herzustellen.

Gelber Sandstein; Buchstaben 6 cm hoch. Inschrift jetzt im Museum zu Speier.

7 Ebenda. Mehlis, B. ph. W. 1893, Sp. 1155.

. . . . us vo[tum?

Fragment eines Frieses; 15 cm lang, 7 cm breit.

8 Ebenda. Mehlis, B. ph. W. 1893, Sp. 1563.

a) . . . velu . . . | v

b) . . . o f n . . . .

c) r

Fragmente einer Inschrift; a) 30 cm breit, 28 cm dick; b) 20 cm breit, 33 cm dick. Buchstaben bei a 6–7 cm hoch, bei b 7,5 cm.

9 Ebenda. Mehlis am selben Ort.

. . . e· A . . .

Buchstaben 7 cm hoch.

Vielleicht auch zu obiger Inschrift gehörig.

10 Ebenda. Mehlis, B. ph. W. 1893, Sp. 1564.

a) . . . li . . . . | . rec . . . . | . ece . . . | . t

b) I

Inschriftenfragment aus rothem Sandstein; 30 cm hoch, 19 cm breit, 15 cm dick. Buchstaben 7 cm hoch.

11 Pachten (Kreis Saarlouis). Lehner, Wd. Z. Korr. XII, 398.

Domit?]ianus.

Block einer roh eingespitzten Inschrift; nur Endung eines Namens erhalten.

12 Trier. Lehner, Wd. Z. Korr. XII, 397.

. . . . \ | Oppili · | vidu[a?][d(e)] s(uo) f(aciendum) c(uravit).

Sorgfältige Ausführung der Buchstaben weist die Inschrift in ziemlich frühe Zeit.

Gefunden zwischen Museum und Kaiserpalast; jetzt im Museum zu Trier. Marmorplatte.

13 Maar bei Trier. Lehner, Wd. Z. Korr. XII, 105.

Graffiti auf einem Thongefäss.

a) Ein römisches Alphabet, in dem R für Q aus Versehen geschrieben und Z etwa in der Form folgt, wie es CIL. III, S. 3, Nr. 11453 sich findet; vgl. Sitzungsber. der Wiener Akademie der Wiss. XIV, Taf. III.

Z auch noch CIL. III, 2, p. 962.

b) Artus fututor | . Art(um) ligo Dercomogni fututor(em?).

Lehner a. a. O. deutete *artus fututor art(ibus) ligo Dercomogni* und verglich z. B. Tib. I, 8, 26 *femori conseruisse femur*. *Dercomogni* wäre dann der Name des Lieblings. Besser obige Deutung Büchelers, der bei Lehner a. a. O. vorschlug *Artus ligo Dercomogni (filium)*; *Artus fututor (est)*. *ligo* in der Devotionsbedeutung, wie Bull. dell. Inst 1860, S. 70; wohl auch auf den Bleitäfelchen in der Festschrift zum fünfzigj. Jubil. dieses Vereins S. 132 von Bücheler richtig ergänzt, u. sonst. Ob *Dercomogni* von *fututor(em)* oder von *Artus* abhängt, muss dahingestellt bleiben. Für die Wiederholung von *Artus* (z. B. CIL. III, 4376) und *fututor* vgl. Catull 94.

Die Devotionstäfelchen hat Klein, Bonner Festschrift S. 131 zusammengestellt; hinzu kommen zwei von Hadrumetum (Cagnat, L'année épigr. 1893 Nr. 27 und 92).

c) Diese beiden Inschriften sind vor dem Brande in weichen Thon eingedrückt; nach dem Brande ist dann — von einem spätern Besitzer — mit Benutzung der Formen des Alphabetes hinter die zweite Inschrift noch eine dritte eingeritzt:

Aprilis H S I°.

Die letzten Buchstaben entziehen sich einer Deutung.

Rundlicher Henkelkrug mit schmalem Hals aus gelbem Thon (17 cm hoch), Inschrift a läuft über den Fuss; b u. c um den Bauch herum.

14 Mainz. Zangemeister, Wd. Z. Korr. XII, 119. Mithrasaltar.

D(eo) | i(nvicto) M(ithrae) | [q]ui v|ovit|, [s]o[lv]|it l(ubens) · [5] l(aetus) . . .

Z. 2 und 4 höchst unsicher; obige Deutung ist von Zangemeister; Z. 2 steht O statt Q; Z. 4 fehlt s und für LV (l I V der Vorlage nach Z.'s Vermuthung) steht I N auf dem Stein. Mommsen vermuthet bei Zang. a. a. O. in Z. 2 [Q] · V . . . . I . . . . . den Namen des Dedikanten; doch kann dieser auch fehlen.

Spuren von rother und weisser Bemalung sind sichtbar: diese mag auch die Fehler der Steinmetzen verbessert haben.

Der untere Theil der Ara fehlt; das erhaltene Stück misst 35,5 cm. Z. 1 steht auf einem Gesims. — Gefunden Sept. 1893 in der Altenauergasse.

15 Heddernheim bei Frankfurt. Quilling, Westd. Zeitschr. XII, 255 u. Taf. IV. Graffito.

Aquilo Martin(a)e coniugi salutem.

Dieser Stossseufzer eines Töpfers hat seine Analoga auf zahlreichen pompejanischen Wandinschriften, Inschriften auf Gefässen und sonst. In der Nähe von Heddernheim bei Dortelweil an der Nidda ist 1890 ein Ziegel gefunden: . . . . *mitet Mattose salutem, coiugi carissum(a)e, et o[p]tat*

[? *eam ire aliquan*]*do usque at te*, womit Riese (Wd. Z. Korr. X, (vgl. 69) 161) treffend Ovid Heroid. XIII, 1—2 vergleicht.

Vgl. immer noch Jahn, Ber. der Sächs. Gesellsch. der Wiss. IX, 191; auch F. Dümmler, Mitth. des arch. Inst. Athen. Abth. XVIII, 36.

16 Kastell Biburg bei Pförring. Fink, Limesbl. VI, Sp. 189 (vgl. Hettner, Jahrb. d. A. Inst. VIII, 175.)

. . . iusima | . . . . cit K et V | . . . . s genio.

Die mir undeutbare, dem Genius irgend jemandes geltende Inschrift steht auf einem Plättchen, dessen eine Seite weggebrochen ist. Das Plättchen selbst hängt an einem silbernen Armreif.

17 Bürgerl. Niederlassung am Kastell Pfünz bei Eichstädt. Hettner, Jahrb. VIII, 184 (vgl. Winkelmann, Limesbl. II, Sp. 64 und III, Sp. 95 und Hettner, Jahrb. VII, 157).

Patru(ini?) Ma(n)su[e]ti(i) Terti(i).

Die Inschrift ist einpunktirt am Rande eines Bronceplättchens, des Beschlages eines Lederpanzers; auf dem Plättchen Adler und Schilde.

Gefunden mit Silberplättchen, die dieselbe Bestimmung gehabt haben, vielen andern römischen Kleingegenständen und Münzen, von denen keine jünger als Alexander Severus ist.

18 Kastell Bürgle bei Unterboebingen. Zangemeister, Limesbl. III, Sp. 93 (vgl. Steimle ebenda. Hettner, Jahrb. VII, 151); jetzt auch Mommsen CIL. III S. f. 3 p. 1994. Militärdiplom.

Tafel II Innenseite, unten:

. . . . Stro . . . . | [descri]pt(um) et recog[nit(um) ex tabula aenea] |, quae fi]xa est Rom(ae) in [muro post templum | divi] Aug(usti) [ad Minervam].

Tafel II Aussenseite, unten:

. . . . ili . . . . | . . . . I I.

Stro . . . . Mommsen a. a. O.

Die Innenseite enthält die gewöhnliche Schlussformel; nach der Archivstelle, an der das Original in Rom aufbewahrt ist, kann das Diplom nicht vor 93 ausgestellt sein (Mommsen CIL. III p. 916). Z. 1 enthält Name oder Heimat des Soldaten. Die Aussenseite zeigt noch Buchstaben von den Namen zweier Zeugen.

Ein besser erhaltenes Militärdiplom s. unten Nr. 22.

In demselben Kastell ist noch ein Stein gefunden, in den die Zahl V eingemeisselt ist, und ein vergoldeter Broncebuchstabe I.

19 Zwischenkastell bei Osterburken. Schumacher, Limesbl. II, Sp. 42 (vgl. Hettner, Jahrb. VII, 153.) Weihinschrift.

| Genio t(urmae) I[us]|ti At[ti]an[i] | Iustius At|tianus d(ecurio) [5 de suo pos(uit).

Die Ergänzung *t(urmae)* ist von Mommsen; auch diese wurden wie die Centurien nach ihrem Führer genannt.

Ara aus rothem Sandstein; 32 cm breit, 39 cm hoch; später als Basis benutzt; Buchstaben 4 cm hoch.

20 Zwischenkastell Beiburg bei Neckarburken. Schumacher, Limesbl. III, Sp. 67 (vgl. Hettner, Jahrb. VII, 153). Ehreninschrift an den Kaiser Antoninus Pius.

Imp(eratori) Caes(ari) Tit(o) Ael(io) Had(riano) Ant(onino) Aug(usto) Pio pon(tifici) max(imo) trib(unicia) pot(estate) co(n)s(uli) IIII p(atri) | p(atriae) n(umerus) Brit(tonum) Elant(. . . . ?).

Also zwischen 145 (Antoninus' 4. Consulatsjahr) und 161 ist das Kastell von einer Abtheilung Brittones (über sie vgl. Mommsen, Eph. Ep. IV, 178, CIL. III, 11996 a) erbaut; denn darin stimme ich Schumacher bei, dass die auf einer fast 4 m langen Platte fortlaufende Inschrift als Bauurkunde aufzufassen ist. — In *Elant* . . . steckt eine örtliche Bezeichnung, wohl des Standquartiers (vgl. Mommsen Limesbl. I, Sp. 7). Nach Christs Vermuthung (Pfälz. Museum X, 6; so auch Hettner a. a. O. 154) lebt sie fort im Flüsschen Elz jener Gegend.

21 Ebenda. Hettner, Jahrbuch VII, 154. Ehreninschrift an den Kaiser Antoninus Pius.

[I]mp(eratori) [T. Ael(io) | Had(riano) A]nto(nino A[ug(usto) 5 Pio [trib(unicia) p]ot(estate) co(n)s(uli) . . . .

Mit Rücksicht auf den Raum ergänzt; über Auslassung des Titels *Caesar* in der Nomenklatur des Pius vgl. z. B. Huebner zu CIL. VII, 584.

22 Kastell Beiburg bei Neckarburken. Zangemeister, Limesbl. III, 28. Militärdiplom des Hadrian.

Tafel I. Vorderseite:

Im(perator) Caesar divi Traiani Parthici f(ilius) divi | Nervae nepos Traianus Hadrianus Aug(ustus) | pont(ifex) max(imus) trib(unicia) potest(ate) XVIII co(n)s(ul) III p(ater) p(atriae) |
5 equiti(bus) et peditib(us), qui militaver(unt) in ala I et [coh(ortibus) XV, quae appell(antur)

Indian(a) Gallor(um) et
I Flav(ia) | Dam(ascenorum) (miliaria) et
I German(orum) et
I Ligur(um) et Hisp(anorum) et
I c(ivium) R(omanorum) et
I | Aquit(anorum) [veter(ana)] et
I Bitur(igum) et
I Astur(um) et
II Aug(usta) Cyr(enaica) | et
II Raet(orum) et
III Aquit(anorum) et
III Dalm(atarum) et

IIII Aquit(anorum) | et
IIII Vind(elicorum) et
V Dalm(atarum) et
VII Raetor(um)

10 et sunt in [German(ia) super(iore) sub Claudio Quartino, quin|que et vigint(i) stipend(iis) emerit(is) dimiss(is) ho|nest(a) mission(e), quorum nomin(a) subscript(a) | sunt, ipsis liber(is) posterisqu(e) eorum 15 civitat(em) | dedit et conub(ium) cum uxorib(us), quas tunc ha[buissent, c(um) est civitas iis data, aut si | qui caelibes essent, cum iis quas postea du|xiss(ent), dumtaxat singuli singulas.

16. Oct. 134. a. d. XVII k. nov. | P. Licinio Pansa L· [Att]io Macro co(n)s(ulibus).

Tafel I. Rückseite.

Imp(erator) Caes(ar) divi Traiani [P]arthici f(ili) d[ivi Nervae nep(os)] | Traianus Hadrianus Aug(ustus) pon[tifex max(imus) trib[unicia)] | pot(estate) XVIII co(n)s(ul) III p(ater) p(atriae) |

equ(itibus) et pe[d(itibus)], qui mil(itaverunt) in al(a) I et coh[(or-5 tibus) XV], [quae app(ellantur) Ind(iana) [Gal[l(orum)] et I Fla(via) Dam(ascenorum) (miliaria) et I Lig(urum) et H[i]sp[(anorum) et I c(ivium) R(omanorum) et I Aquit(anorum) vet(erana)] | et I Germ(anorum) et I Bit(urigum) et I Ast(urum) et II Aug(usta) C[yr(enaica) et II Raet(orum) et III] | Aqu(itanorum) et III Dalm(atarum) et IIII Aqu(itanorum) et IIII [Vindel(icorum) et V Dalm(atarum)] | et VII [Ra]et(orum)

et sunt in Germ(ania) sup[er(iore) sub Claudio] | Quartino, quinq(u)e 10 et vig(inti) sti[p(endiis) emerit(is) dim(issis) hon(esta)] [miss(ione), quor(um) nom(ina) subs[c]r(ipta) sun[t ips(is) lib(eris) poster(is)q(ue)] [e]or(um) [c]iv(itatem) ded(it) et con(ubium) cum ux(oribus), qua[s tunc habuissent], | cum est civ(itas) iis dat(a), aut si q(ui) cae-[lib(es) essent, cum iis] | quas [p]ost(ea) dux(issent), dumtax(at) sing[uli singulas].

Die Innenseite drängt die 17 Zeilen der äussern in 14 zusammen, kürzt darum stärker ab; ferner setzt sie die I Germanorum an fünfte Stelle, während die andere Seite sie an zweiter bietet. Schliesslich ist sie auch nachlässiger geschrieben; zweimal steht T statt P (Z. 1 *Tarthici*, Z. 13 *tost*), einmal statt L (Z. 5 *Galt*); Z. 8 MET statt RAET und Z. 11 SORIN statt EORCIV.

Auf beiden Seiten ist *miliaria* durch das Tausendzeichen ∞ ausgedrückt (so auch bei derselben Cohorte Brambach C. J. Rh. 1412 und 7; ausgeschrieben Eph. Ep. V, 652).

Auf der Aussenseite steht falsch in dem Consulnamen *Macro* statt *Macrone*; derselbe Fehler auf einem andern Diplom (CIL. III, p. 878).

Es ist das 6. Militärdiplom für Obergermanien, das wir kennen lernen. Zu den länger bekannten 4 (CIL. III p. 852, p. 870 und 871, Eph. IV, 595, V, 652) sind vom Limes das Bruchstück vom 5. (oben Nr. 18) und nun dieses getreten[1]).

Durch dies Diplom wird unsere Kenntniss der römischen Auxiliartruppen in O. G. bis 134 gesichert; eine neue Cohorte finden wir nicht; auch die Ala war längst bekannt; nur lernen wir aus ihrem Beinamen *Gallorum*, dass sie sich aus Gallien rekrutirte, was übrigens schon Henzen, B. J. 13, 77 vermuthet hatte; wohl mag sie nach irgend einem Trevirer *Indus* (Tac. Ann. III. 42) benannt sein. — Ti. Claudius T. f. Pal(atina) Quartinus (Boissieu, Inscr. de Lyon p. 284) war vor seiner Versetzung an den Rhein praetorischer Legat in der Tarraconensis (CIL. II, 2959). — Aus den Fundumständen schliesst Zangemeister, dem ich überhaupt obige Angaben entnehme, dass der Inhaber sein Diplom in dem Thesaurus des Kastells (Mommsen, B. J. 68, 55) deponirt habe (?).

Broncene Tafel; 124 mm breit; heutige Höhe 102—106 mm; unten abgebrochen; der broncene Verschlussfaden zwischen den zwei, den Siegelstreifen auf dem verlorenen Täfelchen entsprechenden Löchern ist noch erhalten und nach der für Wachstafeln bezeugten Vorschrift dreimal herumgeschlungen.

23 Niederlassung bei dem Kastell Grosskrotzenburg. Wolff, Limesbl. V, Sp. 132, vgl. Hettner, Jahrb. VIII, 179. Herkulesaltar.

Herc[uli] . . .

Aufschrift eines Altargesimses; gefunden mit Resten von Mithrasaltären.

24 Ebenda. Wolff, a. a. O, Sp. 133. Marsaltar.

I(n) h(onorem) d(omus) d(ivinae) | Marti L|[eu]cet(io) et Vi[c|t]oriae M.[..| S]everinus [p]|ro suis fil[i][s Sperato e[t] Pupo civ[ib(us)] | [T]reveris . . .

Ueber Mars Leucetius s. Preller-Jordan, Röm. Myth. I, 188, 1, 334, 1 und sonst.

Zusammenstellung von Mars und Victoria häufig.

Ara aus Mainsandstein; Gesims beschädigt, der untere Theil der Inschrift (2 Zeilen fehlen) und grössere Stücke der Basis sind weggeschlagen; die Inschriftfläche 60 cm hoch, 40 cm breit, die Buchstaben 43 mm hoch.

25 Ebenda. Wolff, a. a. O. Sp. 134. Juppiteraltar.

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) | I(ovi) o(ptimo) m(aximo) | Fortionius Dubitatus pro se | et suis posi[t duobus As|pris co(n)s(ulibus); | v(otum) s(olvit l(ubens) l(aetus) m(erito).

---

1) Alle Militärdiplome sind nun vereinigt CIL. III, S. f. 3, S. 1955 ff.; das obige steht ebenda S. 1979.

Jahr 212. *posit* für *posivit* (=*posuit*), sehr häufig. Die Namen ebenfalls geläufig.

Ara aus Sandstein, 54 cm hoch, 26 cm breit; sie passt zu einem Basaltsockel, auf dem die Weiheformel in grossen Buchstaben steht. Auf der linken Schmalseite Blitz, auf der rechten Opfergeräthschaften.

26 Ebenda. Wolff, a. a. O. Sp. 135. Marsaltar.

Mar]ti Iucundius | [V]ictorinus l(ubens) l(actus) m(erito).

Die Ergänzung Wolffs im Anfange wird durch den Raum gesichert.

Darum gehört zu dieser Basis nicht das sonst zu ihr passende Relief, das den Rumpf eines Gottes von der Brust bis zu den Knöcheln darstellt. Denn da der Gott in der Rechten den Hammer trägt (die Linke hält einen Stab oder eine Lanze) und mit der halbärmigen Tunika bekleidet ist, ist er nicht Mars, wie Wolff wollte, sondern Vulcan zu nennen (so auch Hettner, Jahrb. VIII, 180).

27 Kastell Grosskrotzenburg. Wolff, Limesbl. VI, Sp. 168. Mühlstein.

[utere] felix.

Aehnliche Aufschriften auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen; die Ergänzung selbstverständlich (so auch Hettner, Jahrb. VIII, 179).

28 Kastell bei Langenhain (Hessen). Kofler, Limesbl. I, Sp. 22, vgl. Hettner, Jahrb. VII, 115. Votivstein.

. . . . sol?]vi[t?] | [l. l.] m(erito).

29 Ebenda. Zangemeister, Limesbl. I, Sp. 13. Inschrift auf einem Broncebeschlag.

Imp(eratore) Com(modo) V A(cilio) G(labrione) [co(n)s(ulibus)]|
5 coh(orte) I. Bit(urigum) c(enturia) Primi|tivi · Mascliοni(us) [·Primus.

Jahr 186. Die Ergänzung der ersten Zeile nach Mommsen; Zangemeister glaubt, VAG sei verschrieben für AVG(usto). Die cohors I Biturigum auch in dem Militärdiplom (oben Nr. 22) von Obergermanien.

Masclionius bisher nicht nachgewiesene Weiterbildung von dem häufigen *Masclus* mit geläufigen Suffixen, z. B. *Masclio* oft, *Masclius* C. I. Rh. 721, *Masclinus* B. J. 89, 23 u. sonst.

Bronceplättchen, 40 mm lang, 22 mm breit; auf der Rückseite mit Oesen versehen, also Beschlag eines Rüstungsgegenstandes. Die Inschrift ist einpunktirt.

30 Kastell Heidenkirche am kleinen Feldberg. Jacobi, Limesbl. I, Sp. 5. Vgl. Hettner, Jahrb. VII, 156, VIII, 181. Weihinschrift an Iulia Mamaea.

Iuliae Mame|ae Aug(ustae) matri | Severi Alexan|dri Aug(usti)
5 n(ostri) cas[trorum se|natus patri|aeque expl(oratio) Halic(ensis?)
10 Alexan|driana devo[[t]a numini | eius.

Der Stein ist zwischen 222 und 235 gestzt. Die Titulatur der Iulia Mam(a)ea ist die gewöhnliche (CIL. VIII, 1406, 1429, 1484 und sonst).

Ihn setzt eine exploratio, d. h. eine wohl seit Severus abgesonderte Truppenabtheilung (meist Reiter?, nach Hygin de mun. castr. 30 aus 300 Mann bestehend). Ueber sie vgl. Domaszewski Westd. Z. Korr. 1889, Sp. 49 und besonders Mommsen bei Jacobi a. a. O. Die expl. nennt sich nach dem Kaiser Alexandriana, Halicensis nach ihrem Standquartier, wie Mommsen durch die Sammlung von Analoga wahrscheinlich macht.

Für den Ortsnamen weist v. Cohausen (Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde 1893, S. 28) auf die reichen Salzquellen der Wetterau hin (vgl. darüber auch Hettner Jahrb. VII, 126). Siehe auch unter Nr. 78.

Block 95 cm hoch, 66 cm breit, 55 cm tief; jetzt im Museum zu Wiesbaden (vgl. Annalen d. V. f. N. A. 1893, S. 72). Der Stein stand in einem zu sakralem Brauch bestimmten Raum des Kastrums, war gekrönt von einem Kapitell, auf dem einst eine grosse Broncestatue stand, wie eine Fuss- und Gewandspur zeigen.

31 Ebenda. Jacobi, a. a. O. Weihinschrift.

d[edi]c(avit)
[id(ibus) Au]g(ustis)
Aug[usto III? co(n)su(le)] Jahr 229?

Bruchstück eines Sockels aus Velbeler Sandstein, wahrscheinlich zum Sockel der vorigen Inschrift gehörig und in dieser Hinsicht von Mommsen a. a. O. versuchsweise ergänzt.

32 Köln. Kisa, Westd. Z. Korr. XII, 45. Grabschrift.

D(is) m(anibus) | Aprilioni, qui vixit m(enses) XI | et dies VII
5 et Inno|centiae qui vixit an[nos VII et dies XXXVIII | Verinius
10 Friattius | miles et Apra | filis dulcissi|mis curavit faciund[um.

Z. 4. *Innocentiae qui.* Das Masculinum des Relativums hat schon die Funktionen des Femininums mit übernommen; auf spätern, besonders christlichen Inschriften ist das äusserst häufig (vgl. z. B. Hettner zu Nr. 329 des Trierer Katalogs, Mommsen CIL. V Index, s. v. genera permut.; auch Neue Heidelb. Jahrb. III, 194).

Z. 5 ist die letzte Zahl verhauen; auf dem Stein steht VXXXVIII, V für L?

Z. 6. *Friattius* wird ein keltischer Name sein.

Z. 7. *Apra*, Femininum zu *Aper* bisher wohl nicht nachgewiesen; der Name des Sohnes *Aprilio* mag durch Volksetymologie aus dem der Mutter abgeleitet sein. Ueber Ableitung aus dem Vaternamen vgl. Mommsen, Westd. Zeitschr. Korr. XI, 56; sonst Hettner, Index zum Trierer Katalog S. 291; CIL. III, 8364.

Z. 9. *curavit.* Der Singular (unregelmässig auch sonst, z. B. Hettner, Trierer K. 325) kann absichtlich gesetzt sein, so dass et Apra für cum Apra steht, um die fremdem Stamme entsprossene contubernalis als nebensächlich zu bezeichnen. Vgl. die interessante Inschrift aus Cupria im Morawathal, wo die Eltern Kindern ein Grabmal setzen und nach dem *posuerunt* noch die *Aurelia Rufina brutes* (= *nurus*, die Gattin eines der Söhne) nachklappt (Domaszewski, Neue Heidelb. Jahrb. III, 197).

Gefunden bei St. Severin in Köln Anfang 1893. Rechteckige Platte aus Jurakalk, 0,59 m lang, 0,5 m breit, 0,09 m dick.

33 Köln. Kisa, Westd. Z. Korr. XII, 45. Weihinschrift.

Genio | hastiferum.

Der Charakter der *hastiferi* erhellt aus dem Zusatz *sive pastores* in der Casteler Inschrift (Klein, B. J. 83, 251 ff.).

Gefunden bei St. Severin. Statue aus Jurakalk, fast ganz zerstört; auf der Basis (0,3 m breit, 0,007 m hoch) steht die Inschrift.

34 Köln. [Köln. Volkszeitung 1893 23. April.] Daraus Westd. Z. Korr. 69, besser Kraus, Christl. Inschr. der Rheinl. II, 2. S. 346. Grabschrift.

In hoc | [tum]ulo innocis virgo iacet | [no]mine Ursula vixit | 5 [a]nnibus octo[[m]ensibus duobus | [d]iens quatt[u]or.

innocis aus *innoce(n)s*, das häufig vorkommt, umgekehrt *diens* für *dies*. *innocis virgo iacet* und *nomine Ursula vixit* wie Bruchstücke von Versen. Z. 6 so statt des früheren *mens ovat* nach Klinkenberg bei Kraus a. a. O. Gelesen auf einem Pfeiler in der Ursulakirche.

35 Köln. Ihm, B. J. 94, 169. Zangemeister, Westd. Z. Korr. XII, 106 (vgl. S. 130). Weihinschrift.

Quadru|bis Domi|tia Lupu|la v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito).

Gefunden April 1888 an der Ecke der Ehrenstrasse und Albertusstrasse, was bei Ihm a. a. O. nachzutragen ist. Jetzt im Museum Wallraff-Richartz.

36 Köln. Kisa, Westd. Z. Korr. XII, 68.

Ausoni vivas.

Beschlag einer Schwertscheide: rechteckiges Silberplättchen, 8,5 cm breit, in der Mitte von einem goldtauschirten Band durchzogen, auf dem in schwarzem Niello die Inschrift steht.

37 Gleuel bei Köln. Klinkenberg, B. J. 94 151. Kisa, Westd. Z. Korr. XII, 45. Grabschrift.

Aur(elio) Vin(icio?) | Euk(arpo?) de n(umero?).

Die Auflösung ist von Klinkenberg, der Schluss bedenklich und ohne Beispiel. Kisa las

Iuku[n]din(o).

Gruppe des Waffenträgers mit dem Schlachtross des Verstorbenen ohne Reiter (so Kisa a. a. O. S. 100).

38 Ebenda. Klinkenberg, B. J. 94, 153. Kisa, a. a. O. Votivinschrift.

I(ovi) o(ptumo) m(axumo) | M. Ulpius Norciianus | v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).

Cognomen scheint neu, Praenomen und Nomen wohl durch Verleihung des Bürgerrechts unter Trajan in die Familie gekommen.

Kalksteinplatte (?) 0,56 m hoch, 0,44 m breit.

39 Ebenda. Klinkenberg und Kisa a. a. O. Votivinschrift.

5 I(ovi) o(ptimo) m(aximo) | sacrum | C. Iunius | Frontinius | vissu iussu(s).

Derselbe Anlass zur Weihung häufig; *vissu* die richtige ältere Form für *visu*.

Kalksteinblock 0,68 m breit, 0,88 m hoch, 0,65 m dick.

40 Ebenda. Klinkenberg und Kisa a. a. O. Votivinschrift.

Ahveccannis | Avehae et Hellivesae | Sexti Val(erius) Peregrin(us) | et Val(erius) Felicio fratres | ex reditu ipsarum | l(ibenter) p(osuerunt) | Muciano et Fabiano co(n)s(ulibus).

Jahr 201. Z. 1. Aveha und Helvesa sind die beiden Ahveccannae; der erste Name und der Stamm des dritten wohl identisch. Ueber solche Doppelgottheiten vgl. Ihm, B. J. 83, 54.

Z. 3. *Sexti* der Vorname gilt für beide Brüder, vielleicht Zwillinge.

Z. 5. *ex reditu ipsarum*, aus den Einkünften des Heiligthums selbst (genau so CIL. XII, 5370).

Unterer Theil einer Ara aus rothem Sandstein, 0,88 m hoch, 0,705 m breit, 0,53 m dick.

41 Grinde-les-Tirlemont. Annuaire de la société d'Archéologie de Bruxelles IV, 1893. 22.

Concordi commun (?)

Inschrift auf goldenem Ring; gefunden in Tumuli des 1. und 2. Jahrhunderts neben andern römischen Sachen. Ein Specialbericht steht noch aus.

42 Couvin bei Bavay. Schürmans, Annales de la société d'Archéologie de Namur XX, 145. Tafel I u. II. Glasbecher mit Darstellung eines Wagenrennens.

Pyrame, va(le) · Eu[ti]c(h)e, va(le) Ierax, va(le) · Olympe va(le).

Diese Inschriften, von denen die erste und zweite, die dritte und vierte durch eine Guirlande getrennt sind, stehen auf einem Streifen, der um den oberen Rand des Glasgefässes herumläuft. Es sind Zurufe an die vier aurigae, welche unten auf breitem Reliefstreifen, der den ganzen übrigen Raum des Gefässes einnimmt, dargestellt sind.

Vier Bilder schildern das Wettrennen: auf dem ersten hält der Lenker das Viergespann noch zurück, das ungeduldig durch die Porta pompae hindurchrennen möchte; auf dem zweiten eilt das Gespann der Meta zu, die durch drei kleine Kegel markirt ist; das dritte zeigt das Gespann im Galopp auf das Ziel losrennend. Auf dem vierten Bilde ist es erreicht: ruhig schreiten die Pferde auf die Meta zu; der Lenker hält in der vorgestreckten Rechten den Kranz, in der Linken den Palmzweig.

Es sind das die vier bedeutungsvollsten Momente des Wagenrennens, die nach einander dargestellt sind.

Die Ergänzung des zweiten Namens von Schürmans wohl richtig; seine Form (Euticus) bekannt. Die Abkürzung *va(le)* auf ähnlichen pompejanischen Inschriften und andern Auriga-Bechern (Froehner de la verrerie antique S. 69. Haug, W. Z. K. VII, 1; CIL. VII, 1273). *H]ierax* erscheint zum zweiten Male als Auriga auf einem rheinischen Glasgefäss -

(Westd. Z. Korr. VII, 1 aus Rottweil). *Eutyches* ist der Name eines jüdischen Auriga unter Caligula (Sueton, Gaius 65, Josephus, Ant. Jud. XIX, 44) und eines spanischen (CIL. II, 4314). *Pyramus* und *Olympus* sind bekannte Sklavennamen.

Zu den beiden oben angeführten rheinischen Auriga-Darstellungen tritt noch eine dritte, von Schürmans übersehene: eine Thonlampe aus dem Bonner Museum (Klein, B. J. 88, 96).

Schürmans verbreitet sich in interessanten Ausführungen über Bestimmung, Herkunft u. a. der Wagenlenker und Gladiatorengefässe. Auf die Einzelheiten konnte hier nicht eingegangen werden; vieles bleibt unsicher. Warnen vor Allem möchte ich vor einer allzuschnellen Identificirung der Arenahelden aus der Litteratur und auf unseren Gefässen (vgl. S. 174 bei Schürmans). Die Namen sind typisch, sie bleiben, die Personen wechseln; so damals, so heute.

Gefunden in Couvin in einem römischen Grab; heute im Museum zu Namur. 0,065 m hoch, 0,085 m breit; seine Form abgebildet a. a. O. Taf. 1.

43 Anderlues (Belgien). Annuaire de la société d'Archéol. de Bruxelles 1894 S. 32. Aufschrift auf einer Graburne.

Claudius.

Der Name ist beigeschrieben (?) dem Profil einer Person, das auf der Urne dargestellt war. Der Brauch ist mir unbekannt.

Gefunden mit 10 andern Urnen, Bruchstücke von Fibulae u. a. in Gräbern 16. Nov. 1893.

Stempel und Marken.

1. LEGIONS- UND COHORTENZIEGEL.

Aus den von Wolff, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge, Bd. IV, 212 ff., publizirten Nieder Ziegeln sind nur die epigraphisch bemerkenswerthen herausgehoben: im Uebrigen ist Vollständigkeit erstrebt.

44 a) leg(io) I adi(utrix). Aus der Centralziegelei bei Nied. Wolff a. a. O. S. 257.

b) leg(io) I ad(iutrix). Wie Nr. a.

c) leg(io) I aid(utrix). Wie Nr. a. S. 258. Mit falsch gestelltem I und strichlosem A.

45 a) leg(io) VIII Aug(usta). Kastell Huneburg bei Butzbach. Kofler, Limesbl. 4 Sp. 111.

b) leg(io) VIII Aug(usta). Kastell Burg bei Neckarburken. Schumacher, Limesbl. 3, Sp. 68.

d) und e) Ziegel derselben Legion in Rottenburg (Herzog, Neue Heidelberger Jahrb. III, 13, Anm. 46) und in Heddernheim (Quilling, Mittheilungen über röm. Funde in Heddernheim I. 1894. S. 12) gefunden.

46 Ziegel der XI. Legion, gef. bei Unterlinkhofen (Kanton Aargau). Argovia XXIV p. VII und S. 12.

47 a) leg(io) XIIII wie Nr. 44 a. S. 262.

b) leg(io) XIIII c(emina). Ebenda S. 262—63; c für g, wie oft.

c) leg(io) XIIII g(emina). Ebenda S. 263.

d) leg(io) g(e)m(ina). Ebenda S. 264.

e) leg(io) g(e)m(ina) v(ictrix). Ebenda.

f) und g). Ziegel derselben Legion, gef. Kastell Alteburg bei Kloster Arnsburg (Kofler, Limesbl. 9, Sp. 269) und bei Heddernheim (Quilling a. a. O.).

48 a) leg(io) XXI r(apax). Wie Nr. 44 a. S. 259.

b) leg(io) XX r(apax). Ebenda S. 261. (2 Stempel).

c) leg(io) XX r(apax). Kastell Langenhain bei Friedberg. Zangemeister, Limesbl. 1, Sp. 23.

Derselbe Fehler, wie in diesen Stempeln auch Brambach, C. J. Rh. 511, c, 4 und 1501, c.

d) Stempel dieser Legion gef. auch bei Unterlinkhofen. Argovia XXIV p. VI und S. 12.

49 a) leg(io) XXII · c(enturia) Pri(mi?) Mon(tani. Kastell Osterburken. Schumacher, Limesbl. 2. Sp. 142. Legionsbaustein aus rohem Kalkstein.

b) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis).

Inschrift auf einem als Fussboden dienenden Sandstein. Limeskastell Marköbel. Wolff, Limesbl. 5, Sp. 131. Die beiden P sind nach links gerichtet, das F auf den Kopf gestellt; also von einem unwissenden Steinmetzen schlechter Ziegel nachgebildet.

c) [le]g(io) XXII | pr(imigenia) p(ia) f(idelis). Kastell bei Langenhain. Zangemeister, Limesbl. 1, Sp. 23. Zwischen p und f Löwe. Vgl. Brambach, C. J. Rh. 1377 g, 36.

d) leg(io) [X]XII pr(imigenia) p(ia) [f(idelis)]. Ebenda.

e) leg(io) X[X]II p[r(imigenia) p(ia) f(idelis)]. „

f) [leg(io)] XXII p(rimigenia) p(ia) [f(idelis)]. „

g) [leg(io) X]XII [p(rimigenia) p(ia) f(idelis)]. Ebenda.

h) leg(io) [XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis)]. Ebenda. Dieser Legion weist den Stempel der Steinbock zu, von dem Reste zu erkennen sind.

50 a) [legio XXII pr(imigenia)] p(ia) f(idelis). Kastell Alteburg bei Kloster Arnsburg. Haupt, Mittheil. des hess. Geschichtsvereins N. F. IV, 107.

b) [leg(io)] XXII p(rimigenia) p(ia) [f(idelis)]. Ebenda.

c) leg(io) XX[II p(rimigenia) p(ia) f(idelis)]. „

d) [l]eg(io) X[XII p(rimigenia) p(ia) f(idelis)]. „

e) [leg(io) XXII p(rimigenia)] p(ia) fid(elis). „

f) [leg(io)] XXI[I p(rimigenia) p(ia) f(idelis)].

g) leg(io) XXII p(rimigenia p(ia).

h) [leg(io)] XX p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | [Semp]er(onius?) f(ecit). XX statt XXII durch ein Versehen des Zieglers; die Ergänzung von Haupt; derselbe Name auch unter Nr. 52 d; nach dem, was Wolff Frankfurter Archiv 3, F. IV, 300 auseinandersetzt, sollte man *Semp(ronius) Fr(ontinus)* erwarten. Also entweder derselbe Fehler hier und auf dem Nieder Exemplar oder, was doch auch möglich ist, ein Semperonius als Ziegelbauer.

51 a) leg(io) XXII p(rimigenia) pi)a) f(idelis). Nieder Centralziegelei. Wolff a. a. O. S. 268.

b) leg(io) XXII pr(imigenia). Ebenda S. 269. P R auf dem Kopfe.

c) leg(io) XXII pir p(ia) f(idelis). Ebenda S. 270. *pir* für *pri(migenia)*

d) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia). „ „ 271.

e) leg(io) XXII p(ia) f(idelis). „ „ 274.

f) [leg(io) XXII pri(migenia)] ↃF. „ „ 276. F D vielleicht *f(idelis D(omitiana)?*

Die Ergänzung des Mittelstückes lieferte ein Heddernheimer Stempel aus dem Frankfurter und Wiesbadener Museum.

g) leg(io) XXII | pr(imigenia) p(ia) f(idelis). Ebenda S. 276 u.

h) leg(io) XXII | pri(migenia) p(ia) f(idelis). „ „ 276.

i) leg(io) | XXII p(rimigenia) p(ia). „ „ 278.

k) leg(io) XXII | p(rimigenia) p(ia) f(idelis) Ant(oniniana). Ebenda S. 278.

l) leg(io) XXII | pri(migenia) pi(a) fi(delis). „ „ 280.

m) leg(io) XXII primigenia) p(ia) f(idelis) im Kreise. „ „ 280.

n) le g(io) XXII. „ „ 284.

o) leg(io) XXII | pr(imigenia) p(ia) f(idelis). Kreisstempel. „ „ 284.

p) leg(io) XX|II p(rimigenia) p(ia) f(idelis). „ „ „ 285.

q) leg(io) XXII. p. f. pr(imigenia). Ebenda S. 287. Die Zahl und pr. stehen auf dem Kopfe.

r) leg(io) X]XII primig(enia) p(ia) fid(elis). Ebenda S. 287.

s) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) fi(delis). „ „ 290.

t) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia). „ „ 291.

u) F leg(io) | XXII | pr(imigenia) p(ia). „ „ 292.
In rundem Stempel ist das F (= fidelis) über leg. nachgetragen.

52 a) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | M. St. M. f(ecit). Ebenda S. 295.

b) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis | C. C. Secun(dus?) f(ecit). Ebenda S. 296.

c) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) M. S. f(ecit). Ebenda S. 298.

d) Semp leg. XXII pr. p. f. ero (n? oder f(ecit)?). „ „ 300.
Auf andern Exemplaren aus Rückingen, Nied, Hofheim, Mainz, Mosbach steht Semp. Fron oder Sempr(onius) Front(inus). Danach oben zu corrigiren? vgl. Nr. 50h.

e) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis | M. (?) Devat(us?) f(ecit). Ebenda S. 302.

f) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis) | Mi.. [De?]vatus f(ecit). Ebenda S. 302.

g) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis) | Didius fe(cit). Ebenda. S. 302.

h) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Jul(ius) Primus f(ecit). Ebenda S. 303.

i) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis) | Julius Augur f(ecit). Ebenda S. 305.

k) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Jul(ius) Bellic(us) f(ecit). Ebenda S. 306.

l) leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis) | Julius) Immun(is) f(ecit). Ebenda S. 307.

m) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | C. V. V. f(ecit). Ebenda S. 307.

n) [C?] Avit(ius) Fort(is) f(ecit) | leg(io) XX pr(imigenia). Ebenda S. 308. sic!

o) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis | L. Ca (?) Sev(erus?) f(ecit). Ebenda S. 308.

p) leg(io)] XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | . . . Sec?]und(us?). Ebenda S. 308.

q) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Hel(vius) Camul(us). Ebenda S. 309.

r) le[g(io) ?] . . . . . . | Ve . . . . . Ebenda S. 309.

s) l(egio) | XXII pr(imigenia) p(ia) | f(idelis) || L | Mart(ius) | Aer. (?) f(ecit). Auf zwei Rhomboidfelder symmetrisch vertheilt. Ebenda S. 310.

t) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Helvius Montanus [f(ecit?)]. Ebenda S. 311. = Hettner, Katalog des Bonner Museums 155, 5.

u) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Cal (?) Strabo. Ebenda S. 312.

v) [leg](io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Val(erius) Prisc (?) [f](ecit). Ebenda S. 314.

w) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | Brigicmm (?). Ebenda S. 314.

x) Senti Sabel(li) | leg(io) XXII pr(imigenia) p(ia) f(idelis). Ebenda S. 314.

y) leg(io) XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis) | C. Do (?) Senex f(ecit). Ebenda S. 315.

53 Ausserdem sind Ziegel derselben Legion gefunden:

Kastell Marköbel. Wolff, Limesbl. 1, Sp. 32.

Kastell Huneburg. Kofler, Limesbl. 4, Sp. 111.

Kastell Oberflorstadt. Kofler, Limesbl. 7/8, Sp. 238.

Kastell Alteburg bei Arnsberg. Kofler, Limesbl. 9, Sp. 269.

Kastell Alteburg bei Heftrich. Hettner, Jahrbuch des Arch. Instituts VIII, 182.

Kastell am Maisel. Hettner ebenda, 184.

54 a) coh(ors) I A[quit(anorum)]. Kastell Alteburg bei Kloster Arnsburg. Haupt, Mittheilungen der oberhess. Gesch. V. N. F. IV, 107.

b) coh[(ors) I Aquit(anorum)]. Ebenda. Haupt, a. a. O.

c) [coh(ors)] I Aq[uit(anorum)]. " " "

d) [coh(ors) I] Aquit(anorum). " " "

e) [coh(ors) I A]quita(norum). " " "

f) [co]h(ors) I Aqu[it(anorum)]. " " "

g) [coh(ors) I] Aq[uit(anorum)] | [coh(ors)] I Aqu[it(anorum)]. Ebenda. Durch einen Streifen von 2 cm Breite sind Zeile 1 und 2 getrennt.

h) Ziegel derselben Kohorte ebenda gef. Kofler, Limesbl. 9, Sp. 269.

i) [coh I ? A]quita(norum). Gef. Kastell Huneburg bei Butzbach. Kofler, Limesbl. 4, Sp. 111. Identisch mit Ziegel e?

55 Ziegel der II. Aquitanischen Cohorte gef. Kastell Alteburg bei Arnsburg. Kofler, Limesbl. 9, Sp. 269.

56 coh(ors) III Aq(uitanorum) [e]q(uitata) c(ivium) R(omanorum). Kastell Burg bei Neckarburken. Schumacher. Limesbl. 3, Sp. 68. Ohne Zeilentrennung? vgl. Brambach, CI Rh. 1728.

57 coh(ors) I As(turum). Centralziegelei bei Nied. Wolff, a. a. O. S. 254.

58 coh(ors) I B(e)l(garum). Kastell Langenhain. Zangemeister, Limesbl. 1 Sp. 23.

59 c(ohors) III Br(ittonum). Kastell Thielenhofen. Hettner, Jahrb. VIII, 177. vgl. CIL. III, 11996a.

60 a) n(umerus) Catthar(ensium). Kastell Heidenkirche am kleinen Feldberg. Jacobi, Limesbl. 1, Sp. 5.

b) ? Catthar(ensium). Ebenda.

Nach Jacobi beidemal auch Catther(ensium).

c) Stempel derselben Abtheilung auch in Kastell Alteburg bei Heftrich. Hettner, Jahrb. VIII, 182.

61 coh(ors) I civ(ium) Rom(anorum). Kastell Alteburg bei Kloster Arnsburg. Kofler, Limesbl. 9, Sp. 269.

62 [coh(ors)] II c(ivium) Ro(manorum). Kastell Huneburg bei Butzbach. Kofler, Limesbl. 4, Sp. 111.

63 [coh(ors)] II Au(gusta) Cyr(enaica). Ebenda.

Der Stempel ist missrathen; obige Auflösung scheint sicher (so auch Hettner Jahrb. VIII, 181).

64 [coh(ors)] III Raet(orum). Ebenda.

65 Dachziegel der III. cohors Vindelicorum gef. Kastell Grosskrotzenburg. Wolff, Limesbl. 6, Sp. 168.

66 a) Zwei Stempel der IIII. cohors Vindelicorum. Ebenda Sp. 166.

b) coh(ors) II[II? Vinde]l(icorum). Kastell Langenhain. Zangemeister, Limesbl. 1, Sp. 23.

c) Stempel derselben Kohorte Kastell Alteburg bei Heftrich. Hettner, Jahrb. VIII, 183.

d) und Zwischenkastell am Maisel. Ebenda S. 184.

67 Ziegel der coh(ors) XXXII Voluntariorum. Kastell Oberflorstadt. Kofler, Limesbl. 7/8, Sp. 238.

68 Cohrepert? Kastell auf dem Schierenhofe. Steimle, Limesbl. 6, Sp. 182. Auflösung zweifelhaft; etwa coh(ors) R(a)e(torum) Pret(iosus) f(ecit)? oder Co(rneli?) Repert(i) (so Hettner, Jahrb. VIII, 184).

69 Q. Val[er(ius)] Sabe(llio?). Medelsheim bei Speier. Mittheil. des hist. Vereins der Pfalz. XVI, 191. Röm. Ziegel 42 cm lang, 35 cm breit, 5 cm hoch.

70 Secundin(us). Kastell auf dem Schierenhofe. Steimle, Limesbl. 6, Sp. 182. Stempel auf Ziegelplatten.

71 .... K(alendas) Semptembr(is). Kastell Burg bei Neckarburken. Schumacher, Limesbl. 8, Sp. 68.

Ziegelfragment. Inschrift vor dem Brande eingeritzt, also Datum der Fabrikation so zu ergänzen: ..fecit cos.....] K(al.) Septembr. Die Auflösung rührt von Zangemeister her.

2. FABRIKANTENSTEMPEL.

72 **Thonlämpchen.**

a) **Eucarpi.** Asberg, jetzt im Museum in Crefeld. Siebourg, Bericht des Crefelder Museumvereins 1893, S. 7.

b) **Fortis.** Niederrhein, jetzt im Museum der Stadt Düsseldorf. B., Beiträge zur Geschichte des Niederrheins VII, 434.

c) **Rufus f(ecit).** Asberg. Siebourg, B. J. 94, 70.

d) **Strobili.** Wie b.

73 **Töpferstempel.**

Bei den Düsseldorfer Gefässen ist kein Material angegeben; sonst meist terra sigillata. Die Speierer Stempel, welche in den Mittheil. des histor. Vereins der Pfalz XVI, 189 veröffentlicht sind, fallen eigentlich aus dem Rahmen dieses Berichtes heraus; doch da dort die Gesammtfunde der letzten Jahre in Speier zusammengestellt sind, wollte ich sie nicht ausschliessen.

Ueber die andern Speierer Funde ist auch ein [unvollständiger] Bericht von Harster in Westd. Zeitschr. Korr. XII Nr. 58 gegeben.

1 **Aete(rnus?] f(ecit).**
Mengen. Zörlein, West. Z., 375.

2 **Albanus f(ecit).**
Niederrhein; jetzt im Museum zu Düsseldorf. B., Beiträge zur Geschichte des Niederrheins VII, 434.
of(ficina) Albani. Ebenso.

3 **Albini ma(nu).**
Kastell Alteburg bei Kloster Arnsberg. Haupt, Mittheilungen des oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. IV, 104.

4 **Amabilis.** Wie Nr. 2.

5 **Anisatus f(ecit).** „ „ 2.

6 **Aper f(ecit)** „ „ 2.

7 **Aquit(ius?).** „ „ 2.

8 **Attici m(anu).**
Gef. in römischen Villen in Entre-Sambre-et-Meuse; Bequet, Annales de la Soc. arch. de Namur. XX, 21.

9 **Attius.** Wie Nr. 8.

10 a) **Avitus f(ecit).**
Speier. Ludwigstrasse. Mitth. des hist. Vereins der Pfalz. XVI, 189.
b) **Avitus.** Wie Nr. 10a.
c) **Avitus f(ecit).** Wie Nr. 8.
d) **Aviti ma(nu).** „ „ 8.

11 **Auci.** „ „ 10a.

12 **Banilli.** „ „ 10a.

13 **Bassi.**
Asberg; jetzt im Museum zu Crefeld. Siebourg, B. J. 94, 71.

14 **Bolsius.** Wie Nr. 8.

15 **Borl(?) f(ecit).**
Mechtersheim, Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XVI, 193.

16 **Bondus f(ecit).** Wie Nr. 2.
Darunter eingeritzt X.
Bondus f(ecit). Wie Nr. 2.

17 **Cabia . . . .** „ „ 10a.

18 **Cai of(ficina).** „ „ 2.

19 a—b) **of(ficina) Calvi.** Wie Nr. 2.

19 c) of(ficina) Calvi. Wie Nr. 2.
Eingeritzt S. V.
20 Candidus f(ecit). „ „ 2.
21 a—c) Cassius f(ecit). „ „ 2.
22 Celad(us) f(ecit). „ „ 10a.
23 a) off(icina) Ce(lsi). „ „ 3.
b) off(icina)] Celsi. „ „ 3.
24 a) Celsinu(s). „ „ 3.
b) Celsinus f(ecit). „ „ 13.
c) [Cel]sin(us). „ „ 3.
25 Censor(inus?). „ „ 2.
26 a) Cerealis. „ „ 10a.
b) Cerealis f(ecit). „ „ 10 a.
27 Cintugnatiu(s). „ „ 13.
Rother Teller.
28 Cintugnatus. „ „ 2.
29 Clemens. „ „ 2.
30 Coci. „ „ 3.
Rothes Näpfchen.
31 a) Conati.
Speier. Mittheilungen XVII Sp. 169.
b) Conatius. Wie Nr. 10a.
32 Coriso fe(cit). „ „ 2.
33 Dagomarus f(ecit). „ „ 8.
34 Disetus. „ „ 2.
35 Domitianus. „ „ 10.
36 Domitius f(ecit).
Speier. Mittheil. des hist. Ver. der Pfalz XVI, 191.
37 Festi. Wie Nr. 2.
38 Florent(inus).
Fussgöhnheim bei Speier. Mittheil. des hist. Vereins der Pfalz XVI, 191.
39 a) [of(ficina F]usc(i). Wie Nr. 3.
b) [of(ficina) Fu]sci. „ „ 3.
c) of(ficina) Fu[sci]. „ „ 3.
S. 105.
40 Gaius f(ecit).
Asberg. Siebourg, B.J. 94, 71.
41 off(icina) Ger(manici?). Wie Nr. 2.
42 Gemin(us). Wie Nr. 3.
43 Giamat(us?) f(ecit). „ „ 2.
44 Giamil fe(cit). „ „ 10.
Trinkbecher.
45 a) Gobio f(ecit). „ „ 10.
Teller.
b) Gobio f(ecit). „ „ 10.
Platte.
46 a) Ianuarius f(ecit).
Speier. Mitth. d. hist. Ver. der Pfalz XVII, 169. Schüssel.
b) Ianu(arius?) f(ecit).
Neupfotz bei Speier. Mitth. XVI, 193. Thongefäss.
47 a) Iassus f(ecit). Wie Nr. 2.
b) [I]assu(s) „ „ 10.
c) Iassus f(ecit). „ „ 10.
48 of(ficina) Iucun(di). „ „ 2.
49 Iul(ius). „ „ 10.
50 a) Iulianus. „ „ 10.
b) Iul(ianus?). „ „ 10.
51 Iullmus.
Kastell Heidenkirche am kleinen Feldberg. Jacobi, Limesblatt 1 Sp. 8.
52 Iunia(nus?) f(ecit). Wie Nr. 2.
53 Iusti.
Rheinzabern. Mitth. d. hist. V. der Pfalz XVI, 193. patera.
54 a) Iuvenis. Wie Nr. 2.
b) Iuvenis fe(cit).
Speier. Mitth. d. hist. V. der Pfalz XVII S. 169.
55 a) Lillus f(ecit).
Speier. Ebenda. Becher.
b) Lillus. Wie Nr. 10.
c) Lillus.
Kastell Heidenkirche am kleinen Feldberg. Jacobi, Limesbl. 1, Sp. 13.

56 a) **Lucius.** Wie Nr. 10.
56 **[Lu]cius f(ecit).** Wie Nr. 10.
57 **Locirni.**
Couvin. Schürmans Ann. de la Soc. arch. de Namur. XX. S. 148.
58 **Logirn(i) m(anu).** Ebenda.
59 **Macumi(?).** "
60 **Maianus f(ecit).** Wie Nr. 2.
61 **Malliaci(us f(ecit).** " " 8.
62 **Marinus f(ecit).** " " 10.
63 **Martin(us) fe(cit).** " " 2.
64 a) **Materninus.**
Speier. Mitth. d. hist. Vereins der Pfalz XVI, 169.
b) **Materninus.** Wie Nr. 2.
65 **Meddicus f(ecit).**
Gellep. Siebourg, B. J. 94, 72.
66 **Mediatus.** Wie Nr. 2.
67 **Micio f(ecit).** " " 2.
68 **of(ficina) Modes(ti).**
Asberg. Siebourg, B. J. 94, 68.
69 **Montanus.** Wie Nr. 8.
70 **Mossus f(ecit).** " " 8.
71 **Natalis f(ecit).** " " 2.
72 **Nicephor(us) f(ecit).** " " 3.
73 **Nivalis f(ecit).** " " 10.
74 **Ocilius f(ecit).**
Kastell Heidenstock bei Obereschbach. Jacobi, Limesbl. 1, Sp. 3.
75 **Onnio.** Wie Nr. 2.
76 **Opinim(?).** " " 8.
77 a) **Patric(ius).** " " 2.
b) **Patric(ius).** " " 3.
78 **Patrigianus.**
Kastell Heidenkirche am kleinen Feldberg. Jacobi, Limesbl. 1, Sp. 13; b für c, wie oft.

79 **Patruinus.** Ebenda.
80 **Par(ius).**
Couvin. Schürmans a. a. O. S. 148.
81 a) **Paullus f(ecit).** Wie Nr. 3.
b) **Paull[us f(ecit)].** " " 3.
c) **[Paul?]lus.** " " 3.
82 **Pridinnus.** " " 2.
83 **Primuli.**
Couvin. Schürmans a. a. O. 148.
84 **Priscianus.** Wie Nr. 2.
85 **Rahiaciva f(ecit).** " " 10.
86 a) **Restitutus.** Wie Nr. 10. patera
b) **Res[titutus?].** Wie Nr. 10.
87 **Roudus [f]e(cit).**
Couvin. Schürmans a. a. O. E für F aus Versehen.
88 a) **Sabinus.**
Asberg. Siebourg, B. J. 94, 72.
b) **Sabinus.** Ebenda.
89 **Saturni[nus?].** Wie Nr. 3.
Gefäss, mit Relief verziert. Darunter in Reliefschrift Sutt(ici?) off(icina). Handwerker und Fabrikant zugleich genannt.
90 **o(fficina) C(ai) Sauri | IIXIXII.** Wie Nr. 2.
91 **Suobnili.** Wie Nr. 8.
92 **Taurus f(ecit).** " " 2.
93 **Ter(entius) f(ecit).** " " 10.
Kleine Schüssel.
94 a) **Triboccus.** " " 10.
b) **Tri[boccus].** " " 10.
95 **Uranarus f(ecit).**
Mengen. Zörlein, Westd. Z. XII, 375.
96 **Ursianus.**
Worms. Hochstrasse in alter Töpferei. Koehl, W. Z. XII, 387.

97 Venicarus. Wie Nr. 10.

98 Verecund(us) f(ecit).
Mechtersheim bei Speier. Mitth. d. G.-V. d. Pf. XVI, 192.

99 Vicatus. Wie Nr. 3.

100 a) Victor. „ „ 10. Schale.
b) Victor. „ „ 10. Trinkbecher.
c) Vic[tor]. „ „ 10.

101 Victorinus f(ecit).
Speier. Mitth. XVII, 169.

102 Virtus f(ecit). Wie Nr. 2.

103 a) Vitalis f(ecit). „ „ 2.
b) u. c) of(ficina). Vita(lis). Wie Nr. 3.

104 Vivous. Wie Nr. 8.

105 . . . XIIIXII. Wie Nr. 2.

106 Eine Reihe von undeutbaren Bruchstücken von Stempelinschriften aus dem Düsseldorfer Museum veröffentlicht in Beitr. zur Gesch. d. Niederrheins VII, 434 (darunter o]f(ficina) Fagi?, C]iriac[i...] f(ecit). L. Irsi[...?]) und Kastell Altenburg bei Kloster Arnsburg bei Haupt, Mitth. des Oberrh. Geschichtsvereins, N. F. IV, 105 [darunter IICVN wohl nicht verschrieben für Iucun(di), sondern gleich S]ecun(di?) aus Speier. (Mitth. d. G.-V. d. Pfalz XVI, 189]. Ein .... ierus f(ecit) aus Wachtelhau bei Sigmaringen. Knickenberg, Mitth. des Vereins f. Geschichte u. Alterthumskunde für Hohenzollern XXVI, 51. . . . isu oder ... asi aus Kastell Haselburg. Conrady, Limesbl. 5, Sp. 156. Terra sigillata mit Stempel aus Sels (Mitth. d. Gesellsch. zur Erhaltung der geschichtl. Denkm. im Elsass II, 16, 185). Töpferstempel aus Kastell Bürgle. Steimle, Limesbl. 3, Sp. 93. Burg. Hämmerle, Limesbl. 4, Sp. 118. Sigillatenstempel aus Rückingen, Sigillata mit Graffito ebendaher. Wolff, Limesbl. 7/8, Sp. 248). Stempel aus Mainz. Westd. Z. XII, 393.

74 Fron[tini ?].

Köln. Westd. Zeitschr. Korr. XII, Nr. 68. Stempel auf dem Boden einer gläsernen Kanne.

75 Stempel aus Speier [es scheinen die Stempel selbst zu sein?]. Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XVI, 189.

1 Laitus.

2 Quietus f(ecit).

3 Venus[tus].

4 Victorinus f(ecit).

76 Graffiti auf Gefässen resp. eingeritzte Zeichen, die wohl von Besitzern herrühren:

1) Aus Kastell Altenburg bei Kloster Arnsburg. Haupt, Mitth. d. oberrh. Gesch.-Ver. N. F. IV. S. 106:

Tilea; .... mani; .... anci; Sova ...; Verre ..; Volticani.

2) Aus dem Düsseldorfer Museum. Beiträge z. G. d. Niederrheins VII, 434:

... summ; erqi; Fidelis; XICXI, ΛX, ΛII; ammi; tir.

II. NEUES ZU BEKANNTEN INSCHRIFTEN.

77 Die Gemeinde der Neckarschwaben im untern Neckarthal.

Eine Grabschrift, gefunden bei Aubigny (Saône-et-Loire), jetzt im Museum der Société d'hist. et d'arch. de Chalon-sur-Saône (vgl. besonders Mémoires dieser Gesellschaft III, 232. Taf. VI, 1) lautet:

Di(s) mani(bus) | Tertiniae Flore|ntiniae cives Sueb|a Nicreti(s)
5 vixit a[nn]|is XVII.

So nach neuer Vergleichung Hirschfelds. Die Auflösung in Z. 3 und 4 ist nicht sicher; cives = civis als Nominativ häufig; dazu Nicreti(s?) im Gen. oder Dativ hinzugefügt. Zangemeister las Sueba(e).

Aus ihr erschliesst Zangemeister, Neue Heidelberger Jahrbücher III, 1 ff. eine *civitas Sueborum Nicretum*, eine Gemeinde der Neckarschwaben, und identificirt diese mit Recht mit der civitas Ulpia S. N. der Leugensteine von Heidelberg (B. J. 76, 90) und der Meilensteine von Ladenburg (B. J. 76, 219); womit endgültig diese räthselhaften Chiffren (siehe Mommsen, Röm. Geschichte V, 146 Anm. 1) ihre Auflösung gefunden haben.

Ulpia heisst die civitas, weil sie von Trajan wiederhergestellt ist (Eutrop. 8, 2).

Aber mit Unrecht (schon allein wegen Tac. Germ. 29, über welche Stelle S. 5 willkürlich, gut S. 14 in anderer Richtung geurtheilt wird) führt Zangemeister diese Ansiedlung bis auf Caesar zurück.

Derselben Gemeinde weist er den Secundinius Verus, s(igni)f(er) equi(tum) sing(ularium) natione Suaebus (Ephem. Epigr. IV, 935) zu.

Auch sonst treten specificirende Namen zu den umfassendern der Sueben hinzu; z. B. Matres Suebae Euthungae (Rh. Mus. 1890, 639), Lutatiis Suebis (Ihm, Matronenkult 455); anderer Art ist der Beiname der vexillarii Sueborum Lon[govicianorum?) aus der englischen Grafschaft Durham (W. Z. Korr. XII, 97). Umgekehrt vgl. die matres Germanae Suebae aus Köln (Ihm a. a. O. 273).

78 Die Mainzer Veientoinschrift, publicirt von Keller, Westd. Zeitschr. Korr. VI, 93, und Ihm, Rh. Mus., XLII, 488, und B. J. 84, 88 hat neuerdings Mommsen und Domaszewski beschäftigt.

Ersterer versucht Limesbl. I, 4 Restitution und Erklärung der verzweifelten Zeilen 11 und 12, letzterer deutet Westd. Zeitschr. Korr. XI, 121 die Zeilen 14—17.

Danach gestaltet sich der mittlere Abschnitt der Aemterlaufbahn des Annianus so:

11 e ?]tiam . c(urator ?) . c(ensibus) . civit(atium ?) adm(inistrandis ?) ., li[mitis ?) | [Germ]an(iae). Haliq(uensium) et Chalitano(rum ?) . . . . | ,
13 . . . . V]I vir turm(arum) I eq(uitum ?) Rom(anorum ?) ad . . . . |
. . . . ? N, praef(ectus) fr(umenti). dand(i) p[l]eb(i). Ro[m(anae),
15 cur(ator ?] | [Vede ? ?]nt(ium) et missus . adv(ersus) . hh(ostes) . pp(ublicos) . in re[g(ionem) | Transp)ad(anam) tir(onibus) . legend(is) et ar-
17 m(is) fabr(icandis) . in u[r(be)] | [Me]diol(anio).

Z. 11 sind nach Zangemeister und Hammeran die Buchstaben sicher.

Z. 12 die 6 ersten Buchstaben zweifellos; der 7. wahrscheinlich Q; 'allenfalls könnte ein kleines V in ihm gestanden haben'.

Die 3 folgenden Buchstaben sind zerstört, das Gegebene nach Zangemeister nur möglich; der 12. Buchstabe L, aber ohne Querhasta, der 13. I; N̊, was nun folgt, ist sicher.

Z. 14—17: So richtig nach Domaszewski; nur in 14 kann der drittletzte Buchstabe auch L sein, kein K.

Die durch die neuen Lesungen gesicherten Interpunctionszeichen habe ich beigeschrieben.

Z. 11 ff. Das erste etiam ist sprachlich bedenklich; sonst item oder eodemque tempore. Das Folgende ist nur zweifelnd ergänzt; censum administrare für agere ebenso wenig belegt, wie die angenommene Verbindung dieser Worte mit curator. Limes Germaniae analog dem limes Raetiae der Arvalakten v. 213 gebildet.

Es wäre also Ammianus als Offizier zur provinzialen Schatzung abkommandirt worden, was Mommsen durch zahlreiche Beispiele belegt (vgl. Röm. Staatsr. II, 1093) und die civitas Haliquensium und Chalitanorum wären am Limes zu suchen; erstere würde ihren Namen wieder der exploratio Halicensis (oben Nr. 30) gegeben haben.

Neben dieser Erklärung geben Zangemeister und Mommsen noch eine andere, ebenfalls in Reserve:

pr(o) pr(aetore) Africae, e]tiam c(ensitor) c(ivium) civit(atium) Adm(aedarensium), Lim[is(ensium)] | . . . . . an(orum), Haliq(uatium) et [Tha ?] litano(rum).

Admaedara, Thala und die civitas Limisensium liegen nicht weit von einander in der provincia Africa; die der Haliquates weist auch Mommsen nicht nach.

Z. 14 ff. Der Zusatz plebi Romanae findet sich in griechischen

Inschriften (Mommsen Staatsr. II³, 673. Cagnat, L'année épigr. 1891 Nr. 136). Die Auflösung adversus hostes publicos stützt D. auf seine und Dessaus (zu Inscript. Latinae 1140 geäusserte) Vermuthung, dass CIL. II, 4114

Tib(erio) Cl(audio) Candido cos . . . . . . leg. Aug(ustorum) pr. pr. provinc(iae) H(ispaniae) c(iterioris) et in ea duci terra marique adversus rebelles hh(ostes) pp(ublicos)

h. h. p. p., nicht Hübners h. h. p. R(omani) zu erkennen sei, was nachträglich Haverfield, Westd. Zeitschr. Korr. XII, 23 bestätigt.

Also gehörte Ammianus zu den vornehmen Beamten, welche 238 im Auftrage des Senates in Italien den Widerstand gegen den anrückenden Kaiser Maximinus (Herodian 7, 11, 7. Vita Maximini 10, 1) organisirten. Vier Jahre später errichtete er dann als Legionslegat in Mainz den Altar. Dieser Schluss Domaszewskis erscheint mir durch den berechtigten Hinweis auf Vita Maximini 15, 2 und 20, 8 (auch 16) durchaus gesichert.

79 Zur Mainzer Veientoinschrift (Keller, Westd. Zeitschr. Korr. III, 92, Mommsen ebenda 117, Keller, B. J. 85, S. 98, Dessau, Inscr. Lat. 1010) trägt Mommsen W. Z. Korr. XII nach, dass derselbe Veiento in Statius' Gedicht de bello Germanico, quod Domitianus egit (Georgius Valla zu Juvenal IV, 49, Bücheler, Rh. Mus. 39, 283) erwähnt wird, dass also Veiento sein drittes Konsulat unter Domitian bekleidet hat[1]). Veiento hat danach zugleich mit Vibius Crispus, consul III, und Acilius Glabrio 83 an einer Berathung des Domitian wegen des ersten Chattenkrieges Theil genommen (vgl. Asbach B. J. 79, 135. Westd. Zeitschr. V, 370).

80 Domitianische Truppenkörper.

E. Ritterling, Westd. Zeitschr. XII, 203 ff. liest in der Bonner Magiusinschrift (B. J. 57, 70) in Uebereinstimmung mit Mommsen, Eph. Epigr. V, 202:

a) leg(ionis) I F(laviae) M(inerviae) p(iae) f(idelis) D(omitianae).

Vgl. 2 Bonner Ziegelstempel (Festschrift für den internationalen archäol. Congress zu Bonn. 1868. S. 26): leg(io) I F(lavia) M(inervia).

1) Die Erklärung des Verses 'ter memores implerunt nomina fastos' ist zweifellos richtig.

b) Brambach[1]), ClRh. 1892:
Victorinus c(enturio) leg(ionis) VI Vic(tricis) p(iae) f(idelis) D(omitianae).

c) Brambach 651:
Vindex c(enturio) leg(ionis) X G(eminae) p(iae) f(idelis) D(omitianae).
Vgl. Ziegelstempel zu Cleve (B. J. 61, 72 Nr. 12)

d) Brambach 673:
vet(eranus) leg(ionis) XXII p(rimigeniae) p(iae) f(idelis) D(omitianae).
und Brambach 1626:
leg(ionis) XXII p(iae) f(idelis) D(omitianae).
Vgl. Ziegel aus Holland (Br. 140, d, 3, 4) u. Mannheim (Baumann, Röm. Inschr. . . . der ver. Samml. in Mannheim Nr. 125).

e) Brambach 684:
mi[l]es ex c(l)asse G[e]rmanica p(ia) f(ideli) D(omitiana).

f) Brambach 678:
im[a]ginif(er) coh(ortis) // II Asturum p(iae) f(idelis) D(omitianae).

g) Brambach 676:
d(ecurio) coh(ortis) II c(ivium) R(omanorum) D(omitianae).

Durch diese unzweifelhaft richtige Deutung des bisher strittigen D, die Ritterling schon 1885 de legione Romanorum X. Gemina S. 15 vorgetragen und für die er Billigung gefunden hat bei Schilling, de legionibus Romanorum I. Minervia et XXX. Ulpia, Leipz. Studien XIV S. 13, stützt er seine Vermuthung, dass die angegebenen Truppentheile den Beinamen pia fidelis von Domitian für ihre Haltung bei dem Aufstande des Saturninus 89 erhalten

1) Abweichungen von Brambach gibt Ritterling theilweise nach Zangemeisters Mittheilungen. Ich führe sie an:
b) Bindung von p. und f. sicher.
c) Hinter F sieht Ritterl. einen deutlichen Punkt; das ist aber ein Loch, wie in dem D; ebenso hinter D ein Punkt, den R. weglässt.
d 2) „Auf der ganzen Inschrift kein Interpunktionszeichen". Zangemeister.
e) Ritterling: P F · D Und wirklich zwischen F und D Interpunktionszeichen wahrscheinlicher, als Sprung; aber auch Interpunktion sicher zwischen P und F.
f) Diese Lesung hat Zangem. nach Scheden auf der Darmstädter Bibliothek festgestellt.
g) Unrichtig korrigirt Ritterling das D(ecurio) (so Hettner, Bonner Katalog 26) in C(enturio).

haben. Der Beiname D(omitiana) ist gleichzeitig mit den andern von Domitian verliehen, nach dessen Tode wegen der damnatio memoriae des Kaisers wieder abgelegt worden.

Die Bonner I Minervia ist auf diese Weise zu einem doppelten kaiserlichen Beinamen gekommen. Flavia hiess sie, weil ein Flavier sie konstituirt, wie die IV, von Vespasian gegründete, Domitiana seit 89 (vgl. auch Schilling a. a. O. S. 14).

Auf einer Grabschrift aus dem Jahre 87 (Bull. d. comm. commun. di Roma 1886 Nr. 1105) heisst die leg. XXII pr. noch nicht p. f.

Mit Unrecht aber hat Ritterling Bramb. 677 hierhergezogen, wo er Z. 5 CIIRPFIID die zwei Striche vor D, welche sicher ein E darstellen, auf Verwitterung zurückführt und p. f. D(omitiana) liest. Zu lesen ist fed(elis) mit geläufiger Verdumpfung des I. Hinzuzufügen aber wäre noch ein Nieder Ziegel (oben Nr. 51 f.).

Auf die weiteren Ausführungen Ritterlings kann hier nur hingewiesen werden. S. 211 ff. weist er einige Alen und Kohorten mit dem Beinamen pia fidelis nach und führt diesen ohne zwingende Gründe ebenfalls auf Verleihung unter Domitian zurück.

S. 218 ff. verfolgt er den Aufstand des Saturninus, der nach ihm an der Spitze der 4 obergermanischen Legionen etwa bei Remagen durch den „Statthalter von Niedergermanien" Appius Norbanus Mitte Januar 89 geschlagen wird. Dann soll die leg. XXII 89/90 nach Obergermanien, leg. XIV nach Pannonien abgegangen, leg. XXI Rapax im Sarmatenkriege (Sueton Domitian 6) 92 vernichtet worden sein. Doch ist diese ganze Auseinandersetzung äusserst problematischer Natur.

In einem Anhange S. 234 ff. stellt er eine Berechnung über den Bestand des untergermanischen Heeres in flavischer Zeit an; er kommt mit Einrechnung der Flottenmannschaft auf ca. 35000 Mann. Die Besatzung von Obergermanien hatte Mommsen, Röm. Gesch. V, 108 Anm. 1, auf 30000 berechnet.

III. RHEINISCHES AUS ANDERN PROVINZEN.

81 Bei **Annouana** in Africa ist folgende Inschrift gefunden und von **Poulle**, Recueil de la Soc. arch. de Constantine 1893 S. 261 veröffentlicht, nach neuer Vergleichung abgedruckt von **Cagnat**, L'année épigr. 1893 Nr. 88, aus dem ich sie entnehme:

Q(uinto) Antistio Advento] | Q(uinti) f(ilio) Quir(ina tribu) Postumio Aq[u]|ilino co(n)s(uli), sacerdoti fetia|li, leg(ato) Aug(usti)
5 pr(o) pr(aetore) provinc(iae) Ger[maniae inferioris, leg(ato) Aug(usti)| at praetenturam Italiae et | Alpium expeditione Germa|nica, cura(tori) operum locorumq(ue) | publicorum, leg(ato) Aug(usti) pr(o) pr(ae-
10 tore) [provinc(iae) Arabiae, leg(ato) Aug(usti) leg(ionis) | VI ferratae et secundae ad|iutricis, translato in eam ex|peditione Par-
15 thica qua do|natus est donis militaribus [coronis murali, vallari, au|rea, hastis puris tribus, ve|xillis duobus; praetori, leg(ato) | pr(o) pr(aetore) provinc(iae) Africae, tr(ibuno) pl(ebis); se|viro eq(uitum) R(omanorum), q(uaestori) pr(o) pr(aetore) provinc(iae) [Macedoniae,
20 tribuno mil(itum) | leg(ionis) I Minerviae p(iae) f(idelis), IIII vir(o) | viarum curandarum |

Sex(tus) Marcius Maximus ob in|signem eius in se beni-
25 volen[tiam s(ua) p(ecunia) p(osuit). D(ecreto) d(ecurionum).

Eine interessante Laufbahn eines senatorischen Offiziers und Beamten. Consulat und die Mitgliedschaft im Collegium der Fetialen steht voran; dann folgen die Aemter in umgekehrter chronologischer Reihenfolge; einige kurze Bemerkungen über sie mögen hier stehen:

1. Bekleidet er das Quattuorvirat viarum curandarum (**Mommsen** St. R. I[3], 554). In dieser Stellung wurde ihm schon eine Inschrift gesetzt, die erst durch unsere Inschrift die richtige Ergänzung erhält (Eph. Epigr. V, 854).

Q(uinto) Antistio Q(uinti) f[(ilio) Quir(ina) (tribu)] | Advento
Postu[mio Aqui]lino IIII vir(o) viaru[m cur(andarum)].

2. War er tribunus militum der Bonner legio I. Minervia; es ist der fünfzehnte, den wir kennen (siehe **Schilling** a. a. O. S. 90); dieselbe Beförderung CIL. VI, 1517.

3—7. Weiterhin war er quaestor in Macedonien, sevir equitum Romanorum (**Mommsen** R. Str. II[3], 826), tribunus plebis und legatus

propraetore in Africa; da mag er die Verbindung angeknüpft haben, wegen der bedeutend später diese Inschrift gesetzt worden ist; schliesslich erhält er die Praetur.

8. Er wurde dann als Legat in die leg. II. adiutrix versetzt. Als solchem setzte ihm am 1. März 164 Q. Antistius Agatophus die Inschrift Dessau 1091. Wohl in Furcht vor dem Kriege. Denn mit jener Legion nahm er Theil am Kriege gegen die Parther (164/65. vgl. Napp, De rebus imper. M. Aurelio Antonino in Oriente gestis, S. 69 ff.); selbst die I. Minervia sollte ja in den Orient (CIL. VI, 1377), mag auch abgezogen sein (? Schilling a. a. O. S. 69). In diesem Kriege erhielt Antistius die üblichen Auszeichnungen, blieb dann im Orient, indem er

9. Legat der syrischen Legion VI. ferrata und

10. Statthalter von Arabien wird. In dieser Eigenschaft wird ihm die Inschrift (CIL. III, 92) aus Bostra in Arabien gesetzt:

Q.] Antistio Ad(vento), legato). Augg(ustorum) pr(o) pr(aetori). co(n)s(uli). des(ignato). [optio|n]es leg(ionis) III Cyr(enaicae).

11—13. Er hat dann wohl das Consulat bekleidet, mag zugleich fetialis geworden sein (vgl. z. B. CIL. VI, 1517), erhielt dann das konsularische Amt eines curator operum locorumque publicorum (Mommsen St. R. II³, 1047 ff.).

14. Die Stellung, in die er darauf eintritt, scheint neu zu sein; ich weiss wenigstens kein anderes Beispiel:

leg(atus) Aug(usti) at praetenturam Italiae et Alpium.

Die praetentura (über des Wortes spätere Bedeutung siehe Ammian. Marcell. 14, 3, 2; 25, 4, 11) Italiae et Alpium scheint eine ausserordentliche Grenzsperre gewesen zu sein, welche die Einfälle der Germanen in Italien während des Partherfeldzuges und im Beginne des Markomannenkrieges nöthig gemacht hatten. Meilensteine einer ebensolchen praetentura aus Mauretanien bei Cagnat L'année, épigr. 1892, 116; 1893, 105. Dies Amt mag Antistius 170 bekleidet haben.

15. Nun wurde er Statthalter von Untergermanien und schliesslich von Brittannien; letzteres nach der Setzung unserer Inschrift, aber erwiesen durch CIL. VII, 440:

num(ini) Aug(usti) et gen(io) coh(ortis) I F(laviae) Vardullorum c(ivium) R(omanorum) eq(uitatae) sub Antistio Advento leg(ato) Aug(usti) pr(o) p(raetore) F(lavius) Titianus trib(unus) d. c. d(edicavit ?).

82 Eine stadtrömische Inschrift (Bienkowski, Mittheil. des deutsch. arch. Instituts, Röm. Abth. VII S. 197 ff. tav. VI).

L. Cornelio . L. f. | Gal(eria tribu) Pusioni | III[I vi]r(o) viar(um) 5 curandar(um) | , tr(ibuno) mil(itum) leg(ionis) XIIII geminae [, quaestori, trib(uno) pl(ebis), pr(aetori), legat(o) | Augusti leg(ionis) XVI | M. Vibrius . Marcellus | c(enturio) leg(ionis) XVI.

weist uns einen Tribunus militum der XIV. Mainzer Legion (in Mainz bis 43) und einen Legaten der XVI. obergermanischen Legion (aufgelöst durch Vespasian) auf. Es ist der zweite Legat dieser Legion, den wir kennen (der andere Henzen 6795). Ritterling setzt die Inschrift noch unter Tiberius (Westd. Zeitschr. Korr. XII, 80).

IV. AUS DER LITTERATUR.

83 Ritterling, Zur röm. Legionsgeschichte am Rhein. Westd. Zeitschr. XII, 105 ff. I. Zur Geschichte der Legio I. Adiutrix.

Nach Ausweis der Mainzer Grabsteine (vgl. Mommsen Hermes XIX, 1 ff. Domaszewski Rh. Mus. 46, 602) hat die grösstentheils aus pannonischen und dalmatischen Flottensoldaten gebildete Legion spätestens 73 in Mainz gelegen. Die handschriftliche Lesung bei Tacit. Hist. IV, 68 sexta ac prima ex Hispania accita sei richtig und beweise, dass die Legion 70 nach Germanien geschickt worden sei (vgl. jetzt auch Wolff, Frankfurter Archiv 3. F. IV, 332).

84 Ritterling identificirt Westd. Zeitschr. Korr. XII, 51 das Novia auf der Inschrift Wilmanns 1459:

'C Vesnio C. f] Stel(latina) Vindici . . . . . trib(uno) mil(itum) leg(ionis) VIII Aug(ustae), quo militante, cum liberata esset Novia obsidione, legio pia fidelis constans Commoda cognominata est'

mit dem Nobia in der Aufzählung der Moselstädtchen beim Geographus Ravennas IV, 26, und dieses wieder mit Noviomagus-Neumagen, hält aber auch wegen CIL. VI, 3891 für möglich, dass in jener Inschrift Novia Speier sei.

Die Ertheilung der Beinamen p. f. Commoda bezieht er auf

den Aufstand des Maternus (Herodian I, 10 vgl. Vita Commodi 13, 5). S. auch Riese, Das rhein. Germanien (I), VI, 60.

85 O. Schilling, Leipz. Studien XV, 1 ff. De legionibus I. Minervia et XXX. Ulpia spricht in dem I. und II. Kapitel über Ursprung und Namen der beiden Legionen, kommt für die Bonner zu denselben Resultaten, die Ritterling in seiner Dissertation gefunden und jüngst weiter ausgeführt hat (vgl. oben Nr. 80), nur dass er mit Glück Ritterlings Datirung der Gründung dieser Legion (83/84) zurückweist.

Die Xantener Legion lässt er 98 an Stelle der XXI Rapax, die 92 im Sarmatenkrieg vernichtet wurde (so auch Ritterling jetzt, s. o. Nr. 80), aufgestellt werden.

In der Feststellung der weiteren Schicksale der I Minervia (Cap. III) schliesst er sich mit Recht an die Ausführungen Domaszewskis (Arch. epigr. Mittheilungen aus Oesterreich XV, 183 ff.) an; bemerkt dann richtig (Cap. IV), dass sie in den Partherkrieg unter Marc Aurel wohl thatsächlich eintritt (vgl. oben Nr. 8); der Zusammenhang, den er zwischen belgischen Münzfunden und dem Abmarsch der Legion (S. 61) statuirt, bestätigt, was wir sonst über die Bewegungen der Germanen unter Marc Aurel wissen.

Ueber die weiteren Schicksale der Legion, sowie über die der XXX erfahren wir nichts Neues.

Cap. V und VI geben Verzeichnisse der bisher bekannten Officiere und Soldaten der beiden Legionen; Ritterling, Westd. Zeitschr. Korr. XII, 260) trägt schon 2 Legaten nach (Westd. Zeitschr. XI, 279 und CIGr. 4029), einen neuen tribunus militum der I. Minervia s. oben Nr. 81.

Ein Anhang (S. 85 ff.) gibt eine Sammlung der Inschriften, in denen die beiden Legionen erwähnt werden.

86 Th. v. Grienberger erklärt im Eranos Vindobonensis 1893 S. 253 ff., das h in den Endungen der Niederrheinischen Matronennamen: -ehae und -henae (in Uebereinstimmung mit Corssen, Ueber Aussprache der lat. Sprache I², 111) für einen blossen Hiatusbuchstaben, wie in mehe u. ähnl., identifizirt also die Endungen mit den lateinischen Ableitungssuffixen -eus (eius, eiius) und -enus.

In der That erscheint auch zweimal nach ihm das reine Suffix eus in den Endungen der Matronennamen (B. J. 87, 215 und Ihm, 215; aber die letztere Inschrift ist auch sonst verschrieben; und

sonst heissen die matres der zweiten Inschrift Vaccal(l)inehae (Ihm, 225 und 224).

Er sucht seine Hypothese zu stützen durch die Annahme, dass die Namen auf ehae alle durch das „patronymische“ Suffix eus von Volks- oder Stammnamen hergeleitet sind, diese ihrerseits wieder z. Th. durch das Suffix -in(us) von Ortsnamen herkommen; die auf -enae führt er direkt auf Ortsnamen zurück, die ihrerseits wieder von Flussnamen gebildet seien (S. 267). Eine Reihe von Beispielen erläutern den Hypothesenbau, dessen Fundament übrigens nicht allzu stark mir dünkt.

Sprachlich vor Allem bedenklich ist eben, dass das h niemals sich in dies lateinische Suffix eingeschlichen hat, während es am Niederrhein von vornherein sich festgesetzt und so gut wie ausschliesslich behauptet haben müsste.

87 Ebenderselbe leitet Westd. Zeitschr. Korr. XII, 52 den Namen der Nimpae Volpinae aus Tönnisstein (Klein B. J. 84, 63) von dem fluvius Vulpis der tabula Peutingeriana II e ab, den er in der Tinée, einem Zuflusse des Var wiederfindet.

In den Schriftzügen dieses Steins will er Ansätze zur deutschen Runenschrift erkennen — letzteres wenigstens ohne allen Grund.

88 G. Wolff, Die römischen Ziegeleien v. Nied bei Höchst am Main und ihre Stempel (Archiv für Frankfurter Geschichte. 3. F. IV S. 312—346).

Die Kapitel I, II, III orientiren über die Ausgrabungen, die Anlage der Ziegelöfen, über Herkunft und Herbeischaffung des Materials in erschöpfender Weise. Kap. IV giebt eine äusserst sorgfältige Zusammenstellung der Nieder Ziegelstempel, denen die gleichartigen Typen aus dem benachbarten Museum beigegeben sind (Epigraphisch wichtiges daraus oben Nr. 44 ff.). Anhangsweise sind auch die bis dahin nicht berührten Namenstempel aus dem Mannheimer Museum (S. 316 ff.) angereiht. Die beigegebenen Tafeln III bis IV zeigen die verschiedenen Formen der Stempeleinfassung und ihrer Schrift. Kap. V verbreitet sich über die wissenschaftliche Bedeutung der Funde.

Wolff hat hier eine der von ihm schon 1885 vermutheten Centralziegeleien wirklich gefunden. Für die Geschichte der Fabrikation der Legionsziegel ergeben sich ihm etwa folgende Sätze:

Kurz vor 70 kommt am Rhein die Sitte auf, Militärziegel mit dem Stempel der Truppentheile zu versehen (S. 339).

Zwei Gruppen scheiden sich; die ältere bilden die Ziegel der 1. und 21. Legion, sowie die der I. asturischen Kohorte. Sie gehören sämmtlich dem ersten Jahrhundert an; zu ihnen treten die der 8. Legion, die später ausserhalb des Bereiches der Nieder Ziegeleien sich befindet und weiter südlich stationirt ist.

Eine Uebergangsgruppe stellen die Ziegel der 14. Legion dar, welche wahrscheinlich länger, als die beiden oben genannten Legionen, in Germanien blieb.

Die zweite, jüngere Gruppe wird ausschliesslich von den Ziegeln der 22. Legion gebildet, sie hatte eigentlich erst eine Centralziegelei in Nied, versandte von da aus in ihren ganzen Bereich ihre Ziegel. Nur bei ihr treten die Namen der „Ziegelbrenner" hinzu — eine, wie es scheint, spätere Erweiterung der Legende (S. 343).

Die Centralwerkstätte für den Ziegelbetrieb ist durch Wolffs sorgfältige und meisterhafte Untersuchungen erwiesen; wichtige Gesichtspunkte sind für die Forschung auf diesem bisher vernachlässigten Gebiete gewonnen. Aber unklar ist noch, wie Wolff selbst weiss (S. 343), das Verhältniss der Centralziegelei zu den Ziegeleien der Kastelle, und gerade darum bleibt noch die Frage offen, welche mir die wichtigste zu sein scheint: Sagt uns der Stempel wirklich nur mehr, wer ihn hat brennen lassen, nicht zugleich auch noch, wer ihn verbaut hat?

Register[1]).

I.

Die tria nomina.

II.

Die cognomina.

1) Die Namen der Thonfabrikanten sind Nr. 73 alphabetisch geordnet und fehlen natürlich hier; ebenso sind die nach den Nummern geordneten Truppentheile der Stempel nicht mit aufgeführt.

III.

Kaiser.

IV.

Konsuln.

V.

Honores.

VI.

Gottheiten.

VII.

Militärisches.

VIII.

Verschiedenes.

II. Litteratur.

1. Edm. Meyer, Untersuchungen über die Schlacht im Teutoburger Walde. Berlin 1893. 232 SS. 8⁰.

Erklärlich war und ist das Verlangen der Deutschen und Ausländer, der Geschichtskundigen und Laien, die erste grossartige Kundgebung der sesshaften Germanen und zugleich den ersten erschütternden Schlag auf das römische Kaiserreich — die Varusniederlage — genau beleuchtet zu sehen und insonderheit Bestimmtes über ihre Oertlichkeit zu erfahren, nachdem die Alten hierüber nur vage oder zweideutige Nachrichten hinterlassen haben. Schon im Mittelalter nicht völlig übersehen, wurde der Schauplatz des Weltereignisses da und dort, von Otto v. Freisingen[1]) sogar bei Augsburg gesucht, von den Humanisten[2]) zunächst schlechthin in's Cheruskerland[3]) und dann einstimmig für immer nach Westfalen verlegt. Nur der Schlachtort selbst, der saltus Teutoburgiensis blieb strittig bis auf den heutigen Tag.

Spalatin (1539), Cuspinian (1540) und anderen Gelehrten lag er einfach zwischen Ober-Ems und Lippe, wieder anderen wie Mollerus (1570) enger begrenzt bei Delbrück und Gigas (1620) im Hügellande zwischen Stromberg und Liesborn.

Daneben lenkten schon bald verschiedene Umstände, äusserst merkwürdige Funde von römischen Alterthümern, die bedeutsam in die Wagschale fielen, und der Name des Fundortes „Winnfeld" (bei Horn) das Augenmerk Hamelman's 1556 (und jedenfalls auch Melanchthon's 1559) auf ein östlicheres Revier, nämlich auf das Lippische Land. Diese Ansicht fand dann[4]) bei den Lippischen und Paderborner Gelehrten vollen Beifall,

---

1) Chronicon III c. 4.

2) Bei B. Wittius (c. 1520) Historia Westphaliae ed. 1778 p. 45, 46 findet sich über die Römerinvasion nur eine äusserst dürftige Vorstellung.

3) Fr. Irenicus (1518), Exegesis historiae German. Hanoviae 1728, p. 223.

4) Das Castell Aliso musste besonders auf Clüvers (1616) scharfes Andringen Wesel und andere westliche Standorte verlassen und zumeist laut Horrions Panegyricus (1616) die Lippe bis Elsen beziehungsweise

durch diese weite Verbreitung und, nachdem sie von F. v. Fürstenberg (1672) mit dem gelehrtesten Apparate bekräftigt war, erhob sie sich zu allgemeiner Gültigkeit bis 1764. Nun wies der kritische Grupen[1]) auf das östliche Münsterland zurück, daneben auf die Senne bis Lippstadt, Delbrück, Rietberg und das Osnabrückische Amt Reckenberg.

Im Stifte Osnabrück erregte alsbald auf der Tecklenburger Seite der Name des Düteflusses Aufmerksamkeit[2]) und stachen dem alten Möser 1768 in der „Osnabrückischen Geschichte“ die Düstrupper Berge, sowie E. Stüve (1789) geradezu die Tecklenburger Grenzhöhen in's Auge. Plötzlich wie hier das Schlachtfeld in den Norden des Landes, rückte es 1792 bei Mannert in den Süden der Lippe (bei Petersen 1823 und bei Hülsenbeck 1878), während Heinrich 1787 dem Münsterlande wieder den Vorzug gab.

Kaum hatten die Freiheitskriege auch die Varusschlacht wieder in freudige Erinnerung gebracht, da kamen die meisten Stimmen auf das Lippische Land[3]) zurück[4]) und dieser Annahme gab, wie einst Fürstenberg, so jetzt Clostermeier (1822) solchen Nachdruck, dass sie geraume Zeit (selbst für Ledebur 1827) massgebend wurde.

Von schwachen Kundgebungen[5]) abgesehen, entfachte sich der Orts-

---

Neuhaus aufwärts ziehen (cf. F. de Fürstenberg, Monum. Paderborn. 1672 p. 9, 10), und diese Lage hatte gegenüber den seit 1764 stetig gesteigerten Anfechtungen noch in unserem Jahrhunderte Anhänger oder Vertheidiger an Müffling, (Schmidt?), Giefers und Deppe.

1) Origg. Germaniae. Lemgov. p. 128.

2) Als wiederum Grupen l. c. I, 93 für Aliso einen westlicheren Platz vorschlug, trat Kleinsorgen 1779 mit wenig Worten und vielem Anklange (z. B. bei Mannert 1792) für Liesborn-Cappel ein, wie später Ledebur 1827 (mit ausgiebiger Begründung), Erhard, Schmidt?, Peucker (1864) und Schneider.

3) Noch für die heutige Forschung werthvoll sind die während der Fremdherrschaft von dem französischen Divisions-General Sokolnicki mit Rücksicht auf vorfindliche Alterthümer angestellten Recherches sur les lieux, où périt Varus avec ses légions; extraites d'un journal de voyage fait en 1810 im Moniteur universel du 9. mai 1812.

4) Auch Aliso erhielt neue Plätze, so 1823 zu Elsey a. d. Lenne, 1816 zu Hamm-Nienbrügge, worauf 1822 selbständig Schulz kam (unter Niebuhrs Zustimmung), und 1878 Essellen alles Gewicht legte, wie heute Knoke u. A., welchen die Oertlichkeit gerade passte. — Bardeleben versetzte es 1839 und Veit 1891 nach Haltern, Hülsenbeck 1873 nach Lünen, wo er in Wirklichkeit ein römisches Lager entdeckt hat. Der von Hölzermann aufgebrachte und neuesthin von Andern übernommene Standort wird im Texte noch vorkommen.

5) Darunter jene eines kühnen Federknappen (G. F. König) von 1841 zu Gunsten des rechten Weser-Ufers bei H. Böttger, Hermann der Cheruskerfürst 1874 S. 11; sie erinnert an die Deutung Lupia = Hunte und Aliso = Hünteburg. Frühere Stimmen für Römstädt im Thüringerwalde (1704), für das Zwischenland von Wesel und Rees (1793), für Warendorf (1810), für Ratingen (1820) registrirt C. F. Petersen, Kirchsprengel Weitmar 1823, S. III.

streit erst wieder 1852, seitdem nämlich Essellen mit Dederich (1854) und Reinking (1855) die längst vergessenen Hügel des Münsterlandes und zumal die Beckumer Anhöhen, ihre Funde und Denkmäler ernstlich für das Schlachtfeld in Anspruch nahmen. Dagegen vertheidigte seit 1855 Giefers die alte Lippländische Hypothese zwar unermüdlich, doch fast jedes Mal nur mit beredten Gründen, insofern seine Gegner „mehr Gewicht auf alte Gräben, Wälle u. dgl., als auf die Angaben der Schriftsteller gelegt“ hatten.

Die Fehde schwebte im Anfange wesentlich unter westfälischen Gelehrten, berührte jedoch allmählig auch auswärtige Forscher; ihr Verlauf gab den Anlass zu einem bedeutenden Aufschwunge der Denkmälerforschung und namentlich zu den gründlichen Ortsuntersuchungen Hülsenbecks (seit 1871).

Wie bekannt, erhob sich die jüngste litterarische Woge über den Varianischen Kriegsschauplatz vorzüglich unter auswärtigen Forschern und sie führte nochmals zu lehrreichen Ergebnissen, als Mommsen seit 1885 mit Andern plötzlich das Schlachtfeld im Anschlusse an Münzfunde zu Barenau hierher[1]), d. h. so fern in den Norden Westfalens verschob, als bis dahin nur einmal von Sondermühlen (1875) versucht war. Sogleich erfolgte Einspruch namentlich von Veltmann (1885), der im Wesentlichen die Art, wie im vorliegenden Falle Münzfunde als Beweismittel herangezogen waren, bekämpfte, indess Neubourg Quelleninterpretation und römische Fundstücke wiederum für das Fürstenthum Lippe aufbot. 1887 (1889), rückte Knoke den Schauplatz wieder südlicher in bekannte Gebiete — in das Osnabrücker Bergland, genauer in die Tecklenburger Grenzhöhen, und nachdem dann noch Zangemeister (1887) heftig Mommsen's Hypothese verfochten hatte, verbanden Andere die Schlacht von Neuem mit dem Lippischen Lande, Höfer (1888) mit umsichtiger Begründung, einzelne Militärpersonen nicht ohne Beihülfe der Phantasie[2]).

So nahmen sich im Allgemeinen die Oertlichkeiten[3]) der Varianischen Niederlage in der Litteratur aus, da erschienen neuesthin Meyer's Untersuchungen gewiss zeitgemäss, und wie ihr Gesammtresultat ist, auch dankenswerth. Sie behandeln zunächst zwei Fragen, welche bedeutsam in die Varuskatastrophe hineinspielen: S. 5—66 das strittige Datum derselben und S. 56—195 wie einen Schwerpunkt die besonders seit Ranke (W.-G.

---

1) Von hier bis Damme Böcker 1887.

2) Vgl. über diese litterarische Bewegung H. Hartmann in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 1889, XIV, 1 ff. 41, E. Hübner in den Bonner Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1889 H. 88, 66 ff. und Meyer passim.

3) Sofern eine davon mehrere Anhänger hatte, wichen diese wieder von einander ab in der nächsten Ortsbestimmung, und zumal in dem Anfangspunkte (vgl. Deppe, Bonner Jahrbücher 89, S. 72), oder im Endpunkte der Schlacht.

1883, 3, I, 25 f.) immer weiter getriebene Verdächtigung oder Verurtheilung des Schlachtberichts von Dio Cassius. Beide Male beruht die geschickte Darstellung auf weiter historischer und litterarischer Umschau, auf kritischer Prüfung der Quellen und strenger Sichtung der gegentheiligen Lehren. Das Jahr 9 nach Christus erhält (S. 35) den Vorzug vor dem J. 8, das Tagesdatum dreht sich um den 1. August und rückt möglicher Weise noch über die Mitte des Monats vor. Dio Cassius erfährt eine vollständige Ehrenrettung; sein Bericht ist in allen Punkten zuverlässig und glaubwürdig bis auf e i n e n Irrthum, der indess unter keinen Umständen ausreicht, den Gesammtbericht zu verwerfen (S. 179). Kurzum beide Untersuchungen sind darnach angethan, klärend und befruchtend auf die künftige Auffassung und Behandlung der Varusschlacht einzuwirken. Die letzte Untersuchung über die Schlachtgegend (S. 196—232) verwirft die Barenauer und die übrigen Hypothesen zu Gunsten des Lippischen Landes und trifft hier selbständig eine nähere Ortsbestimmung. So philologisch exakt auch die Ausführungen und die Polemik hinfliessen — die Litteratur, die Funde und die landschaftlichen Zustände, welche dabei eingreifen, lassen an Vollständigkeit und sicherer Gewähr zu wünschen übrig. So fällt vom saltus Teutoburgiensis das Eigenschaftswort Toyt (Teut) S. 214 nur schwach ins Gewicht, weil in der geographischen Verbreitung und sprachlichen Deutung nur mangelhaft ausgenutzt (vgl. H ü l s e n b e c k, Paderborner Gymnasial-Programm 1878, S. 37, 41); überhaupt geniesst beim Verfasser (S. 210) die Ethnographie wenig Ansehen — sie, welche doch stellenweise überraschende Aufschlüsse über ältere Zustände gibt (Westf. Zeitschr. 29, I, 148) und längst als wesentliches Hülfsmittel bei der Erörterung der wichtigen Frage (vgl. M e y e r S. 209 f. 200) diente: wie ist der Wohnsitz der ultimi (kleinen) Bructeri zwischen der Ober-Ems und Lippe zu umgrenzen? (Zeitschr. f. Preuss. Gesch. u. Landeskunde 1883 Bd. XX, 193). Auch breitet sich die Senne nicht bloss im Süden des Lippischen Waldes (M e y e r S. 200) aus, sie nahm vielmehr von der Lippe und zwar von Lippstadt als ungefährem Westpunkte ihren Anfang, schweifte als sinethi um die Delbrücker und Wiedenbrücker Oase zunächst nach Norden, um dann in nordwestlicher Richtung als Bruchzone zu enden, vormals, wie überall in Germanien die Einöde (Caesar Bell. Gall. VI, 23; v. P e u c k e r, Deutsches Kriegswesen der Urzeit II, 349), eine Stammes- und Völkerscheide, später die Ostgrenze des Münsterlandes, als welche also (mit M e y e r S. 205) der Osning keinesfalls gelten darf (Zeitschr. f. Preuss. Gesch. u. Landesk. XX, 195, 201). Sie war in der Nähe des Lippischen Waldes wohl mit trägen Bächen und seichten Wassern bedeckt (vgl. Westf. Zeitschr. XV, 371), indess niemals ganz Moorland, dies aber sicher (vgl. M e y e r S. 215, 217) in der um 1760 entwässerten Möse bei Mastholte (Westfäl. Zeitschr. 20 S. 288) und ebenso in der Umgebung von Delbrück und Rietberg; dort und hier wurde bis in unsere Zeit Torf

gegraben (das. 14, S. 106, 372) und hier 1123 das „Dreckslot“ angelegt[1]). Mit dieser Anlage begann die weitere Besiedelung und sie endigte erst nach Jahrhunderten mit der Einrichtung der jetzt bestehenden Pfarreien (vgl. das. 37, II, 34, 35; 44, II, 70, 96); die dürre, graue Decke empfing die Senne weder zum kleinsten, noch „zum grössten Theile“ mit dem vom (östlichen) Gebirge herübergewehten Flugsande; dieser ist hier so gut, wie auf den nordwestlichen Heiden die Ablagerung eines Inlandeises, das im Wesentlichen von Nordwesten eingebrochen (Westhoff, in Natur und Offenbarung 1892 B. 38, S. 84 ff). Zu den Waldbeständen, welche Meyer in Lippischer Nähe bekannt geworden, kommen ungefähr westlich davon andere zu Westerloh, Westenholz und Mastholte[2]), wie hier die Ortsnamen, und noch weitere zu Rietberg, wie hier die beim Torfmachen aus der Tiefe hervorgeholten Holzkloben beweisen. Dass ihren Strich von Neuhaus bis an die Ravensberger Senne (Gütersloh) und namentlich die Oase Delbrück allerhand Fundsachen, altes Pfahlwerk (Corresp.-Bl. f. Anthropologie XX, 4), römische Münzen und Todtenurnen auszeichnen (Westf. Zeitschr. XIV, 372; Schneider, Heer- und Handelswege IX, 8) dass die römische Emsuferstrasse, streckenweise noch in Wällen erhalten, in südwestlicher Richtung über Wiedenbrück, Delbrück (Bonner Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden 69, S. 33) gen Paderborn, eine andere bedeutende Verkehrsader von Wiedenbrück nach Lippstadt (Hülsenbeck, Paderborn. Gymn.-Programm 1878 S. 7) die Senne durchschnitt, dass aus dem Westen von der Glenne her eine „Heidenstrasse“ (wenn Hölzermann zu trauen) südöstlich auf Lipperode und glaubwürdig eine andere über Delbrück auf Haustenbeck und eine dritte gerade gen Osten wahrscheinlich auf Horn und von Delbrück jedenfalls ein Abzweig in die Dörenschlucht ging (vgl. Meyer S. 223, 207), ja dass auf deren uralte Strasse Funde von Urnen und allerlei Römermünzen der Umgegend hindeuten (Corresp.-Bl. d. Gesammt-Vereins 1878 S. 25, Westf. Zeitschr. XX, 296, 293) — davon verlautet bei Meyer Nichts. — Unter den Plätzen, welche man seither für Aliso ausgab, berücksichtigt er nur eine Mehrzahl und gibt er Hamm-Nienbrügge den Vorzug, obschon doch seit Jahren ernste geographische Bedenken dagegen ausgesprochen sind. (Kunst u. Gesch., Denkmäler d. Prov. Westfalen I, 56.)

Während er im Lippischen nach römischen Fortificationen und zumal nach Altschieder ausschaut, kommen ihm dort von der ausser-

---

1) Eine Ortschaft Rehtbergi schon genannt in der Translatio s. Alexandri. Mon. Germ. Hist. SS. II, 68.

2) Für jene, welche die Varusschlacht nach mittelalterlichen Kundgebungen mit der Gnitaheide in Verbindung bringen wollen, sei hier, nachdem dieselbe Westf. Zeitschr. 46, II, 123 zwischen Boke und Horn oder bei Schötmar (Höfer, Zwei Schriftstücke 1893 S. 294) vermuthet ist, bemerkt, dass dieselbe auch nach Ortsnamen zu Westenholz an der Boker Heide gesucht wird.

ordentlichen Menge römischer Münz-[1]) und anderer Funde (Schneider H.- u. H.-Wege VIII, 5) beinahe nur Münzen in Rechnung — diese auch nur stellenweise (S. 215) und nicht nach der nächsten Fachlitteratur (Veltmann, Neubourg), sondern nach einer abgeleiteten Niederschrift. Wenn er dann die alten Römerfunde am Hermannsberge (Menke, Pyrmont und Umgegend 1840 S. 27) und die berühmten neuen Funde von Pyrmont und schliesslich die uralten charakteristischen Ausgrabungen vom Winnfelde bei Horn — seit Hamelmann stets ein Magnet der Forschung — mit Stillschweigen behandelt: heisst da nicht die Benutzung vorfindlicher Römerspuren ungefähr so viel als Läuten mit einer Glocke, welcher der Klöppel fehlt? Dagegen vermuthet Meyer S. 201 (ausser Aliso) ein zweites von Germanicus errichtetes Lippe-Castell — zu Ringboke in jenen Erdwerken, welche von Hölzermann für Aliso erklärt sind. Und welche Bewandtniss hat es damit? Die des Nordufers erwiesen sich längst als neuere Sandwehren (Westf. Zeitschr. 36, II, 214) und die Beweismittel Hölzermann's zu Gunsten des eigentlichen Ringwerkes in der Hauptsache als Phantasien, wie seine Wege dahin auch (Picks Monatsschrift IV, 145, V, 441, VI, 408). Und sollten von einem Germanicus die Gefahren und die starke Bevölkerung des Südufers unterschätzt und gerade ein Punkt für die Feste ausersehen sein, von welchem beide römische Uferstrassen längst nach Norden und Süden abgeschwenkt hatten? (Schneider, Neue Beiträge z. Gesch. u. Geographie des Rheinlandes 1878, Folge XI mit Karte, ders. H.- u. H.-Wege VIII, 5, 6, vgl. Westf. Zeitschr. XVII, 64)[2]). Trotzdem sich sichere Spuren römischen

---

1) „Dass erhebliche Summen römischer Gelder damals im Besitze der Deutschen waren, lässt sich z. B. aus der Nachricht entnehmen, dass Armin jedem Ueberläufer einen täglichen Sold von 100 Sestertien versprechen liess, während der römische Legionär für das ganze Jahr nur 900 Sestertien erhielt. . . Wie gross muss demnach die Kriegskasse Armin's gewesen sein, wenn er jedem Ueberläufer einen täglichen Sold von 100 Sestertien, d. i. 25 Denare oder einen aureus geben wollte." Höfer, Varusschlacht 1888 S. 121.

2) Der Wege, geschweige denn deren von Zangemeister Westd. Zeitschr. 1887 S. 236 behaupteten Knotenpunktes entbehrt auch das Dorf Elsen an der Alme und muss es schon deshalb auf die Stätte Alisos, wofür es da und dort noch ausgegeben wird (oben S. 173 N. 4) verzichten; selbst Giefers hat an die „Römerarbeit" eines dortigen Steinhauses, welche er auf das Wort eines Paderborner „Baumeisters" erst „unbedenklich" angenommen hatte (Westf. Zeitschr. 1856 S. 64), später so wenig wie irgend ein Sachverständiger, selbst mehr geglaubt (vgl. Hülsenbeck, Castell Aliso 1873 S. 26, Schneider, H.- u. H.-Wege VIII, 7), wie denn auch von Nordhoff bereits 1873 in Holz- und Steinbau Westfalens S. 142, 143 dem Castell nach Frontins Aeusserungen der Charakter eines Steinbaues entschieden bestritten war. — Wenn Zangemeister dennoch a. a. O. eine Untersuchung der Elsener Baureste in Vorschlag bringt, so hat er von jener Beurtheilung durch Schneider, welcher doch „notorisch von den Römerbauten und zwar vor Allem auch

Steinbaues nur in ein paar Fundamenten von Flussbrücken und zwei bis drei kurzen Wegestrecken vorfinden (Nordhoff, Das Westfalen-Land 1890 S. 5 N. 2), lässt sich Meyer (S. 228) noch auf Hölzermanns „förmliches Strassenpflaster" bei Neuenheerse ein, allerdings mit Zweifeln — in der That gehört dasselbe, „wie jetzt erwiesen, keiner Römerstrasse an" (Schneider, H. u. H. VIII, 5). Umstände genug macht sich Meyer mit den Römerwegen, insofern ja wohl Heeresmassen von 20—30,000 Mann dieselben betraten (S. 218—221) — doch wie wir bereits wiederholt vernahmen, mit wenig Glück. Dafür müssen ihm durchschnittlich die heimischen Strassen Aushülfe leisten, gerade wie bei Hölzermann, der trotz Schneider's Winken (vgl. dessen neue Beiträge XI, 22) seine Augen vor den römischen Dammstrassen verschlossen und darin nur Landwehren erkannt hat (Schneider das. XIII, 17, H.- u. H.-Wege VIII, 5). Dass die Römer im Beginn ihrer Kriegsoperationen heimische Wege nahmen oder vielmehr nehmen mussten, ist ja ebenso selbstredend, als dass ihnen auf die Dauer die ältesten d. h. die Uferstrassen, die Richtwege (semitae) der Wälder (Caesar Bell. Gall. VI, K.- u. G.-D. d. Pr. Westfalen I, 5, II, 7) und alle übrigen insgesammt wegen ihrer schlechten Beschaffenheit oder gefährlichen Lage nicht behagen konnten. Ihre vollendete Strategie, die Nachricht über neu angelegte aggeres et limites und die heutigen Funde bekunden einhellig, dass es das erfahrene Kriegsvolk bei den ersten Schritten in die unwirthlichen Länder auf grosse militärische Kunststrassen mit Seitenwehren, Wachthügeln und Lagerstätten absah und dieselben im Vorrücken, d. h. je nachdem eine Zone unterworfen war, anlegte, beziehungsweise verlängerte. Meyer ist aber S. 222 eher für die Ausbesserung der vorfindlichen, als für den Bau neuer Strassen gestimmt. Er erblickt auch offenbar in den Strassen der Lippe (S. 202, 222) nichts Anderes, als heimische Uferstrassen, wie sein Gewährsmann Höfer und dessen Bürge Hölzermann. In Wahrheit haben alle drei keine Ahnung davon, wie neben den heimischen die römischen Kunststrassen noch in Dammresten vorliegen. Sie waren von Schneider 1878 nachgewiesen und hätten auch Hölzermann (1870)

---

von denen in den Rheinlanden gründliche Kenntniss besitzt", ebenso wenig Notiz genommen, wie von den bezüglichen Aeusserungen früherer Forscher und der Abbildung des fragl. Steinhauses bei Tappe, Nachtrag zur wahren Gegend . . . der Varusschlacht, Essen 1822 S. 9—13. Schmidt lässt (Westf. Zeitschr. XX, 294) die Sache unentschieden, aber Wietersheim sagt: „Ich habe die Oertlichkeit selbst untersucht und statt jenes römischen Mauerwerks nur eine 200 bis 300 Jahre alte Kellermauer gefunden" (bei Essellen, Anhang zur Schrift: Gesch. der Sigambern 1871 S. 32), und Essellen setzt hinzu: „Das Mauerwerk ist nichts, als ein Ueberrest der mittelalterlichen Burg der von Elsen". Wenig Zuversicht offenbarte endlich eine sehr alte Stimme in Mallincrodts Neuestem Magazin 1816 S. 368: „Doch sollen bei der Kirche zu Elsen noch vor 12 und mehreren Jahren grosse Stücke alter Mauerwerke entdeckt sein, die man für Ueberbleibsel dieser römischen Stadt oder Veste gehalten hat."

bekannt sein können, nachdem sie bereits von Schmidt in der Norduferstrasse bis Dolberg verfolgt[1]) und seit 1859 publicirt waren. Allein die Dammstrassen werden von Hölzermann (Local-Untersuchungen S. 62, 63), vereinzelt in Worten, aber nie thatsächlich anerkannt, und jene des Südufers, wie es scheint, im Ernste für Schutzwehren römischer Ufergärten (!) gehalten. Wie idyllisch! Man sollte meinen, auch die „bekannten (Rück-) Wege" des Cäcina hätten sich näher bestimmen lassen, als bei Meyer S. 212. Es führten doch von der Ems zum Rheine Strassenzüge genug: einer von Warendorf (K.- u. G.-D. d. Pr. Westfalen II, 8) einer von Telgte (Peucker III, 328), (einer von Greven), einer von Rheine und wahrscheinlich auch einer von Wiedenbrück aus, das als Verkehrspunkt eigens hervorzuheben (Paderborner Gymnasial-Programm 1887, S. 7) ist. Die Uferstrassen der Lippe und Ems kamen gar nicht, die Linie Rheine-Xanten weil ohne Seitenmoräste gleichfalls (gegen Meyer S. 213) nicht in Betracht, eher schon die Züge von Greven und von Telgte; denn sie gingen auf Münster und berührten hier beinahe den Warendorfer Strang (K.- u. G.-D. d. Pr. Westfalen II, 8); beide vereinten sich mit der Linie Wiedenbrück nordwestlich von Dülmen zu jenem Dammwerke[2]), das als pontes longi das Merfelder Bruch, einen meilenweiten Sumpf, kreuzte (Hülsenbeck, Paderborer Gymnasial-Programm 1871 S. 21, 23), und von da erreichte eine stattliche Strasse über Borken bei Xanten und bei Rees den Rhein. Die erwähnten Strassen sind bis auf den Zug Wiedenbrück-Dülmen seit Langem Gemeingut der Oeffentlichkeit — mit ihnen noch viele andere Strassenzüge und verschiedene Landwehren, welche beide mit Begleitfunden über die Lippegebiete gen Süden in die Berge und zahlreicher gen Norden durch die Bructerischen Landschaften zum Theile über die Ems fortziehen.

So grossartig, wie einst ihr Bau war, so schwer und mühevoll ist heute, nachdem fast zwei Jahrtausende an ihrer Zerstörung und Verstümmelung gearbeitet haben, ihre Aufdeckung und treffende Zusammensetzung. — Dank den hochverdienten Männern, welche dafür unablässig ausser körperlichen Anstrengungen ihre materiellen und geistigen Kräfte eingesetzt haben, besonders einem Müffling, welcher schon die römische Strasse als Dammwerk erkannt, einem Schmidt und einem Schneider, welche die meisten und sehr belangreiche Strecken blossgelegt, einem Hülsenbeck[3]), welcher meisterhaft die Funde, die Ethno-

1) Doch entsprach früher einmal der Lippelauf oberhalb der Stadt Hamm nicht ganz dem heutigen. Näheres in K.- u. G.-Denkm. d. Prov. Westfalen I, 29, 30.

2) Angustus is trames vastas inter paludes, et quondam a L. Domitio aggeratus: cetera limosa, tenacia gravi coeno aut rivis incerta erant; circum silvae, paullatim adclives. Tac. Ann. I, 63.

3) Ergänzt sind diese Forschungen im Lippereviere sowie im Südosten des Landes namentlich durch Essellen und Hölzermann, im Norden

graphie und gerade die landeseigenthümlichen Hülfsmittel mit den Schriftquellen zu einer durchschlagenden Forschungsmethode verquickt hat.

Je weiter die Bodenforschung das bunte Geflecht von römischen Strassen, Wehren, Kleinwerken und Fundstücken verfolgt und vervollständigt, um so mehr Licht wird davon ausgehen auf das Eroberungsverfahren und die vornehmsten Operationspunkte ihrer Urheber; ja wenn einmal vom Rheine nach Osten hin die römischen Erbtheile, so weit das heute noch thunlich ist, d. h. vorsichtig und genau klargestellt und in die Karte eingetragen sind, so muss sich im Osten irgendwo eine Grenzlinie markiren, hinter welcher plötzlich die aggeres et limites an Masse und Dichtigkeit abnehmen und diese Linie (von Norden nach Süden) wird dann an dem Punkte, wo sie die Lippe trifft oder kreuzt, mit Bestimmtheit den Standort des Castells Aliso bezeichnen; denn von Germanicus . . . *cuncta* inter *castellum* Alisonem ac *Rhenum novis* limitibus aggeribusque permunita (Tacitus Ann. II, c. 7), was offenbar jenseits, d. h. im Osten des Castells nicht mehr geschehen ist.

Der Verfolg der urgeschichtlichen Denkmäler — dies wesentliche und unschätzbare Forschungsideal unserer Zeit — verspricht nämlich ein gehaltreiches und zuverlässiges Urkundenbuch für die Urgeschichte, d. h. reale Beweismittel für die Aufhellung der dunkeln oder grauen Vorzeit, ihrer Wandlungen, Ereignisse und Völkerzustände und nebenbei auch Grundsteine für die Begebenheiten der historischen Zeit; diese Beweismittel verleihen dem militärischen Betracht einer Oertlichkeit wie den Ideen der Forscher mässigende Haltepunkte, den Andeutungen und Zeugnissen der Schriften festen Fuss, fassbare Gestalt und allerhand Ergänzungen; sie wollen nur gehörig erforscht oder doch wenigstens ihre Fundberichte für die Darstellung möglichst vollständig ausgebeutet sein. Alle Schriftquellen zusammen sind doch gegenüber den verschiedenen Zeiträumen und Völkern, geschweige gegenüber der Summe der Ereignisse schmal bemessen, und gerade im Punkte der Varusschlacht zu oft mit einer Wachsnase behaftet, die sich je nach den Empfindungen des Benutzers beliebig drehen und wenden lässt, so dass damit der Eine deren Schauplatz im weiten Norden, der Andere ihn im Süden des Landes findet.

Dass Meyer der alten Denkmäler nicht achtet, dass er, falls ihre Erforschung seine Sache nicht war, auch den publicirten Fundberichten kaum halbwegs die gehörige Achtung schenkte, lässt sich im Allgemeinen wohl so erklären, dass das Fundmaterial ihm auch für die Urzeit an Bedeutung den Schriftquellen noch nachsteht, wenigstens nicht mit den Entdeckungen von Bohlenwegen und schönen Kleinfunden durch Kohl, Alten und Hartmann. Die wissenschaftliche Behandlung der Denkmäler verbürgt allein deren richtige Schätzung, Pflege und Ausbeute.

gleichkommt. Dessen Unterschätzung oder Vernachlässigung bei Ortsschriftstellern und sogar bei Historikern, von denen man derlei nicht erwartet hätte, konnte einem sonst so ausgezeichneten Forscher doch eher zum Ansporne dienen, das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen. Dass die Fundberichte bei ihrer Anzahl thatsächlich überaus zerstreut vorliegen, gereicht ihm doch schwerlich mehr zur Entschuldigung, seitdem ihre Litteratur von Nordhoff, das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler u. s. w.) 1890[1]) von den ältesten Zeiten chronologisch (die römischen S. 33—39) kurz zusammengestellt ist. Ein Fehler auf Forscherseite bestärkt zu leicht die halbwüchsige Denkmälerkunde, welche der Wissenschaft thatsächlich mehr schadet als nützt und dennoch als die Dienerin vorgefasster Meinungen noch Zuspruch, sogar Unterstützung findet.

Nun ja, es genügten Meyer, das merkt man überall, ausser gewissen Fundberichten zweiter Hand vollauf die Materialien und Kundgebungen bei Hölzermann Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken . . . betreffend. 1887. Dieses Werk überraschte nämlich ebenso sehr mit den flotten und entschiedenen Behauptungen, wie mit den bestechenden und meistens schönen Aufnahmen fast allgemein die Forschung, als ob darin ein Inbegriff oder gar ein Orakel der westfälischen Alterthumskunde erschienen und neben demselben Beachtenswerthes kaum mehr geleistet sei. Bei Meyer (S. 230) erhält noch in kritischer Fähigkeit und Thätigkeit der Verfasser den Vorzug vor Hülsenbeck! Wie Rufe in der Wüste verhallten die Stimmen sachkundiger Forscher theils gegen gewisse historische Auffassungen Hölzermann's, theils gegen einzelne Aufstellungen (vgl. Bonner Jahrbb. 62, 130 f., Westf. Zeitschr. 36 II, 205, 214 K.- u. G.-D. d. Pr. Westfalen I, 11) und — so unglaublich als wahr — sie werden noch heute überhört, obschon sie an Zahl stetig zunehmen. Bei Hölzermann erstreckt sich das Forschungsgebiet nur auf einzelne Landstriche, widersprechen sich die Karten einander in den wichtigsten Werken, zeigen sich offenbar nach Hörensagen Denkmäler, die gar nicht oder doch in anderen Zuständen vorliegen; auch seine Spezialaufnahmen und Beschreibungen sind nicht für Jedermann ohne Weiteres probehaltig; den fliessenden Beschreibungen und Erörterungen gebricht es stellenweise an Tiefe der Auffassung, an Vertrautheit mit verwandten Vergleichsdenkmälern, und zumal mit der einschlägigen Orts- und Fachlitteratur. Diese kann zudem vom Leser noch leicht um acht weitere Jahre gewünscht werden, indem im Titel nur das Editionsjahr des Werkes 1878 und nicht das Abschlussjahr 1870 vorkommt.

1) Daselbst ergeben sich auch leicht die der Kürze halber fortgelassenen Belege und Nachweise für die meisten Angaben dieser Recension, nachdem jene, welche ferner oder versteckter lagen, rechtorts eingeschaltet sind.

Allein der Wahrheit und dem Verfasser die gebührende Ehre! Hölzermann's Werk ist nur ein halb fertiges, sicher kein vollendetes. Der Verfasser wurde ihm 1870 6./8. durch den Heldentod und daher dem Werke die letzte Hand entrissen. Nach O. Preuss, der ihm anscheinend nahe stand, wollte der Verfasser in seinem Todesjahre die „Localuntersuchungen wieder aufnehmen und manche Zweifel durch weitere Nachforschungen und Ausgrabungen aufklären." Man darf annehmen, dass dann auch die Karten harmonisch gestaltet, der Text vielfach vertieft und mindestens die Lücken desselben ausgefüllt wären. S. 91, 93 fehlen doch die Erläuterungen zu drei Tafeln gänzlich, S. 122, 123 figurirt noch ein „Verzeichniss[1]) derjenigen Heerlager und Burgen, deren Untersuchung noch nicht hat geschehen können". Kurzum, hätte ihm der Tod nicht den Stein in die Wege gewälzt, so wäre das Werk unzweifelhaft im Ganzen und Einzelnen redactionell berichtigt, vielleicht auch nach dem Stande der zeitigen Fachlitteratur und Denkmälerforschung mehrfach verbessert ans Licht gekommen, statt dass es nun bei diesen Lesern seine Fehler und Halbheiten stets fortzeugend von Schrift zu Schrift aushaucht und bei den andern nur zu häufig eine Zielscheibe der Kritik und Correcturen bildet.

Es ist und bleibt immer ein heikeles Ding, wenn ein Werk ohne Zustimmung und vollends ohne die letzte Hand des Verfassers in die Welt ausgeht. So findet sich, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen,

---

1) Dasselbe verstimmt den Leser wiederholt: So figurirt doch das römische Lager bei Hunsel (Nr. 15) schon in Hölzermann's Lippekarte B, als wäre es genügend untersucht. Ueberhaupt erscheinen die 36 Werke des Verzeichnisses wie auf's Geradewohl zusammengewürfelt und davon die 30 westfälischen wie ein geringfügiger Theilrest von den Berg- und Thalfesten, welche massenhaft das ganze Land bis in den Norden Oldenburgs bedecken. Von den genannten existirt das Lager bei Recklinghausen (35), „angeblich römisch", gar nicht oder es müsste die von Hülsenbeck, Castell Aliso 1873, S. 127 mit Karte, beschriebene Malenburg bei Ahsen sein; das Lager am Mackenberge bei Oelde (36) entspricht unstreitig dem einstigen Weinberge des Klosters Liesborn (Nordhoff, Vormal. Weinbau in Norddeutschland 1877/83 S. 15), ebenso die Hünenburg bei Vechta (9) jedenfalls dort der „alten Burg", d. h. der Hoffeste des Grafen von Ravensberg — insofern ein urgeschichtliches Werk dort sicher von Nieberding, Gesch. des Niederstifts I, 180, 79, 47 den zahlreichen Oldenburgischen Erdwerken eingereiht wäre, die Hölzermann entgangen sind. Die übrigen westfälischen „Heerlager" waren im Editionsjahre des Werkes (1878), ja schon im Abschlussjahre 1870, grossen Theils bekannt, beschrieben oder abgebildet: so die Haskenau (34) „neuerdings entdeckt" von Nordhoff, Holz- und Steinbau 1873 S. 139 Taf. III, die Ruhrburgen zu Freienohl (20), Neheim (24), Stockhausen (23), Rumbeck (26) u. a. von Pieler in Wigand's Archiv 1838 VII, 13 f.; die Hohensyburg (27), die Werke auf dem Kaisberge (25), bei Limburg (28), bei Oestrich (29) und Dahle (30) u. a. von Broksieper, die Ruine Hohensyburg 1853 S. 57 f., 137, die Hünenburgen bei Woclum und Meschede (22/23) von Cohausen in der Zeitschrift für Preuss. Gesch. und Landeskunde 1866 S. 680.

in den Localuntersuchungen des Obristlieutenants Schmidt (1831/41 Westfäl. Zeitschr. 20, 281), die bekanntlich auch nach seinem Tode 1859 herausgegeben sind, ein Bericht über einen „alten Weg" von Ahlen nach Bielefeld; dieser ist nämlich nichts anderes, als eine von ihm in die Reymann'sche Karte gezeichnete Theilstrecke der damals projectirten Eisenbahnlinie Köln-Minden. Der Irrthum stellte sich heute nicht so leicht heraus, wenn man bei der Publikation unvorsichtiger Weise unterlassen hätte, dessen Fundstelle, jene Karte nämlich, zu benennen; dennoch hat sein bestimmter Ausdruck im Texte sogar Schneider (H.- u. H.-Wege IX, 23, 24) verführt, ihn für baare Münze zu nehmen.

Um die Leserwelt über die Zuverlässigkeit des Hölzermann'schen Buches aufzuklären, hätten sich doch in Noten oder Anlagen die verdächtigen und wurmstichigen Stellen unschwer nach dem zeitigen Wissensstande von tüchtigen Geschichts- und erfahrenen Bodenforschern, die offenkundigen Fehler und Widersprüche von Jedermann markiren lassen — aber nein: da die beiden westfälischen Gelehrten Preuss und Giefers, welche sich um die Publication überhaupt bemühten, dieselbe sogleich mit gewissen Bedenken oder Einsprüchen bezüglich der Form oder des Inhalts begleiteten (vgl. oben S. 182), so mögen wohl auswärtige Autoritäten oder Räthe den S. VI des Werkes beigegebenen Erlass befürwortet haben:

„Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten Dr. Falk Excellenz hatte die Gewogenheit, zur Bestreitung der Druckkosten für dieses Werk 2100 Mark aus Staatsmitteln zu bewilligen, stellte aber die Bedingung, weder Veränderungen an Hölzermann's Arbeit vorzunehmen, noch Zusätze zu machen[1]), um Lücken in derselben auszufüllen."

N.

2. Edictum Diocletiani de pretiis rerum venalium. Edidit Th. Mommsen. — Der Maximaltarif des Diocletian. Erläutert von H. Blümner. Berlin (Reimer) 1893. XIII und 206 S. 4°.

Eine stattliche Publikation, deren Vortrefflichkeit die Namen der beiden Herausgeber verbürgen. Vielleicht würde Mancher im Interesse der Billigkeit mit einem weniger stattlichen Gewande zufrieden gewesen sein; denn nicht nur die Franzosen klagen darüber, dass die Bücher in Deutschland sehr theuer seien.

Das von Blümner geschriebene Vorwort giebt die nöthige Auskunft über die Auffindung, Anordnung, Orthographie u. s. w. der verschiedenen Bruchstücke des Edictum, deren bis heute 35 in lateinischer

1) Das Druckfertigmachen Seitens des Professors Giefers (Westf. Zeitschr. 36 II, 204) bezieht sich daher wohl nur auf das Grammatische und Formale.

und griechischer Fassung bekannt geworden sind. Die beste Textrecension gab Th. Mommsen im Corpus inscriptionum Latinarum Bd. III (Suppl.) Derselbe Text mit kritischem Apparat ist in der vorliegenden Ausgabe zum Abdruck gekommen. (S. 1—50.) Den Hauptbestandtheil des Buches bilden die darauf folgenden erklärenden Anmerkungen von H. Blümner, die sehr ausführlich gehalten und mit zahlreichen Nachweisen aus andern Quellen versehen sind. Blümner gehört jedenfalls zu denjenigen, die das einschlägige Material mit am besten beherrschen; er hat durch seine Erläuterungen das Verständniss dieses wichtigen Denkmals der späteren Kaiserzeit erheblich gefördert. Vielleicht finden sich nun auch unsere Nationalökonomen veranlasst, den Maximaltarif des Diocletian in den Kreis ihrer Studien zu ziehen, da er genug des Interessanten auch für sie bietet, nicht nur für den Philologen und Alterthumsforscher.

Gar Manches hätte der Herausgeber übrigens für seine Zwecke gewinnen können, wenn er ausser Vegetius (de mulomedicina) und den Geoponika auch die Schriften der griechischen Thierärzte, sowie das Büchlein des Pelagonius (ars veterinaria) zu Rathe gezogen hätte. Z. B. für die Kirchhoff'sche Conjectur IV 46 (vgl. S. 80, Anmerkung 5). *γαλαθηνοῦ* lässt sich anführen *δελφάκιον γαλαθηνόν* Hippiatr. p. 185 (ed. Grynaei), *χοιρίδιον γαλαθηνόν* Hipp. p. 31. Die Bezeichnung *taurina* kommt ausser im Edict. Diocl. (S. 127) auch vor bei Pelagonius 437 (*cortex vetustae taurinae*) u. a. m.

Reichhaltige Register bilden den Abschluss (I. Sachregister. II. Index verborum, der lateinischen S. 186 f., der griechischen S. 197 f.). Erhebliche Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

M. Ihm.

3. G. M. Rushforth, Latin historical inscriptions illustrating the history of the early empire. Oxford, Clarendon Press. 1893. XXVII und 144 S. 8⁰.

Ein gewisser Nutzen soll dem vorliegenden Buch nicht abgesprochen werden. Es mag sich für Unterrichtszwecke in England gut eignen, bei uns dürfte es schwerlich grossen Anklang finden. Zweierlei bezweckt der Verfasser. Einmal will er eine Art elementares Handbuch der Epigraphik liefern, und dann soll seine Sammlung behülflich sein, die historische Kenntnis der ersten Kaiserzeit zu ergänzen. Letzteres trifft zu, ersteres nicht. In gewissem Sinn hat der Verfasser recht, wenn er sagt, dass der gewöhnliche Student dem Corpus inscriptionum und selbst einer Inschriftensammlung gegenüber, wie die von Wilmanns ist, etwas rathlos dasteht. Um Epigraphik kümmert sich auch bei uns in Deutschland der Durchschnittsphilologe herzlich wenig. Sache der Universitätslehrer ist es, das Interesse zu wecken und zu fördern; mit der Zeit wird

es schon besser werden, zumal wenn ein wirklich brauchbares Handbuch der Epigraphik geschaffen ist. Aus der kurzen Einleitung, in der R. von epigraphischen Dingen handelt, lernt der Studierende auch nur Bruchstücke, noch viel elementarer gehalten sind die kurzen Sätze über römische Münzen. — Ausgewählt hat der Verfasser 100 der bemerkenswerthesten Inschriften (auch einige Münzaufschriften) aus der Zeit von Augustus bis Vespasian. Fast die Hälfte betrifft die Regierung des Augustus. Die Inschriften begleitet ein ziemlich ausführlicher Commentar, der die Belesenheit des Verfassers erkennen lässt. Benutzt sind die besten Quellen, Litteratur ist reichlich angegeben, aber keineswegs erschöpfend (zu S. 107 ff., wo R. von der Grenze der beiden Germanien spricht, vgl. u. a. Zangemeister im III. Bd. der Westdeutschen Zeitschrift). Druck und Ausstattung sind vortrefflich.

M. Ihm.

4. Raymond Serrure: Essai de numismatique luxembourgeoise. Mit 222 Abbildungen im Text. Paris bei R. Serrure und Gent bei C. Vyt. 1883. Gross 8⁰. 223 S.

Der Verfasser, dessen erfolgreicher Thätigkeit auf dem Gebiete der mittelalterlichen Numismatik wir an dieser Stelle schon mehrfach lobend gedachten, gibt hier in einem gut ausgestatteten Bande diejenigen Aufsätze zusammengestellt, welche er in dem „*Annuaire de la Société de Numismatique*" in den Jahren 1892 und 1893 hatte erscheinen lassen. Wenn er in bescheidener Weise die Arbeit einen Versuch nennt, so müssen wir bekennen, dass dieser Versuch recht gut gelungen ist.

Serrure hat es verstanden, durch geschicktes Verweben der historischen Schicksale des behandelten Landes in seinen Text und durch die Mittheilung des urkundlichen Materials in der Originalsprache sein Buch zu einem sehr brauchbaren Quellenwerk zu gestalten. Bei den Wechselbeziehungen, welche zwischen Luxemburg und unserer Provinz auch im Hinblick auf die Numismatik bestehen, wird dies Handbuch, welches eine oft empfundene Lücke in der numismatischen Litteratur ausfüllt, vielen Lesern dieser Jahrbücher recht willkommen sein.

Bonn. F. van Vleuten.

5. Repertorium Hymnologicum, Catalogue des chants, hymnes, proses, séquences, tropes en usage dans l'église latine depuis les origines jusqu'à nos jours par le chanoine Ulisse Chevalier, tome I., Löwen 1892, 601 Seiten. Gr. 8⁰.

Das Werk, auf zwei Bände berechnet, deren erster die mit den Buchstaben A—K einschl. beginnenden Hymnen registrirt, erscheint in den Analecta Bollandiana, wird aber auch separatim versendet. Es ist eine wahre Fundgrube für die kirchliche Poesie und für den, der sich

mit lateinisch-kirchlicher Hymnologie in grösserem Umfange beschäftigen will, geradezu unentbehrlich und, wie es scheint, zuverlässig, zugleich ein Denkmal für den Sammelfleiss des Herausgebers, auf das er mit Recht stolz sein kann; er fragt denn auch in der vorläufigen Vorrede — die definitive Vorrede ist dem Abschlusse des Gesammtwerkes vorbehalten —: Ne pourrai-je pas dire un jour: exegi monumentum?

Auf einem verhältnissmässig kurzen Raume — der I. Bd. enthält 9935 Nummern — ist hier das gesammte Material für alle vorhandenen lateinischen Gesänge kirchlichen Charakters, protestantische nicht ausgeschlossen, zusammengestellt, ausgenommen nur den Text der Gesänge selbst, in folgender Reihenfolge: Von jedem Hymnus werden die ersten Worte soweit angegeben, dass der Rhythmus ersichtlich wird; es folgt der Heilige oder das Fest, dem der Hymnus gilt, und die Stelle im Missale, Brevier u. s. w., wo er vorkommt; dann die Zahl der Strophen und Strophenzeilen; dann der Name des bekannten oder vermuthlichen Verfassers oder wenigstens die ungefähre Zeit desselben; ferner bei vielen Hymnen, besonders bei den wichtigern oder noch ungedruckten, die Zusammenstellung der ältesten Handschriften; endlich die Ausgaben und zwar vornehmlich einerseits die ältesten, andererseits die jüngsten und etwaige kritische oder liturgische Bearbeitungen; bei den letzteren sind die deutschen Arbeiten, auch die protestantischen, gebührend gewürdigt und zahlreich berücksichtigt, was mit besonderer Anerkennung hervorgehoben zu werden verdient.

Bonn. Dr. Rauschen.

6. „Neue Heidelberger Jahrbücher" III, 1. Heidelberg. G. Köster 1893. Gross-Oktav. 189 S. u. 1 Tafel.

Diese vom strebsamen „historisch-philosophischen Verein" zu Heidelberg herausgegebenen Hefte (erschienen 5 Hefte) enthalten für das Mittelrheinland und für weitere Kreise werthvolles Studienmaterial. Aus dem letzten Hefte, das Beiträge von Zangemeister, Weech („Zur pfälzischen Geschichte"), Pflugk-Harttung („Schriften St. Patricks"), Duhn, Heyck („Aeltestes germanisches Verfassungsleben"), Jellinek („Adam in der Staatslehre"), Oechelhäuser („Manesse-Handschrift") enthält, heben wir hier die Aufsätze von Zangemeister und Duhn hervor. Ersterer bespricht in „Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit" eine römische Inschrift von Aubigny bei Autun, worin als Beiname einer Römerin „Sueba(e) Nicreti" vorkommt. Z. deutet dies Ethnikon als „Suebin vom Neckar". Da sie als civis erscheint, muss die Sueba Nicres zu einer Civität am Neckar gehört haben und diese findet Z. in der civitas Ulpia S. N. (= Sueborum Nicretum). Bei Symmachus wird später die Gegend vom Lupodunum „regio Sueba Nicretensis" genannt. Dem Ref. scheint hierher auch der Volksname (= civitas) im Vero-

neier Provinzialverzeichniss zu gehören, wo von rechtsrheinischen Civitates die Rede ist: Nictretnsium. Es ist ein Schreibfehler für Nicretensium und sind damit die Neckarsueben bezeichnet. — Die Frage, wann dies Neckargebiet zum römischen Reiche kam, behandelt der 2. Theil der Abhandlung. Z. folgert aus mehreren Inschriften, dass Cornelius Clemens als Statthalter Obergermaniens anno 74 wegen seiner Thaten in Obergermanien die Ornamenta Triumphalia erhielt. Mit Beziehung hierauf sowie aus anderen epigraphischen Thatsachen setzt Z. für 73/74 einen Germanenfeldzug an, der die Einverleibung des unteren Neckargebietes zur Folge hatte. Germania 29 „promotis praesidiis“ bezieht sich dann auf obiges Ereigniss.

Duhn bringt seinem Lehrer Heinrich Brunn als Gabe dar: „Eine Bronze der früheren Sammlung Ancona“. Diese stellt ein weibliches Bildniss dar (ca. 11 cm Höhe), welches in tiefer Trauer auf dem Boden sitzend, den Kopf in die Rechte stützt. Das Hinterhaupt bedeckt der hinaufgezogene Mantel; den Unterkörper der geknüpfte Chiton. Am linken Oberschenkel ruht eine Schlange, die aus einer Schale Nahrung nimmt.

In technischer Beziehung erklärt D. diese sonderbare Bronze als Appendix für den Panzer einer Imperatorenstatue (vgl. Baumeister's D. d. kl. A. F. 183). Gestaltung, Aussehen und Zugehörigkeit sprechen für die Zuweisung dieser Bronze, die in Piemont von Ancona erworben ward, in die erste Kaiserzeit. Ort der Entstehung ist nach analogen Arbeiten Piemont. — Nach Duhn's Annahme ist in der Stellung der Bronze das Motiv einer altattischen Grabstatue aus dem 5. Jahrhundert erhalten.

Die Frage, wen diese Figur darstelle, Kleopatra (wegen der Schlange) oder eine Personification überwundener Länder und Völker, lässt D. unentschieden.

Mit Rücksicht auf die Schlange weist der Ref. auf die Hygieia hin (vgl. Baumeister's D. d. kl. A. S. 138—140). Sollte die trauernde Hygieia nicht an der Statue eines Germanicus oder Titus am Platze gewesen sein? Auch an die capta Veleda könnte man denken, die sub divo Vespasiano zu Rom im Triumphe aufgeführt wurde. Die Schlange wäre im letzteren Falle Attribut der Seherin und Priesterin mit chthonischer Bedeutung. — Hoffen wir von Zangemeister, Duhn u. A. auch in Zukunft so werthvolle Bereicherungen des archäologisch-historischen Besitzstandes zu erhalten!

Neustadt a. d. Hart. Dr. C. Mehlis.

7. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Zweiter Band. II. Die Kunstdenkmäler der Stadt Duisburg und der Kreise Mülheim a. d. Ruhr und Ruhrort. III. Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Essen. Im Auftrage des Provin-

zialverbandes der Rheinprovinz herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf. L. Schwann. 1893. Gr. 8. VI und 85; VI und 120 S. Preis 3 Mk. und 4,50 Mk.

Die Kreise, zu deren Behandlung das Kunstdenkmäler-Inventar übergegangen ist, sind verhältnissmässig arm an verzeichnungswerthen Ueberbleibseln der Vorzeit. Die technischen Betriebe, die Anlage von Fabriken, Gruben, Eisenbahnen, das schnelle Anwachsen der Städte und Ortschaften hat hier wie überall in Industriebezirken eine schnell erfolgte Zerstörung älterer Bauten und Anlagen zur Folge gehabt, die man bedauern muss, so sehr sie auch in der Natur der Sache begründet gewesen sein mag. Die Bereitwilligkeit, mit der die in Betracht kommenden Stadtverordneten-Versammlungen und Kreisvertretungen zu den Kosten der Publikation des Inventars beigetragen haben, lässt hoffen, dass nunmehr wenigstens das hier Verzeichnete auch dauernd erhalten bleibe. Der geringen Denkmälerzahl entsprechend, sind die vorliegenden Hefte des Werkes, obwohl sie mehrere Kreise zusammenfassen, weniger umfangreich ausgefallen, als die früheren Lieferungen.

Das erste mit 3 Tafeln und 28 Text-Illustrationen behandelt zunächst Duisburg, über dessen reiche Stadtgeschichte das litterarische Material verzeichnet wird. Von Bauten ist ausser der unbedeutenden Minoritenkirche nur die Salvatorkirche hervorzuheben, die trotz der durch den Brand von 1613 verursachten Beschädigungen des Thurmes, dessen oberer Theil 1682 nicht gerade stylvoll in Gestalt einer geschieferten Haube wieder ergänzt wurde, noch immer ein imposantes Bauwerk darbietet. — Im Kreise Mülheim a. d. Ruhr verdient ausser alterthümlichen Häusern zu Mülheim selbst Schloss Broich Erwähnung, welches als eine der bedeutendsten Hofburgen des Niederrheins den ganzen Bergrücken Mülheim gegenüber beherrschte und von dem trotz der Umbauten am Ende des 18. Jahrhunderts noch zahlreiche alte Theile erhalten geblieben sind. — Kreis Ruhrort enthält vor Allem Dinslaken mit seiner katholischen Pfarrkirche, die einen interessanten Cruzifixus von etwa 1400 in Holzschnitzerei und einen beachtenswerthen in Holzschnitzerei ausgeführten mit von Bildern bedeckten Flügeln versehenen Hochaltar enthält. Dann sind zu nennen die gothische Kirche von Hamborn mit den Resten eines romanischen Kreuzganges, die bei Gastrop und Hünxe auftretenden Wallburgen, der Bergerschulthof zu Hünxe, der ein lehrreiches Beispiel der Anlage eines grossen Bauernhofes im westfälischen Style darbietet, und der Ort Mehrum als Fundort der schönen römischen Eimer, welche Furtwängler in der Festschrift des Alterthumsvereins von 1891 besprach.

In der Stadt Essen sind nur wenige ältere Bauwerke vorhanden, und auch unter diesen bieten die meisten, wie die im 15. Jahrhundert erbaute Johanniskirche und die um etwa dieselbe Zeit umgebaute, ursprünglich romanische Marktkirche, geringes Interesse dar. Daneben be-

wahrt jedoch die Stadt ein Werk allerersten Ranges in ihren Mauern, den Münster. Ueber die Baugeschichte desselben hat in diesen Jahrbüchern G. Humann öfters gehandelt; sie findet sich im Inventar kurz skizzirt und mit einer Schilderung des Baues selbst verbunden. Daran schliesst sich eine Aufzählung der reichen Kunstschätze, welche die Kirche besitzt, vor allem der schönen Goldschmiedearbeiten, welche durch mehrere Tafeln veranschaulicht werden, und der interessanten Deckengemälde, deren ausführliche Publikation gleich nach ihrer Auffindung von dem Verein von Alterthumsfreunden in Aussicht genommen wurde, bisher jedoch wegen technischer Schwierigkeiten noch nicht hat durchgeführt werden können. — Im Kreise Essen fällt der Hauptantheil an Denkmälern der Stadt Werden mit ihrer Abteikirche zu. Letztere wird nach Vorausschickung der nöthigen Litteraturangaben zunächst als Bauwerk behandelt; dann werden aus ihrem Schatze eine Reihe von interessanten Einzelstücken besprochen und publicirt, vor allem eine Elfenbeinpyxis des 6.—7. Jahrhunderts, der Reisekelch des h. Ludger und die Beintafeln des 8. und 9. Jahrhunderts an einem Reliquienkasten.

A. Wiedemann.

8. A. Engel et R. Serrure: Traité de numismatique du moyen-âge. Tome deuxième, depuis la fin de l'époque Carolingienne jusqu'à l'apparition du gros d'argent. 813 illustrations dans le texte. Paris. Ernest Leroux. 1894. 590 S. gr. 8.

Den ersten Band dieser werthvollen Schrift v. J. 1891 habe ich in Heft 90 d. Jahrb. S. 183 besprochen; alles das, was ich an jener Stelle über den ersten Band lobend erwähnt habe, trifft auch für den vorliegenden zweiten zu, trotzdem für die jetzt behandelte Epoche die Schwierigkeiten weit grösser waren, und die Fülle des Materials beinahe erdrückend wirken musste. Entsprechend der Ueberschrift: *„bis zur Einführung des Groschens“*, endet der Zeitpunkt der in diesem Bande behandelten Münzgeschichte für die verschiedenen Länder früher oder später, während er z. B. für Frankreich schon mit Ludwig IX. 1226—1270 abbricht, wird die Besprechung für Deutschland bis zu Ludwig dem Baiern 1314—1347 weitergeführt.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass bei der grossen Menge von Einzelheiten die Klarheit und Uebersichtlichkeit des Buches nicht gelitten hat; dies ist für die Brauchbarkeit desselben von grösster Bedeutung.

Volle 257 Seiten sind der deutschen Numismatik gewidmet; der Verfasser folgt in der geographischen Anordnung dem Dannenbergschen Werke. In einer besonderen Einleitung für dieses Land wird das Wissenswerthe über das Münzrecht, über die Münzsysteme und über die verschiedenen Typen mitgetheilt, dabei wird der Einfluss ausländischer

Münzarten auf die deutsche Prägung in anschaulicher Weise besprochen, und das Material der Archive vielseitig benutzt. Auch die Form der Buchstaben und die Sprache finden Beachtung. Bei der Besprechung der einzelnen Münzstätten sind die neuesten Publikationen schon berücksichtigt, es sind z. B. auf S. 591 die in Heft 90 d. Jahrb. von Joseph besprochenen *Veronadenare* Heinrich's II. schon erwähnt.

Vielleicht hätte der Abschnitt über die Brakteaten etwas ausführlicher behandelt werden können, aber wir Rheinländer werden diesen kleinen Mangel am leichtesten verzeihen, denn in fast allen Privatsammlungen unserer Gegend habe ich diese Münzart ausgeschlossen gefunden.

Fühlbarer macht sich das Fehlen eines alphabetischen Registers; es ist dringend zu wünschen, dass ein solches bei einem späteren Bande nachgeliefert werde.

Fasse ich mein Urtheil über das vorliegende Werk zusammen, so kann ich sagen, dass es die bei weitem brauchbarste, alles umfassende Arbeit über mittelalterliche Numismatik ist, die wir besitzen, dass es durch die ausführlichen Litteraturangaben auch dem Specialforscher oft recht erwünschte Hülfe bieten wird, dem Sammler und Geschichtsfreund aber unentbehrlich sein dürfte. Nach dem guten Erfolg dieses zweiten Bandes darf man dem dritten mit Interesse entgegen sehen; die Verfasser haben sich auch für die behandelte, so verwickelte Zeit als zuverlässige Führer dargethan.

Druck und Ausstattung, auch besonders in Bezug auf die gefälligen und deutlichen Abbildungen, kann man nur loben.

Bonn, Mai 1894. F. van Vleuten.

Der übrige Theil des Schriftbandes wird von der Krone des Königs und dem Segel des Schiffes durchschnitten.

Rückseite.

Darstellung wie bei Nr. 1.

Umschrift.

DOMINE • IN • FVRORE •
TVO • ARGVAS ⁝ M' • ✠

Gr. $6^1/_2$.

5. Viertel Schiffsnobel Eduard's III. von England.

Schauseite.

Das vereinigte Wappen von England und Frankreich. 2 der 4 Felder zeigen Lilien, die beiden andern Löwen. Das Ganze ist von einem Achtpass umschlossen, dessen Bögen in Kleeblättchen endigen.

Umschrift.

EDWARD ⁝ DEI ⁝ GRA •
REX ⁝ ANGL ✠

Rückseite.

Lilienkreuz, in dessen Winkeln je ein schreitender Löwe (ohne Krone). Das Ganze von einem Achtpass (ohne Blätter) eingefasst.

Umschrift.

EXALTABITVR ⁝ IN •
GLORIA ✠

Gr. 4.

6. Chaise d'or Philipp's VI. von Frankreich 1328—1350.

Schauseite.

Der König auf einem mit gothischen Fialen verzierten Thron sitzend, auf dem Haupt die Krone, in der Rechten das Lilienwappen, in der Linken ein blosses Schwert.

Umschrift.

PHILIPPVS • DEI • GRA •
FRANCORVM • REX ✠

Rückseite.

Blätterkreuz von einem Vierpass umrahmt, in den äussern Winkeln kleine Kleeblättchen.

Umschrift.

XP'C ⁝ (Christus)
VINCIT ⁝ XP'C ⁝ REGNAT ⁝
XPC ⁝ IMPERAT ✠

Von dieser Münze wurden etwa 20 Stück gefunden. Gr. $7^3/_4$.

7. Doppel-Gondelamm Wilhelm's V. von Holland 1356—1389.

Schauseite.

Gotteslamm mit Fahne, deren Spitze in ein Lilienkreuz ausläuft.

Den Leib des Thieres bedeckt eine rautenförmige, aus Schuppen gebildete Decke. Darunter die Inschrift: GVL. DVX.

Das Ganze ist von 20 Halbbögen eingefasst, die sich an einen kreisförmigen Perlstab anlehnen.

Umschrift.

AGN ∘ DEI ∘ QVI ∘ TOLL ∘
PEGA ∘ MVDI ∘ MICERERE ∘
NOB ✠

Rückseite.

Blätterkreuz, von einem Vierpass eingerahmt, dessen Bögen mit spitzen Winkeln abwechseln. In den Ecken des Kreuzes befinden sich 4 grosse einköpfige Adler, in den äussern Winkeln des Vierpasses 8 kleine doppelköpfige Adler.

Umschrift.

XP'C ❀ VINCIT ❀ XP'C ❀
REGNAT ❀ XP'C ❀ IMPERAT ✠

Gr. 10.

8. Goldgulden Carl's V. von Frankreich 1364—1380.

Schauseite.

Der König, mit Scepter und Krone geschmückt, steht unter einem mit Fialen verzierten gothischen Bogen.

Umschrift.

∘ KOL ∘ REX ∘ FRA' ∘ COR ∘

Rückseite.

Lilienkreuz, von einem Vierpass umgeben. Die Spitzen der Bögen enden in Blättchen. In den äusseren Winkeln des Vierpasses Kronen.

Umschrift.

XP'R ∘ VINCIT ∘ XP'R ∘ REGNAT ∘
XP'R ∘ IMPERAT ✠

Gr. 7.

9. Schiffsnobel Richard's II. von England 1377—1399.

Schauseite.

Der König steht mit Krone, blossem Schwert und Wappenschild in einem Schiff.

Umschrift.

RICARD * DI * GRA * REX *
ANGL * ✠ FRANC : DNS * HIB *
✠ * AQ'.

Rückseite.

Lilienkreuz, in dessen Winkeln je ein schreitender Löwe u. s. w. wie bei Nr. 1.

Umschrift.

IHC ⁑ AVTEM ⁑ TRANS-
IENS ⁑ PER ⁑ MEDIV ⁑
ILLORV ⁑ IBAT ✠

Gr. 10.

10. Goldgulden Wilhelm's III. von Geldern 1393—1402.

Schauseite.

Der Herzog mit Schwert und Buch unter einem gothischen Bogen sitzend. Zu beiden Seiten des letzteren befinden sich Säulen, über denen sich zinnengekrönte Thürmchen erheben. Unter dem Herzog sein Wappen (Löwe).

Umschrift.

WILH · DVX · GELR ✠
COM · A

Rückseite.

Zwei Wappenschilder, das eine mit dem Doppeladler, das andere mit dem geldrischen Löwen. Das Ganze ist von einem Sechspass eingefasst, dessen Bogen masswerkartig durch Dreipässe verziert sind. In den äusseren Wirkeln des Sechspasses Kleeblätter.

Umschrift.

BENEDICT ⁝ QVI ⁝ VENIT ⁝
IN ⁝ NOMINE ✠

Die späteste Münze ist die Wilhelm's III. von Geldern, die Vergrabung des Schatzes kann also frühestens um's Jahr 1395 stattgefunden haben. Interessant ist es, dass die meisten Münzen von den beiden Königen (Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich) stammen, unter deren Regierungen im Jahre 1339 der hundertjährige Krieg zwischen den genannten Ländern ausbrach.

Köln. C. Stedtfeld.

3. Das Hochkreuz bei Godesberg. Das Errichtungsjahr des Hochkreuzes zwischen Bonn und Godesberg ist ebenso unbekannt wie seine ursprüngliche Bestimmung. Zwar erklären es eine Reihe von Sagen für ein Sühnkreuz für einen Brudermord, doch sind dieselben insgesammt jungen Ursprunges. So kann die angeblich in einem „verlorenen Missale“ der Dorfkirche zu Friesdorf verzeichnete[1]) Erzählung, die das Denkmal von einem in Friesdorf ansässigen Edlen von Hochkirchen herrühren lässt, erst nach etwa 1650 entstanden sein. Erst Anfang des 17. Jahrhunderts nämlich erwarben die von Hochkirchen in Friesdorf Besitz, den Thurmhof, den sie dann 1674 wieder abgaben. Wenn eine zweite

---

1) So bereits (Eichhof), Hist. geogr. Beschr. des Erzstiftes Köln. 1783. S. 70.

Version der Sage[1]) einen Ritter von Drachenfels als den Brudermörder nennt, so mag dazu eine thatsächliche Begebenheit, die sich freilich nicht beim Hochkreuze abspielte, die Veranlassung gegeben haben. 1493 erschlug Heinrich von Drachenfels seinen Bruder Claes und übernahm zur Sühne u. a. die Verpflichtung, an der Mordstelle „zo Wintern up dem Steine“ ein Kreuz mit Wappen und Inschrift, wie sich einem Ritter wohl geziemt, aufzustellen[2]).

Zuverlässiger als diese Sagen über den Errichtungsgrund ist für die Errichtungszeit die bekannte Angabe der Koelhoff'schen Chronik (in Chroniken der niederrh. Städte. Köln. III S. 672; cf. II S. 38), derzufolge dat steinen cruitz tuschen Gudesberch und Bunne von Bischof Walram (1332—1349) oder von Bischof Wilhelm von Gennep (1349—1362) errichtet wäre. Wenn auch die Doppelangabe hier beweist, dass der Autor seiner Sache nicht ganz sicher war, so muss doch das Denkmal seinem Stile nach etwa um die angeführte Zeit errichtet worden sein. Urkundlich erwähnt findet es sich zum ersten Male 1445. Damals[3]) heisst es von dem der Abtei Heisterbach gehörigen Croiffter Hove, d. h. dem Kluchter Hof zwischen Friesdorf und Godesberg, er sei „gelegen by Goedesberg entgeen de steynen crutze dat up der straissen steyt.“

A. Wiedemann.

4. Zur Limesforschung, das Castell Saalburg im Taunus betreffend. Nachdem ich im Sommer des Jahres 1891 das vielbesuchte und in der Regel als Lehrmodell einer römischen Castellanlage angesehene Befestigungswerk gründlicher studiert hatte, als dieses durch Bücher und Abbildungen möglich ist, gewann ich die Ueberzeugung, dass hier zwar, wie bei allen Limescastellen, die ihre ursprüngliche Form erhalten haben, eine Uebereinstimmung mit dem Grundplane des römischen Legionslagers vorliegt, dass dazu aber die bisherige und auch von unseren Limesforschern neuester Art beibehaltene Erklärung wenig befreundet.

Zunächst ist zu beachten, dass wie die Münzen, so auch die Gefässscherben der Saalburg für die Zeit von Marcus Antonius bis

---

1) Weyden, Godesberg S. 8 ff.; Dick, Godesberg S. 42 ff. — Vgl. ferner Trog, Rheinlands Wunderhorn X S. 158 ff. und das Drama von Groote, Der Geist am Godesberg im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst für 1816.

2) Urkunden bei Strange, Beiträge zur Genealogie der adligen Geschlechter V. S. 95 ff.

3) Urk. in Düsseldorf. Staats-Archiv. Heisterbach Nr. 144. — Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, dass die viel verbreitete Ansicht, das Heisterbacher Kosterarchiv sei völlig verloren, irrthümlich ist. Die Reste desselben — es hatte in der Truchsessischen Fehde 1583, dann 1587, dann 1689 bei der Beschiessung Bonns, wohin es geflüchtet worden war, stark gelitten — befinden sich mit über 600 Urkunden, ferner Copiaren, Akten, Handschriften im Staats-Archiv zu Düsseldorf.

Claudius Gothicus bezeichnend sind. Wie aber die Geldstücke, so herrschen auch die Gefässe der Zeit von etwa Trajan bis Gallienus vor. Gefässe späterer Zeit fehlen gänzlich, frühere gehören zu den Seltenheiten. Nur einige wenige Scherben und Töpfe wurden angetroffen, welche den Stempel der schlichten einheimischen Waare tragen, wie sie sich bei den ältesten Römerstrassen Galliens und in Gräberfeldern findet, die nach Münzen, welche mit zu Tage traten, in die vorchristliche Zeitepoche fallen und die damals errichteten Drususcastelle begleiten können. Einige dieser Gefässe wurden, wie mir der lokalkundige Forscher, Baumeister Jakobi sagte, unter Umständen gefunden, welche auf die Zeit der Benutzung des Castells Saalburg schliessen lassen.

Nun wird aber bekanntlich die Errichtung des römischen Grenzwalles auf Domitian, Trajan und Hadrian zurück geführt. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass der Saalburg die von Drusus im Jahre 11 v. Chr. gegründete Taunusfeste zu Grunde lag. *Jedenfalls wird die Präexistenz der Saalburg vor Anlage des Limes glaublich.*

Zweifellos geht man nicht fehl, die Saalburg an und für sich, d. h. ihrer inneren Einrichtung und strategischen Lage nach zu beurtheilen, nicht ihre Orientirung nach Lage des vom Limes abgeschlossenen feindlichen Landes zu deuten.

Denken wir uns nun eine Linie von der Mitte des Ostthores nach der Mitte des Westthores, dann haben wir den Cardo des Castells, auf dem die Via principalis lag und zu den beiden Seitenthoren, der Porta principalis dextra und der Porta principalis sinestra führte. Rechtwinkelig wurde der Cardo vom Decimanus durchschnitten, welcher die Langseite der Befestigung in zwei gleiche Breiten theilt, er führte durch die Mitte der Porta praetoria und der Porta decimana. *Vor dem Schneidepunkt dieser beiden Linien, auf dem die Groma stand, vermittelst welcher der Feldmesser den rechten Winkel der Hauptstrassen und Ausgänge bestimmte, lag der Eingang des Praetoriums* (Hygini Gromatici 12); er befand sich hier *auf dem der Lagerfront entgegengesetzten Seite der Via principalis* (Polybius 6, 27. Hygin a. a. O. 12; 18; 56). Auf die vom Eingange des Praetoriums nach dem Thor der Lagerfront gerichtete Linie des Decimanus führte der Feldmesser die Via praetoria und benannte nach dieser *das dem Eingange des Praetoriums gegenüber errichtete Thor „Porta praetoria“* (Hygin a. a. O. 12, 14). So liegt auch der Eingang zum Praetorium des Neusser Legionslagers, so auch der Eingang zum Pra etorium von Carnuntum, so auch der Eingang zum Praetorium der Saalburg und aller grösseren, wie auch der meisten kleineren Limescastelle. *Das dem Eingang des Saalburger Praetorium-*

Einganges gegenüber gelegene Südthor, bisher als Porta decimana bezeichnet, ist somit die Porta praetoria. Entsprechend sind auch die übrigen Castellthore umzutaufen.

Dem Eingange des Praetoriums zunächst lag der vordere Theil des Praetoriums im weiteren Sinne, das Forum (Hygin a. a. O. 18, 19); an dieses schloss sich das Praetorium im engeren Sinne, das Haus des Lagervorstehers an, das heisst dessen vordere Seite, die Rückseite, das „Posticum praetorii“ schaute noch der Porta decimana (vgl. dazu A. v. Domaszewski, Hygini Gromatici, Liber de munitionibus castrorum. S. 54 und 55). Dieser freie Platz, auf dem auch geopfert wurde (a. a. O.), liegt so auch im Neusser Legionslager, im Standlager von Carnuntum (vgl. Dr. J. W. Kubitschek und Dr. S. Frankfurter, Führer durch Carnuntum. Wien 1891), ebenso, in verkleinertem Massstabe, in der Saalburg, wo er bisher als Schiesshalle galt. An derselben Stelle finden wir diesen auch in den übrigen grösseren Limescastellen.

Nach der Via praetoria hin mussten die Fahnen gerichtet werden (Hygin a. a. O. 14); diese Strasse ist daher die des Abmarsches; denn die Feldzeichen traten dem Truppenzuge, welcher sich zum Abmarsch formirte, an die Spitze (Domaszewski a. a. O. S. 57). Das schönste und grösste der Saalburgthore, nämlich das doppelt geöffnete Südthor, von dem jede Thüröffnung 3,59 m im Lichten Breite hat, diente deshalb dem Auszuge, nicht das entgegengesetzt befindliche Nordthor, das nur 2,88 m im Lichten breit ist.

Die eigentliche Front der Saalburg, das ist also der bisher als Rückseite betrachtete Theil, beherrscht das weite Thal, welches sich vom Fuss der Höhe, auf welcher die Feste liegt, nach Süden und Südosten hin erweitert. Es bedurfte diese Oertlichkeit des Schutzes, sowohl wegen etwaiger innerer Unruhen, als auch besonders gegenüber der vor dem Ereignisse des Jahres 9 n. Chr. gefahrdrohenden Machtstellung der swebischen Völkergruppe. Erst später galt es, dem nördlich der Saalburg herrschenden istwäischen Volke einen Damm zu bauen. Nach Süden hin führt auch eine bedeutungsvolle Römerstrasse und stellt die Verbindung mit weiteren älteren Castellen her. Eine zweite, sogar 8 m breite Strasse, geht von der wirklichen Porta praetoria aus und biegt sich um die Südostecke der Castellfront, und durchbricht den Pfahlgraben, augenscheinlich um die Marschlinie gegen einen nördlichen, ausserhalb der Reichsgrenze hausenden Feind zu bahnen.

Besonders auffallend war es für mich, zu sehen, wie der Pfahlgraben in der Linie Turm am Benner Pfad über Usinger Landstrasse die nördliche Flanke der Saalburg berühren würde, hätte man hier nicht dem Pfahlgraben einen ausspringenden Winkel gegeben. Das sieht so aus, als sei der Pfahlgraben dort schon vor Anlage der Saalburg vor-

handen gewesen und man habe erst nach Errichtung der Saalburg (dieser gegenüber) den Pfahlgraben 254 m weiter nach Norden geschoben. Oder aber das Castell hatte ursprünglich eine andere Lage oder Gestalt. Das letztere nimmt v. Cohausen (Grenzwall II, 117) an. „In vier Schürfgräben“, so sagt dieser treffliche Beobachter, „fanden wir vor der Böschung (auf der Scheide von Praetentura und Retentura des Castells) den mit Brandschutt gefüllten alten Graben.“ Professor Wolff (Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Hanau 1890. S. 93) gibt an, „der ausspringende Winkel, den der Pfahlgraben vor der Porta praetoria (es ist meine Porta decimana!) der Saalburg bildet, ist ein augenfälliger Beweis der Präexistenz des Castells vor dem Grenzwall“. — Ich habe mehr den Eindruck gewonnen, dass der Pfahlgraben hier einer älteren Marke folgt, an deren Grenze die Saalburg ähnlich erbaut wurde, wie die Schanzen entlang einer Grenzwehr des Mittelalters. -

Ist nun aber das Castell Saalburg ein Werk des Drusus, dann würde dem Pfahlgraben, d. h. dem sogenannten römischen Limes, dort ein älteres Werk, vielleicht eine römische Grenzwehr der schon unter Agrippa dem römischen Reiche einverleibten Mattiaken vorausgegangen sein.

C. Coenen.

5. Nictrenses-Victorienses. In Heft 39 und 40 dieser Jahrbücher sucht Herr J. Becker nachzuweisen, dass die Römerstätte bei Niederbiber den Namen Victoria gehabt, die Bewohner derselben Victorienses geheissen und identisch seien mit den Nictrenses, welche in der Handschrift der Veroneser Capitularbibliothek [1]) genannt werden. So scharfsinnig die Beweisführung des Herrn Verfassers erscheint, wird doch zugegeben werden müssen, dass dieselbe, wenigstens in ihrem letzten Theile, immerhin auf Hypothesen beruht, also ein strikter Beweis nicht geliefert worden ist. Wahrscheinlichkeitsgründe liefern nie einen strikten Beweis.

Nach der genannten Handschrift sollen die in derselben genannten Völkerschaften auf der rechten Rheinseite bis zu einer Entfernung von 80 Leugen oder 24 Meilen von Mainz ansässig gewesen sein, also höchstens bis zur Wupper, da von Mainz bis Köln 23½ Meilen gerechnet werden, und somit ist so ziemlich die Grenze angegeben, die wir bei Bestimmung dieser Völkerschaften zu berücksichtigen haben. Die weiter nördlich gelegenen Völkerschaften kommen nicht in Betracht.

Befand sich nun auf der rechten Rheinseite nicht weit vom Rheine (denn dass alle diese Völkerschaften unmittelbar am Rheine wohnten,

---

1) Geogr. min. ed. Riese p. 129, 15: usiphtorum tunantum nictrensium nouariscari eqs.

ist in der Urkunde nicht gesagt) entfernt und innerhalb des Bezirks von 80 Leugen von Mainz aus eine Völkerschaft, welche den Namen Nictrenses führte, so fällt die Hypothese, dass unter den Nictrenses der Handschrift die Victorienses bei Niederbiber zu verstehen seien, weg.

Unter den Briefen an den h. Bonifatius befindet sich auch ein solcher des Papstes Gregor III. (Bibl. rer. Germ. ed. Jaffé III p. 101; Migne, Patrologiae Ser. II. vol. 89 p. 579), welcher an die Fürsten und Völkerschaften gerichtet ist, die Bonifatius zuerst in Deutschland zum Christenthum bekehrt hatte und worin dieselben zum Gehorsam gegen den Bischof Bonifatius und zum Festhalten am Glauben ermahnt werden. Unter diesen Völkerschaften werden auch die Nistreses genannt (offenbar statt Nistrenses, über dem mittleren e fehlt der Strich). Es hat also eine Völkerschaft Nistrenses existirt. Aber wo war dieselbe ansässig? Offenbar im Flussgebiete der Nister, wovon sie auch den Namen hatte. Sie wird mit den Hessen und den Bewohnern des Lahngaues genannt und war denselben benachbart. In ihrem Gebiete, nahe bei Marienstatt, finden sich die Ruinen der Burg Nistria, welche 1211 durch Heinrich von Sayn zerstört wurde. Später hiess dieses Gebiet die Grafschaft Hachenburg, jetzt nennt man dasselbe Oberwesterwald. Das Gebiet erstreckte sich späterhin von dem Punkte, wo Haiger- und Engeresgau mit dem Auelgau zusammentrafen, bis zur Sieg; hier beginnt die nördliche Grenze mit dem Dorfe Hamm und geht dann die Sieg aufwärts. Es ist besonderer Berücksichtigung werth, dass die Sieg hier die Grenze zwischen den Nistrensern und den Sigambern bildete. Wenn Cäsar, wie die wahrscheinlichste Hypothese angibt, bei Neuwied seine Brücke schlug, um in das Gebiet der Sigamber einzufallen, so marschirte er ohne Zweifel über Niederbiber in der Richtung von Altenkirchen und von dort nach der Sieg; er griff also die Sigamber von Süden her d. h. vom Gebiete der Nistrenser aus an.

Von Niederbiber gehen zwei uralte Strassen, die eine nach Hachenburg, die andere nach Altenkirchen. Von Niederbiber bezw. dem römischen Castell in der Nähe ging die Strasse auf Anhausen, dann weiter in derselben Richtung auf Rüscheid; oberhalb Rüscheid theilte sie sich in zwei Arme, wovon der eine südöstlich über Dierdorf, Marienhausen, Freirachdorf und Altstadt nach Hachenburg, der andere östlich über Urbach, Puderbach, Steimel und Lautzert nach Altenkirchen führt. Es konnten also sowohl die Sigamber und Chatten nach geschehener Verabredung, die einen über Altenkirchen, die anderen über Hachenburg nach dem Rheine hinziehen und sich bei Rüscheid vereinigen, um in die Rheinebene einzufallen, als auch die Römer konnten diese Wege benutzen, um sowohl in das Gebiet der Sigamber als der Chatten einzufallen. Die Freundschaft der Nistrenser war also für beide Theile von grösster Wichtigkeit und die Römer werden gewiss nichts unversucht gelassen haben,

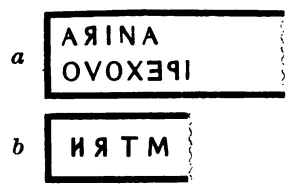
sich dieselbe zu erwerben. Dass die Nistrenser zu den Völkerschaften gehören, welche auf der rechten Rheinseite am längsten zum römischen Reiche gehörten, scheint zu beweisen, dass sie Freunde der Römer waren.

Aber es geht hieraus auch hervor, wie wichtig das Castell der Römer bei Niederbiber war, und es darf uns nicht wundern, dass die Nachgrabungen daselbst von so reichem Erfolge gekrönt wurden. Möge man jedoch dabei nicht stehen bleiben, sondern die Forschungen auch auf die eben genannten Strassen ausdehnen! Wir zweifeln nicht daran, dass die Ergebnisse für die Züge der Römer auf der rechten Rheinseite von grosser Wichtigkeit sein werden.

Marienthal. A. Müller.

6. Zwei Römische Okulistenstempel.

I. In der Sammlung römischer Alterthümer des Museums zu Lausanne befindet sich das Fragment eines römischen Okulistenstempels (das Material, wie es scheint, Serpentin), als Fundort wird Bosséaz angegeben. Nach der Abschrift von Conrad Brunner (Die Spuren der römischen Aerzte auf dem Boden der Schweiz, Zürich 1893, S. 46) stehen auf den beiden Längsseiten die angeblich gut lesbaren Buchstaben



Die Inschrift *b* ist wohl falsch gelesen, der dritte Buchstabe wird ein Y und folglich herzustellen sein:

[*dias*]MYRN(*es*).

In *a* steckt offenbar die Abkürzung LIP·, man vgl. z. B. Grotefend, Stempel der römischen Augenärzte, Nr. 78 (= Espérandieu, Revue archéol. 3. sér. XXII S. 23 Nr. 73) *Phronimi diasmyrn*(*es*) *post impet*(*um*) *lip*(*pitudinis*) *ex ov*(*o*), oder Grotefend Nr. 20 (= Espérandieu S. 139 Nr. 95) *diasmyrnes post imp. lipp. ex ovo.* In der ersten Zeile könnte der Namen des Arztes gestanden haben. Ich traue der Lesart nicht recht, der Stein müsste aufs neue geprüft werden; vielleicht steckt auch hier *diasmyrn.*, eine Vermuthung, welche in der Form des N (statt И) eine Stütze zu finden scheint.

II. Dem Buch De Minicis' Le iscrizioni Fermane S. 221 Nr. 668 hat Jos. Klein, Bonn. Jahrb. LV/LVI S. 127 Nr. 123, die Inschrift entnommen:

✝SAMBLENE · STACTMOPOCROMELLoN

(ungenau Espérandieu a. O. S. 18 Nr. 63). Den Fundort des Stempels kennt man nicht. Prof. Bormann hat ihn in Florenz im Jahre 1883 kopirt und

einen Abdruck genommen. Die Inschrift vertheilt sich folgendermassen auf die vier Seiten:

a MELLON + SAMP

b LENE

c STACTM OPO (V und M sind ligirt)

d CRO

Die Abschrift De Minicis' ist also ziemlich korrekt. Die Längsseite *a* enthält wohl den Namen des Okulisten Mellontius. *Mellontius* könnte ein gallischer Name sein (vgl. Glück, Kelt. Namen bei Caesar S. 139; derselbe, Rênos, Moinos und Mogontiâcon S. 20 f.). M. Ihm.

7. Römische Spieltafel aus Afrika. Victor Waille veröffentlicht in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions 4 sér. t. XXI 1893 S. 402 das Facsimile einer in Cherchel gefundenen Marmortafel (Grösse 1,45 × 0,60 m), welche offenbar einem Spiele diente. Sie weist 29 runde Vertiefungen von verschiedener Grösse und in verschiedener Gruppirung auf, der Gang und die Art des Spieles wird sich danach kaum feststellen lassen, aber es darf wohl als sicher gelten, dass Kugeln dabei benutzt wurden; „une sorte de billard" nennt daher der französische Herausgeber die Tafel. Aehnliche Gebilde sind auf dem Pflaster des Forums in Rom und sonst noch mehrfach zu sehen, die römische Jugend mag dergleichen Kugelspiele noch heute üben. Zu vergleichen sind Bruzza, Annali dell' Instituto 1877 tav. d'agg. FG 26; A. Elter, Bulletino dell' Instituto 1884 S. 71; Chr. Hülsen, Mittheilungen des römischen Instituts 1891 S. 118. Auf der Tafel steht ausserdem folgende Inschrift

SEPONE IVRIA
ET VENI LVDAMVS,

also eine Aufforderung zum Spiel und die Mahnung, Zänkereien (*iuria* vulgäre Form für *iurgia*) zu lassen. Aehnliches auf den von mir behandelten *tabulae lusoriae*, vgl. z. B. Bonner Studien S. 231 Nr. 4 u. 8, S. 234 Nr. 30. M. Ihm.

8. Ueber den Zweck der Contorniaten. „A quoi ont servi les contorniates?" betitelt Froehner einen kürzlich im Annuaire de la Société de Numismatique (1894 p. 83—88) erschienenen kleinen Aufsatz, auf den ich hier kurz hinweisen möchte, da die Beanwortung der gestellten Frage Beachtung verdient und, wie ich glaube, die Zustimmung Vieler finden wird. Es ist viel über den Zweck der Contorniaten geschrieben worden (vgl. u. a. Eckhel, Doctrina nummorum VIII p. 277 ff.; François Lenormant, La monnaie dans l'antiquité I p. 49 ff.; Stevenson, Dictionary of Roman coins, London 1889, p. 271 ff.) und es sind die verschiedenartigsten Erklärungen aufgestellt worden: man hat sie für Be-

lohnungen erklärt, die den Siegern im Wettrennen zugesprochen wurden, für Talismans oder Amulette zur Abwehr des bösen Blicks, für Eintrittsmarken in den Circus. Für alle diese Erklärungen vermisst man Beweise. Nach Froehner dienten die Contorniaten als Spielsteine (*calculi*) fürs Brettspiel („pions de damier"). Er beruft sich dafür hauptsächlich auf die auch in den Bonner Jahrbüchern schon einige Male erwähnten Spieltafeln (*tabulae lusoriae*), deren Aufschriften in den Bonner Studien p. 223—239 und den Mitheilungen des K. Deutschen Archaeologischen Instituts, Römische Abtheilung, VI 1891 p. 208—220 zusammengestellt sind (vgl. Bonn. Jahrb. LXXXX p. 186. LXXXXII p. 259 f.). Auf den 36 Feldern dieser *tabulae lusoriae* konnte mit den Contorniaten gezogen werden, die Steintafeln bieten hinreichend Platz, die Buchstaben oder sonstigen Zeichen, welche die Felder markiren, stehen keineswegs gedrängt aneinander. Bekräftigt wird die Hypothese Froehners durch die Aufschriften der Contorniaten und der Tabulae, die eine unverkennbare Verwandtschaft aufweisen: Anspielungen auf die Spiele im Circus und Siegeszurufe. VICTOR VINCAS, EVGENI VINCAS heisst es auf den Tafeln (Bonner Studien p. 233 Nr. 21 p. 236 Nr. 40); auf den Contorniaten ARTEMIVS VINCAS, VRSE VINCAS, EVTIMI VINCAS, MARGARITA VINCAS, LAVRENTI NICA, OLYMPI NIKA, IOHANNES NICAS, PETRONI PLACEAS und ähnlich (vgl. Eckhel und Stevenson a. a. O., die Aufschriften weisen auf späte Zeit, die tabulae gehören ebenfalls zum grössten Theil den späteren Jahrhunderten an). Sodann sind als charakteristische Zeichen der Contorniaten hervorzuheben verschiedenerlei Verzierungen und Symbole: Sterne, Epheublätter, Palmzweige u. dergl. mehr, besonders die noch nicht genügend erklärten Monogramme ⳨ und ⳨ (z. B. auf der Abbildung bei Stevenson a. a. O. p. 271). Aehnliche Dinge kehren als Verzierungen der Spieltafeln wieder, man vergl. Bonn. Studien p. 232 Nr. 16. p. 235 Nr. 34. p. 237 Nr. 47. p. 238 Nr. 48. Röm. Mittheilungen a. a. O. p. 210 Nr. 34. p. 211 Nr. 52. p. 214 Nr. 61. p. 216 Nr. 71—74. De Rossi, Roma sotterranea III p. 374 und für die angeführten Monogramme (s. auch Sallets Zeitschr. f. Numismatik 1879 p. 267 ff.) Röm. Mittheil. a. a. O. p. 215, 216, 217. Dass Münzen für derartige Spiele benutzt wurden, ist ja nicht weiter wunderbar; noch heute kann man die römische Jugend mit weltlichen oder ausrangirten päpstlichen Soldi auf dem Pflaster im Freien „Mühle" spielen sehen.

M. Ihm.

9. **Zusatz zu der II. Mittheilung über das Kreuznacher Mosaik.** 1. Der zusammenbrechende Gladiator des Bildes C ist nach der Entwickelung von P. J. Meier (Westd. Z. I 165—171) doch wohl als Thraex scaeva (Linkser) mit krummer sica aufzufassen; die Lampen des Trierer Pr.-M. 2972 Nr. 4120 sowie die entsprechende Lampe des Wallraf-

Richartz-Museums stimmen mit dem Kreuznacher Mosaik fast ganz überein; der Helm auf diesen Lampen wird demnach wohl auch so gewesen sein, wie der des Kreuznacher Gladiator, dessen Spitze (Busch, ursprünglich wie in Pompeji?) wie die einer phrygischen Mütze nach vorn überneigt. (Ueber das linkshändige Fechten vgl. Buecheler Ind. Bonn. aest. 1877 u. Friedländer Sittengesch. 6 A. II, 382.) Da diese Darstellungen aber wieder mit dem rechtskämpfenden Gladiator aus Pompeji übereinstimmen, so ist es unentschieden, ob die erste Umzeichnung zu einem Linkser aus Versehen oder aus Absicht geschehen ist. In letzterem Falle würde man an die Zeit des Kaisers Commodus, der mit der Linken focht, denken können.

Der Kreuznacher Thraex hat, wie jetzt erkennbar, Brust und r. Arm bloss und unter dem Gürtel einen dreitheiligen Schurz, dann aber blaugrüne, in der Mitte weisse Hosen und ebensolche Schuhe, aus denen die fleischfarbenen Zehen hervorstehen. Der Gegner hat am linken Unterschenkel anstatt einer Metallschiene einen dicken Wulst vorgebunden, wie der Retiarius des Nenniger Mosaiks.

2. Die beiden Kämpfer auf Bild E entsprechen im Wesentlichen den zwei Kämpfern Maternus und Habilis auf dem in Madrid befindlichen Mosaik aus dem Hause Massimi in Rom. Es sind die zwei auf dem untern Bilde 198 in Winckelmanns Monumenti antichi I, bezw. in der Nummer 399 von Hübners „Antiken Bildwerken in Madrid". Auf der von Winckelmann veröffentlichten Zeichnung, die wohl nicht ganz zuverlässig ist, hat nur der eine Gladiator zwei Flügel am Helm, und zwar an einer Seite; sonst stimmen hutartiger Helm mit glattem Visir (wie Gesichtsmaske), Schwert, Schild und Kittel. Die Madrider Gladiatoren halten ihre Schwerter etwas anders und haben je einen Herold hinter sich, während auf den beschränkten Flächen des Kreuznacher Mosaiks immer nur 2 Personen und zwar eng an einander geschoben zur Darstellung gelangen konnten. Die Kreuznacher haben auch die Beine nackt, nicht in Hosen, wie es zuerst schien; die sockenartigen Halbstiefeln reichen nur gerade bis über die Knöchel. Es sind Galli oder murmillones (Meyer, De gladiatura Romana). Auf dem Augsburger Mosaik ist dem Kreuznacher Paare fast ganz gleich das Paar „Aprius Aiax" (Gruter 336).

3. Das in 5 Streifen geordnete Borghesische Gladiatorenmosaik in Rom (W. Henzen in Dissertazioni della pontif. accad. Rom. di archeol. XII, 1852) bietet für die Erklärung des Kreuznacher Mosaiks einiges. In den Kämpfen der dortigen 11 Paare, anscheinend immer Retiarius und Samnis oder Secutor, wird ein Kämpfer von hinten durchbohrt, sonst liegt immer ein Besiegter schon am Boden. Ob der siegreiche Talamonius ein Linkser ist, wie Henzen annimmt, ist fraglich, da sein linker Arm ganz nackt, sein rechter aber bandagirt ist und am Boden ein toter Retiarius liegt. Von den Bestiarii kämpfen die meisten mit Panthern,

von denen mehrere schon todt daliegen. Deutlich sieht man bei zweien ein Tuch in der linken vorgestreckten Hand, wie auch Henzen annimmt. Drei Panther werden gerade so, wie auf dem Kreuznacher Mosaik der Panther und der Bär, mit der Lanze zwischen Hals und Brust getroffen und fallen ebenso plump auf den barhäuptigen Bestiarius zu. Die Tracht der letzteren, verzierte Tunica mit Aermeln über nackten Knieen, ist ganz anders als die der Kreuznacher Bestiarii; die Hände aber sind nackt. Auf dem mittleren Streifen sind Hyäne (?), Hirsch, Stier, Löwe, Steinbock und Strauss vereinigt, aber alle in einer Richtung zusammen gegen 3 oder mehr Bestiarii.

Wie der eine Hirsch auf dem Borghesischen Mosaik von Henzen als Elch aufgefasst wird, so ist es seinem Geweihe nach auch hier der gefleckte Hirsch des Mittelfeldes links oben, und dem dort ganz erhaltenen Steinbock gleicht hier das Stück Kopf mit Bocksbart so, dass auch hier wohl ein Steinbock dargestellt war. In dem Kopf mit langem Rüssel glaubte Henzen eine Hyäne oder die ihr verwandte indische corocotta erkennen zu müssen; aber die Bildung des langen Vorderkopfes entspricht mehr einem Wildschwein, vielleicht indischem Tapir. Diesem Borghesischen Thiere ist das hiesige Wildschwein auf *M* sehr ähnlich. Der Bär des Mittelstückes hat mit dem Maule einen kurzen Hakenstock gefasst. Die drei Thiere unten, Hirsch, Stier und Eber, strömen nach unten Blut aus, der Hirsch ist schon zusammengebrochen.

4. Bei Erwähnung des Lateraner Mosaiks in der I. Mitth. muss es anstatt „mit Gladiatoren“ heissen „mit Athleten“ (Abgebildet in Secchi: Il musaico Antoniniano. Roma 1843).

5. In der Westmauer hat sich jetzt in gleicher Entfernung wie von *e*, so auch von *f* aus ein Mauerabschnitt gezeigt, so dass die nach der Veranda gehende Oeffnung gleichmässig abgeschlossen ist. In der Mitte hat wahrscheinlich ein Backsteinpfeiler gestanden, auf welchem als Kapitäl der Steinblock ruhte. Dieser besteht nämlich nur zum Theil aus Stein, sonst aber aus Stuck, und die Fundstelle passt gerade, dass dahin bei schrägem Sturz des Pfeilers das Kapitäl gesunken sein kann. Der Zackenrand des Mosaiks an der Süd- und Nordseite findet sich auch auf der Westseite *p qu*, und dafür ist der Rand mit Blumenranken schmäler; endlich enthält der schwarze Streifen *e f* kleine weisse Muster eingestreut. Die schwarzen Quadrate zwischen *i* und *m* haben ihr weisses Viertel auf der linken Seite.

6. In *A C E G* ist unten und oben, rechts und links je ein Querband über die innen weisse Borde gelegt, selber innen weiss und nach den Rändern zu dunkelfarbig, bez. grün und schwarz. Nach jedem solchen Querband wechselt die rothe oder grüne Randschattirung der Borde rechts und links des weissen Mittelstreifens.

7. In *A* wendet der Samnis oder Secutor dem Beschauer den Rücken

und hält den Schild mit der Rechten, das durch den Körper verdeckte Schwert in der Linken. Uebrigens ist er genau so gerüstet, wie der rechts stehende Gladiator in *C*. Auf dem Kopf hat er einen einfachen Visirhelm, wie die Samniten des Borghesischen Mosaiks. Der Oberkörper ist nackt mit Ausnahme des das Schwert führenden, bandagirten Armes, der Schild zeigt Verzierungen wie der des Samniten in *C*, aber in grüner Farbe, der Schurz geht oben etwas über den Gürtel hinaus, der Unterschenkel des vorgesetzten r. Beines ist dick bandagirt, den linken Fuss umschliesst ein bis über den Knöchel reichender Halbstiefel. — Auch der Samnis auf *C* trägt wohl nicht Tricot, wie es anfänglich schien, sondern hat nackten Oberkörper ausser dem schwertführenden Arm, trägt einen einstreifigen Gürtel quer über dem den Gürtel überragenden Schurz und hat am l. Unterschenkel dicke Bandage, am rechten Fuss einen kurzen Halbstiefel, ober- und unterhalb des r. Kniees ein Band und sonst die Beine nackt. — Der Retiarius auf *A* hält unten in der l. Hand einen Dolch, der Dreizack seines Speeres ist nicht sichtbar.

8. In *G* ist jetzt der kleinere l. Kämpfer theilweise sichtbar geworden. Sein Helm endet in phrygischer Mützenform, um den Leib trägt er einen Schurz, eine Lanze hat er offenbar nicht gehabt, also ein Schwert. Der r. Kämpfer hat einen grünen Schurz, nackte Beine, hohe Beinschiene jedenfalls am r. Bein, zweifelhaft ob auch am linken, endlich den r. Arm bandagirt. Beide wenden dem Beschauer den Rücken.

9. Der Bestiarius in *B* trägt auf den Hosen ein grünes, bez. blaues Hakenkreuz gestickt; der in *H* auf der Brust ein rundes blaues Schildchen und in der r. Hand ein Tuch mit 2 Zipfeln. Was der Stier ausser dem Schatten an den Vorderfüssen hat, ist undeutlich.

10. In *I* hat nicht ein Panther, sondern ein kleiner Bär den Hirsch überfallen, und in *L* ein Löwe den Stier.

Alle Einzelheiten sind klar hervorgetreten, nachdem das Mosaik durch kundige Arbeiter der bekannten Mettlacher Fabrik gereinigt ist. Dasselbe ist inzwischen von dem H. Besitzer auch durch eine Halle in Backsteinbau umschlossen und überdeckt worden, von deren Rundgang aus sich ein überraschend schöner Ueberblick bietet.

Kreuznach, 12. Juli 1894. O. Kohl.

10. Nachtrag zu S. 96 Anm. 18. Ueber die „Gigantensäulen" vgl. neuestens F. Haug, Berliner philologische Wochenschrift 14 (1894) Nr. 18. S. 564.

Urlichs.

11. Vierunddreissigste Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissen-

schaften (München, 25. bis 26. Mai 1893). Seit der letzten Plenarversammlung, Juni 1892, sind folgende Publikationen durch die Commission erfolgt: 1) Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXIV und XXXV. — 2. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XXII: Dr. August Hirsch, Geschichte der medicinischen Wissenschaften in Deutschland.

Von den Hanse-Recessen steht das Erscheinen des 7. Bandes unmittelbar bevor. Der Text, der die Jahre 1419—1425 umfasst, füllt in 873 Nummern 613 Seiten. Orts- und Personen-Register sind im Druck begriffen. Der Herausgeber, Dr. Koppmann, Stadtarchivar von Rostock, ist mit dem 8. Band beschäftigt, der den Schluss des Werkes, die Jahre 1426—1430, bringen soll. — Die Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich IV. und V. sind in erfreulichem Fortgang begriffen. Der zweite Band, der bis zum März 1077 reicht, ist von Professor Meyer von Knonau fertig gestellt worden und der Druck hat begonnen. Der Stadtarchivar Dr. Uhlirz ist durch die Besserung seiner Gesundheit in Stand gesetzt worden, die Arbeit für die Jahrbücher unter Otto II. und III. energisch wieder aufzunehmen.

Von den Chroniken der deutschen Städte, unter Leitung des Professors von Hegel, stehen zwei neue Bände in Aussicht: ein Band Augsburger Chroniken aus der Reformationszeit, und ein Band für die niederrheinisch-westfälischen Städte, insbesondere Soest und Duisburg. Beide Herausgeber, sowohl Dr. Roth als Dr. Ilgen, hoffen im Herbst dieses Jahres den Druck beginnen zu können. Der erstere sah sich länger, als er erwartet, durch die zeitraubenden Vorarbeiten aufgehalten, welche Senders Chronik verursachte, die nicht bloss die Vergleichung zweier verschiedener deutschen Redaktionen und einer in Wolfenbüttel befindlichen lateinischen Redaktion, sondern auch die Berücksichtigung eines umfänglichen Werks von demselben Autor, betitelt Chronographie, in 12 Bänden, erforderte. Das letztere Werk befindet sich in der bischöflichen Bibliothek zu Augsburg: das bischöfliche Ordinariat gestattete bereitwillig die Benutzung desselben.

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hat durch das Erscheinen der Geschichte der medizinischen Wissenschaften von Dr. Aug. Hirsch wieder einen Schritt vorwärts und der Vollendung entgegen gethan. Zunächst haben wir nun die Geschichte der Geologie von Professor von Zittel zu erwarten.

Die Allgemeine deutsche Biographie schreitet regelmässig und ungestört fort. Der 35. Band ist erschienen, und die Herausgeber, Freiherr von Liliencron und Geheimer Rath Wegele, hoffen im Laufe des Jahres, wie gewöhnlich, zwei neue Bände herausgeben zu können.

Was die ältere Serie der deutschen Reichstagsakten betrifft, so hat der Abschluss des zehnten Bandes gegen die Erwartung des Herausgebers, Professors Quidde, noch nicht erfolgen können.

Für die jüngere Serie der Reichstagsakten standen dem Professor von Kluckhohn während des Jahres Dr. Wrede und, vier Monate lang, Dr. Saftien zu Seite. Es handelte sich fast ausschliesslich um die Weiterführung des Drucks des ersten Bandes und um die Vollendung der zweiten Hälfte des Manuscripts. Professor von Kluckhohn hat den Band, an welchem nur noch Titel, Vorrede und Register fehlen, und der mit diesen zusammen etwa 58 Bogen umfassen wird, nach München mitgebracht, um ihn der Commission vorzulegen, als ihn in München am 19. Mai der Tod ereilte.

Die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen soll mit dem 3. Band der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir abgeschlossen werden. Professor von Bezold gedenkt die Vorarbeiten für denselben im nächsten Herbst zu beenden, worauf der Druck beginnen und etwa im Jahr 1895 vollendet werden kann.

Für die ältere Bayerische ebenso wie für die jüngere Bayerisch-Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen sind die Vorbereitungen unter der Leitung der Professoren Lossen und Stieve eifrig im Gange. Von ersterer soll der 4. (bis 1554 reichende), von letzterer der 6. und 7. Band (1608—1610) baldigst erscheinen.

IV. Berichte.

Die Winckelmann-Feier am 9. December 1892.

Am 9. December fand Abends 9 Uhr im Kley'schen Gasthof unter zahlreicher Betheiligung von Herren und Damen die diesjährige Feier statt. Der Vorsitzende des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Geheimrath Schaaffhausen, bemerkte, dass er am Gedächtnisstage Winckelmanns, des Begründers der neuern Alterthumsforschung, auf einzelne wichtige, im bald abgelaufenen Jahre gemachte Funde aufmerksam zu machen pflege, und gerade dieses Jahr sei reich daran gewesen. Eine Hauptquelle unseres Wissens von der Vorzeit seien die Gräber, die uns das erhalten, was über der Erde bald zerfällt und verschwindet. Ueberall seien alte Gräber aufgedeckt worden, er wolle nur daran erinnern, dass in Bendorf Erlenmeyer das fränkische Grabfeld, das der Redner in Heft 72 der Jahrbücher (S. 123) beschrieben, wieder aufgedeckt und dass Prof. Noll über fränkische Gräber in St. Goar berichtet habe, die bei den dortigen Uferbauten blossgelegt wurden. Die Todten sind mit Thonschieferplatten umstellt und ohne alle Beigaben bestattet. Schon aus diesem Grunde muss man sie der ersten christlichen Zeit zuschreiben, vielleicht jener, in der der h. Goar, der 575 starb, hier lebte. Dass die Gräber 4 m tief liegen, ist wohl dadurch erklärt, dass jede Hochfluth des Rheins den Begräbnissplatz überschwemmt, und dies muss früher noch leichter geschehen sein, da der Strom höher floss. An dieser Stelle erstreckt sich quer durch das Flussbett ein hartes, quarzhaltiges Gestein, die sogenannte Bank, welche die Schifffahrt hier gefährlich machte und nach Grebel noch 1722 einen Wasserfall im Rhein von einigen Fuss Höhe bildete. Während in Boppard, Andernach und Neuwied nachweislich das Rhein-

bett sich um etwa 3 m, in Mainz und Speier noch viel mehr durch Anhäufung der Geschiebe seit der Römerzeit erhöht hat, fliesst der Strom bei St. Goar und im Bingerloch über den nackten Felsen. Die von Noll beschriebenen und gemessenen Schädel lassen keinen Zweifel, dass diese Todten Franken waren.

Ein sehr merkwürdiger Fund wurde vor kurzem von Prof. Mehlis bei Dürkheim in der Pfalz gemacht. An Felswänden des Kastanienberges, die unter dem Namen Brunholdisstuhl schon um 1360 erwähnt werden, entdeckte er das Bild eines Wagenlenkers, der wie beim Wettrennen die Zügel des Rosses hält. Die Darstellung gleicht genau der, welche auf gallischen Münzen vorkommt und den Sonnengott vorstellt. Damit ist das Felsenbild als ein keltischer Ueberrest bezeichnet. Später wurde rechts daneben noch ein zweites Ross, ein Adler und eine Schildkröte gefunden, links ein freispringendes Pferd, auf zwei andern Wänden sind ähnliche Zeichnungen eingehauen. Ein aufgefundenes Balkenloch beweist, dass wir diese Bilder als Zierrat der Wände einer Wohnung oder eines Saales zu betrachten haben [1]). Der Redner legt Zeichnungen und Photographien derselben vor. Ausser dem Mithrasbilde von Schwarzerden im Kreise St. Wendel, der Darstellung eines Reiters bei Schweinschied im Hessen-Homburgischen (Jahrb. 46 S. 269), den Externsteinen sind solche Felsenbilder in unsern Gegenden nicht bekannt. Man mag damit aber die in eine Lehmwand eingeritzte Zeichnung eines Mannes und eines Maulthieres vergleichen, die sich in einem mit Bimsstein gefüllten, wahrscheinlich römischen Keller bei Heddersdorf erhalten hat und die in den Verhandl. des Naturh. Vereins 1879 S. 96 beschrieben ist.

Ueber eine andere höchst wichtige Entdeckung in Welschbillig bei Trier hat Dr. Hettner berichtet. Es wurde ein grosses römisches Wasserbecken mit einem Springbrunnen in der Mitte blossgelegt, das von einem steinernen Geländer umgeben war, auf dem zahlreiche Hermen mit Portraitköpfen standen. Es sind dies aber nicht bekannte Götterbilder oder Köpfe von Dichtern und Gelehrten, sondern, wie es scheint, von Personen einer Familie. Es sind bis jetzt mehr als 40 gefunden, von denen der Redner Photographien vorlegt. Wie man in den farbigen Grabbildern vom Fayûm die Bewohner von Nieder-Aegypten im 3. Jahrhundert unserer Zeit ken-

1) Vgl. Jahrb. 93 S. 43 ff.

nen gelernt, so stellen uns diese Büsten die Trevirer in römischer Zeit dar. Wiewohl die Büsten die Farben, mit denen sie, wie Spuren zeigen, bemalt waren, verloren haben, durch die sich leicht die blonden Germanen und die Gallier hätten erkennen lassen, so kann man doch die Gesichtszüge der Germanen oder Kelten von denen der Römer unterscheiden. Der rohe Galliertypus des sterbenden Fechters findet sich nicht mehr darunter. Hettner will bei fünf Köpfen die Familienähnlichkeit erkennen, vielleicht sind es mehr, die sie zeigen. Doch ist zu berücksichtigen, dass auch dieselbe Technik des Künstlers Aehnlichkeiten hervorbringt und dass eine Untersuchung der Kopfform nicht viel lehren wird, da selbst heutige Künstler hierauf nicht viel Rücksicht nehmen. Die dargestellten Personen haben theils lockiges, theils glatt herabgekämmtes Haar, das zuweilen bis auf die Schultern reicht und an das lange Haar der spätern Franken erinnert. Mehrere tragen ein Halsband mit Anhängsel, aber es sieht nicht aus wie der metallene Torques, doch findet es sich nur bei den Galliern oder Germanen.

Herr Stadt-Bau-Inspektor Schultze aus Köln berichtete unter Vorzeigung von Plänen und Zeichnungen über die Ausgrabung der Fundamente und Architekturstücke des römischen Stadtthores an der Nordseite Kölns, dessen über der Erde stehenden Reste bei der Abtragung der Domcurien zu Tage traten. Der Vorsitzende machte dann auf einige zur Ansicht ausgelegte Alterthümer aufmerksam, es waren römische Bronzen aus dem Wallrafschen Museum in Köln und aus dem Bonner Provinzial-Museum, genaue Aufnahmen altgermanischer Wallburgen aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf von Herrn Dr. P. Clemen und zwei goldene Regenbogenschüsselchen aus dem Siebengebirge.

Hierauf hielt Professor Dr. Löschcke den Festvortrag über „Griechische Elemente in der Kunst des Rheinlands".

Anknüpfend an Winckelmanns bahnbrechende Erkenntniss, dass griechische Sage und griechischer Mythus den Hauptinhalt des antiken Kunstwerks bilden, die Römer aber nur das Verdienst haben, die von den Griechen überkommenen Formen in decorativer Verwendung zum Gemeingut der abendländischen Cultur gemacht zu haben, zeigte der Vortragende, dass die römische Kunst im Rheinland so viel stärker als in anderen Provinzen mit griechischen Elementen durchsetzt sei, dass man neben den durch Italien vermittelten

Einflüssen noch eine directe Einwirkung griechischer Civilisation auf Westdeutschland annehmen möchte. Nur in Gallien und im Rheinland hat sich in der Keramik die griechische Technik der Malerei mit schwarzer Firnissfarbe und aufgesetztem Weiss und Gelb bis in die Kaiserzeit erhalten; auch die gallisch-rheinische Glasindustrie knüpft in ihren Mustern und Färbungen nicht an italienische, sondern an griechische Vorbilder an. Die keltisch-germanischen „Matronen" haben ihre Erscheinungsform noch halb alterthümlichen griechischen Darstellungen der thronenden Göttermutter entlehnt, ebenso wie die in Italien unbekannten, am Rhein nicht seltenen thönernen Sitzbildchen der Minerva altgriechische Muster festhalten. Für die Darstellung eines mit Jupiter identificirten germanischen Gottes, der einen Schlangenfüssler niederreitet, diente die altjonische Gruppe des berittenen Poseidon im Gigantenkampf als Vorbild, und auch die Thatsache, dass auf den Grabsteinen die römischen Reiter meist im Gefecht, die Legionare in Paradestellung erscheinen, wird sich vielleicht aus griechischem Kunstgebrauch erklären.

Als Quelle, aus der zum Theil schon vor der Römerzeit diese griechischen Strömungen abgeleitet sind, darf man mit grosser Wahrscheinlichkeit die kleinasiatische Colonie Massalia, das heutige Marseille ansehen. Griechische und etruskische Bronzen und bemalte griechische Vasen treten in westdeutschen Grabfunden schon seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. nicht selten auf und Funde griechischer Münzen sowie die Geschichte der Münzprägung bei den keltischen Stämmen und der Charakter der gräco-keltischen La Tène-Ornamentik lehren, dass die Einfuhr jener griechischen Waaren nicht durch Vermittlung der Etrusker und nicht über die Alpen erfolgt ist, sondern theils durch das Donauthal von der Balkanhalbinsel her, namentlich aber von Massalia aus längs Rhone und Rhein. Die Beziehungen zwischen den gräcisirten Umwohnern Massalias und dem Rheinland scheinen nie abgebrochen worden zu sein, besonders eng und fruchtbar gestalteten sie sich aber, als zur Zeit des Augustus das römische Trier als Hauptstadt des belgischen Galliens gegründet wurde. Die eigenartige Kunstblüthe, die sich während der ersten zwei Jahrhunderte der Kaiserzeit an der Mosel entwickelte und uns jetzt im Trierer Provincialmuseum so sprechend lebendig in den Reliefs der von Hettner entdeckten Neumagener Grabdenkmäler entgegentritt, lässt sich kaum anders erklären, als dass

sich zugleich mit den römischen Beamten auch an griechischen Mustern gebildete Steinmetzen aus Südfrankreich an der Mosel niederliessen und hier Schule machten. Die zweistöckigen Grabthürme mit pyramidalem Dach in Neumagen, Arlon und Igel stimmen in den Hauptformen der Architektur mit provenzalischen Grabbauten, wie dem schon im ersten Jahrhundert v. Chr. entstandenen Julier-Denkmal in St. Remy überein. Das Julier-Denkmal aber schliesst sich an ein auch in andern römischen Provinzen nachgeahmtes hellenisches Vorbild an, das im letzten Grund auf die kleinasiatischen Formen des Mausoleums zurückführt. Und wie bei der Architektur, so lässt sich auch an der Auswahl und Vertheilung des Bildschmucks, am Stil und an der Technik des Reliefs der Zusammenhang zwischen dem belgischen Gallien, der Provence und Kleinasien nachweisen. Besondere Aufmerksamkeit verdient hierbei die immer wiederkehrende Neigung, die Stirnflächen der Pfeiler mit einer Reihe übereinander gestellter, oblong umrahmter bacchischer Figuren zu verzieren, da sich diese Decorationsweise schon an einem kleinasiatischen Thonrelief aus der Zeit bald nach Alexander dem Grossen beobachten lässt, das die in ihrem Tempel thronende Göttermutter darstellt.

So bewährt der griechische Geist selbst noch in der Kaiserzeit und an der Peripherie der antiken Welt seine belebende Kraft.

Mit einer scharfen Wendung gegen die „Schulreform", insofern sie den bewährten Zusammenhang deutschen und griechischen Geistes zu zerstören drohe, schloss der Redner seinen durch zahlreiche Originale und Abbildungen erläuterten Vortrag.

Den Abschluss der Feier bildete ein Festmahl, an dem sich auch Damen betheiligten.

H. Schaaffhausen.

General-Versammlung des Vereins am 16. Juni 1893.

Der Vice-Präsident des Vereins Prof. Dr. Klein eröffnet die Sitzung, welche in den von der Provinzial-Verwaltung dem Vereine übergebenen Räumen im Bonner Provinzial-Museum stattfindet, und gedenkt des am 25. Jan. d. J. erfolgten Hinscheidens unseres langjährigen hochverdienten Präsidenten Geh.-R. Prof. Dr. Schaaffhausen und führt aus, dass ein Nekrolog für die Jahrbücher vorbereitet sei [1]). Nach warmen Worten der Erinnerung ersucht der Vorsitzende die Anwesenden, sich zur Ehrung des Verstorbenen von ihren Sitzen zu erheben. Dies geschieht.

Dann berichtet der Vorsitzende, dass der Verein im Jahre 1892 18 Mitglieder verloren habe, während 7 neue Mitglieder im Jahre 1893 gewonnen wurden; so dass heute die Mitgliederzahl 559 beträgt..

Heft 93 mit 10 Tafeln und 25 Textfiguren wurde im abgelaufenen Jahre ausgegeben; Heft 94, dessen Abschluss durch den Verlust, den der Verein erlitten hat, verzögert wurde, wird in Bälde erscheinen.

Zur Jahresrechnung übergehend theilt Vorsitzender mit, dass 1892 die Gesammteinnahme sich auf 7468 Mk. 36 Pfg. stellt gegen 6561 Mk. 1891.

Die Ausgaben betrugen 1892 7191 Mk. gegen 6245 Mk. im Jahre 1891.

Am 1. Jan. 1893 betrug der Kassenbestand 276 Mk. 14 Pfg. Am heutigen Tage 1557 Mk.

Von den gewählten Revisoren ist Herr Dr. Hauptmann von Bonn verzogen, der Vorstand hat Herrn C. Henry ersucht, an seiner

---

1) Derselbe, von Herrn Professor Ranke in München verfasst, ist seither im Heft 94 S. 1 ff. erschienen.

Stelle die Revision vorzunehmen. Die General-Versammlung erklärt sich mit dieser Wahl einverstanden. Die Revisoren haben die Rechnungen geprüft und beantragen die Ertheilung der Decharge. Diese wird ausgesprochen.

Die Bibliothek hat sich durch den Schriftenaustausch mit andern gelehrten Gesellschaften um etwa 100 Bände vermehrt; sie hat ausserdem Geschenke erhalten von Herren Geheimrath Schaaffhausen, Professor Wieseler, Professor Wiedemann, Dr. Gansen und verschiedenen Verlegern. Mit besonderem Danke gedenkt der Vorsitzende endlich eines Geschenkes von ca. 200 Bänden aus dem Nachlasse unseres verdienten Mitgliedes des Generals von Veith, Werke, meist auf die Geschichte der Rheinlande in Römerzeiten bezüglich, grösstentheils doppelt werthvoll durch zahlreiche eigenhändige Randbemerkungen und Kartenskizzen des Verewigten. Nach Eröffnung des Museums werden für die Benutzung der Bibliothek und des Lesezimmers durch die Mitglieder regelmässige Besuchstunden eingerichtet und wird darüber eine Bekanntmachung in den Zeitungen erfolgen.

Sodann wird zur Neuwahl des Vorstandes übergegangen. Geh.-Rath Prof. Hüffer schlägt vor, den Herrn Geh.-Rath Prof. Dr. Bücheler zum Präsidenten durch Zuruf zu wählen. Dies geschieht. Herr Geh.-Rath Bücheler wird gewählt und nimmt die Wahl an. Die übrigen Vorstandsmitglieder werden durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Könen regt die Frage an, ob es nicht geeignet erscheine, eine Redactionscommission einzusetzen. Herr Prof. Löschcke hält dies für eine Sache des Vorstandes, eine Ansicht, welche von der Versammlung getheilt wird.

Generalversammlung des Vereins am 20. Juni 1894.

Der Vorsitzende Geh. Rath Prof. Dr. Bücheler eröffnete um $5^1/_4$ Uhr Nachmittags die Versammlung und erstattete folgenden Jahresbericht:

„Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande hat nach Vorschrift der Statuten die heutige Generalversammlung berufen, und im Namen des Vorstandes heisse ich Sie, die Sie hier erschienen sind, willkommen.

Schon die vorjährige Generalversammlung konnte in diesem Raume stattfinden, kurz bevor das Bonner Provinzialmuseum am 12. Juli eröffnet wurde; aber erst seitdem sind die auch aus unserm Vereinsgut ausgestatteten Sammlungen des Provinzialmuseums zugänglich, der Besuch und die Benutzung derselben, auf welche der Verein ein vertragsmässiges Anrecht hat, geregelt und häufiger geworden. Im December feierten wir dem Herkommen gemäss das Winckelmannfest; Hr. Nissen hielt den Festvortrag[1]), Hr. Loeschcke und der Hr. Vicepräsident hatten für Ausstellung neuester Fund- und Erwerbstücke — ich erinnere an das Scepter der Aebte von Werden — Sorge getragen, der Abend gab Gelegenheit auf die gegenwärtigen Aufgaben des Vereins hinzuweisen. Die Bitte um Ausbreitung des Verständnisses und hilfreichen Wohlwollens für den Verein und seine Bestrebungen in weitesten Kreisen kann, denk' ich, nicht oft genug wiederholt werden und sei daher auch hier ausgesprochen. Im Vordergrund der Vereinsthätigkeit stehen zur Zeit die Jahrbücher; von diesen ist Heft 94, dessen Redaktion im vorigen Sommer abgeschlossen ward, noch 1893 zur Ausgabe gelangt; Heft 95, welches unter Anderm den ersten genauen Bericht über das in Kreuznach gefundene römische Mosaik bringt, ist nahezu

1) Gedruckt im Jahrbuch 95 S. 1 ff.

fertig gedruckt, auch sind schon für weitere Hefte artistische Beilagen beschafft und Vorbereitungen getroffen.

Mitglieder hat der Verein nach den seit Anfang 1893 uns zugegangenen Nachrichten dreiunddreissig verloren, die Hälfte davon durch den Tod. Unter diesen steht wie nach dem Todestag (25. Januar 1893) so wegen der Bedeutung für uns obenan der Präsident Hr. Schaaffhausen, dessen Gedächtniss bereits in der letzten Generalversammlung durch den Nachruf des Hrn. Vicepräsidenten und Ihre Ehrenbezeugung gefeiert ward. Aus der Zahl der übrigen Todten sei mir gestattet hervorzuheben die Herren: Leemans in Leiden, Lübke in Karlsruhe und Wieseler in Göttingen, ferner die beiden seiner Zeit zu Ehrenmitgliedern ernannten HH. Greiff in Berlin-Pyrmont und Lindenschmit in Mainz. Wir bedauern den Verlust so hervorragender, gelehrter und einflussreicher Genossen und Gönner des Vereins, wir freuen uns hingegen, dass das Leben und die Liebe zum Alterthum dem Verein doch auch einen stattlichen Zuwachs gebracht hat, im Ganzen von demselben Zeitpunkt an gerechnet 28 neue Mitglieder, nämlich die Herren:

Oberbergrath Hasslacher in Bonn.
Bankier Dr. Eltzbacher in Cöln.
Buchhändler Fritz Cohen in Bonn.
Stud. phil. Freiherr von Bissing.
Stud. phil. Georg Karo.
Rechtsanwalt Dr. Carl Georgi.
Prof. Dr. Erich Bethe in Rostock.
Stud. phil. Joh. Dragendorff in Bonn.
Stud. phil. Emil Krüger.
Privatdocent Dr. Aug. Brinkmann.
Oberbibliothekar Dr. Rau.
Prof. Dr. Heinr. Dietzel.
Weingutsbesitzer Alex. Hoffmann.
Prof. Dr. Carl Sell.
Rentner Ferd. Schaefer.
Architekt P. Vosen.
Rentner Jos. Henrion.
Dr. Otto Schoetensack in Heidelberg.
Prof. Dr. Eugen Prym in Bonn.
Hypothekenbewahrer Crohn.
Oberlehrer Dr. Gülde.

Kaiserliche Universität in Dorpat.
Geh. Rath Prof. Wilmanns in Bonn.
Fräulein Schaaffhausen.
Oberlehrer Dr. Poppelreuter.
Privatdocent Dr. Felix Solmsen.
Cand. phil. Carl Meurer.
Holzhandlung Jos. Greven in Cöln.

Die vom Herrn Rendanten aufgestellte Rechnung ergibt folgende Ziffern:

	in 1893	in 1892
Gesammteinnahme	Mk. 5746.41	Mk. 7468.36
Davon Beiträge der Mitglieder	„ 5280.—	„ 5440.—
		„ 1200.—

ausserordentlicher Zuschuss seitens der Provinzialverwaltung.

	1893	1892
Gesammtausgabe	Mk. 4289.26	Mk. 7191.62
davon für Drucksachen	„ 2107.—	„ 2927.—
Photos u.s.w.	„ 332.—	„ 616.—
Honorare	„ 492.—	„ 1762.—
Buchbinder	„ 236.—	„ 842.—
Bibliothek	„ 536.—	„ 476.—
	Kasse am 25. Mai 1894	am 28. Mai 1893
	Mk. 1457.23.	Mk. 276.74.

Die Rechnung sammt den zugehörigen Belegen liegt hier zu Ihrer Einsicht offen. Die von der letzten Generalversammlung dafür gewählten Herren Carl Henry und Oberstlieutenant Heyn haben sich der Arbeit unterzogen, die Rechnung zu prüfen und haben sie richtig befunden. Der Vorstand dankt den Herren für ihre Mühewaltung und trägt darauf an, dass Sie die nach den Statuten der Generalversammlung zukommende Decharge der Jahresrechnung für 1893 ertheilen.

Die Bibliothek des Vereins hat sich im Vorjahr, hauptsächlich durch den Austausch mit andern Vereinen und Gesellschaften, um etwa 200 Bände vermehrt. Dazu kam das von Veith'sche Vermächtniss, dessen schon im vorigen Jahresbericht dankende Erwähnung geschah. In Folge der jetzt ermöglichten übersichtlichen Aufstellung ist die Benutzung der Bibliothek bequemer geworden und hat demgemäss auch zugenommen. Der Hr. Bibliothekar ist jeden Samstag Nachmittag 3—5 Uhr zur Ausgabe von Büchern an die

Mitglieder bereit; etwaige Aenderung der Stunde wird durch die Zeitung bekannt gemacht.

Ich schliesse diese Mittheilung mit dem Wunsche, dass Sie heute und immer helfen mögen, das alte Ansehen unseres Vereins zu behaupten und ihm neues dazu zu erwerben."

Die Versammlung ertheilte nunmehr dem Rendanten Herrn Rechnungsrath Fricke die Entlastung und erwählte die Herren Oberstlieutenant Heyn und Rentner Carl Henry auch für das kommende Jahr zu Revisoren. Beide Herren waren anwesend und nahmen die Wahl an. Dann forderte der Vorsitzende zur Neuwahl des Vorstandes auf. Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag des Herrn Kammerpräsidenten Schorn durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Professor Loeschcke regte die Frage an, ob nicht das Leben des Vereins lebhafter gestaltet, die Beziehung der Mitglieder zu einander eine engere werden würde, wenn ausser dem Winckelmannsfeste auch noch andere gemeinsame Zusammenkünfte der Mitglieder veranstaltet würden, etwa im Sommer archäologische Ausflüge, im Winter Vortragsabende. Herr Kammerpräsident Schorn schliesst sich diesem Vorschlage an. Der Vorsitzende erklärte, er seinerseits und, wie er glauben dürfe, der ganze Vorstand sei hiermit völlig einverstanden und werde unter Zuziehung geeigneter Mitglieder des Vereins berathen, auf welche Weise der Gedanke sich am besten verwirklichen lasse.

Einige Herren, besonders Herr Baumeister Forst aus Cöln, zeigten nach Schluss der Verhandlungen von ihnen in letzter Zeit neu erworbene Alterthümer; dann wurde unter Führung des Herrn Professor Klein ein Rundgang durch das Provinzialmuseum unternommen.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1894,

aufgestellt am 20. Juni 1894.

Vorstand des Vereins von Juni 1894 bis 1895.

Geh. Rath Prof. Bücheler, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Prof. A. Wiedemann, }
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Schöne, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Gen.-Director der Königl. Museen in Berlin.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsmin. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath, Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Domcapitular in Trier.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Director in Prüm.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Balzer, Regier.- u. Baurath in Cöln.
Baron, Dr., Professor in Bonn.

---

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen. Die seit Beginn dieses Jahres verstorbenen Mitglieder sind mit einem * bezeichnet.

Beck, Dr., Schulrath, Seminardirector in Brühl.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beger, Otto, Director in Ehrenfeld.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Berlepsch, Frhr. v., Staatsminister in Berlin.
Bethe, Erich, Dr., Professor in Rostock.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek des akadem. Kunstmuseums in Bonn.
Bibliothek des Lyceums Hosiana in Braunsberg.
Bibliothek, Ständ. Landes- i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Universität Dorpat.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Düsseldorf.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek der Stadt M. Gladbach.
Bibliothek der Univers. Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
R. Bibliothek Palatina in Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Bissing, Freiherr von, stud. phil. in Bonn.
Blanchard-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Boch, von, ausw. Secret., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abentenerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Bone, Professor Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brinkmann, August, Dr., Privatdocent in Bonn.
Brühl, Graf v., Landrath in Coblenz.
Brunn, von, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bürgers, V., Kaufmann in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Düsseldorf.
Bürgerschule, Höh. in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Cappell, Landger.-Dir. i. Wiesbaden.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Caron, Alb. Heinrich, Gutsbesitz. auf Haus Heisterberg bei Königswinter.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard, von, Gutsbesitzer, Haushof in Vilich bei Bonn.
Claer, Ernst von, Major a. D. in Bonn.
Clemen, Dr. Paul in Bonn.
Cohen, Friedr., Buchhdlr. in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.

Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl.Badisch.inCarlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Crohn, Herm., Kgl. Hypothekenbewahrer in Bonn.
Cüppers, Conr., Dr., Real-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cuno, Regierungs- und Baurath in Coblenz.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahm, Dr. Georg Carl, Rentn.i.Bonn.
Deichmann, Theodor, Commerzienrath in Cöln.
Deiters, Dr., Geh. Regierungsrath in Coblenz.
Deppe, August, Dr. in Heidelberg.
Diergardt, Frhr. von, Morsbroich.
Dietzel, Heinrich, Professor, Dr. in Bonn.
Dilthey, Dr., Prof. in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeist in Bonn.
Donsbach, cand. phil. in Boppard.
Dungern, Frhr. von, Präsid. der Grossherz. Luxemburgischen Finanzkammer in Wiesbaden.
Dragendorff, Joh., stud. phil. in Bonn.
Dutreux, T., Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elter, A., Dr., Professor in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf, Excellenz in Eltville.
Eltzbacher, Dr. Fritz, Bankier in Cöln.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Erlenmeyer, Dr. Albr., Sanitätsrath in Bendorf am Rhein.
Eskens, Frl. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Finkelnburg, Prof., Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richartz, Frau, in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath und Obergergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg. Rath in Strassburg, Elsass.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Gandtner, Dr., Curator, Geh. Ober-Reg.-Rath in Bonn.
Georgi, Carl, Dr., Rechtsanwalt in Bonn.
Gewerbeschule (Realschule) in Saarbrücken.
Goebbels, Stiftsherr am Collegiatstift in Aachen.
Goebel, Dr., Gym.-Dir. in Fulda.
Gothein, Dr., Professor in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Walter, Bankier in Bonn.
Grafe, Dr., Professor in Bonn.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greven, Jos., Holzhandlung in Cöln.
*Grüneberg, Dr., Commerzienrath in Cöln.
Gülde, Oberlehrer, Dr. in Bonn.
Guilleaume, Frz., Fabrikbesitzer in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium Kaiser Karl in Aachen.
Gymnasium zu Birkenfeld.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.

Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in M. Gladbach.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Kempen (Rhein).
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Tauberbischofsheim.
Gymnasium in Trarbach.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Königl. Akad. d. Wissensch. in Mastricht.
Hanstein, Peter, Buchhändler in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Hasslacher, Königl. Oberbergrath in Bonn.
Haug, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann a. D. in Dresden.
Henrion, Jos., Rentner in Bonn.
Henry, Rentner in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Hettner, Professor Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, von der, Freiherr August, Bankier in Elberfeld.
Heydt, von der, Carl, Rentner in Berlin.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, General der Infanterie z. D. in Darmstadt.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Höpfner, Dr., Geh. Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hofmann, Alex., Weingutsbesitzer in Bonn.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor u. Geh. Rath in Bonn.
Hütwohl, J., in Steeg b. Bacharach.
Humbroich, Justizrath u. Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, Commerzienrath in Mechernich.
Huyssen, Dr., Wirkl. Geh. Rath, Excellenz in Bonn.
Huyssen, Ingenieur in Niederbreisig.
Ihm, Max, Dr. phil., Privatdocent in Halle a. Saale.
Isphording, Reg.-Baumeister in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kahl, W., Dr., Professor in Bonn.
Karo, Georg, stud. phil. in Bonn.
Karsch, Paul, Königl. Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Inspect., in Essen (Ruhr).

Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knaben-Pensionat, kath., Kemperhof bei Coblenz.
Knebel, Landrath a. D., Geh. Regierungsrath in Cöln.
Koch, Dr. theol., Militär-Oberpfarrer, in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koenig, Fritz, Rentner in Dresden.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kosbab, Jos., Baurath in Cöln.
Koser, Reinhold, Professor in Bonn.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Professor in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Bonn.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Coblenz.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Cöln.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Crefeld.
Kreis-Ausschuss in Daun.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Düsseldorf.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Essen a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Euskirchen.
Kreis-Ausschuss in Gummersbach.
Kreis-Ausschuss in Lennep.
Kreis-Ausschuss in Malmedy.
Kreis-Ausschuss in Meisenheim.
Kreis-Ausschuss in Merzig.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. Rhein.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss in Ruhrort.
Kreis-Ausschuss in Saarburg, R.-B. Trier.
Kreis-Ausschuss in Saarlouis.
Kreis-Ausschuss in Schleiden.
Kreis-Ausschuss in Siegburg.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Kreis-Ausschuss in Wetzlar.
Kreis-Ausschuss in Wittlich.
Krüger, Emil, stud. phil. in Bonn.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad Ems.
Landau, H., Commerzienrath in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Adenau.
Landrathsamt, Königl. Ahrweiler.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in M.-Gladbach.
Landrathsamt, Kön. in Grevenbroich.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Kön. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Kön. in Simmern.
Landrathsamt, Königl. in Solingen.
Landrathsamt, Königl. in Wessel.
Landsberg, Dr. Ernst, Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freihr. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landwehr, Dr., Rechtsanwalt in Königswinter.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Lautz, Justizrath und Notar in Elberfeld.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leiden, Hans, Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen von der, Emil, Rittergutsbes., Burg Miel bei Odendorf.
Liebenow, Professor, Geh. Rechn.-Rath in Berlin.
Liebieg, Angelica, Frau Baronin von, in Gondorf a. M.

Linden, Anton, in Düren.
Lindenschmidt, Carl, Rechtsanwalt in Elberfeld.
Lintz, Jac., Verlagsbuchhändler in Trier.
Loë, Frhr. von, Generaloberst in Coblenz.
Loeschcke, Dr., Professor i. Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungsgerichtsrath in Berlin.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martius, Goetz, Dr., Professor in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Gymnasiallehrer in Neustadt a. d. Hardt.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Mertz, Sebastian, Rentner in Cöln.
Meurer, Carl, cand. phil. in Sayn.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Professor in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mörner v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Professor a. Seminar in Trier.
Müllenmeister, Th., Kaufmann in Nieukert.
Müller, Dr. med., Sanitätsrath in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Münz- und Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum Wallraf-Richartz in Cöln.
Museum, Fürstlich Hohenzollernsches in Sigmaringen.
Museum, Gemeinde- in Nymwegen.
Museum, Reichs- in Nymwegen.
Nell, von, Joh. Pet.. Gutsbesitzer in Trier.
Nellessen, Theodor, in Aachen.
Neufville, W. von, Rentn. in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Neuhoff, Dr. Robert, Chemiker in Elberfeld.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. Rath in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nordhoff, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Norrenberg, Dr., Pfarrer in Süchteln.
Oberbergamt, Kgl. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr., Prof. in Heidelberg.
Oidtmann, Heinrich, Dr., Inhaber einer Glasmalerei in Linnich.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Rentner in Düsseldorf.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Plassmann, Landesrath a. D. zu Münster i. W.
Pleyte, Dr. W., auswärt. Secr., Director des Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Poppelreuter, Dr., Oberlehrer in Bonn.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Priester-Seminar, Bischöfliches in Trier.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Eschweiler.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rheinbach.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in St. Wendel.
Progymnasium in Wipperfürth.

Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Prym, Eugen, Prof., Dr. in Bonn.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Randow, von, Kaufm. in Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rau, Hermann, Dr., Univers.-Ober-Bibliothekar in Bonn.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Barmen.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Ruhrort.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Progymnasium in Bonn.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule, Obere, in Cöln.
Realschule in Essen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
Remy, Jul., in Neuwied.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinr., Techniker in Remagen.
Reusch, Gutsbesitzer, Gut Idylle bei Kruft.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Roeber, Friedrich, Bankier in Elberfeld.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rohlfs, Generalconsul, in Godesberg.
Rosbach, Professor, Gymn.-Lehrer in Trier.
Saemisch, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Dr. juris, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Fräulein in Bonn.
Schaaffhausen, Hubert, Landgerichtsrath in Cöln.
Schaefer, Ferdinand, Rentner in Bonn.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Luzern.
Schlumberger, Jean, Fabrikbes. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Cleve.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr., Domcapitular in Mainz.
Schnock, Heinrich, Pfarrer in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schoetensack, Dr. Otto, in Heidelberg.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schroers, J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schunck, Josef, Frau Bergwerks- und Weinguts-Besitzerin in Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Seligmann, Moritz, Bankier i. Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Sell, Carl, Professor, Dr. in Bonn.
Seminar in Boppard.
Seminar in Cornelimünster.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Seyffardt, Heinr., Kaufmann in Crefeld.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad.

der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Solmsen, Dr., Privatdozent in Bonn.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Stader, Dr. juris, in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Fürstenwalde a. d. Spree.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Straeter, Gottfr., senr., Gutsbesitzer, Haus Petersthal bei Niederdollendorf.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Regierungs-Baurath in Metz.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., K. Gymnasiallehrer in München.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geheimrath und Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, von, Dr., Geh. Ober-Medicinalrath u. Professor in Deyelsdorf (Mecklenburg).
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Vosen, P., Architect in Bonn.
Voss, Theod., Geheimer Bergrath in Düren.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr., Rentner zu Bad Kreuznach.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Professor, Gymnasial-Director in Hamburg.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.- (Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, zu, Durchlaucht, Fürst, in Neuwied.
Wiedemann, Dr., Prof. in Bonn.
*Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Wilde, Frau Wittwe, in Bonn.
Wilmanns, Dr., Geh. Rath, Prof. in Bonn.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Köln.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Wittenhaus, Dr., Direct. in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Rittergutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
*Zartmann, Dr., Sanitätsr. i. Bonn.
Zitelmann, Dr., Prof. in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Goebbels. Gymnasium. Landrathsamt. Nellessen. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek.
Basel: Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Ritter-Akademie.
Bendorf am Rhein: Erlenmeyer.
Berlin: Adler. v. Berlepsch. Bracht. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. von der Heydt. Höpfner. Hübner. Jaehns. Liebenow. Lohaus. Prüfer. Schickler. Schoene. v. Spitz. v. Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Bibliothek des Kunstmuseums. Binz. Frhr. von Bissing. Brinkmann. Bücheler. Caesar. Cahn. Alexander von Claer. Ernst von Claer. Clemen. Cohen. Crohn. Dahm. Doetsch. Dietzel. Dragendorff. Elter. Engelskirchen. Fräulein Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Fricke. Follenius. Gandtner. Dr. Georgi. R. Goldschmidt. W. Goldschmidt. Gothein. von Grand-Ry. Grafe. Gülde. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hasslacher. P. Hauptmann. F. Hauptmann. Henrion. Henry. Heyn. Hofmann. Herm. Hüffer. Humbroich. Huyssen. Isphording. Kahl. Karo. Kaufmann. Kaulen. Klein. Klingholz. Koser. Krafft. Kreis-Ausschuss. Krüger. Landsberg. Lautz. Leber. Lese- und Erholungs-Gesellschaft. Leydel. Loersch. Loeschke. Märtens. Marcus. Martius. Marx. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Oberbergamt. Poppelreuter. Prieger. Prym. v. Proff-Irnich. Rau. Realprogymnasium. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Saemisch. Dr. von Sandt. Frl. Schaaffhausen. Schaefer. Schmithals. Schorn. Schroers. Schunck. Sell. Simrock. Solmsen. Sonnenburg. Stader. Stoll. Use-

ner. de la Valette St. George. van Vleuten. Vosen. Waldeyer. Wiedemann. Wilde. Wilmanns. Wolfers. *Zartmann. Zitelmann.
Boppard: Donsbach. Seminar. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Bibliothek des Lyceums Hosiana.
Bruchsal: Gymnasium.
Brühl: Beck.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burgbrohl: Andreae.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Oberschulrath.
Cassel: Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.
Coblenz: Becker. Graf v. Brühl. Civil-Casino. Cuno. Deiters. v. Eltester. Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Landau. von Loë. Stadt Coblenz.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. Balzer. Civil-Casino. Deichmann. Düntzer. Eltzbacher. Forst. Fröhlich. Fuchs. Greven. Ed. Herstatt. Robert Heuser. Frau August Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnas. Knebel. Kosbab. Kramer. Kreis-Ausschuss. Krementz. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Merkens. Mertz. von Mevissen. Meyer. Michels. Museum Wallraf-Richartz. Niessen. Albert, Frhr. v. Oppenheim. Eduard, Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau Eugen vom Rath. Eugen Rautenstrauch. Ober-Realschule. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schaaffhausen. Schallenberg. Schenk. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. *Wiethase. von Winckler. von Wittgenstein. Wolff.
Cornelimünster: Seminar.
Crefeld: Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. von Randow. Seyffarth. Stadtbibliothek. Stremme.
Darmstadt: von Hilgers. Werner.
Daun: Kreis-Ausschuss.
Deutz: Schultz. Wolf.
Develsdorf (Mecklenburg): von Veit.
Dielingen: Arendt.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dorpat: Bibliothek.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Hist. Verein. Wiskott.
Drensteinfurt: Frhr. v. Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Helmentag. Koenig.
Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. E. Schöller. G. Schoeller. Frau J. Schoeller. Voss.
Düsseldorf: Staats-Archiv. Bone. Bürgerschule. Courth. Gymnasium. Kreis-Ausschuss für den Landkreis. Mooren. Pauls. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek. Frl. Weckbekker.
Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.
Ehrenfeld bei Cöln: Beger. Rauter.
Elberfeld: Blank Gustav. Blank Willy. Boeddinghaus. von Carnap. Frowein. Gymnasium. von der Heydt, Freiherr August. Lautz. Lindenschmidt. Neuhoff. Realgymnasium. Roeber. Springorum. Stadtkreis.
Elten Regb. Düsseldorf: Seminar.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Stadtbibliothek.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Erkelenz: Landrathsamt.
Eschweiler: Progymnasium.
Essen: Bibliothek d. Stadtgemeinde. Gymnas. Karsch. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.
Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flamersheim im Rheinland: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fürstenwalde a. d. Spree: Stier.
Fulda: Goebel.
Gebweiler: Schlumberger.

Geilenkirchen: Landrathsamt.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Landrathsamt. Quack. Stadtbibliothek.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Rohlfs. Schwann. Wendelstadt.
Gondorf a. M.: von Liebieg.
Göttingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Grevenbroich: Landrathsamt.
Gummersbach: Kreis-Ausschuss.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: Ihm. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Wegehaupt.
Hamm: Falk.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Deppe. von Oechelhäuser. Schoetensack. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Haus Heisterberg bei Königswinter: Caron.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Höxter: Gymnasium.
Idylle, Gut bei Kruft: Reusch.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen (Rheinl.): Gymnasium. Landrathsamt.
Kemperhof b. Coblenz: Knaben-Pensionat.
Königsberg i. Pr.: Universitäts-Bibliothek.
Königswinter: Landwehr.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Dr. Kohl. Wandesleben.
Kriegshoven bei Weilerswist: Wülfing.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Leiden: Ort. Pleyte.
Leipzig: Baedeker. Overbeck.
Lennep: Hardt. Kreis-Ausschuss.
Lexhy (Schloss): de Blanchard Surlet.
Linnich R.-B. Aachen: Oidtmann.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Luzern: Schierenberg.
Mainz: Städt. Bibliothek. Schneider.
Malmedy: Esser. Kreis-Ausschuss. de Noüe. Progymnasium.
Mannheim: Alterthums-Verein. Gymnasium. Haug.
Marienfels b. Remag.: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Mayen: Kreis-Ausschuss.
Meisenheim: Kreis-Ausschuss.
Merzig: Kreis-Ausschuss.
Mettlach: von Boch.
Metz: Tornow. Verein für Erdkunde.
Burg Miel: von der Leyen.
Miltenberg: Conrady.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbroich, Poststation Schlebusch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae. Kreis-Ausschuss.
Mülheim a. d. R.: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
München: von Brunn. Cornelius. Urlichs.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Koenen. Kreis-Ausschuss. Sels.
Neustadt a. d. Hardt: Mehlis
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Bemy. Seminar.
Niederbreisig: Huyssen.
Niedermendig: Müller.
Nieukerk, Kr. Geldern: Müllenmeister.
Nymwegen: Gemeinde-Museum, Reichsmuseum.
Oberhausen: Stadt (Bürgermeisteramt).
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Odenkirchen: Seminar.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Osnabrück: Hoeting.
Paris: Lucas. Michelant.
Parma: R.-Bibliothek Palatina.
Haus Petersthal bei Niederdollendorf: Straeter.
Plittersdorf: Bürgers.
Potsdam: von Achenbach. Prinz Schoenaich.
Prag: Universitätsbibliothek.

Prüm: Asbach.
Remagen: von Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs. Stadt.
Rheinbach: Landrathsamt. Progymnasium.
Rheine: Gymnasium.
Reydt. Reg.-Bezirk Düsseldorf: Wittenhaus.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Lanciani. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Bethe. Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
Rurich (Schloss) bei Linnich: von Hompesch.
Saarburg R.-B. Trier: Kreis-Ausschuss.
Saarbrücken: Gewerbeschule. Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Kreis-Ausschuss. Real-Progymnasium.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff. Meurer.
Schleiden: Kreis-Ausschuss.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Siegburg: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Museum.
Simmern: Landrathsamt.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Solingen: Landrathsamt. Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim b. Mülheim a. Rhein: Graf von Fürstenberg.
Steeg bei Bacharach: Hütwohl.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Friedländer. Fuss. Michaelis.
Stuttgart: Paulus.
Süchteln: Norrenberg.
Tauberbischofsheim: Gymnasium.
Trarbach: Gymnasium.
Trier: Aldenkirchen. Gymnasium. Hettner. Lintz. von Nell. Priester-Seminar. Real-Gymnasium. Rosbach. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universit.-Bibliothek.
Viersen: Real-Progymnasium. Haas. Heckmann.
Vilich bei Bonn: von Claer.
Vogelensang: Borret.
Vohwinkel: Kreis-Ausschuss. Mettmann.
St. Wendel: Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium. Kreis-Ausschuss.
Wevelinghoven: von Heinsberg.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet.
Wiesbaden: Bibliothek. Cappell. Frhr. v. Dungern. Isenbeck.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wipperfürth: Progymnasium.
Wittlich: Kreis-Ausschuss.
Worms: Alterthumsverein.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: van Endert.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



Aeneas-Gruppe aus Kœln

im Provinzial-Museum zu Bonn.



1



2 3 4

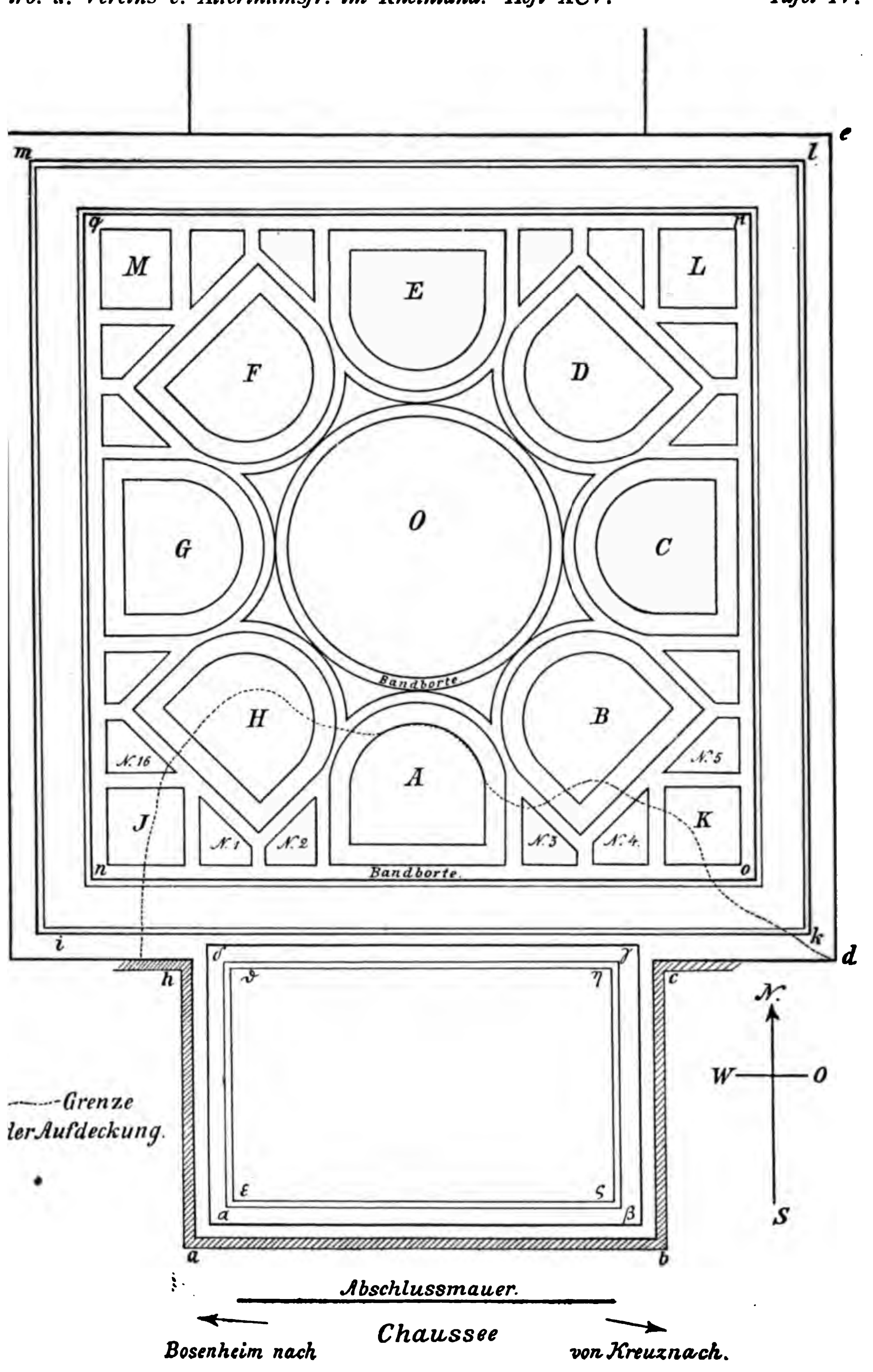


5 6 7

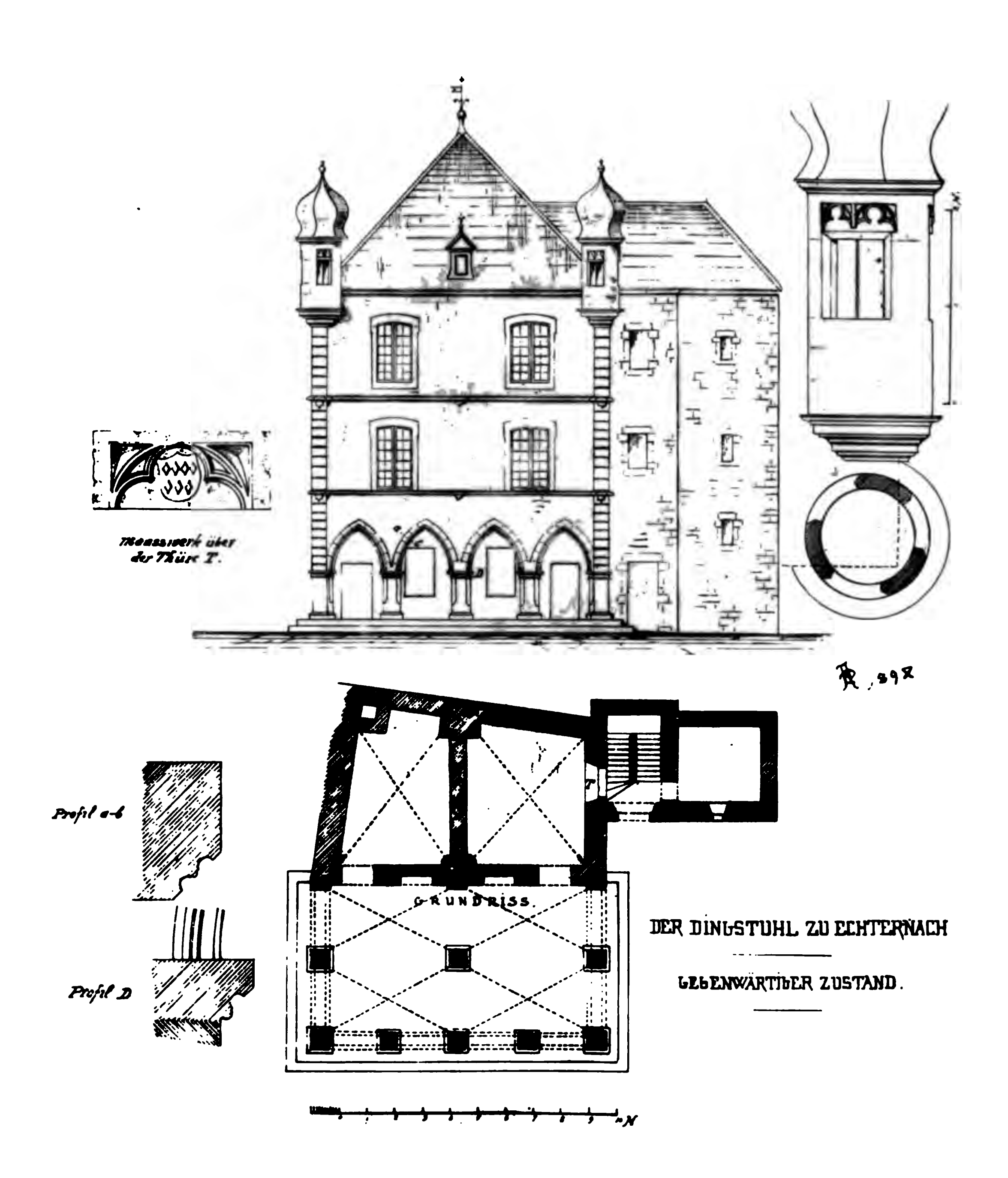
Rœmische Bronzen des Bonner Provinzial-Museums.



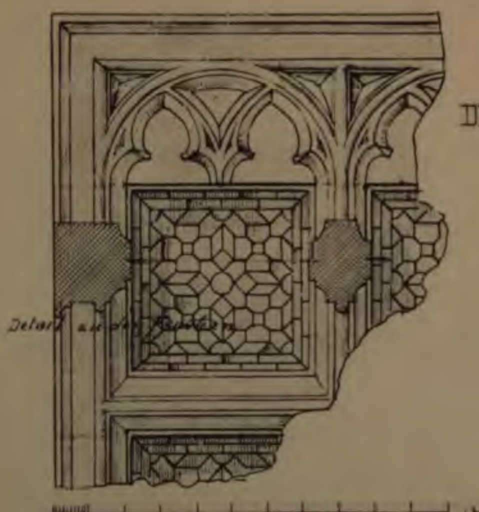
Rœmisches Broncerelief aus Kœln.



Römisches Mosaik bei Kreuznach.

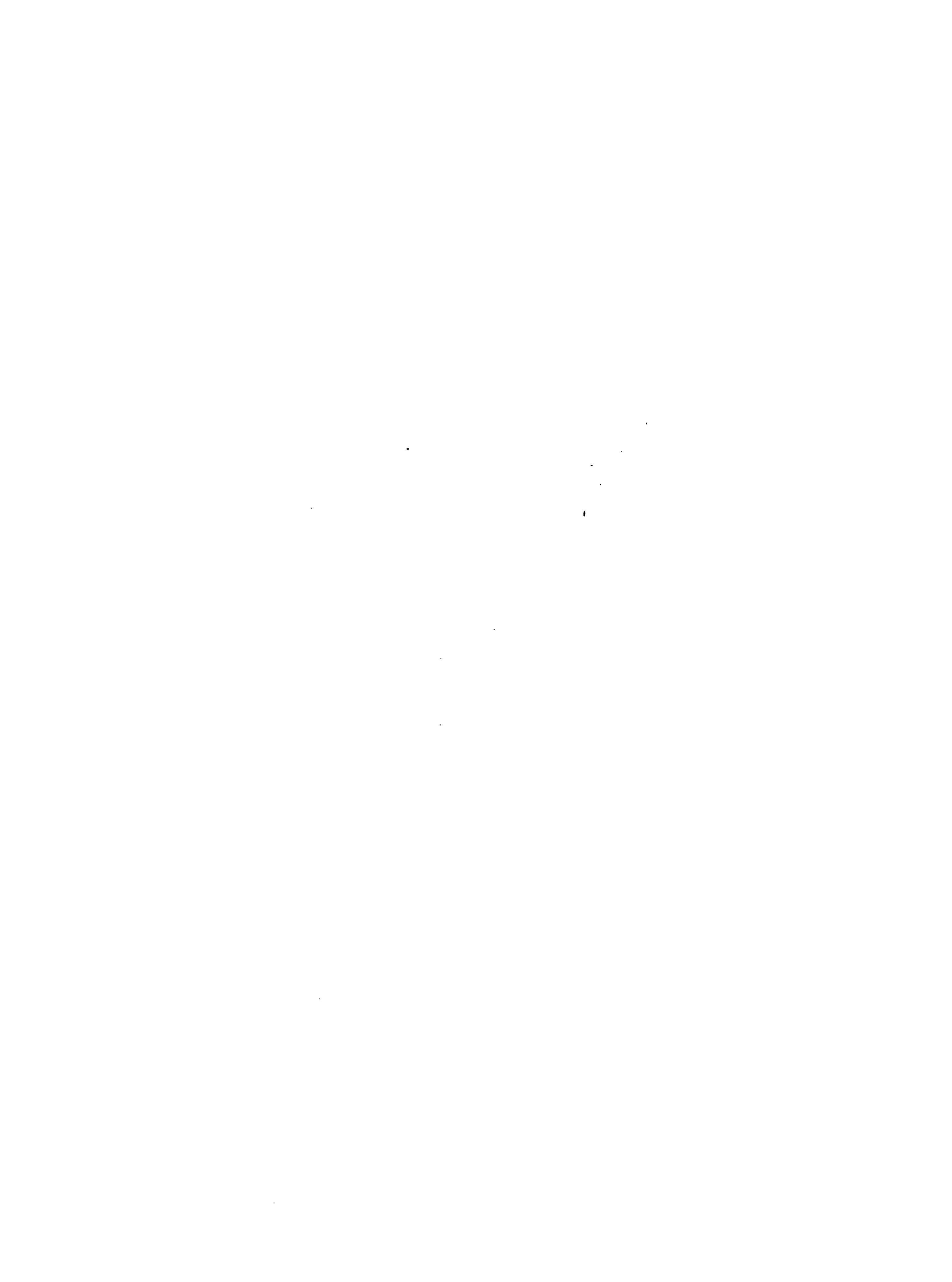

Maasswerk über der Thüre T.
Profil a-b
Profil D
GRUNDRISS.
DER DINGSTUHL ZU ECHTERNACH
GEGENWÄRTIGER ZUSTAND.

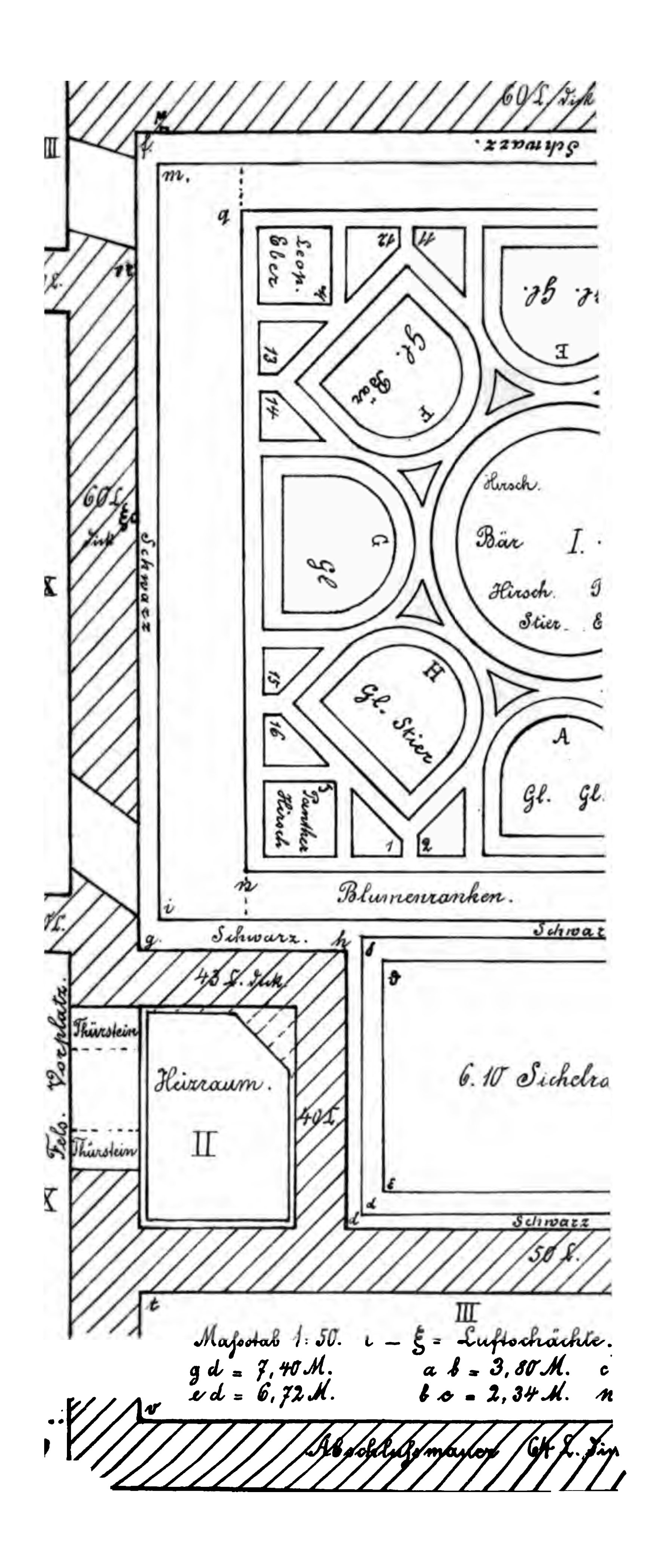




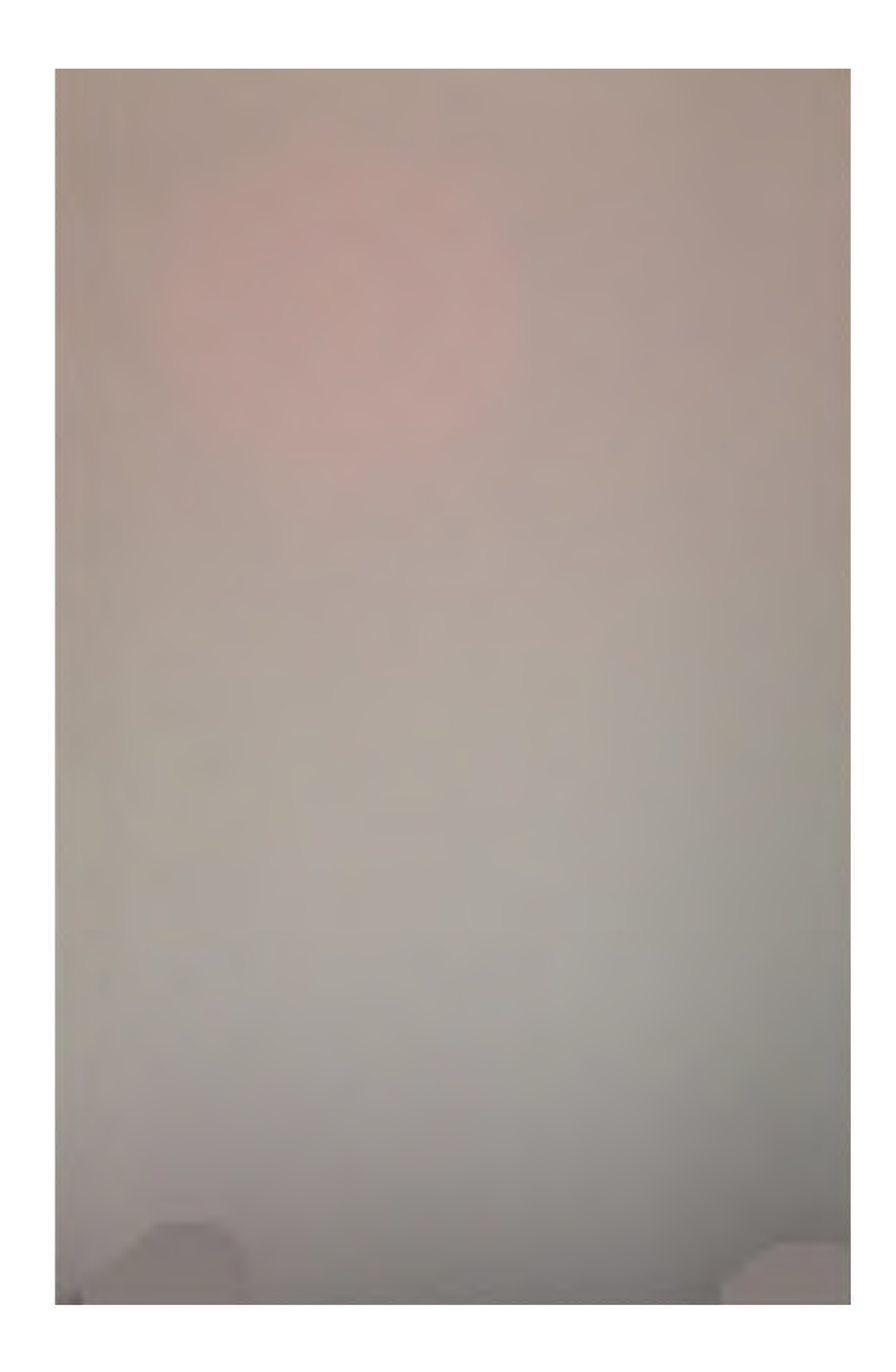
DER DINGSTUHL ZU ECHTERNACH

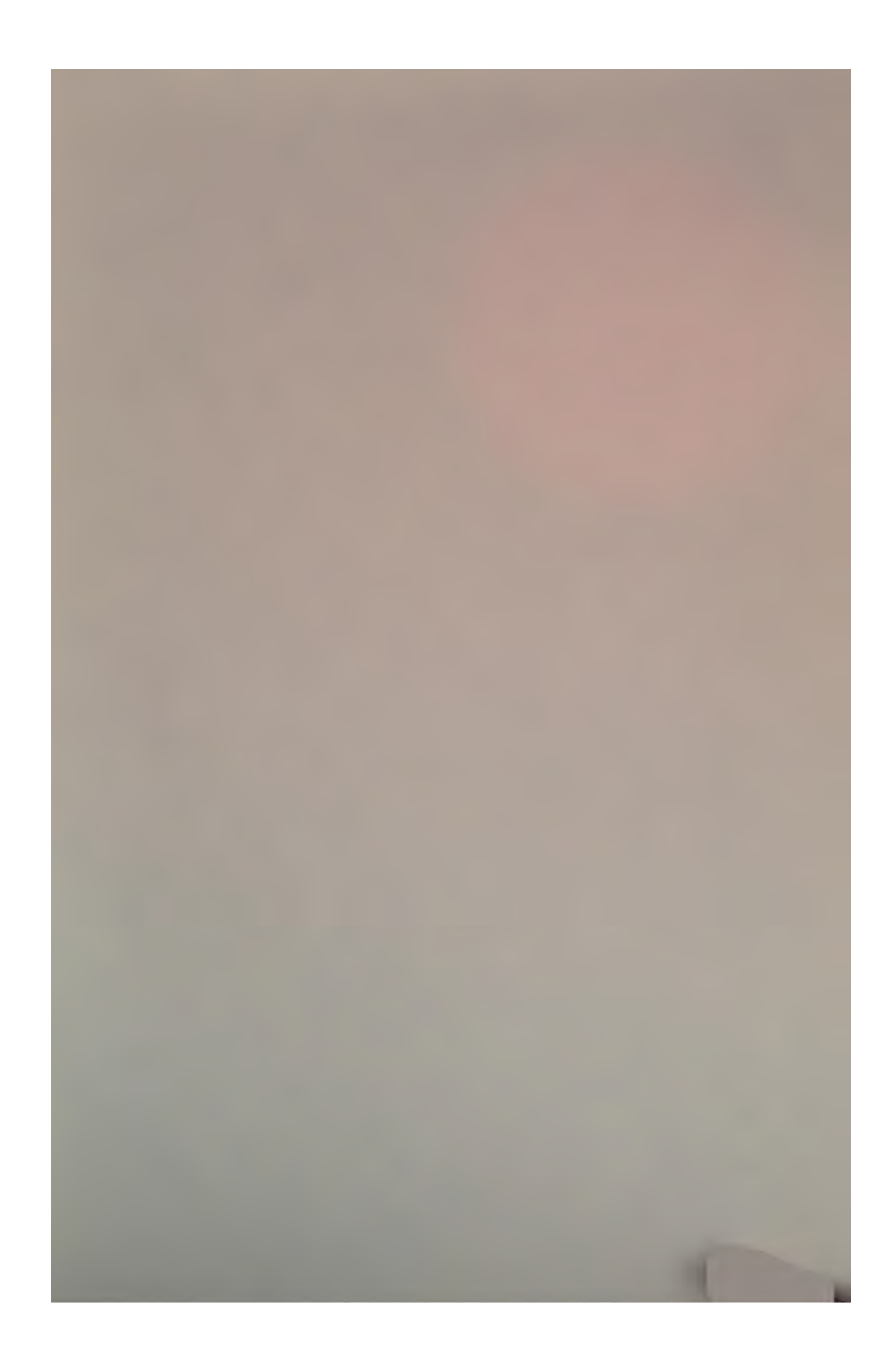
RESTAURATIONSPROJECT.



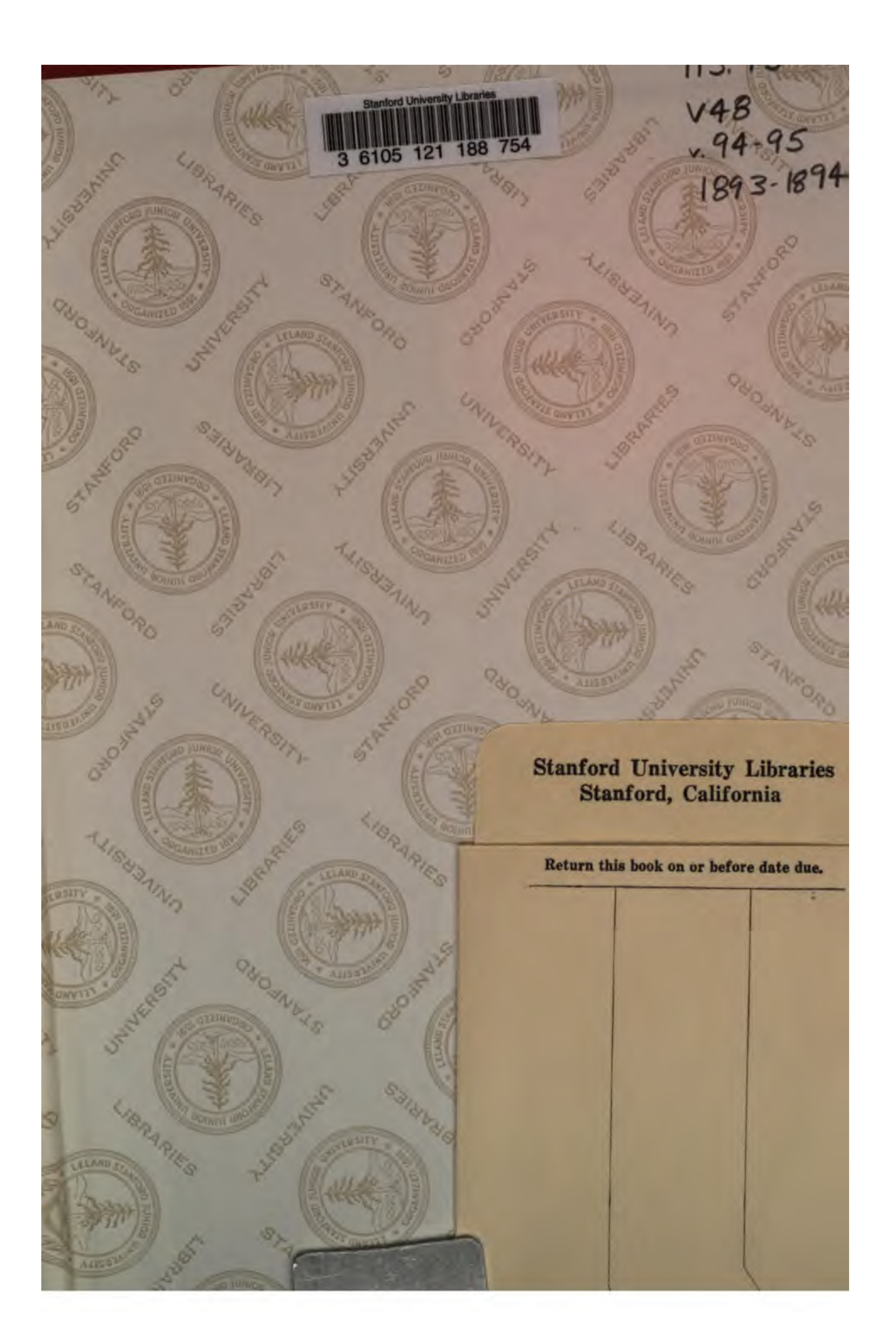

Schwarz.
Schwarz
Blumenranken.
Schwarz.
Hirsch.
Bär
I.
Hirsch.
Stier.
Gl. Stier
Gl.
Gl. Bär
Leop. Eber
Panther Hirsch
43 L. Dick
Heizraum.
II
40 L
6.10 Sichelra
Schwarz
50 L.
III
Thürstein
Thürstein
Fels. Vorplatz.
60 L Dick
Maßstab 1:50. ι – ξ = Luftschächte.
g d = 7,40 M.
a b = 3,80 M.
e d = 6,72 M.
b c = 2,34 M.
Abschlußmauer 64 L. Dick








STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891



Stanford University Libraries
3 6105 121 188 754
V48
v. 94-95
1893-1894
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

